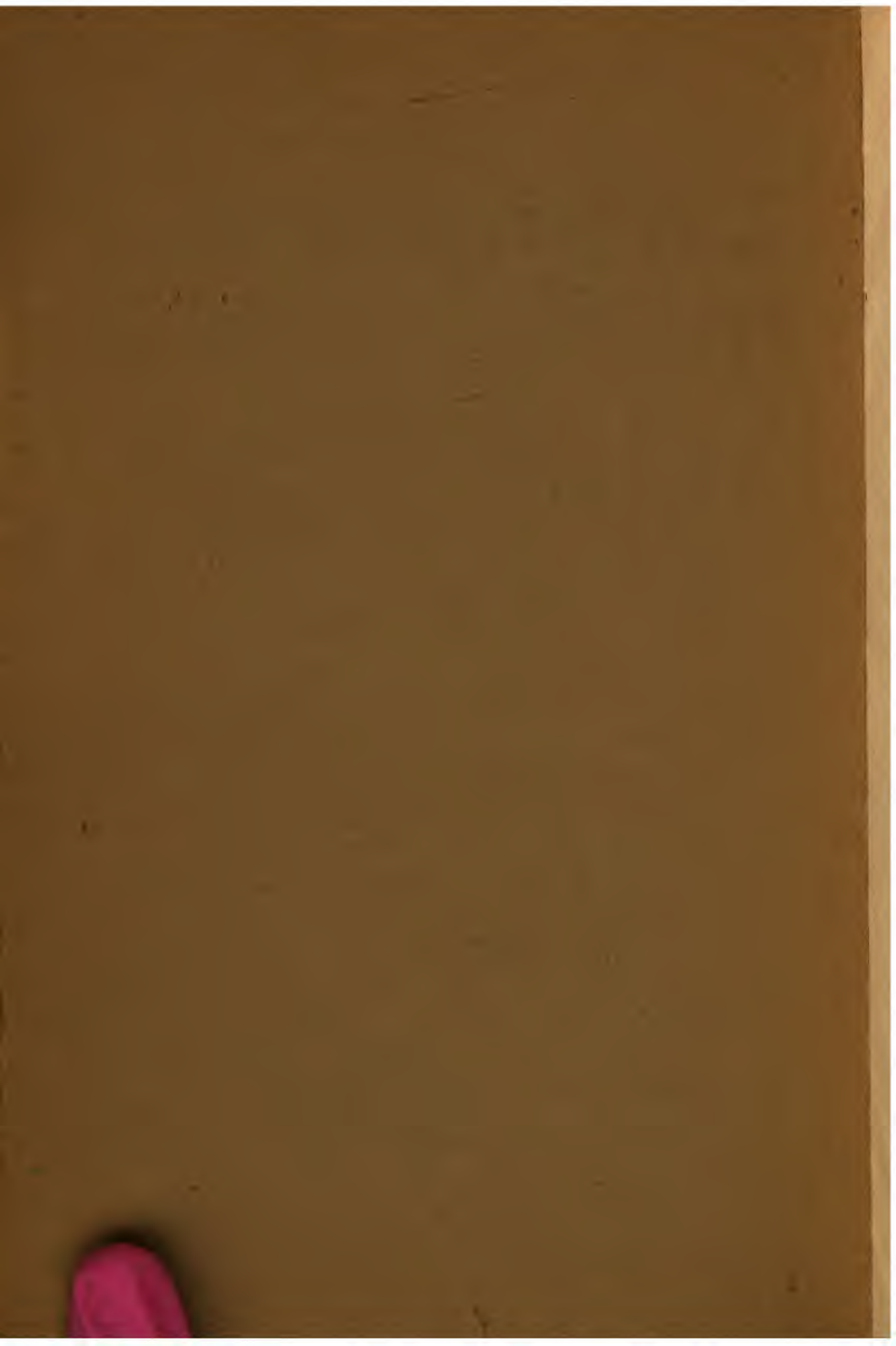

SAPERE·AUDE
MDCXIV







Der Treppenwitz der Weltgeschichte

Geschichtliche
Irrtümer, Entstellungen und Erfindungen

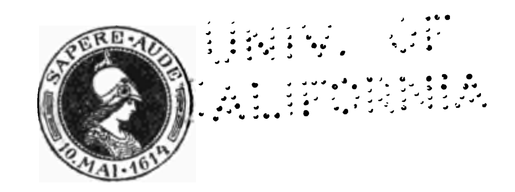
gesammelt von

W. L. Hertslet

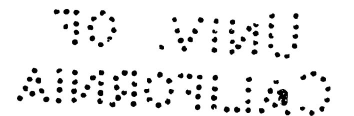
Achte, verbesserte und vermehrte Auflage

bearbeitet von

Hans F. Helmolt



Berlin 1912
Verlag der Haude & Spenerschen Buchhandlung
Max Paschke



Vorwort

Von dem Augenblick an, wo ich die Neubearbeitung übernahm (Febr. 1903), habe ich die auf Seite VI/VII des „Gedenkblattes“ treffend geschilderte Eigenart des Hertsletschen Buches pietätvoll geschont (6. Aufl.: 1904; 7. Aufl.: 1908). Obgleich schließlich keine einzige Seite so geblieben ist, wie sie mir ursprünglich vorlag, beschränkt sich mein Anteil auf systematisches Bessern, Weglassen oder Ergänzen. Aus seinem reichhaltigen Katalog „Quellenforschungen zur Geschichte der Technik und der Naturwissenschaften“ sandte Herr Ingenieur F. M. Feldhaus in Berlin-Friedenau eine Reihe von Nachträgen usw., von denen ich die meisten mit Dank verwertet habe. Die Herren J. Erich Biehahn in Züllichau, Karl Boecklen in Chicago, Prof. Dr. Brünnert in Erfurt, Prof. Ehrenzweig in Wien, v. Estorff auf Teyendorf bei Ülzen, W. L. Ettling in Homburg v. d. H., Jos. Gyöngyösi in Budapest, Prof. Dr. Kieffer zu Bensheim a. d. B., M. Rottmanner in München und Constantin v. Zedlitz in London haben mich durch Übermittlung einschlägiger Feuilletons usw. sehr verpflichtet. Zum Wandern beliebter Geschichtchen bringt Dr. W. Ahrens in seinen „Gelehrten-Anekdoten“ (Berlin-Schöneberg, H. Sack, 1910/11) sehr vergnügliche Belege bei. Weitere Quellen hatte ich im Vorwort zur 7. Aufl. verzeichnet. Die Einsendung neuer Bereicherungen und Berichtigungen (entweder an die Verlagsbuchhandlung oder direkt an den Unterzeichneten) ist nach wie vor sehr erwünscht.

München 23, im Oktober 1911

Dr. Helmolt

Inhalt

Gedenkblatt

William Lewis Hertslet wurde am 21. November 1839 als Sohn des Königl. Großbritannischen Berufskonsuls W. J. Hertslet zu Memel geboren. Er absolvierte die dortige Ober-Realschule und trat in das kaufmännische Geschäft seines Vaters ein. Seine kaufmännische Ausbildung setzte er in London fort. Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er eine verantwortungsvolle und einflußreiche Stellung bei dem englischen Eisenbahn-Unternehmer Bray, dem Begründer der Ostpreußischen Südbahn. In dieser Stellung bildete sich Hertslet zu einem genauen Kenner des Eisenbahnrechtes und Aktienwesens aus und schuf auch ein damals sehr nötiges Werk über „Eisenbahntechnische Ausdrücke“, die er sinngemäß ins Englische übersetzte, um dadurch den englischen Ingenieuren den Verkehr mit dem Publikum und den Behörden zu erleichtern. Als Bray seine Unternehmungen an den bekannten Dr. Strousberg verkaufte, gab Hertslet seine Stellung nach ganz kurzer Zeit auf und begründete ein eigenes Bankgeschäft in Berlin, das er bis zum Jahre 1895 fortführte, um alsdann ausschließlich seinen schriftstellerischen Neigungen zu leben. Nur kurze Zeit sollte er seiner freiwilligen geschäftlichen Muße sich erfreuen. Am 2. Mai 1898 ging er durch einen schnellen und unerwarteten Tod, erst im achtundfünfzigsten Lebensjahre stehend, zur ewigen Ruhe ein.

Hertslet war ein Mensch von außergewöhnlichen Fähigkeiten und von einer universellen Bildung, die er von früher Jugend auf durch unablässiges und eifriges Selbststudium sich anzueignen bestrebt war. Als Mathematiker und Statistiker leistete er Hervorragendes, und nur ungern hatte er, dem Zwange der Umstände folgend, auf den Wunsch seiner Jugend,

Astronomie zu studieren, Verzicht geleistet. Bekannt und unterrichtet in allen philosophischen Systemen, war er ein eifriger Anhänger Schopenhauers, zu dem ihn seine eigene Denkungsart und Lebensauffassung hinzogen; als bleibendes Zeichen seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete veröffentlichte er ein auch in den Kreisen der Wissenschaft sehr geschätztes „Schopenhauer-Register". Auch als Finanzschriftsteller schuf er Bedeutendes. Er war ein gern gesehener Mitarbeiter unserer ersten Börsenzeitungen und Herausgeber einer Reihe von weitverbreiteten Erscheinungen börsenliterarischer Art; insbesondere hat er sich hier durch seine ein Vierteljahrhundert hindurch fortgeführte, mustergültige Bearbeitung von „Salings Börsenjahrbuch", dem bekannten finanziellen Nachschlagewerk, ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Am liebsten aber war ihm die Beschäftigung mit Literatur und Geschichte. Hier las und sammelte er, man kann sagen, in jeder freien Minute. Und seine außergewöhnliche Belesenheit trug reiche Früchte. Er war ein eifriger und von Georg Büchmann hochgeschätzter Mitarbeiter an dessen „Geflügelten Worten", und das bekannte Buch hat ihm manchen wertvollen Beitrag zu danken.

Seine Lieblingsschöpfung war und blieb ihm aber der „Treppenwitz der Weltgeschichte". In ihn hat er seine ganze Eigenart hineingelegt. Schon der Grundgedanke des Buches entsprach seiner kritischen Denkungsweise, noch mehr aber die Ausführung in ihrer von gewaltiger Belesenheit getragenen, oft laumigen, vielfach sarkastischen und nicht selten überkritischen Art. Darin hatte er vielfache Berührungspunkte mit Büchmann, der denn auch das erste Erscheinen des Hertsletschen Werkes mit großer Freude begrüßte und in der „Nationalzeitung" darüber sagte: „Ein überaus und auf jeder Seite anziehendes Buch. Die Leistung ist eine ganz neue Betrachtung und Zusammenstellung historischer Irrtümer und Erfindungen, unterstützt von den besten und zuverlässigsten Belegen. Das Buch muß und wird gelesen werden".

Als Selbstbildner gehörte Hertslet nicht zu den Zunftgelehrten. Niemand wußte besser als er, daß der Mangel an strenger wissenschaftlicher Schulung sich mitunter in seinem

Buche bemerkbar machte, und nie hat er den Anspruch erhoben, als wissenschaftliche Quelle zu gelten. Dankbar war er jeder Belehrung zugängig. Aber gerade sein naiver, von trockener Gelehrsamkeit freier Ton und seine stets geistvolle Auffassung trugen nicht wenig zu dem unbestrittenen Erfolge des Buches bei.

Bescheiden sagte Hertslet in der Vorrede zur zweiten Auflage: „Wenn ich nur das Eine erreicht habe, daß man nicht mehr sagt: ‚Diese Anekdote ist wahrscheinlich historisch, denn sie ist sehr charakteristisch‘, dann bin ich zufrieden". Die Nachwelt wird darüber hinaus das Andenken Hertslets als des geistvollen Begründers eines eigenartigen Sammelwerkes bewahren, und der von ihm geschaffene Ausdruck „Der Treppenwitz der Weltgeschichte", der Bürgerrecht in der deutschen Sprache genießt, wird die Erinnerung an den geistvollen, tüchtigen und treuen Mann dauernd festhalten.

Dr. Konrad Weidling

Berichtigung:

Auf S. 76 lies Herostratos statt Herostatos.

Einleitung

Wer ein Abenteuer zu erzählen hat, bei dem die Zuhörer nicht dabei gewesen sind, wer also freies Feld findet und seine Phantasie ein Wörtchen mitreden lassen darf, der wird gewiß schon an sich selbst die Erfahrung gemacht haben, daß er dann — und wäre er auch der ehrlichste, aufrichtigste Mensch von der Welt — die Spitze ein klein wenig verbessert, schärfer und klarer hinstellt, störende Einzelheiten wegläßt und über das Ganze gewiß jenen Zauber breitet, den die Erinnerung so gern und ohne weitere Kosten über alles ihr Angehörige ausstrahlt. Aber was will das sagen gegen den *esprit d'escalier* der Geschichte, die sich mit solchen Verschönerungen nicht begnügt, sondern ihre Pointen meist geradezu erfindet! Jeder, der sich seit seinen Jugendjahren nicht hauptsächlich mit Geschichte beschäftigt hat, möge sich einmal fragen, welche Begebenheiten ihm wohl noch am besten erinnerlich, welche Stichwörter ihm als Charakteristik ganzer Zeitalter, einzelner Parteien und Personen noch lebhaft im Gedächtnis geblieben sind. Gibt er sich die Mühe und stellt er sie alle nebeneinander, so wollen wir ihm hiermit von vornherein, ohne die Zusammenstellung gesehen zu haben, versichern, daß die meisten dieser Stichwörter, dieser interessanten historischen „Tatsachen" usw. unhistorisch sind, daß sie sich in den Schriften der Zeitgenossen größtenteils nicht nachweisen lassen und daß erst der Treppenwitz späterer Geschlechter den böhmischen Stein eingesetzt hat, der jetzt so augenfangend funkelt. Aus den folgenden Mitteilungen wird man ersehen, wie gerade das Pikante, das Rührende, das Ergreifende, das Begeisternde, ja das Hinreißende in der Geschichte meistens — gelogen ist (vergl. die vergnügliche Umwertung aller historischen Werte durch die von großer Belesenheit zeugende Plauderei

„Die Weltgeschichte in neuester Gestalt" in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung Nr. 7 vom 14. Febr. 1909). Eben das, was sich am leichtesten dem Gedächtnis einprägt, ist fast immer Schwindel, gut erfundene Reklame, die zur Begründung eines brauchbaren Stichworts dienen muß und dient — *une fable convenue.*

Aber bedeutet es keine Selbstvernichtung, wenn wir aus unsern Geschichtsbüchern alles entfernen, was dem Stoffe Wärme, Charakter, Anschauung verleiht? Lohnt es sich überhaupt noch, in der Geschichtsstunde zuzuhören, wenn die Weiber von Weinsberg, der Kniefall Kaiser Rotbarts, die charakteristischen Kriegsanekdoten vom Großen Friedrich kritisch zersetzt und mit hochweiser Miene belächelt werden? Gemach! Auch wir kennen Goethes Satz, daß das Beste, was die Geschichte gewähre, der Enthusiasmus sei, und geben ohne weiteres Ottokar Lorenz recht, wenn er in seinem „Leopold von Ranke" (Berlin 1891, S. 365) sagt, Schillers Kampf mit dem Drachen werde jedenfalls mehr Enthusiasmus erregen als 6 Bände Geschichte der Johanniter. Aber einerseits ist es entschieden ein Irrtum, zu meinen, nur das, was langweilig oder unverständlich sei, habe sich „sicher ereignet" (a. a. O., S. 409); anderseits braucht deshalb, weil die Kritik die Unhaltbarkeit gewisser Geschichtchen erwiesen hat, der Geschichtslehrer durchaus nicht völlig auf sie zu verzichten, wenn er nur selber weiß, daß es unverbürgte Anekdoten sind, und wenn er sie nur als solche mit Verstand und Humor vorzutragen und anzubringen versteht. Unbedingt nötig ist deshalb ein Hilfs- und Nachschlagebuch, wo der hierin Unsichere und Ungeübte, aber nach Wahrheit Lechzende nachlesen kann, was alles die Kritik der letzten Jahrzehnte als unhistorisch gebrandmarkt hat und was alles an hyperkritisch und voreilig Abgetanem besonnen wiederhergestellt werden muß.

* * *

Du bist bei einem Fürsten oder einem sonst einflußreichen Herrn zu einer Audienz bestellt, die vielleicht über dein Lebensglück entscheiden soll; durch eine verbindliche, gefällige, sinnreiche Antwort könntest du leicht das Zünglein an der Wage

zu deinen Gunsten ausschlagen lassen. Aber die Unbefangenheit fehlt, teils durch das Bewußtsein der Wichtigkeit des Augenblicks, teils wegen der Gegenwart der hohen Person — die Manschetten werden zu kurz, der Frack unter den Achseln zu eng. Zu einer sinnreichen Bemerkung gehört immer eine doppelte Gedankenverbindung, eine Gedankenmasche, mit der man den andern bestrickt; ihre niedrigste, sich nur miteindrängelnde, eigentlich hinkende und daher verrufene Art ist das Wortspiel.

„Seines Geistes Armut zeigt,
Wer zum Wortspiel niedersteigt". Gleim.

Diese doppelte Verbindung ist nun aber durch Befangenheit vollständig ausgehakt; mit Mühe nur kommt die einfache zustande, und häufig versagt auch diese, so daß der Bittsteller sich selbst das Armutszeugnis ausstellt, zu erklären, er könne unmöglich die Gefühle ausdrücken, die ihn beseelen, — eine Versicherung, die hochgestellte Personen meistens schon so oft gehört haben, daß sie ihnen über alle Maßen flach und läppisch vorkommen muß. — Die Audienz ist zu Ende, der Bittsteller geht die Treppe hinunter; der nervösstimmende Augenblick der Entscheidung ist vorüber, die bangemachende hohe Person nicht mehr gegenwärtig, die Manschetten haben die rechte Länge wieder erlangt, der Frack schnürt nicht mehr, die Gehirnfasern telegraphieren einander wieder in normaler Weise, „der Blöde wird freier und freier" — und da: „wie zugeflüstert" springt ihm die treffende Antwort ins Bewußtsein. Senf nach der Mahlzeit! Vergl. den wahrheitsgetreuen Bericht, den Friedrich Rehbein, rechtskundiger Bürgermeister von Dornstein, in der 15. Szene des 2. Akts von Ludw. Thoma's schwankartiger Komödie „Die Lokalbahn" (München 1902) von seiner Audienz beim Minister dem Bruder erstattet, gegenüber der „notgedrungenen" Flunkerei in der 4. Szene des 1. Akts.

Der Geschichte nun fällt geradeso, wie dem von der Audienz die Treppe herunterkommenden Bittsteller, ein pikantes, gerade passendes Wort, eine dramatisch-ergreifende Gruppierung der Personen und Er-

eignisse in Raum und Zeit fast immer erst hinterher ein. Auch sie ist *„after-witted“*. Nur wird es ihr leichter als dem Bittsteller, das Versäumte nachträglich in das Protokoll eintragen zu lassen — was sie denn auch tut. *Se non è vero, è ben trovato.*

Büchmann bemerkt in seinen „Geflügelten Worten“, daß ein untrügliches Kennzeichen eines allgemein gewordenen Zitats die Veränderung seiner ursprünglichen Form sei, während zu gleicher Zeit die so veränderte Form hartnäckig als die allein richtige verteidigt werde. Und Fourniers *„Esprit dans l'Histoire“* zeigt, obwohl nicht absichtlich, daß die meisten hübschen Anekdoten und geistreichen Redewendungen in der französischen Geschichte erfunden sind. Bei der großen Vorliebe der Franzosen für das Zugespitzte, bequem Anführbare könnte man glauben, es wäre nur bei ihnen eine solche Menge von „Treppenwitzen der Weltgeschichte“ nachzuweisen, wie es Fournier, Ch. Buet, Dr. Cabanès u. a. imstande waren; doch haben die Nationen darin, wie in den meisten andern Sachen, einander nicht viel vorzuwerfen. Dasselbe gilt im großen ganzen auch von den Konfessionen; hier läßt sich Horazens Ausspruch (Episteln I, 2, 16) „intra muros peccatur et extra“ (gesündigt wird hüben wie drüben), leider recht oft anwenden.

So wäre es eine bewußte Übertreibung, wollte man behaupten, in den Statuten der Gesellschaft Jesu sei der Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel“ verordnet; denn wenn in des Jesuiten Busenbaum „Medulla theologiae moralis“ die Wendung vorkommt „cui licitus est finis“ [nämlich sich aus dem Gefängnisse zu befreien], „etiam licent media“ [vorausgesetzt, daß er den Wächtern kein Leid zufügt], so ist von einem Heiligen an sich unerlaubter Mittel hier keine Rede. Auf der andern Seite hat aber selbst Kaplan Dasbach im Juli 1903 in der Trierer Landeszeitung zugeben müssen, daß Graf Paul Hoensbroech zweierlei bewiesen habe: a) viele Jesuiten lehren, man dürfe aus einem wichtigen Grund oder zu einem guten Zweck manchmal etwas Böses geschehen lassen oder zu einer Sünde Gelegenheit bieten, auch wenn man sie verhindern könnte; b) einige Jesuiten sagen, man dürfe sogar in gewissen, genau bestimmten Fällen einem Menschen zu einer geringern Sünde raten, um eine größere zu verhindern. Vom sittlichen Standpunkt aus ist letztere Möglichkeit nicht ohne weiteres zu verwerfen. Vgl. den vermittelnden Aufsatz in der Illustrirten Zeitung Nr. 3225 vom 20. April 1905, Seite 550. Mehr ist aber keinesfalls nachweisbar. Darum war es nicht verwunderlich, daß die Klage des Grafen Hoensbroech gegen Dasbach auf

Auszahlung der in der Auslobung von 1903 versprochenen 2000 Gulden vom Kölner Oberlandesgericht am 30. März 1905 abgewiesen wurde (vgl. die Urteilsbegründung in der Kölnischen Zeitung vom 3. April 1905).

Umsomehr hatte gerade unser Buch Ursache, sich von Gehässigkeiten und Übertreibungen, wie sie ultramontane Nachschlagebücher immer von neuem auftischen, absichtlich fernzuhalten.

Woher aber stammen diese vielen Unrichtigkeiten, dieser Schmuck, womit man das trockene Register von Zahlen, Namen und Ereignissen hier und da aufzuputzen für gut befunden hat? Zuerst wohl aus dem persönlichen Interesse der Geschichtschreiber, sowie aus ihrer Vorliebe für das Volk oder die Partei, der sie zufällig angehörten. Mancher Memoirenschreiber drängt sich so oft wie möglich und oft unbeholfenerweise in den Vordergrund; alle Memoirenschreiber aber — vielleicht mit einziger Ausnahme des heiligen Augustinus — sind in entzückender Weise liebenswürdig, von unbeugsamem Ehrgefühl beseelt und — was wirklich merkwürdig ist — durchschauen alle Mitmenschen, mit denen sie in Berührung kommen (meist Mittelware), bis ins innerste Herz. Es ist ein Jammer, daß nicht alle Menschen Memoirenschreiber sind. Und es ist ein Jammer, daß nicht alle Memoirenschreiber Menschenkenner von der Größe eines Goethe sind, der in „Dichtung und Wahrheit" die Bekenntnisstimmung seiner eignen Zeit mit folgenden Worten schildert: „Es war eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der Andern". Bekanntlich ist gerade gegenüber „Dichtung und Wahrheit" stete Vorsicht und Unbefangenheit am Platze (vergl. Rich. Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang, Bd. 1, 1894).

Dann aber schiebt man auch seinem Volk oder seiner Partei die Sachen gern ein wenig zurecht, verzerrt sie dagegen den außen- oder gegenüberstehenden; in dieser Richtung sündigen wohl am meisten die Schulbücher und die Verfasser der Religionsgeschichte; sind doch die heiligen Legenden mit ihren fortwährenden Einmischungen höherer Wesen zugunsten der zufälligen Religion des Erzählers eben — Legenden.

Dieses alles aber erklärt nur einen Teil der Treppenwitze. Die Hauptsache ist wohl diese: die Geschichte ist nicht rhetorisch, und umgekehrt; eine ganz wahrheitsgetreue Erzählung dessen, was sich während eines bestimmten Zeitraums ereignet hat, würde uns fast immer anwidern, wie der Schaukasten eines Vorstadt-Photographen, der seine Bilder nicht zu retouchieren versteht. Ein zweiter Lessing könnte einen zweiten „Laokoon“ schreiben über den Unterschied der Geschichte und der Kunst. Die Geschichte, wie sie sein sollte, wäre für die Kunst unbrauchbar. Sie wäre nicht poetisch, weder episch noch dramatisch, weder malerisch, noch dürfte sie dem Marmor irgendwie entgegenkommen. Ungern würde sie sich selbst jeder systematischen Darstellung fügen und mit ihrer bleiernen Alltäglichkeit dem Historiker das Aufrechterhalten seiner Würde ermüdend schwer machen, indem sie ihn zwänge, sich hauptsächlich mit anscheinend läppischen, recht trivialen Dingen zu befassen. Ein schöner Stil wäre ihm fast unerreichbar. Naiver-, aber richtigerweise im Sinne der meisten bemerkt daher Prosper Mérimée: *„Je n'aime de l'histoire que les anecdotes“* (Vorwort zu *Chronique du Règne de Charles IX, 1829*).

Die Geschichte ist unpoetisch. Man nehme die bekanntesten historischen Dramen Schillers und sehe, wie er sich den vorhandenen Stoff hat zustutzen müssen und wie gerade immer die Pointe von ihm am meisten umgestaltet, wo nicht ganz erfunden ist. Der historische Fiesko ist zufällig ertrunken, nicht durch eine absichtliche Handlung seiner Feinde. Der wirkliche Don Carlos war weder, wie ihn uns Schiller, dem Saint-Réal folgend, vorführt, ein Ausbund von Liebenswürdigkeit, ein sentimentaler Held der Rede, noch wie Llorente in seiner Geschichte der Inquisition ihn beschreibt, ein widerwärtiges Ungeheuer (vergl. Ranke, Historisch-biographische Studien, Leipzig 1877; Büdinger, Don Carlos' Haft und Tod insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie, Wien und Leipzig 1891). Doch ist Schiller im ganzen bei seiner Charakteristik des Titelhelden von der Geschichte nicht so weit abgewichen, wie man gewöhnlich glaubt. Der Marquis von Posa, ermordet 3. Sept. 1569, war jedoch kein Freund und Altersgenosse des Prinzen; ein Sohn eines Marquis von Posa,

Bruder Dominic de Rojas, Dominikanermönch, wurde sogar am 8. Oktober 1559 zu Valladolid in Gegenwart des Prinzen in einem der teuflischen Autos verbrannt, in denen die „Religion der Liebe“ damals schwelgte. Von der romantischen Verklärung und dem verführerischen Schimmer, womit Schiller die Prinzessin Eboli umkleidet hat, bleibt für die geschichtliche Betrachtung nichts übrig. Selbst den Namen Eboli erhielt die wirkliche Prinzessin erst nach ihrer Verheiratung; sie entstammte vielmehr dem Hause Mendoza. — Wallenstein ist noch eins der treuesten Stücke, und doch: wie hat Schiller an dem Stoffe feilen und putzen müssen, um ihn darstellbar zu machen! Im Schlosse zu Friedland (in Böhmen), jetzt der Familie Clam-Gallas gehörend, findet man ein Bildnis, zu dem der Feldherr dem Maler selbst gesessen hat; nach beglaubigten Zeugnissen ist es das ähnlichste, das auf uns gekommen, während das im Schlosse Dux bei Teplitz, dem heutigen Sitze der Waldsteins, mehr oder weniger ein Phantasiegebilde des Künstlers sein soll. Schiller dürfte nur das im Museum des Stadthauses zu Eger befindliche, wohl noch dem 17. Jahrhundert entstammende und 1738 renovierte Hüftbild gekannt haben, das (man weiß nicht, weshalb) von van Dyck herrühren soll; ein seit 1894 ebenfalls dort hängendes Knabenbildnis aus dem Jahre 1589, das den späteren Generalissimus als 6 jährigen Jungen darstellt, rührt angeblich von Alfonso Sanchez Coello her. Leider hat ein Brand Anfang Februar 1907 im Museum alle Waldstein-Bildnisse vernichtet oder doch, wie das angeblich von van Dyck stammende, so beschädigt, daß an ein Restaurieren kaum gedacht werden kann.

Über „Max“ ist nach einem 1874 in der Lausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften von Dr. Paur gehaltenen Vortrage zu bemerken, daß Octavio Piccolomini zwei Neffen und einen entfernten Verwandten hat zu sich kommen lassen, um an ihnen Vaterstelle zu vertreten. Einer der Neffen hieß Max (vergl. Düntzer, Erläuterungen zu Wallenstein, 2. Aufl. 1877, S. 184 Anm.); sein Name steht auch unter dem sogenannten „Pilsener Schluß“. Doch Schiller hat die Hauptzüge seines bei jungen Damen so beliebten Helden, den der Tod angeblich bei Neustadt an der Nab ereilt hat, einem Max Wallenstein

entlehnt, der Wallensteins jüngerer Vetter war. — Wie dramatisch wirksam sind nicht die letzten Worte des Stückes (Gordons, indem er das kaiserliche Schreiben überreicht): „Dem Fürsten Piccolomini." In Wirklichkeit ging es aber nicht so schnell; Octavio wurde 1644, also ein Jahrzehnt später, zum Herzog von Amalfi ernannt (vergl. M. Camera, Memorie storico-diplomatiche dell' antica città e ducato di Amalfi, Band 2; Salerno 1881) und erst am 8. Oktober 1650 in den erblichen Reichsfürstenstand erhoben. — Bei „Maria Stuart" liegt wohl der Haupteffekt in der Szene der Zusammenkunft der beiden Königinnen — es ist gewiß, daß sie einander nie gesehen haben. Auch daß Maria in der letzten Zeit ihrer Gefangenschaft so vielen Männern, die in ihre Nähe kommen, gefährlich wird, ist poetische Licenz: die historische Maria war bei ihrem Tode knapp 45 Jahre alt; als junge Königin hatte sie allerdings durchaus nicht bedacht, was sie ihrer Stellung schuldig war. — Die „Jungfrau von Orleans" stirbt — in der Dichtung — ohne Schmerz, und die Fahnen der Truppen senken sich auf sie nieder; tatsächlich ist sie von den Engländern als Hexe verbrannt worden (1431). Sie hat auch nicht in ihrer Jugend Schafe und andere Tiere gehütet. In Lesignes Buch „*La fin d'une légende*" (Paris 1889) wird der Ruhm der Jungfrau, die Orléans gar nicht entsetzt habe, auf ein Kleinstes herabgedrückt: der König hätte bloß ihre „hysterische Begeisterung" als nützliches Werkzeug gebraucht. Sicherlich ist die im Verhältnis zu ihren Fähigkeiten riesige Wirkung Johannas nur im Rahmen des geistig recht niedrig stehenden 15. Jahrhunderts zu verstehen. „Sar" Péladan führt („Revue bleue", 1911) ihre Erfolge lediglich darauf zurück, daß vor Johanna als Tertianerin (Mitglied des dritten Ordens der Franziskaner) die demselben Orden angehörenden englischen Soldaten hätten zurückweichen müssen. Vergl. zur ganzen Johanna-Frage die ausgezeichnete Bibliographie im XXIII. Bande der 6. Aufl. von Meyers Großem Konv.-Lexikon (Leipzig, 1911).

Daß Agnes Sorel die seit 1428 dem König Karl VII. Mut einflößende Beraterin gewesen sei, stimmt nicht: sie wurde erst 1434 seine Geliebte.

Die erste Andeutung des falschen Berichtes findet man bei Jean de Bueil, Admiral und Vertrautem des Königs, in seinem Roman *le Jouvencel*, doch ohne daß Agnes genannt wird; in die Geschichte führte ihn Bernard Du Haillan (1535—1610) ein mit Nennung des Namens, doch nur als ein *on dit;* populär wurde sie durch Brantôme (1540—1614) in seinen *Vies des dames galantes;* Béranger endlich setzte sie in Verse.

Der von Byron besungene Gefangene von Chillon hieß Franz Bonivard. Byron benutzt einen regnerischen Nachmittag, den berühmten Kerker zu besuchen, wo Bonivard vier Jahre lang (1532—1536) durch den Herzog von Savoyen gefangen gehalten worden, nachdem er schon vorher zwei Jahre in milderer Haft gewesen war. Am 29. März 1536 wurde Schloß Chillon von den vereinigten Genfern und Bernern erstürmt und Bonivard befreit. Die mitgefangnen Brüder Bonivards hat Byron dazu erfunden, um die Sache dramatisch gestalten zu können. Daß sich Bonivard nach seiner Freilassung bis zu seinem Tode noch viermal verheiratet hat, außerdem noch wegen liederlichen Lebenswandels einmal vor den Genfer Rat zitiert und zum Kirchenbesuch (!) zweimal die Woche verurteilt wurde, erwähnt Byron natürlich nicht. Ganz ähnlich schrumpft das Phantasiegebilde, das sich das Volk von dem „ritterlichen, edelmütigen", im Gefängnis mit seiner Frau, Julie Bläsius, und seinem Sohne aufgenommenen und von K. M. Ernst gestochnen Räuber Schinderhannes — recte: von dem Buschklepper und Strauchdieb Johannes Bükler — zurechtgezimmert hat, in der aktenmäßigen Darstellung völlig in sich zusammen. (Carl Rauchhaupt, Aktenmäßige Geschichte über das Leben und Treiben des berüchtigten Räuberhauptmanns Joh. Bückler, gen. Schinderhannes; Kreuznach 1896.)

Durch diese Abschweifung, der man leicht Gegenstücke aus Shakespeare, Goethe und Walter Scott an die Seite stellen könnte, sollte die Tatsache illustriert werden, daß der Dichter genötigt ist, den Stoff zu veredeln, den die Chroniken ihm überliefern. Dies ist sein Recht, und es wäre töricht, ihm deshalb Vorwürfe zu machen; denn die Bühne ist kein Katheder. Wohl aber sind das Drama und der historische Roman zwei der Hauptquellen für die „Treppenwitze der Weltgeschichte", weil gewiß mehr Menschen ins Theater als zum Professor der Geschichte ins Kolleg gehen, und weil Romane — leider! —

mehr als Geschichtswerke gelesen werden. Aber man hält die Kunst und die Geschichte nicht auseinander; dieser gefallen auch wohl die Flitter, welche jene ihr angesteckt hat, und sie sträubt sich nicht, wenn man sie ihr nicht nimmt.

Die Geschichte ist auch nicht malerisch; sie möchte wohl gern ein ergreifendes Bild herstellen, versteht es aber nicht. Der Maler muß gerade so feilen und putzen, weglassen und hinzutun wie der Dichter, und mit Vorliebe haben sich die Maler immer gerade die Treppenwitze der Weltgeschichte zu Vorwürfen genommen. Die meisten „historischen" Gemälde stellen Unhistorisches dar, so daß durch sie viele Irrtümer verbreitet worden sind (Luther unter'm Weihnachtsbaum, der damals noch unbekannt war). Am schlimmsten wird die Sache, wenn der Maler ein historisches Ereignis nach einem Gedichte malt. Man zeigte Uhland einst eine Illustration zu einem seiner historischen Gedichte; allein er bemerkte:

„Ich liebe solche Bilder nicht. Die Maler sollten derlei Gegenstände nicht zum Vorwurfe ihrer Kunst machen. Entweder sollten sie wirkliche Geschichten darstellen oder nur Gedichte rein poetischen Inhalts illustrieren. Historische Stoffe, welche einmal den Weg durch Sage und dichterische Form hindurch gemacht, führen den Künstler auf einen Zwitterboden, der sehr bedenklich ist; denn indem auch der Maler dem fort und fort verwandelten Stoffe noch einmal in seiner Weise ein eigenes Gepräge gibt, geht zu leicht die historische Wahrheit, Ursprünglichkeit und Kraft verloren." (Jos. Rank in der „Neuen Freien Presse", Wien, vom 4. Juli 1882.)

Ebensowenig wie die Geschichte malerisch ist, ist sie planvoll, wenigstens nicht augenscheinlich; ihr Regisseur steht noch unter dem eines herumziehenden Provinzialtheaters. Die Szenen greifen nicht gehörig ineinander, die Mitwirkenden fallen häufig aus der Rolle. Auf große Ursachen folgen langsam große Wirkungen. Wohl nie hebt sich der Zusammenhang solcher großen Ursachen und großen Wirkungen von einem in angemessener Stimmung gehaltnen Hintergrunde theatralisch deutlich ab. Das müssen vielmehr erst Dramatiker und Epiker besorgen:

„Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinanderzieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied."

Schiller, Die Künstler, Zeile 225—28.

Als ein Beispiel dafür, wie die Geschichte plump „den Anschluß versäumt", erinnern wir an den 9. Thermidor des Jahres II der französischen Republik (27. Juli 1794). Gerade zu der Stunde, da Robespierre im Konvent zusammenbricht, bewegt sich ein Zug von sechzig oder achtzig zum Tode Verurteilten zum Richtplatz. Als dieser Zug in die *rue de Saint-Honoré* einbiegt, trifft er auf eine Ansammlung von Personen, denen das Ereignis im Konvent schon bekannt geworden; man macht Miene, die Gefangenen zu befreien; da kommt der betrunkene, soeben abgesetzte, aber noch nicht verhaftete General der Nationalgarde Henriot mit einem Reiterschwarm und erhält der Guillotine ihre Opfer! Der Henker Sanson ließ anfragen, ob man die Hinrichtung der veränderten Umstände wegen nicht aufschieben solle; aber der Staatsanwalt Fouquier-Tinville befahl, der „Gerechtigkeit" freien Lauf zu lassen. Daß der Dichter André Chénier unter jenen Gemordeten gewesen sei, ist ein Irrtum: sein Haupt war schon am 7. Thermidor (25. Juli) gefallen. Am 10. Thermidor wurde Henriot mit Robespierre und andern zusammen guillotiniert, Fouquier am 5. Mai 1795.

Die unmittelbare Ursache (*la cause occasionnelle*), die letzte Feder, die den Rücken des Kamels zerbricht, wird in der Wirklichkeit oft höchst unbedeutend, ja läppisch sein. Zwar irren die, die, hiervon getäuscht, ähnlich dem Bauern in den Acharnern des Aristophanes (Vers 500 ff.), die Ursachen großer Begebenheiten in einer Weiberzänkerei, kleinen persönlichen Empfindlichkeiten oder dergleichen suchen; aber ebenso irren die, die alles, was sich an Bedeutendem ereignet, auf einzelne große Ursachen zurückleiten und, um mit Frau von Staël zu reden, „die Menschheit anonym machen wollen". Wenn man diese einzelnen großen Ursachen, also etwa das Dasein weiser Fürsten, Staatsmänner, Denker oder auch ihrer Antipoden wegnähme, wäre danach die Geschichte eine ganz andere geworden, und mit Carlyle gelangt man dann bis zum *hero-worship* oder „Kultus des Genius". In Wirklichkeit sind jedoch die Ursachen in der Geschichte unscheinbar, wie die ersten Quellen eines Stroms, und die größten Geister verdanken ihrer Zeit doch immer mehr, als diese ihnen. Zwischen Indi-

viduum und sozialer Gruppe vollziehen sich fortgesetzt Wechselwirkungen: ein Vorgang, der den einseitigen Sozialismus oder das extreme Anwenden naturwissenschaftlicher Gesetze auf menschliches Geschehen ebenso ausschließt, wie übertriebnen Individualismus. Der Biograph aber tut gern so, als wäre sein Held ein Prophet „von Gottes Gnaden".

Mit Trompetenstoß läßt er ihn auf der Weltbühne erscheinen, und noch ehe er tot ist, legt er ihn auf das Paradebett. Wie in früheren Zeiten bei der Geburt bedeutender Menschen Lichterscheinungen und andrer dergleichen Unfug an der Mode waren, so hat man später dem scheidenden Helden noch häufig ein letztes bedeutendes, seinem Leben gleichsam als Motto dienendes Wort in den Mund gelegt und für einen theatralisch packenden Abgang gesorgt. Gegen diese Ausrufe Sterbender, es sei denn, sie wären ganz besonders trivial und nichtssagend, muß man vor allem vorsichtig sein; fast keiner kann vor der Kritik bestehen. Ebensowenig schließen die einzelnen Abschnitte der Geschichte mit irgend einer bedeutenden Handlung oder grenzen sich sonst voneinander ab. Die Geschichte weiß davon gerade soviel, wie der Himmel von den Meridianen. Es gibt nichts „Epochemachendes". Die Epochen (Einschnitte, die verschiedne Zeitalter voneinander trennen) werden immer erst hinterdrein erfunden. Man konnte nicht seinerzeit im „Mittelalter" zu Bette gehen, um sich in der „Neuern Geschichte" die Augen wieder wach zu reiben. Die Grenzen sind unbestimmbar, wie zwischen dem Hell und Dunkel des Abendhimmels (vergl. hierzu S. 16/17 des I. Bands von Helmolts „Weltgeschichte", Leipzig, 1899).

Andre Märchen entstehen durch die Eitelkeit der Völker mit Beziehung auf Entdeckungen und Erfindungen. Nachdem der Kaiser von China, Shi Huang ti († 210 v. Chr.) 213 befohlen hatte, sämtliche Klassiker in seinem Reiche zu verbrennen, folgte 179 ein andrer Kaiser (Wen Ti), der das Bücherverbot wieder aufhob. Rund 1850 Jahre später gewährte der Kaiser Kang hsi (1662—1722) den europäischen Missionaren an seinem Hofe freundliche Aufnahme (1692).

„Er schätzte an ihnen die höhere Bildung, welche er, darin sich als kein National-Chinese verratend, wohl anerkannte. Aber einen chinesischen Ge-

lehrten, Mei-Wuh-gan, einen Anhänger der verjagten Ming-Dynastie und trotzdem wegen seines Wissens beim fremden Kaiser wohl gelitten, wurmte das Übergewicht dieser Europäer. Er behauptete, von den durch sie eingeführten Theorien sei die bei weitem größte Mehrzahl den Chinesen schon Jahrhunderte früher bekannt gewesen und dieses nur aus Unkunde mit der heimischen Literatur übersehen worden; ja, aus China stamme alle Wissenschaft, übersetzt sei sie zu den Bewohnern anderer Länder gedrungen und habe dort weiter gelebt, während sie in China selbst seit der großen Bücherverbrennung aufgehört habe sich zu entwickeln, wie sie begonnen habe. Jetzt suchte man wieder eifrig und allgemein nach alten Schriften und fand sie auch. (Vergl. Biernatzki: Die Arithmetik der Chinesen, in Crelles Journal für reine und angewandte Mathematik VII, 1856, 59—94.) — Babbage, der Verbesserer der Rechenmaschine (1822), fand in einem Exemplar chinesischer Logarithmentafeln, die der Pater Gaubil 1750 der Königlichen Gesellschaft zu London geschenkt hatte, genau die Druckfehler, die in den 1628 zu Gouda gedruckten Tafeln von Vlacq enthalten sind (Poggendorff, Geschichte der Physik, S. 103).

Wieder andere falsche, verkehrte und verschrobene Berichte entstehen, weil der Erzähler gewissermaßen als selbstverständlich annimmt, daß die Fragen, die ihn und seine Zeit bewegen, auch in den Zeitaltern oder in den Lebensläufen, die er schildern will, an der Tagesordnung waren und jedermann zu ihnen Stellung nehmen mußte. Ja, es werden gerade solche Schriften, sonstiges als gleichartig vorausgesetzt, den augenblicklichen Erfolg für sich haben, dafür freilich auch schnell veralten. — Angaben, die aus derartiger Veranlassung entstehen, muß man nicht immer als bewußte Fälschungen ansehen. Allerdings gibt es auch da eine Grenze. Im spanischen Alexanderroman des Juan Lorenzo de Segura läßt der Bischof von Jerusalem beim Herannahen des Makedonen eine Messe lesen. Daß das Unsinn war, wird Lorenzo wohl gewußt haben; aber in weniger groben Fällen ist oft der gute Glaube des Berichterstatters gar nicht anzuzweifeln. Er konnte es sich eben gar nicht anders denken, als daß seinen Helden die ihn selbst bewegenden Fragen auch aufs höchste beschäftigt hätten, obgleich sie ihm vielleicht ganz unverständlich oder die Beschäftigung mit ihnen sogar widerlich gewesen wäre. Allein wie ein Fremdenführer es für angemessen hält, alles zu zeigen, wonach er gefragt wird, glaubt sich der in den Begriffen seiner Zeit befangene Historiker verpflichtet, zu er-

zählen, wie sich der Held seiner Darstellung zu ihnen (wie er sich schließlich selbst einredet) gestellt hat, indem er die Frage danach als selbstverständlich voraussetzt. Die kleinste Beziehung, vielleicht ein zufälliger Gleichklang der Worte genügt dann zur Anknüpfung. Er sieht eben, was er sehen wollte und was in ihm liegt. Abgesehen vom Saturnsringe und den spukhaften Kometen sind alle Weltkörper nahezu kugelförmig, und doch bezeichnen wir mit „sternförmig" — auch wissenschaftlich z. B. in der Botanik — eine ganz andere Gestalt, die nur durch den strahligen Bau der Linse unseres Auges hervorgerufen wird. So führt die Sonnenblume ihren Namen nicht bloß deshalb, weil sie sich immer nach der Sonne wendet (das tun andere Pflanzen ebenfalls), sondern auch darum, weil ihre Form der Gestalt dieser Linse gleicht. Die photographische Platte kennt diese Stern-Gestalt nicht; sternförmige Sterne gibt es ebensowenig wie herzförmige Herzen.

Noch eine weitere Quelle von „Treppenwitzen der Weltgeschichte" ist die Unfähigkeit der meisten Menschen auf niedriger Kulturstufe, zu abstrahieren. Wie die lateinische Sprache leiden sie daran, daß sie „entstehen" und „gemacht werden" (fieri) nicht unterscheiden können, also für alles Entstandene einen Verfertiger oder wenigstens einen leitenden Meister suchen:

‚als wenn das auf Namen ruhte,
was sich schweigend nur entfaltet!'
Goethe, West-östl. Divan; V. Buch des Unmuts, 8.

Diese menschliche Schwäche hatte schon Giambatt. Vico in seinen Principj di una Scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni (1725) erkannt (vergl. Michelet, Histoire romaine, Paris 1831, Vorwort S. VII).

Daß übrigens Vico seine Scienza nuova, um einen Konflikt mit der Kurie zu vermeiden, absichtlich sehr dunkel gehalten habe, ist von Bened. Croce im 3. Teile seiner Bibliografia Vichiana (Neapel 1904) widerlegt worden: Vico hat wirklich, mit oder ohne Kämpfe, den kirchlichen Glauben und eine Art von positivistischer Humanitätsphilosophie miteinander zu vereinigen verstanden. —

Ebenso haben die Menschen das Bedürfnis, nachzuweisen, daß derjenige, welcher in einem Kampfe den Sieg davongetragen, auch der wäre, dem man den Sieg hätte wünschen müssen („die Weltgeschichte ist das Weltgericht"); sie stellen sich somit bei der Lehre von dem *survival of the fittest,* dem Überleben des Passendsten, immer auf den sittlichen Standpunkt. Ihrem Herzen macht dies alle Ehre, ihrem Kopfe sehr wenig. Die Zahl der kleinen — und großen — Verdrehungen und Fälschungen, die aus dieser Quelle in die Geschichte eingedrungen sind, ist Legion. Die wohlwollenden und edeln Menschen haben aber nicht die Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich.

In der Politik handelt es sich niemals wirklich um Rechtsfragen („on respecte un moulin — on vole une province", vergl. unten bei Friedrich dem Großen): diese werden nur vorgeschoben als Stichwort für die Massen. In Schulbüchern aber steht es gewöhnlich umgekehrt; insofern sind sie Märchenbücher. Auch muß nach ihnen, selbst wenn Völker miteinander gerungen, immer das tugendhaftere den Sieg davon getragen haben; das ist durchaus falsch. Die langweiligen Völker siegen mit ihren greulichen Quäleinrichtungen: die Spartaner, die Römer, dieses urlangweilige Volk — — usw. usw. —, kurz die, bei denen das einzige, was des Lebens wert ist, die freie und schöne Entfaltung der Persönlichkeit, in großem Maßstab unterdrückt und behindert wird. Freilich bei den meisten ist nichts zu entfalten. Der „Fabrikware der Natur" ist das kein Bedürfnis; ihr liegt mehr an der Vervielfältigung der Persönlichkeit, und deren Folgen sind die Armut und der Krieg.

Es bleiben noch zwei Quellen der Treppenwitze der Weltgeschichte übrig: die volkstümliche Erklärung zu Bezeichnungen, Namen, Worten, Sprüchen, Sitten, Einrichtungen, Symbolen, Bildern und Statuen, deren ursprüngliche Bedeutung etwas oder ganz dunkel geworden war, oder zu Naturspielen und die Personifikation oder die wörtliche Auffassung des Allegorischen. Alle diese Quellen berühren einander häufig und gehen auch wohl eine in die andere über.

Das Gefolge der heiligen Ursula von 11000 Jungfrauen verdankt seine Existenz wahrscheinlich einem Miß-

verständnis, indem man die Bezeichnung XI *M. V.* (Martyres Virgines) irrtümlich las XI Milia Virginum.

Der Mäuseturm auf einer Insel im Rhein bei Bingen hat ursprünglich Mauthturm geheißen, weil darauf ein Mauth- d. i. Zollhaus, oder nach anderen ein Muusturm (d. h. Zeughaus), gestanden hat. Zu dem entstellten Namen „Mäuseturm" hat man dann später die Geschichte vom geizigen Bischof Hatto von Mainz erfunden, der, weil er eine Menge von hungernden, ihn um seine aufgespeicherten Kornvorräte bittenden Menschen in eine Scheune führen und verbrennen läßt, später von den aus der Asche hervorkommenden Mäusen überallhin verfolgt und auf dem Mäuseturm von ihnen aufgefressen wird. Die Sage wird sowohl von Hatto I. (891—913) wie von Hatto II. (968—970) erzählt. Es ist dies aber einfach eine sogenannte Wander-Anekdote. Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbronn 1879), führt 13 verschiedene Orte auf, in denen das Ereignis, oder doch ein ganz ähnliches, stattgefunden haben soll.

„Die Sage von Hattos Tod" — heißt es dort, S. 1 — „welcher ins Jahr 970 fallen soll, wird zum ersten Mal am Anfang des 14. Jahrhunderts in Siffrids Chronik erwähnt. Der Binger Mäuseturm ist nicht älter als das 13. Jahrhundert. In dem, was die Geschichte von Hatto weiß, ist kein Zug, an den der Mythus hätte anknüpfen können". — Erwähnt mag auch noch die Auslegung werden, jener Bischof hätte am delirium tremens gelitten und deshalb überall Mäuse gesehen.

Liebrechts Erklärung, alle diese Sagen stammten von dem heidnischen Brauche bei Landplagen, z. B. Mäusefraß, das Stammeshaupt durch Aufhängen an einem Baum zu opfern, ist vielfach angefochten worden (auch von Döllinger, Pabstfabeln). — Übrigens ist die Maus ein Symbol des Todes, dem niemand entfliehen kann; vergl. Herodots Erzählung von den „gottgesandten" Feldmäusen, die vor Pelusium Sanherib von einer Bezwingung Ägyptens abhielten, indem sie wohl in sein Lager die Pest brachten: ein Motiv, das L. Bruun in dem Geschichtsroman „Der König aller Sünder" (deutsch: Stuttgart 1903) ergreifend verwertet hat.

Was die Personifikation zu Worten betrifft, deren Bedeutung man vergessen hat, so will ich anführen, daß zu den Zeiten des dunkelsten Mittelalters „Kyrie eleïson" einigen

als Heiliger der Kirche galt; seit den Enthüllungen der „großzügigen" Fälschungen von Lutherhandschriften durch den Händler Herm. Kyrieleis (vergl. Max Herrmanns methodologisch musterhaft aufgebauten Vortrag „Ein feste Burg ist unser Gott", Berlin 1905) hat das Wort ein Stückchen seines guten Klangs verloren. Das spätere Mittelalter hat sogar ein in herkömmlich salbungsreichem Stile gehaltenes Leben des heiligen Niemand, der zwei Herren dienen konnte, zwei Frauen haben durfte; auch Buddha steht — nach Felix Liebrecht, Rhys Davids, F. Max Müller, Ernst Kuhn und Arthur Pfungst — unter dem Namen Josaphat seit einem halben Jahrtausend unter den „Heiligen" der Christenheit. Die Volkstümlichkeit der beiden hebräischen Namen Joachim (Haus Hohenzollern!) und Anna kommt von den im Neuen Testamente nirgends genannten Eltern der Mutter Jesu her, die schon seit sehr alter Zeit Joachim und Anna genannt worden sind. Denn Namenlosigkeit ist dem Volke verhaßt (vergl. das hauptsächlich onomatologisch recht brauchbare und einer Neuauflegung wohl werte Buch „Geschichtsel" von S. Widmann, Paderborn 1891). Obwohl über die Magier aus dem Osten im Neuen Testamente weder hinsichtlich der Zahl noch der Namen eine Andeutung gemacht wird, müssen die „heiligen 3 Könige" Kaspar, Melchior und Balthasar heißen (über den Ursprung dieser Benamsung vergl. v. Gutschmid); ja, in anderen Teilen der christlichen Kirche zählte man ihrer 12 und kannte sogar deren Väter! Der Hauptmann unterm Kreuze Jesu hieß angeblich Longinus, stammte aus Zöbingen bei Ellwangen in Württemberg und ist der Ahnherr derer von Wöllwarth! Und Judas Ischarioth, dessen 30 Silberlinge noch heute zu Santa Croce di Gerusalemme, zu Enghien usw. den staunenden Gläubigen gezeigt werden, muß am letzten Montag im November aus dem jüdischen Stamme Gad geboren sein, während die beiden Schächer Dysmas und Gestas — oder anders — geheißen haben sollen. Ähnlich steht es mit der Berechtigung der Namen von sonst unbekannten Personen, die mit Jesus in Berührung gekommen sind (Veronica, Justa usw. usw.; vergl. darüber Eb. Nestle in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 37, S. 295). —

Wunderliche Mißverständnisse finden wir bei den Griechen betreffs der Benennungen der beiden Sternbilder des großen und des kleinen Bären. Ersterer hieß auch Ἑλίκη, von ἕλιξ = gewunden, wegen der liegenden S= oder Schlangenlinie, die seine sieben Hauptsterne bilden; letzterer Κυνόσουρα oder Hundeschwanz, weil der Schwanz des Gestirns des kleinen Bären wirklich die Gestalt eines Hundeschwanzes hat. Später vergaß man diese Bedeutung und machte aus Helike und Kynosura ein paar Nymphen, die Ammen des Zeus (Ideler, Über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen, S. 7 f.). Desgleichen haben die Engländer die eigentliche Bedeutung des Wortes vergessen: wenn sie eine vielbewunderte Schönheit bezeichnen als *the cynosure of neighbouring eyes* (Milton, *l'Allegro*, Zeile 75), so denken sie nur an den Polarstern.

Wer Luzern besucht hat, erinnert sich gewiß des Pilatus-Berges. Er hieß ursprünglich „Mons pileatus“, der behutete Berg, weil die Wolken sich oft um seinen Gipfel in Gestalt eines Turbans oder Hutes ansammeln — jetzt zeigt der Führer ganz ernstlich den Reisenden auf dem Gipfel des Berges einen See, in dem sich Pontius Pilatus (den eine andere Erzählung zum Sohne der Mainzer Müllerstochter „Pila“ machen möchte, während er nach einem schon durch Otto von Freising angeführten Vers aus Forchheim stammen soll, wo man früher noch seine roten Hosen gezeigt hat!) aus Verzweiflung ertränkt habe, oder in den nach anderer Lesart sein Leichnam schließlich geworfen worden sei (vergl. Gust. Nordmeyer, Pontius Pilatus in der Sage: Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 111 vom 22. April 1895; Eb. Nestle: ebenda Nr. 44 vom 24. Febr. 1903 und Karl Borinski, Eine alte deutsche Revision des Prozesses Jesu: ebenda Nr. 196 vom 27. Aug. 1904). — Dem ähnlichen Mißverständnis zwischen „stehlen“ und „gestalten“ verdankt die Legende vom heiligen Crispinus ihren Ursprung.

Fährt man von Wien mit der Eisenbahn nach Mödling, so erblickt man links auf der Höhe des Wiener Berges eine gotische Denksäule, 1452 errichtet, die nach den Standbildern des h. Crispinus und Crispinianus „Spinuskreuz“ genannt wurde: seit langem heißt sie Spinnerin am Kreuz. Zu

dieser Benennung ist dann eine Menge Erklärungen und Erzählungen erfunden worden, die Nork, Mythologie der Volkssage und Volksmärchen (Stuttgart 1848, S. 1005 ff.), mitteilt. In dieselbe Kerbe schlägt's, wenn Abraham a Santa Clara den verlorenen Sohn zu einem Ir(r)länder stempelt.

Über den Einfluß, den die volkstümliche Deutung unklar gewordener Wortformen auf die Bildung von neuen Worten gehabt, vergleiche man Andresen: „Über deutsche Volksetymologie“ (Heilbronn bei Gebr. Henniger; 3. Auflage, 1878). So erwähnt er die Ortschaften Wartburg, Wolmirstedt, Wolmirsleben, Haßfurt, Schandau, Trausnitz, Achalm usw. Die — mitunter recht läppischen — Erzählungen, die ihre Benennung erklären sollen, sind sämtlich unhistorisch. Desgleichen ist es unrichtig, daß Altona so genannt worden sei, weil es „all zu nah“ an Hamburg erbaut war.

Über die Entstehung des Namens der Stadt Oschatz erzählt die Sage: Kaiser Otto der Große habe auf einer Reise mit seiner angelsächsischen Gemahlin Editha, Tochter Eduards des Ältern von England, beschlossen, das erste Wort, das über die Lippen seiner Gattin kommen werde, solle der Name des Ortes werden, den man damals am Dölzebach im Lande Meißen zu erbauen begann. Vergl. Sagenbuch des Königreichs Sachsen von Dr. Alfred Meiche (Leipzig 1903), S. 834, Nr. 1026. Die Stadt, sowie ihr Name sind jedoch sorbischen Ursprungs. Weniger anmutig sind Erklärungsversuche anderer Namen; leicht läßt sich oft das unvertilgbare Verlangen nach Worterklärungen abspeisen: der Hunger ist auch hier der beste Koch. Konitz (in Westpreußen) war 1137 von den Wenden erbaut worden; der Name bedeutet Roßau. Die einwandernden Deutschen aber erzählten sich später, die Erbauer der Stadt hätten an deren Ort eine Kuh mit einem Kalb in einem Nest gefunden. Die Stadt führt auch einen Kuhkopf im Wappen.

In Loosduinen (eine Meile vom Haag) soll eine Gräfin Margareta von Henneberg 1270 oder 1276 durch Gottes Gnade gleich hintereinander glücklich von 365 Kindlein entbunden worden sein, die vom Bischof Guido — die Knäblein sämtlich Hänschen, die Mägdlein aber Lieschen — getauft wurden, deren Seelchen sämtlich bei Gott sind, deren Körperchen

aber „sub hoc saxo requiescunt" (unter diesem Steine ruhen). Ihr Taufbecken zeigt man in Loosduinen noch vor. Aber dies „Mirakel von Loosduinen"

„ist aus einem faulen Witz hervorgegangen. Die hohe Dame wurde nämlich innerhalb der gastlichen Mauern des Klosters am vorletzten Tage des Jahres von Zwillingen entbunden, und ein Witzbold notiert das so, daß die gnädige Frau soviel Kinder bekommen, wie Tage im Jahre". (van der Linde, Gutenberg; Stuttgart 1878, S. 350.)

Geschichten, wie die von der Stadt Oschatz, von denen man mit Hilfe eines etymologischen Wörterbuchs leicht Hunderte zusammenstellen könnte, bleiben oft als hübsche und sinnreiche Märchen stehen, wenn ihr Inhalt märchenartig ist; sobald dieser jedoch an sich möglich oder wohl gar wahrscheinlich wird, schleichen sie sich bald in ganz ernste Chroniken und Geschichtsbücher ein, wo sie sich dann, eben weil ihnen häufig etwas Greifbares zu Grunde liegt, mit der größten Zähigkeit erhalten.

Sehr merkwürdig sind Erzählungen, die auf Sitten, Gewohnheiten und allerhand Arten von Aberglauben (englisch: *folk-lore*) Licht zu werfen suchen, welche sich aus überwundenen oder ganz verschwundenen Kulturzeitaltern in ein späteres hinübergerettet haben und unverständlich geworden sind, die sogenannten Überlebsel *(survivals)*. Schon bei den Griechen und Römern tritt uns dergleichen entgegen. In seinen „Fragen über griechische Gebräuche" und „Fragen über römische Gebräuche" quält sich Plutarch mit der Deutung einer ganzen Anzahl davon ab. Ein helles Licht auf diese Fragen wirft Bachofen in seinem Werke: „Das Mutterrecht" (Stuttgart 1861). Nach ihm ist dem uns einigermaßen bekannten Zeitalter, worin der Mann das Haupt der menschlichen Gesellschaft ist, ein anderes vorangegangen (anders Heinr. Schurtz in seinen „Altersklassen und Männerbünden", Berlin 1902), in dem das Weib diese Stelle einnahm (vergl. unten die Erörterung über die Decemvirn, die Sage von Amazonen und dergl.). — Darum vielleicht auch die betonende Vorschrift der Bibel (Genesis 3, 16): „er soll Dein Herr sein" und die Übertreibung der Schuld des Weibes im Vergleich zu der des Mannes, gewissermaßen als Begründung für die eingetretene Zurücksetzung oder Entthronung.

Die Erzählung von dem angeblichen Vorhandensein einer Bibel mit der durch die Bosheit der Ehefrau des Druckers verschuldeten Lesart „Er soll dein Narr sein" (daher der Name „Narrenbibel") in der kgl. Univ.-Bibliothek zu Göttingen ist eine Legende; vgl. J. A. F. Schmidt's Handbuch der Bibliothekenkunde, Weimar 1840.

Der lesenswerte Aufsatz „Sagen aus Kunstwerken entstanden" von Kinkel (Mosaik zur Kunstgeschichte; Berlin 1870, S. 161—243) ist im folgenden mehrere Male benutzt worden. Herodot, zu dessen ägyptischen Abschnitten Lepsius in seiner „Chronologie der Ägypter" (I, 48) beachtenswerte Fingerzeige gibt, übt an einer Stelle (II, 131) selbst schon Kritik. Ihm waren Statuen ohne Hände gezeigt worden, die angeblich Weiber darstellten, denen man irgend einer Untat wegen die Hände abgehackt hatte.

„Doch, was sie da sagen, sind meines Erachtens lauter Possen; hier habe ich es ja selbst gesehn, daß sie durch die Zeit ihre Hände verloren haben, die man noch zu meiner Zeit bei ihren Füßen liegen sieht."

Über den Preisringer Milon aus Kroton (um 520 v. Chr.) berichtet Pausanias (Buch VI, Kap. 14) unter anderen Anekdoten folgendes:

„Er stemmte den Teil des rechten Armes von der Schulter bis zum Ellenbogen in die Seite ein, streckte dann den andern Teil vom Ellenbogen an so aus, daß die Finger senkrecht standen, indem er den Daumen aufwärts bog und die übrigen Finger der Reihe nach zusammenhielt: und nun würde ihm keiner, auch mit aller Gewalt, den kleinsten Finger wieder verrückt haben."

Dieses Heldenstück verdankt jedoch seine Entstehung wahrscheinlich dem Anblick einer plumpen Stutue des Olympiasiegers. Der Bericht über sein Lebensende: er hätte einen durch eingeschlagene Keile auseinandergetriebenen Baumstamm ganz auseinanderreißen wollen, die Keile wären dabei herausgeglitten und seine Hände von dem zusammenschnellenden Stamme festgehalten und er dann von wilden Tieren zerrissen worden (etwa ebenso auch bei Strabon, Buch 6, und Aulus Gellius, Noctes Atticae XV, Kap. 16), hat vielleicht einen ähnlichen Ursprung.

Am Hause Wallstraße 25 in Berlin befindet sich ein Wahrzeichen, das auch bei neueren Umbauten (1880/81 und 1893) wieder eingefügt worden ist: den Simson (vergl. H. Steinthal in der Zeitschr. für Völkerpsychol. II, 1862, 168 ff.

und Feldhaus in der „Gartenlaube" 1909, Nr. 4) darstellend, wie er nach dem Buch der Richter (16, 3) den Flügel des Tores der Stadt Gaza wegträgt. Das Volk erzählt sich aber, die Figur bedeutete einen Mann, dessen kleiner Sohn ein Lotterielos an eine Tür geklebt hatte und dann, nachdem der Hauptgewinn darauf gefallen war und der Vater es nicht wieder losmachen konnte, mit samt der Türe zum Lotterie-Kontor gegangen sei, um seinen Gewinn zu erheben.

Bei den italischen Lokrern gab es eine Statue des Lautenspielers Eunomos: er war mit seiner Laute dargestellt, auf der eine Zikade saß; die letztere war offenbar nur ein Symbol der Musik. Hierzu fügten jedoch die Lokrer die liebliche Erzählung: dem Eunomos sei während eines Vortrages, mit dem er den Sieg errang, eine Saite gesprungen, worauf sich eine Zikade auf die Laute gesetzt und jedesmal, wenn der fehlende Ton vorkommen mußte, ihn gesungen hätte (Strabon, Buch 6).

Die durch A. W. von Schlegel besungene Sage von dem durch einen Delphin erretteten Arion (Herodot I, 24; Plutarch im Gastmahl der sieben Weisen, Kap. 18; Pausanias III, 25; Aelian XII, 45) verdankt ihre Entstehung wohl einer Statue, einen auf einem Delphin reitenden Mann darstellend, die Arion dem Tempel in Tainaron gewidmet hatte. Bei Herodot trägt ihn ein Delphin; bei Plutarch sammeln sich viele um ihn, die sich in dem Liebesdienst ablösen. Plutarch läßt diesen Ritt durch mehr als zehn Meilen gehn; Herodot nennt keinen Raum. Plutarch läßt ihn abends herabstürzen und während der Fahrt Mond und Sterne hervortreten.

„Der Delphin war wegen seiner Schnelligkeit das Symbol einer glücklichen Seereise, weshalb ihn mehrere Seestädte, z. B. eben das zur See mächtige Tarent, woher Arion kam, zu ihrem Symbol hatten." (Baur, Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Altertums; Stuttgart, Teil I, 1828, S. 31.)

Die übrigen romantischen Züge der Erzählung zeigen uns eine Aneinanderreihung der Eigenschaften, welche die Griechen irrigerweise dem Delphin angedichtet hatten, und an die man noch im 18. Jahrhundert geglaubt hat.

Zur Zeit des Sinkens des Römischen Weltreichs ver-

schwanden viele der nach Rom aus allen Ländern zusammengeschleppten Kunstschätze; aber

„weder der Haß der Christen, noch der Raub Constantins des Großen, noch die Plünderung durch Westgoten, Wandalen und die Söldner Ricimers haben die unermeßlichen Schätze römischer Kunstwerke zu leeren vermocht. Die Römer selbst haben es getan . . .; denn Theoderich oder sein Minister fand zu der Klage Grund, daß der Schmuck Roms in so entarteter Zeit nicht mehr dem Schutze des Schönheitsgefühles, sondern den Straßenwächtern anvertraut werden müsse. Diese Vigiles der Kunstwerke waren angehalten, die Straßen bei Nacht zu durchstreifen, um die Räuber an Bildsäulen, die man nicht mehr wie zu Verres' Zeit nach dem Werte der Kunst, sondern nach dem des Metalls schätzte, zurückzuschrecken oder zu erfassen, und man fand einen Trost darin, daß die ehernen Statuen durch ihren Klang das Brecheisen des Diebes selber zu verraten im stande seien: „„Denn die Bildsäulen sind nicht gänzlich stumm, weil sie durch ihren Glockenklang die Wächter warnen, sobald sie von den Schlägen der Diebe getroffen worden (Cassiodorus, Variarum lib. VII, 13: statuae nec in toto mutae sunt; quando a furibus percussae, custodes videntur tinnitibus admonere).""

Aus dieser Bemerkung des Cassiodorus ist nach Ferd. Gregorovius (Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter I, S. 279) die wunderbare Sage entstanden, daß die auf dem Kapitol aufgestellten Statuen der Provinzen mit Glocken läuteten, sobald ein Aufruhr in den entsprechenden Provinzen ausgebrochen war.

Über Legenden, aus Kunstwerken entstanden, bemerkt auch F. Max Müller „Über die Sprache" (deutsch; I, S. 508):

„Es war bei den älteren Künstlern ein gewöhnlicher Gebrauch, Märtyrer, welche mit dem Schwerte hingerichtet worden waren, ihren Kopf in ihren Händen haltend darzustellen. Das Volk, welches die Bildsäulen sah, konnte sie nur in einem Sinne begreifen, und es glaubte fest daran, daß gewisse Märtyrer ihren Kopf durch ein Wunder nach der Enthauptung in ihren Händen getragen hätten."

Am bekanntesten darunter ist der heilige Dionysius. Der Kampf mit dem Götzendienst wurde als Kampf mit giftigen Reptilen dargestellt; daraus ist u. a. die Legende entstanden, daß der heilige Patrick ganz Irland von Kröten und Schlangen befreit habe.

Auf der großen Main-Brücke zwischen Frankfurt und Sachsenhausen steht eine Bildsäule Kaiser Karls des Großen, mit einem Reichsapfel in der Hand, der — nach Max Kemmerich

— immerhin schon auf Repräsentativbildern aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts als Symbol der Weltherrschaft verwendet worden ist; die Sachsenhäusener aber erzählen, das Denkmal wäre dem Kaiser errichtet worden, weil er den Apfelwein erfunden habe! So hat auch Uhlands „Schenk von Limburg" keinen bestimmten Sagengrund, sondern ist nach des Dichters eigenen Mitteilungen durch eine Figur in der (1868 abgebrannten) Kirche zu Gaildorf veranlaßt, zu der die Phantasie Justinus Kerners die Deutung geliefert hatte (Kinkel, a. a. O., S. 221; vergl. auch Uhlands „Schriften" I, 998).

Am Riesentor der Stephanskirche in Wien ist in der Höhe ein Jüngling angebracht, der seinen verletzten Fuß auf das andere Knie zu stützen scheint. Daraus ist die Sage entstanden, der Baumeister Pilgram habe seinen Schüler Puchspaum, dem noch als Lehrling die Leitung des zweiten Turmbaues aufgetragen worden sei, aus Neid vom Gerüste gestürzt.

Zu Wildeshausen in Oldenburg findet man oben im Gewölbe über dem Altar der Kirche eine Figur des heiligen Petrus, wie er, der Legende gemäß, mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt ist; aber das protestantische Volk, mit der Petruslegende unbekannt, erzählt sich, die Figur stelle den Baumeister der Kirche dar, wie er beim Bau heruntergestürzt wäre.

Im Parke zu Weimar befindet sich an einer lieblichen Stelle eine Säule, um die sich eine Schlange windet, oben mit einem Paar Broten, alles aus Stein gehauen mit der Inschrift: Genio hujus loci! Der Stein ist die Nachbildung eines in Neapel aufbewahrten herkulanischen Monuments, angefertigt 1787 vom Bildhauer Klauer, wahrscheinlich zu Ehren Goethes (vergl. Kuno Walther, Genio hujus loci, Weimar 1900, und E. und P. Mitzschke, Sagenschatz der Stadt Weimar, ebenda 1904). Das Volk, das damit nichts anzufangen weiß, meldet, es hätte dort einst eine große Schlange gehaust, die endlich mit vergifteten Broten unschädlich gemacht worden wäre.

Das Volk wittert überhaupt bald Gift. In der Begräbniskirche zu Salzungen, deren Entstehung in das 12. Jahrhundert zurückreicht, befindet sich ein merkwürdiges Bildnis. Es stellt in Lebensgröße ein Jungfräulein von 15 Jahren,

eine Pfarrerstochter in vollem Brautschmuck dar, deren Brautkranz zerrissen und zerstreut auf dem Boden liegt; sie war als Braut eines Geistlichen kurz vor dem bestimmten Trauungstage gestorben. Im Bilde hält sie in der Hand ein flammendes Herz empor, als Zeichen treuer Liebe für den Auserwählten. Das Volk aber hat aus dem brennenden Herzen eine Apfelsine gemacht und erzählt, daß die unglückliche Braut mit einer solchen von einem Liebhaber, den sie verschmäht hatte, vergiftet worden sei.

Hoch oben am Berge Ararat ragt ein Felsen hervor, der eine gewisse Ähnlichkeit mit einem versteinerten Schiff hat, woher nach einigen der Bericht stammt, Noahs Arche wäre auf ihm gelandet. (Vergl. Franz Heger: „Von Wien nach Taschkent", in der Wiener Zeitung vom 10. Jan. 1895.)

Daß es solcher Geschichten unzählige gibt, erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß sich gerade auf Statuen, Bilder usw. die Fragen eines Kindes beziehen werden, dessen Aufmerksamkeit erwacht ist, bei dem aber von Urteil und Kritik noch keine Rede sein kann, was dann oft genug auch bei dem der Fall ist, den es fragt. Die Antwort wird danach ausfallen, aber im Gedächtnis des Kindes als unumstößliche, vielleicht selbst als „ehrwürdige" Wahrheit haften bleiben. Daher die peinliche Empfindung vieler, wenn an solchen Erzählungen gerüttelt wird — was uns aber nicht abhalten darf, etwas, das unrichtig ist, auch als solches zu bezeichnen.

Vermittelst der wörtlichen Auffassung des allegorisch Gemeinten sind auch die verschiedensten Anekdoten, Legenden und Sagen entstanden. Der Name Christoph z. B., der ursprünglich bildlich genommen wurde (Christophoros: der den Christus trägt), ward dann Anlaß zu der Legende, daß ein ad hoc geschaffener heiliger Christoph den Heiland über einen Fluß getragen hätte und dabei beinahe von der Last erdrückt worden wäre usw. (vergl. Legenda aurea, cap. 100); im Jahre 250 soll der heilige Christoph den Märtyrertod erlitten haben.

Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, soll „Gott im Herzen getragen haben"; man erzählte später, nach seinem Tode hätte man auf seinem Herzen das Wort

ΘΕΟΣ in griechischen Buchstaben eingegraben gefunden. (Vergl. F. Max Müller, Vorlesungen über die Sprache, II, S. 528 ff.)

Der heilige Thomas von Aquino († 6. März 1274) fragte den heiligen Bonaventura († 15. Juli 1274), woher er die Kraft und die Salbung empfangen habe, die er in allen seinen Werken entfaltete. Bonaventura wies auf ein an der Wand seiner Zelle hängendes Kruzifix. „Dieses Bild", sagte er, „diktiert mir alle meine Worte". Auch diesen, doch so leicht verständlichen Ausdruck nahm das Volk wörtlich und bestand, trotz aller Entgegnungen, darauf, daß Bonaventura ein sprechendes Kruzifix besäße. (F. Max Müller, a. a. O., II, S. 568.)

So ergeht es dem Allegorischen. „Was in den Gedanken des Lehrmeisters geistig und wahr ist, wird in dem Munde des Zöglings materiell und falsch" (Müller, a. a. O.). Alle Götter verdanken gewissermaßen dem häufigen Irrtum ihren Ursprung, daß man das allegorisch Gesagte als im eigentlichen Sinne des Wortes hingestellt ansieht; wenn nicht gerade Tiere zu sprechen brauchen, ist der Übergang vom Allegorischen ins Historische nicht so schwer. Wie unhaltbar jedoch die Grundlagen solcher später als historisch angegebenen Erzählungen sind, die zugleich als Allegorien dienen, haben Voltaire und Niebuhr richtig erkannt. Festlichkeiten, die zu Ehren von Begebenheiten gefeiert werden, die einst stattgehabt haben sollen, sind noch lange kein Beweis dafür, daß die Begebenheit wirklich stattgefunden hat, sondern nur dafür, daß geglaubt worden ist, sie hätte einst stattgefunden.

Mit vielem Geschick, manchmal allerdings auch ziemlich plump, macht sich oft der Treppenwitz der Weltgeschichte zu einem Brauche, den er vorfindet, das Ereignis selbst zurecht, das ihn verursacht haben soll und manchmal allerdings hätte verursachen können. So lange es sich nur um Heilige und Nymphen, mit Glocken läutende Statuen oder merkwürdig talentvolle Insekten und Meertiere handelt, werden solche kleinen Dummheiten, Vergeßlichkeiten und Schwärmereien des Menschengeistes dem Historiker weiter keinen Schaden zufügen. Man nehme aber einmal an, die Auslegung des dunkel gewordenen Wortes, Zeichens oder der mißverstandenen Stelle

wäre möglich, die richtige Bedeutung nicht mehr sicher nachzuweisen — sofort liegt eine Quelle zahlreicher Irrtümer vor uns. Die ungeschickten Treppenwitze der Geschichte verschwinden leicht wieder nach dem Grundsatze der natürlichen Auswahl oder bleiben wenigstens unbeachtet stehen; wenn sie aber mit Geschmack und Geschick erfunden sind oder wenn sie, falls wahr, charakteristisch wären oder wenn es schade wäre, daß sie nicht wahr wären, dann erhalten sie sich zähe wie ein Provinzial-Dialekt und werden jahrhundertelang geglaubt.

Aus der Erklärung beliebter Volksfeste sind z. B. auch zwei Erzählungen des Alten Testaments hervorgegangen. Jephthas Tochter, die dem Vater nach dessen Siege tanzend entgegen kommt, muß deshalb sterben, weil er vorher gelobt hatte, das erste, was ihm aus seinem Hause entgegen käme, zu opfern (Buch der Richter, Kap. 11).

„Und ward eine Gewohnheit in Israel, daß die Töchter Israels jährlich hingehn, zu klagen die Tochter Jephthas, des Gileaditers, des Jahrs vier Tage."

Nach Martin Schultze, Handbuch der ebräischen Mythologie (mit Vorsicht zu benutzen; 2. Aufl., 1882, S. 96), war dieses Fest ein Erntefest, die Tochter also der Getreidehalm. Weiter wissen wir auch nichts über die „Schattengestalt" Jephthas (Bleek, Einleitung ins Alte Testament, 4. Aufl., Berlin 1878). — Das andere Fest ist das Purim, vielleicht auch ursprünglich ein Jahreszeitenfest, an das man später die Feier der Erlösung aus persischer Oberherrschaft knüpfte; zu seiner Erklärung ist nachträglich die Geschichte von der Königin Esther ersonnen worden.

Überhaupt wird, das ist nochmals zu betonen, die Echtheit einer geglaubten Begebenheit schlechterdings nicht dadurch bewiesen, daß zu ihrem Andenken Feste gefeiert werden. Die hohen Feste alter Völker knüpfen zunächst meist an Naturerscheinungen an; die tiefere moralische Bedeutung wird ihnen erst später untergelegt: eine Vergeistigung, die ihrerseits wieder zum Ausbau der Lehre lockt. Das ursprünglich Naive, Liebliche, volkstümlich Poetische unsrer kirchlichen Feste ist nicht eigentlich christlich, sondern vor- oder unchristlich: der allerdings erst im 16. Jahrhundert nachweisbare Tannen-, dann Lichterbaum, das

Osterei, die Maien, das germanisch-heidnische Sonnenwendfeuer. Vergl. Eugen Mogk, Die deutschen Sitten und Bräuche (in Hans Meyers „Deutschem Volkstum", 2. Aufl., Leipzig und Wien 1903, S. 298 ff. und Feldhaus: „Zur guten Stunde" 1908/09, Heft 9).

Es wäre jedoch ein Irrtum, anzunehmen, daß die Sage aufhöre zu entstehen, wenn die Möglichkeit einer protokollartigen Geschichtschreibung sie nicht mehr nötig macht. Heinrich von Sybel tadelt

„die Verkehrtheit der noch immer weit verbreiteten Vorstellung, die Sage sei nur eine unvollkommene Geschichte; sie entstehe, wo man noch nicht ordentliche Geschichte zu schreiben gelernt habe, und verschwinde, sobald diese Fertigkeit erreicht sei. Sie ist vielmehr ganz eigentümlichen Wesens und hat feste, positive Voraussetzungen, unter deren Einfluß sie auf allen Bildungsstufen, im 12. wie im 19. Jahrhundert zutage tritt. Ihre Gebilde erscheinen unfehlbar, sobald die Phantasie der Massen eine starke Anregung erhält; die leitenden Vorstellungen verkörpern sich dann in plastischen Dichtungen, man erzählt, dies und jenes sei geschehn, weil man überzeugt ist, es müsse so geschehn sein". (Geschichte des ersten Kreuzzuges, 2. Aufl., Leipzig 1881, S. 95.)

Wie wenig überhaupt auf alle bloß mündliche Tradition zu geben ist, kann man daraus sehen, wie gering oder wie verwirrt das gewesen ist, was in neuerer Zeit unzivilisierte Völker von den Ereignissen behalten haben, die wir zufällig kontrollieren können:

„Im Jahre 1770 wußten die Neuseeländer nichts mehr von Tasmans Landung; doch hatte diese 1643, also weniger als 130 Jahre früher stattgefunden und muß für sie ein Ereignis der größtmöglichen Wichtigkeit gewesen sein. . . . . Die Eskimos beschrieben dem Mackenzie die Engländer als geflügelte Riesen, die mit einem Blick ihres Auges töten und einen ganzen Biber mit einem Male verschlucken konnten." (Sir John Lubbock, *Prehistoric times; 3th edition*, London 1872, S. 424 f.)

In dieser Hinsicht ist sehr beachtlich, was Laplace über die Verminderung der Wahrscheinlichkeit sagt: „Nehmen wir an, daß eine Tatsache uns durch 20 Zeugen in der Art übermittelt wird, daß sie der erste dem zweiten, der zweite dem dritten berichtet hat und so fort. Nehmen wir ferner an daß die Wahrscheinlichkeit jeder Zeugenschaft $^9/_{10}$ sei, so wird die der Tatsache, sowie sie sich aus der Zeugenaussage ergibt, kleiner als $^1/_8$ sein. Man kann diese Verminderung der Wahrscheinlich-

keit am besten mit der Abnahme der Deutlichkeit der Gegenstände durch Dazwischenstellung von mehreren Glasstücken vergleichen; eine geringe Anzahl von Stücken genügt, um uns den Anblick eines Gegenstandes zu benehmen, den ein einziges Stück deutlich wahrnehmen läßt. Die Historiker scheinen dieser Verminderung der Wahrscheinlichkeit von Tatsachen, wenn sie durch eine große Zahl von aufeinanderfolgenden Generationen gesehen werden, nicht die genügende Aufmerksamkeit zugewendet zu haben; manche historische Ereignisse, die für sicher gehalten werden, würden mindestens zweifelhaft sein, wenn man sie einer solchen Prüfung unterzöge." (Über die Wahrscheinlichkeiten; nach der sechsten Auflage übersetzt von Schwaiger, Leipzig 1886.)

Freilich hat auch das Zeugnis der bei einem Ereignis gegenwärtig Gewesenen immer seine Bedenken; ebenso das anderer Zeitgenossen (vergl. Ernst Bernheims Aufsatz über „das Verhältnis der historischen Methodik zur Zeugenaussage", in Will. Sterns „Beiträgen zur Psychologie der Aussage", 2. Heft, S. 110ff.; Leipzig 1903).

„Es ist mehr schematisch als sachgemäß, mit den ‚Augen- und Ohrenzeugen' die Reihe der Bewährungen geschlossen zu glauben. Nicht ohne weiteres — wie analoge Forschungen in der neueren Geschichte, wo eine ungleich schärfere Kontrolle möglich ist, gezeigt haben — sind die ersten, den Ereignissen selbst nächststehenden Darsteller die zuverlässigsten; unmittelbar mit den Ereignissen bilden sich Auffassungen von denselben, die, immerhin mit dem Vorzuge und dem Reiz der lebendigen Zeitstimmung und der ersten Eindrücke alle die Trübungen verbinden, welche Parteinahme, politische Absichtlichkeit oder Befangenheit, persönliche Beziehungen aller Art willkürlich oder unwillkürlich hineintragen; und je erregter die Zeiten, je größer die Ereignisse, je bestrittener die Entscheidungen sind, um die es sich handelt, desto weniger werden die Mitlebenden, die Mithandelnden von dem, was geschehen ist, wenn der Ausdruck erlaubt ist, achromatische Sehbilder zu geben imstande sein; erst allmählich wird die Beruhigung der Gemüter, die Klärung der Meinung, die größere Weite der Auffassungen eintreten, deren es zur sachgemäßen Darlegung des Geschehenen bedarf." (Droysen, Geschichte des Hellenismus II, S. 376.)

Beispiele, die die Berechtigung von Droysens Schlußfolgerung schlagend beweisen, bietet die heute schon ins Riesenhafte angewachsene Literatur über Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" in Hülle und Fülle dar; einen bekannten Einzel-

fall: den Vorgang 1866 in Nikolsburg, beleuchtet Rich. Fester in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 23. Febr. 1904, S. 347. Weiter geht Bachofen, Die Sage von Tanaquil, eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien (Heidelberg 1870; Vorwort, S. *L*):

„Da es in der Natur des Menschen liegt, daß all sein Tun auf Erden in schneller Vergänglichkeit vorübereilt, so kann niemals das Ereignis selbst in seinem realen Verlauf Gegenstand unserer Beobachtung bilden. Vielmehr muß, um das Flüchtige zu fixieren, die Tradition in das Mittel treten."

Dennoch bleibt es dabei, daß, wie bei einer gerichtlichen Untersuchung, es der Geschichte vor allem auf Feststellung des Tatbestandes ankommen muß. Alles andere kommt später. Daher ist auch die Enthistorisierung des vermutlich nur Allegorischen ein berechtigter Teil ihrer Tätigkeit, Vorsicht hierbei allerdings stets zu empfehlen.

Hierher gehört z. B. Forchhammers verunglückter Versuch („Erklärung der Ilias", 2. Aufl., Kiel und Leipzig 1888), den Trojanischen Krieg auf Kämpfe der Strömungen des Meeres und der Flüsse, der Nebel und des Regens in der troischen Ebene zurückzuführen; vergl. auch Ernst Krauses (Carus Sternes) „Trojaburgen Nordeuropas" (Glogau 1893), der ihren Zusammenhang mit der indogermanischen Trojasage von der entführten und gefangenen Sonnenfrau, den Trojaspielen, Schwert- und Labyrinthtänzen zur Feier ihrer Lenzbefreiung nachgewiesen zu haben glaubte. Danach könnte z. B. Cortez die Sonne sein (vergl. Tylor: *Primitive Culture*, London 1871; I, S. 288). Bei seiner Landung in Mexiko halten die Azteken ihn für ihren Sonnenpriester, der von Osten zurückkehrt, sein Reich des Glanzes und der Herrlichkeit zu erneuern usw. Noch besser ließe sich Julius Caesars Leben als ein Sonnenmythus erklären; wie er das reine Sonnenjahr ohne Rücksicht auf den Mond als Grundlage des Kalenders einführt, wie ihn Brutus (die rohe Gewalt) ermordet, ähnlich wie Hagen den Siegfried (auch eine Personifikation der Sonne) usw. M. Kulischer („Das Leben Jesu", Leipzig 1876) versuchte den Erlöser als das personifizierte Getreide (Saat,

Nahrung, Brot) hinzustellen. Über Martin Luther gibt es eine Scherzschrift, die beweisen will, daß er gar nicht existiert habe, sondern als Mythos zu deuten sei. Ähnliches wird die Nachwelt sicher mal von August Scherl fabeln. Selbst Napoleons I. Laufbahn hat Pérès († 4. Januar 1840) scherzhafterweise in einem lusus ingenii als Sonnenmythus zu deuten versucht in einem kleinen, 32 Seiten langen Werkchen „Comme quoi Napoléon n'a jamais existé“ (1835). Die zweite Auflage erschien davon in Berlin bei Gustav Crantz 1837 mit dem Titel: „Beweis, daß Napoleon nie existiert hat. Großes Erratum. Aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe übersetzt". (Ähnlich eine 1836 in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienene Schrift: „Das Leben Napoleons kritisch geprüft".) Napoleons Name schon erinnert an Apollon, was Zerstörer bedeutet; er wird wie Apollon auf einer Insel geboren. Die Mutter Apollons ist Leto, Napoleons Mutter ist Laetitia, die Fröhlichkeit, d. i. die Morgenröte, die über alles ihren rosigen Schimmer breitet; er hatte drei Schwestern, die drei Grazien, und vier Brüder, die vier Jahreszeiten, darunter drei gekrönte, das sind Frühling, Sommer und Herbst und einen ungekrönten, schmollenden — Lucian —, den Winter. Den drei freundlichen Jahreszeiten entspricht aber die Trikolore, die, nachdem aus Norden kommende Scharen sie weggeschafft haben, durch die weiße Fahne der Bourbonen, den winterlichen Schnee ersetzt wird. Napoleon hatte zwei Frauen, den Mond und die Erde; nur von dieser hat er einen Sohn, geboren am 20. März. — Napoleon hat der Hydra der Revolution ein Ende gemacht, wie Apollon den Python tötet, d. h. die Sonne vollendet die Umwälzung um den ganzen Himmel; seine zwölfjährige Regierung bedeutet die zwölf Stunden des Tages, der Zug nach Moskau (1812) das Emporklimmen der Sonne zur Mittagshöhe, wonach sie ihre Kraft verliert, um schließlich im westlichen Ozean zu verschwinden. Der tägliche und der jährliche Umlauf sind, wie man sieht, nicht streng auseinander gehalten. — Das englische Werk *Historic doubts relative to Napoleon Buonaparte* (London 1819, anonym erschienen, aber später von Erzbischof Whately anerkannt; wieder abgedruckt in Morleys *Universal Library*, Band 43,

Seite 251—290) enthält keine Zurückführung auf einen Sonnenmythus, sondern eine ironische, advokatenhaft geschickte Darlegung der Unwahrscheinlichkeit des über Napoleon Berichteten — auch ein unterhaltendes „Spiel des Geistes".

Die Ursache, warum man den Lebenslauf gewaltiger Menschen so leicht als Sonnenmythus deuten kann, liegt tiefer: sie haben alle etwas Sonnenhaftes — Fernhintreffendes, und zwischen der Sonne und einem kraftvollen Herzen, welches das wesentlichste Erfordernis zu einem gewaltigen Menschen ist, gibt es eine verlockende Spiegelung, die jeden anmutet, der sie aufmerksamer Weise betrachtet. ‚Ein Mensch, den die Sonnennähe eines großen Menschen nicht in Flammen setzt, ist nichts wert'. (Jean Paul.) Der Normalmensch kann sich dem Gewaltigen nicht nähern, ohne geblendet d. i. für den Augenblick linkisch und „nicht Herr seiner selbst", vielleicht sogar wie ein Komet durch Jupiter dauernd aus seiner Bahn geworfen zu werden.

„Große Menschen werden immer Egoisten heißen. Ihr Ich verschlingt alle andern Individualitäten, die ihm nahekommen." Herwegh.

Vorsicht ist ferner zu empfehlen beim Verwerfen von scheinbaren Wundern z. B. der Blitze, mit denen Apollon seinen Tempel in Delphi gegen die anstürmenden Perser verteidigte (Herodot VIII. 36f., Diodor XI. 14): vielleicht war den dortigen Priestern die Aufsaugung der Elektrizität der Luft durch metallene Spitzen bekannt. Vergl. namentlich Hennig, im Archiv für Geschichte der Technik 1909, S. 97—136. In seiner „Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkt der Naturwissenschaft" (Halle 1836) hat schon Joh. Schweigger die Ansicht fesselnd durchgeführt, die alten Priester hätten viele Gesetze der Elektrizität und des Magnetismus, z. B. die von den positiven und negativen Polen gekannt, aber diese Kenntnis nicht, wie wir, in abstrakten Formeln, sondern nur in bildlichen Darstellungen festzuhalten versucht (vergl. Stuckens „Astralmythen" und Mückes „Vom Euphrat zum Tiber", weiter unten bei den Erörterungen über die Gründung Roms und die Dioskuren).

Die jüdische Bundeslade ist im Winter von 1876 auf 1877 in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung ernsthaft und genau in einer Reihe von Artikeln als elektrische Batterie behandelt worden.

Daß Sodom und Gomorrha erst in der Alluvialzeit mitsamt der fruchtbaren Talebene unter heftigem Erdbeben längs der gegen Ende der Tertiärzeit gebildeten meridionalen Spalten bis unter das Niveau des Toten Meeres gesunken seien, wobei sich durch Reibung oder Blitzschlag die an vielen Stellen emporbringenden Stoffe, insbesondere Asphalt- und Erdölmassen, entzündeten, hat der Erlanger Geolog Dr. M. Blanckenhorn am 8. Oktober 1896 in einem der Geographischen Gesellschaft zu München gehaltenen Vortrage sehr wahrscheinlich gemacht.

Hyperkritik kann unter Umständen recht lächerlich wirken. Als 1903 die von einem gewissen Rachoumowsky in Odessa verbrochne Fälschung der schon 1896 durch den Münchener Archäologen Furtwängler angezweifelten, das Jahr vorher vom Pariser Louvre für 200000 Franken angekauften Tiara des Saïtaphernes und die Täuschung der genau so teuren Flora-Büste Exzellenz Dr. Wilh. Bodes (vergl. Martin Schauß, Die Leonardische Flora; Leipzig 1910) entlarvt worden waren, da begann man in Erinnerung an die zahllosen andern Fälschungen von „antiken" Kostbarkeiten und Kunstgegenständen (vergl. Ludw. Friedlaender's „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms", 7. Aufl., Leipzig 1901, Bd. II, S. 340 f., Paul Eudels vergnüglichen Leitfaden „Trucs et Truqueurs", Paris 1908, und andere Warnungen sowie die unter den Stichworten „Canossa", „Rattenfänger von Hameln" und „Rembrandt" weiter hinten erörterten Fälle) an allem und jedem zu zweifeln, was Galerien, Sammlungen und Museen an wertvollen Antiquitäten bargen. So mußten es sich spaßhafter Weise sogar so einwandfreie Seltenheiten, wie der Hildesheimer Silberfund, die moabitische Mesa-Stele (G. Jahn noch 1904!) oder der 1895 vom Baron Edmond de Rothschild erworbene und gleichfalls dem Louvre überwiesene „Silberschatz von Boscoreale" gefallen lassen, einige Zeit mit lebhaftem Kopfschütteln betrachtet zu werden, bis sich die nüchterne Auffassung allmählich wieder einstellte.

Ein Schulbeispiel zur „Moral" in Kunstdingen hat der französische Abgeordnete Delmas geliefert, der Held in der erbaulichen und zum Teil romantisch geheimnisvollen Historia vom Haupte des heiligen Martin von Soudeilles, dessen Echtheit im Frühjahr 1911 den Kunstverständigen grimmes Kopfzerbrechen verursachte. Die kleine Gemeinde Soudeilles in der Corrèze war arm an weltlichen Gütern, ihr einziger wertvoller Besitz war der Kirchenschatz, dessen Hauptstück besagte Büste des Heiligen darstellte, ein kunstvoll in Bronze getriebenes Werk mit reichem Schmuck edler Steine. Auf den Pariser Weltausstellungen von 1889 und 1900 prunkte dies Zierstück französischer Kirchenkunst aus dem 14. Jahrhundert und erregte die bewundernde Aufmerksamkeit mancher sachkundigen Sammler. Schon damals erhielt die kleine Gemeinde verschiedene verlockende Kaufangebote. Allein der französische Staat, infolge des Trennungsgesetzes von (1902 und) 1905 Herr über die Kirchenschätze, erklärte das Haupt des Heiligen als unveräußerliches Kunstgut der Nation. So wurde im Beisein der Ortsbehörden der Schatz, der sonst willkommene Zinsen gebracht hätte, feierlich in ein einbruchsicheres Spind eingesargt, zu dem nur der Bürgermeister von Soudeilles und das Unterstaatssekretariat der Schönen Künste einen Schlüssel besaßen. Aber nun kam die große Überraschung. Als der Generalinspektor der Historischen Dokumente im Departement der Schönen Künste, Paul Marcou, im Herbst 1910 den kostbaren Schatz in Augenschein nehmen wollte und das Geldspind öffnete, siehe — da war an Stelle des echten Hauptes St. Martini eine Nachbildung zweifelhaften Wertes getreten, und niemand vermochte anzugeben, wie und wohin der wirkliche St. Martinus verschwunden war (inzwischen hat sich herausgestellt, daß der amerikanische Milliardär Pierpont Morgan 1906 auf Umwegen das kostbare Original erworben hatte). Es blieb dem Beamten nichts übrig, als im Namen des Staates eine Klage „wider Unbekannt" zu eröffnen. In Soudeilles weinte man dem verschwundenen Ortsheiligen nicht lange Tränen nach; jetzt galt es handeln, ehe die Unterschiebung ruchbar wurde. Der anschlägige Abgeordnete Delmas benachrichtigte im Einverständnis mit den Ortsbehörden den Brüsseler Antiquar Dubygk, dem bereits bei der Weltausstellung der Mund nach dem kostbaren Stück wässrig geworden war, daß der Schatz jetzt käuflich zu haben sei. Nachdem Monsieur Dubygk 41 000 Franken auf den Tisch des Hauses niedergelegt hatte, zog er vergnügt mit dem zweiten Haupte Martini und einem Weihrauchgefäß, das er als Dreingabe erhalten hatte, ab, in der Überzeugung, ein glänzendes Geschäft gemacht zu haben.

Die Wirklichkeit eines Ereignisses wird noch nicht dadurch bewiesen, daß Küster und Turistenführer den Ort zeigen, wo es stattgefunden haben soll; denn es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß dies häufig in Beziehung auf solche Ereignisse geschieht, die nur in Romanen oder Dramen vorgekommen sind (vergl. J. Lorms illustriertes Feuilleton „Was man gesehen haben muß" in der „Woche" Nr. 35 vom

27. Aug. 1904). Ihre Angaben, die sie nach tausendfacher Wiederholung oft schließlich selbst für wahr halten mögen, sind im Gegenteil immer mit Mißtrauen aufzunehmen.

Man zeigt in Dover die Shakespeare-Klippe, von der Glocester („König Lear" IV, 6) herabgesprungen sei, in Verona den Sarg Juliens (und ihres Romeos), im Tale bei Hohbarr in der Nähe von Zabern (Savern) im Elsaß sogar zwei Kapellen, wo Fridolin, der treue Knecht, gebetet hätte, und etwas weiter in der Nähe des Dorfes Reinhardsmünster das Eisenwerk, in dessen Glut Robert seine teuflische Seele aushauchte, obwohl Schiller den Schauplatz seines Gedichts ganz willkürlich dorthin verlegt hat. Die Geschichte findet sich zuerst in den *„Contes dévots"* unter dem Titel: *d'un Roi qui voulut faire ardoir le fils de son Seneschal*; dann in dem „Liber de donis" von Etienne de Bourbon im 13. Jahrhundert (vergl. Clouston, *Popular tales and fictions, their migrations and transformations*, London 1887 II, S. 444—457; ferner: Landau, Die Quellen des Dekameron, Stuttgart 1884, Seite 110). — Im Château d'If wies man dem älteren Alexander Dumas, dem Verfasser des damals sehr beliebten Romans „Le comte de Monte-Cristo", auf sein Verlangen die Zelle, wo der in diesem Roman vorkommende Dantès nach Dumas' Imagination gesessen haben sollte — aber das Gefängnis Mirabeaus, der wirklich dort eingesperrt gewesen war, kannte man nicht mehr. Die Hellebarde, womit Deveroux den Friedländer niedergestoßen hat, zeigt man in Eger, in Dux und in Friedland; die Zierlampe, die im Schlafzimmer Wallensteins gebrannt habe, als er seinen „langen Schlaf" tat, wird sowohl in Eger als auch in Friedland aufbewahrt. — Von Liebesringen der jungfräulichen Königin Elisabeth an Robert Devereux Grafen von Essex (enthauptet am 25. Febr. 1601) gibt es zwei, vielleicht sogar drei (vergl. Const. v. Zedlitz im „Berliner Lokalanzeiger" vom 1. Juni 1911).

Ebenso gibt es in Heilbronn zwei Häuser, die das von Heinrich v. Kleist geschaffene „Käthchen von Heilbronn" bewohnt haben soll, sowie einen Götzenturm, wo Götz von Berlichingen gestorben sei, das heißt, der Goethesche

Götz. Der historische Götz starb auf seiner Burg Hornberg am Neckar, und sein Sarg ruht unter den Kreuzgängen des Klosters Schönthal im württembergischen Oberamt Künzelsau. — Im Odenwald zeigt man zwei Quellen, wo Siegfried erschlagen ward: a) beim Dorf Hüttenthal unfern der Odenwaldbahnstation Hetzbach-Beerfelden den 1884 neu gefaßten „Lindelbrunnen" und b) auf einer Anhöhe ½ Stunde südöstlich vom Dorfe Grasellenbach unfern Reichelsheim den „Siegfriedsbrunnen" mit Denkstein von 1851 (vergl. Georg Windhaus, Führer durch den Odenwald und die Bergstraße); sogar den am Feldberg im Taunus entspringenden Siegfriedsborn hat man mit dem Nibelungenlied in Beziehung bringen wollen. In Marienlyst bei Helsingör sieht man das Grab Hamlets, der doch der Sage nach ein nordjütischer Prinz war (nach Zeitungsnachrichten vom Nov. 1904 sollte das Hamletgrab jedoch einer neuen Eisenbahnlinie weichen müssen), und die Weide am Bache, wo Ophelia den Tod suchte!

Betreffs des Hauses der Desdemona, das in Venedig am *Canale grande* gezeigt wird, läßt sich ausnahmsweise die Entstehung der Angabe nachweisen. Etwa in den fünfziger Jahren malte der Cavaliere Nerly (eigentlich Friedrich Nehrlich aus Thüringen) das Haus der Mori (aus Morea) nahe bei *Santa Maria del Orto* als Othellos Haus und als Seitenstück dazu einen kleinen, zweifenstrigen *Palazzo* in der Nähe mit einer Mädchengestalt und Tauben, den er scherzweise Haus der Desdemona nannte. Er hat sich ernste Unannehmlichkeiten zugezogen, als er später den Tatbestand berichtigen wollte.

Auch den Denkmälern (vergl. das zu den Stichworten „Pforzheim", „Friccius" und „Papin" weiter unten Gesagte) und den Erinnerungstafeln ist nicht immer zu trauen. Die Meinung, Sir Francis Drake habe zuerst die Kartoffel nach Europa gebracht (daher seit 1853 sein Denkmal zu Offenburg in Baden), ist längst erschüttert; ebensowenig verdient ist das Monument des Wiener Schneiders J. Madersperger für die Erfindung der Nähmaschine. Dem Denkmal für den badischen Oberförster K. v. Drais, dem Erfinder der Draisine, in Karlsruhe, sagte man nach, daß er einen falschen Kopf habe.

So findet sich der verbreitete Irrtum, Heinrich v. Kleist sei am 10. Okt. 1776 (statt: am 18. Okt. 1777) geboren, sogar auf dem granitnen Steine, der das im März 1904 vom Prinzen Friedrich Leopold von Preußen der deutschen Nation geschenkte Grab im Walde zwischen dem kleinen Wann- und dem Griebnitzsee unweit Potsdam deckt. Zu Magdeburg befindet sich am Hause Breiter Weg 213 eine Gedenktafel, wonach hier Hellmut von Moltke 1852—1856 als Oberst gewohnt habe. Das gleichzeitige Magdeburger Adreßbuch aber führt den großen Schlachtenlenker nur bis 1855 (wo er in Aug. v. Goeben einen kongenialen Nachfolger erhielt) auf; demnach wäre die Angabe der Gedenktafel teilweise irrig (vergl. Dr. Ahrens im Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung vom 29. Aug. 1910). Doch ist, wie dem Herausgeber persönlich noch 1911 passiert ist, auch ein großstädtisches Adreßbuch, trotz behördlich geregelter Anmeldung, durchaus nicht immer unfehlbar. Wenn so etwas im 20. Jahrhundert passieren konnte, darf man sich billigerweise über den Rechenfehler auf Martin Luthers Grabplatte in der Schloßkirche zu Wittenberg nicht sonderlich aufregen. In Cöthen ist in der Laube eines zur Lutzeschen Klinik gehörigen Gartens eine Tafel angebracht: „In dieser seiner Lieblingslaube dichtete Joseph von Eichendorff das Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald““ — das aber vor Eichendorffs Aufenthalt in Cöthen entstanden war.

Goethe äußerte sich den 8. April 1829 zu Eckermann, mit Beziehung auf eine Abbildung von Rom:

> „Der lange Weg hier von Norden herein zur Stadt kommt aus Deutschland; das ist die Porta del Popolo; in einer dieser ersten Straßen zum Tor herein wohnte ich in einem Eckhause. Man zeigt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll; es ist aber nicht das rechte. Aber es tut nichts; solche Dinge sind im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf lassen.“

Er war ein Dichter.

„Es fehlt dir nie an närrischen Legenden;
fängst wieder an, dergleichen auszuspenden.“

Goethe.

Die goldene Zeit

Die goldene Zeit! — wohl der erste, der zäheste, der schönste — und der verkehrteste der Treppenwitze der Weltgeschichte. Schon die Benennung ist närrisch:

> *the age of gold, when gold was yet unknown* (das goldene Zeitalter, da Gold noch nicht bekannt war),
> (Byron, *Don Juan VI, 55*) —
> lucus a non lucendo.

Je weiter die Wissenschaften vor- oder vielmehr rückwärts-dringen, die Geschichte, die Naturkunde, die Sprachvergleichung, desto klarer wird es, daß unter keinem Himmelsstrich und unter keinem Volke jemals ein Zustand geherrscht habe, der auch nur schönrednerisch als „goldene Zeit" bezeichnet werden dürfte, sobald man die Lage der Mehrzahl der Menschen ins Auge faßt, von den Tieren schon gar nicht zu reden. — Geplagt und abgespannt von den vielen Vorschriften der Kultur über das, was verboten ist und nicht verboten —, was sich schickt und nicht schickt —, liebäugelt der Kulturmensch auch wohl manchmal mit der Zeit,

> *„when wild in woods the noble savage ran"* (da schrankenlos in Wäldern der edle Wilde schweifte)
> (Dryden, *Conquest of Grenada, I, I, 1*),

in der Erinnerung an Römer 4, 15 („Wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Übertretung"). Und doch ist nichts verkehrter, als sich vorzustellen, ein Wilder sei befreit davon, Rücksicht zu nehmen; gerade die Wilden fürchteten und fürchten alles, das Wirkliche und das Eingebildete, und sind eingeengt und geknebelt durch die albernsten Vorurteile und Wahnvorstellungen — viel schlimmer als der Kulturmensch (vergl. Bagehot, *Physics and politics*, S. 25. 120 u. 216). — Den Glauben an eine

goldene Zeit leitet man gewöhnlich ab von der liebevollen Erinnerung, womit der Mann und der Greis ihrer Jugendzeit gedenken. Aber auch diese Vergleichung trifft nicht zu, da niemand sagen kann, ob er in seinen allerjüngsten Jahren, vom ersten bis fünften, glücklich war oder nicht; wahrscheinlich haben ganz kleine Kinder, wenn sie nicht gerade schlafen, mehr schmerzliche als freudige Augenblicke. Trotzalledem haben sogar einige der bedeutendsten Geister es mit dem Ernste, den die von ihnen selbstgewählte Aufgabe erforderte, nicht unvereinbar gefunden, ihre Ansichten über die goldene Zeit so vorzutragen, als ob diese irgendwo und irgendwann schon verwirklicht gewesen wären. Vergl. R. v. Mohl, Die Staatsromane (im 1. Bande seiner „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften", Erlangen 1855); Wechsler, Utopien (Programm, Königsberg 1859); Kleinwächter, Die Staatsromane (Wien 1891); „Schlaraffia politica, Geschichte der Dichtungen vom besten Staat" (anonym, Leipzig 1892).

Daß die Dichter und Maler sich gern auf diesen Stoff werfen, ist bei der Ärmlichkeit dessen, was wirklich ist und geschieht, fast selbstverständlich. Der Sage von der Insel St. Brandan, die den Einwohnern der Kanarischen Inseln von Zeit zu Zeit am Horizonte erschien, aber immer wie ein Traum den Entdeckern, die danach aussegelten, verschwand, soll nach Washington Irving (*The life and voyages of Columbus and his companions*, London 1850, III, 878—881) Tasso die Farben zu seinen Zaubergärten der Armida entlehnt haben (*Gerusalemme liberata* XV, 37 ff.). 1721 ging eine Expedition zur Aufsuchung der Insel aus Spanien ab, und noch 1755 wird sie auf einer französischen Karte verzeichnet in 29° nördlicher Breite und 5° westlich von Ferro. Von einer ähnlichen Insel fabelten die Irländer; die Einwohner von Arranmore behaupten noch an klaren Tagen Hy Brysail (d. i. die Zauberinsel) erblicken zu können, die den vorchristlichen Irländern als ihr Paradies gegolten hatte; Thomas Moore gedenkt ihrer in einer seiner „Irischen Melodien" (1807 ff.; vergl. über diese und die weiter unten noch besprochenen Schiffersagen Karl Weule im 8. Bande von Helmolts „Weltgeschichte S. 592—594, Leipzig 1903). Offenbar haben die an Ozeanen wohnenden

Völker es in dieser Hinsicht bequemer als die anderen. Wasser und Wolken bilden oft Schattierungen, aus denen eine geschäftige, unbefriedigte Phantasie machen kann, was sie will (einen Fliegenden Holländer, ein Wildes Heer, einen Ewigen Juden); aber auch die weniger mit Küsten gesegneten Länder haben zu ihrer „goldenen Zeit" meistens noch einen „goldenen Raum"; jene kann niemand zurückrufen, diesen kann niemand ergreifen. Unterdessen läßt sich Don Quixote auf seinem Rosinante (Rosinante war ein Hengst, keine Stute; vergl. Literarisches Echo VI, Nr. 2, Sp. 146) seine Wunden unter tausend Schmerzen verbinden, so gut es eben geht.

Die Inder hatten ihre vier Weltalter (yuga), die immer kürzer und schlechter werden; im Zendavesta zerfällt die zwölftausendjährige Dauer der Welt ebenfalls in vier, aber gleiche Perioden, jede folgende ist jedoch um so viel schlechter als ihre Vorgängerin, daß am Ende der vierten, jetzigen, die Welt in Feuer aufgehen wird. Die Juden haben bekanntlich nur ein kurzes Paradies: in Miltons Bearbeitung unterhalten sich Adam und Eva, ehe sie vertrieben werden, untereinander sowie mit dem lieben Gott, mit mehreren Engeln, die ihnen einen Besuch abstatten, mit der Schlange usw. im lieblichsten Englisch und offenbaren darin die edelsten Gefühle, so daß man fast glauben könnte, sie hätten wirklich die Bibliothek besessen, von der Paul Christian Ilsker uns einen Katalog geliefert. — Den Griechen haben Hesiod (Werke und Tage 109—123) und Aratos (Phainomena 96—106), den Römern Ovid (Amores 3, 8. 40 und Metamorphosen 1, 89—112) und Tibull (1, 3, 35) die Zauber der goldenen Zeit vorgesungen. — Aber nicht nur die Dichter, auch die Philosophen haben mit ihr geliebäugelt. Platon hat im „Staat" eine Verfassung geschildert, wie er sie sich als vollkommen dachte, und in den „Gesetzen" eine zweitbeste mit unverkennbarer Vorliebe für spartanische Einrichtungen. Diese Hinneigung des Atheners zu der eckigen Pedanterie des Militärstaates ist um so seltsamer, als er wohl kaum umhin gekonnt hat, sich einzugestehen, daß er selbst nie und nimmer hätte aus Sparta hervorgehen können: unter den vielen Hellenen, die die Kunst und die Wissenschaft bereichert haben, ist kein spartanischer Name von

Bedeutung. — Im „Timaios“ und im „Kritias“ erzählt uns Platon dann noch von der Insel Atlantis (vergl. Bär, Essai historique et critique sur l'Atlantique des Anciens, Avignon 1835; S. A. Norolf, Die Atlantis nach griechischen und arabischen Quellen, St. Petersburg 1854; Roisel, Les Atlantes, Paris 1874; Heer, Urwelt der Schweiz, 2. Aufl., Zürich 1879; Clarke, Examination of the legend of Atlantis, in den Transactions of the Royal Historical Society, London 1886). Sie lag, sagt Platon, vor den Säulen des Herkules und war größer als Asien und Lybien zusammen. Auf jener Insel bestand einst eine große, bewunderungswürdige Königsherrschaft, die nicht bloß die ganze Insel, sondern auch viele andere Inseln und Teile des Festlands unter ihrer Gewalt hatte, dann aber (alles nach der dem Solon erteilten Auskunft ägyptischer Priester) in dem Kriege mit einem vorhistorischen athenischen Staat unterlag und später im Meer unterging. Darauf sei dann das Meer daselbst „nicht gehbar, nicht schiffbar“ (Ovid, Metam. I, 16) geworden, „weil der hoch aufgehäufte Schlamm im Wege gewesen wäre, den die Insel durch ihr Untersinken hervorbrachte“.

Der englische Kanzler Sir Thomas More mit seiner Utopia (De optimo statu reipublicae deque nova insula Utopia, gedruckt Löwen 1516) knüpft wohl an gar nichts Reales an. Der Verfasser gab Utopien für eine bei Amerika neu entdeckte Insel aus, und weil das damals sehr wohl möglich war, so nahmen der gelehrte Guillaume Budé (Budaeus) und andere den Bericht für einen wirklichen und hielten es mit ihrem Bekehrungseifer für wünschenswert, Missionare dahin auszusenden, um eine so weise Nation für das Christentum zu gewinnen, wie uns Isaak Disreali erzählt (*Curiosities of literature*, 1791 ff., S. 120), der auch die beste Kritik über das Idealreich geliefert hat in seinen „*Amenities of literature*“ (1841, S. 300): „*It is sobriety indulging in inebriation and good sense wandering in a delirium*“ zu deutsch etwa: „es ist die Orgie der Nüchternheit und der gesunde Menschenverstand im Delirium taumelnd“.

Francis Bacons Allegorie „Neue Atlantis“ — zwei Jahre vor seinem, am 9. April 1626 erfolgten Tode geschrieben

und erst im Jahre nach seinem Tode erschienen — berichtet von einer Insel in der Südsee, so vollkommen, daß nach der Erzählung eines Eingeborenen etwa zwanzig Jahre nach der Himmelfahrt des Herrn unter wunderbaren, feuerwerkartigen Lichterscheinungen in einem Boot ein Buch der Insel zugetragen worden wäre, das alle kanonischen Schriften des Alten sowohl wie des Neuen Testamentes enthielt, sogar die, die damals noch gar nicht geschrieben waren!

Daß die Atlantis, wenn auch vielleicht nicht ganz in der angegebenen Größe, doch als nordatlantischer Kontinent existiert hat, dann aber allmählich gesunken ist, ist für den vom obern Oligocän bis mittlern Miocän reichenden Teil des tertiären Zeitalters nicht unwahrscheinlich. Unerklärt aber ist es noch, warum wir als alte Benennung Mexikos „Aztlan" und dort die Städtenamen „Mazatlan" und „Tomatlan" finden. Man hat diese Art Überlieferung ganz richtig mit der über Drachen und dergleichen Tiere verglichen, deren einstiges Dasein in Formen, die den berichteten sehr ähnlich sind, unsere Kunde der vorweltlichen Geschöpfe dargetan hat. Auf einen versunkenen Kontinent haben auch die aller Poesie fernen Untersuchungen Alfred Wallaces („*The Malay Archipelago*", 3. Ausgabe, London 1872) geführt. Dieser andere vermutete Kontinent liegt südlich und südöstlich im Stillen Ozean; die vielen Inseln dort sind noch seine Bergspitzen. Die Fläche, die jetzt der Indische Ozean überflutet, hat der Engländer Phil. Lutley Sclater wegen der für sie charakteristischen Halbaffen Lemuria genannt; doch sind zahlreiche fossile Halbaffen neuerdings auch in frühtertiären Schichten Europas und Nordamerikas aufgefunden worden.

Die sträfliche Sucht, als erster Entdecker des noch unbezwungenen Nordpols zu gelten, verführte den an sich verdienstvollen Arktis-Erforscher Dr. Frederick A. Cook (geb. 1865 in New York) am 31. Aug. 1909 zu der telegraphischen Behauptung, er habe am 21. April 1908 den Nordpol erreicht. Daß dies Schwindel war, stellte sich schon 1910 einwandfrei heraus. Weniger sicher ist es, ob sich Robert E. Peary (geb. 1856 in Pennsylvanien), der am 6. April 1909 den Pol erreicht haben will, getäuscht hat, d. h., ob seine Messungen und Rechnungen wissenschaftlich haltbar sind.

Ein Zeitgenosse Bacons, der Dominikaner Thomas Campanella (1568—1639), gab ein Seitenstück zur „Atlantis" in seinem Sonnenstaat, Civitas Solis (Frankf. 1623; engl. in Morleys *Universal Library*, Band 23; deutsch von Wessely, München 1900).

Aber niemals hat es eine goldene Zeit gegeben; kein Volk hat existiert, das, unbekannt mit Leidenschaften und Verbrechen, ungestört friedliche Tage dahingelebt hätte. Weder für das Menschengeschlecht im ganzen, noch für ein einzelnes Volk hat jemals der Meereisvogel (Halkyon) gebrütet, dem zuliebe nach einer hellenischen Sage See und Luft sich ruhig verhielten und der klare Himmel auf die ungekräuselte Oberfläche des Meeres herunterschien. (Plinius, Historia naturalis, Buch 10, Kap. 32.) Das Paradies müßte entsetzlich langweilig gewesen sein. Die goldene Zeit aber, die erst kommen soll, gehört nicht hierher: vor ihrem Tore steht zwar kein Engel mit flammendem Schwert, wohl aber Malthus mit seinem „*Essay on population*" und der unzerstörbare Egoismus des menschlichen Herzens; beide Ursachen sind im tiefsten Grunde eins und dasselbe. Die Staats- und Gesellschaftsformen sind hierbei durchaus gleichgültig. „*The cheapness of man is every day's tragedy*" (Emerson: *Representative men; I. Uses of great men*); die Übervölkerung der Länder ist die letzte, nicht wegzuschaffende Ursache der Armut und der Kriege. Die noch ungebornen Geschlechter trampeln jeden Menschenbeglücker unter ihre Füße. Die Göttin der Liebe bekommt den Apfel des Streites (Epistel Jacobi 4, 1).

„Was forscht ihr früh und spat dem Quell des Übels nach,
Das doch kein andres ist, als Kreatur zu sein?!"

Platen, Ghaselen 113.

Was uns überall fehlt, ist das „andere Königreich", das am Schlusse des Märchens, ohne daß wir vorher davon gehört haben, der König seinem zweiten Kind anweist und dessen das Kind so sehr bedarf. Denn der Mensch und jedes organische Wesen hat — wie die Zeit — ein negatives Vorzeichen; den arithmetischen, den geometrischen, den mechanischen und auch noch den chemischen Vorgang können wir vor- und rückwärts laufen lassen, den organischen aber nicht.

Die Assyrer — Die Ägypter — Die Perser

Von Ktesias aus Knidos, dem griechischen Leibarzt der persischen Königin Parysatis (400 v. Chr.), und zwar durch Vermittlung des Diodor (2, 1—22), stammen unsere Nachrichten über das Assyrische Reich. Es wird errichtet durch Ninos; seine Gemahlin ist Semiramis, deren Schicksale seltsamerweise sowohl an Katharina I., als auch an Katharina II. von Rußland erinnern (vergl. A. L. Jellinek im Beiblatte zur Zeitschrift für Bücherfreunde VIII, 3 vom Juni 1904 und C. F. Lehmann-Haupts Vortrag vor der Deutschen Orientgesellschaft am 6. Febr. 1910). Semiramis war als Kind ausgesetzt worden, erzählt uns Diodor; aber Tauben trugen ihr Milch und Käse zu: Hirten des Simmas finden das Kind, später heiratet sie Onnes, der erste Rat des Königs; zuletzt nimmt der König sie ihrem Gatten weg. Sie trug eine Kleidung, die nicht erkennen ließ, ob sie Mann oder Weib sei, und diese Kleidung gefiel so sehr, daß späterhin die Meder und nach ihnen die Perser die Stola der Semiramis annahmen. Über die vielen ihr zugeschriebenen Kriegs- und Eroberungszüge und großartigen Bauten vergl. Diodor. Von ihrem Zuge gegen Indien zurückgekehrt, erfährt sie, daß ihr und des Ninos Sohn, Ninyas, ihr nach dem Leben trachte. Hierauf übergibt sie, gehorsam einem alten Orakelspruch, dem Sohn die Regierung; „einige fabeln, daß sie in eine Taube verwandelt mit einem Taubenschwarm aus dem Palast geflogen sei. So ist es geschehen, daß die Assyrer die Semiramis für eine Unsterbliche halten und die Taube als Gottheit verehren." Ihr folgte Ninyas, der, in seinem Palast eingeschlossen, nur der Lust und dem Zeitvertreib diente, für das Volk aber unsichtbar war; dreißig Könige folgten ihm dann, bis die Herrschaft an die Meder überging. Heeren und Niebuhr zweifelten zuerst an der historischen Persön-

lichkeit der Semiramis; ihnen folgte, die Kritik weiter ausbauend, Max Duncker in seiner oft aufgelegten „Geschichte des Altertums". Wie sich die Anfänge Assyriens tatsächlich zugetragen haben mögen, wolle man u. a. bei Hugo Winckler (im 3. Bande von Helmolts „Weltgeschichte", Leipzig 1901, S. 48 ff.) nachlesen. Von einem noch vorhandenen Bilde am Berge Bagistanon (Behistûn) erzählt der Geschichtendichter Ktesias (Fragment 4, § 12 ed. Gilmore; bei Diodor II, 13) es sei 10000 Fuß hoch und stelle die Semiramis dar von hundert Leibwächtern umgeben, während es nur 550 m hoch ist und den König Dareios I. zeigt, die neun Aufrührer, welche die Waffen gegen ihn erhoben hatten, gefesselt vor ihm oder am Boden (Gaumâta; vergl. die genaue Beschreibung des Inschriftfelsens bei J. V. Prášek, Geschichte der Meder u. Perser II, 1910, S. 4—7).

Die Göttin der Liebeslust hatten medo-persische Sänger in die Gründerin der assyrischen Macht verwandelt; die Grenze zwischen Göttern und Königen ist immer verschwommen gewesen und geblieben. Dieselbe Ähnlichkeit mit einer Göttergestalt tritt wieder hervor bei dem letzten Herrscher der Assyrer, bei Sardanapal, dessen Sturz (606 v. Chr.) bei Diodor 2, 23 ff. (nach Ktesias) ausführlich beschrieben ist. Dieser König wird als unglaublich weibisch geschildert, einzig dem Genuß fröhnend und sich ganz vom Volke abschließend. Ein gewaltiger Aufstand bricht gegen ihn los; aber er besiegt die Empörer in drei Schlachten, unterliegt jedoch in einer vierten durch Verrat der baktrischen Truppen. Nach Ninive geflüchtet, wird er dort eingeschlossen und drei Jahre belagert; als die Stadt nicht mehr zu halten ist, verbrennt sich der König mit seiner Gemahlin und seinen sämtlichen Nebenweibern auf einem 400 Fuß hohen Scheiterhaufen mit 150 goldenen Ruhebetten und ebensoviel goldenen Tischen, nebst zehn Millionen Talenten Goldes, hundert Millionen Talenten Silbers und einer Menge kostbarer Purpurzeuge usw. — In Wirklichkeit hieß der letzte König der Assyrer nicht Assurbanipal (= Sardanapal), sondern Sin-shar-ishkun; jenes war vielmehr der vorvorletzte (gest. 626). Auch sonst wimmelt die Erzählung von Unbegreiflichkeiten (vergl. Winckler, a. a. O.,

S. 76 f. und J. V. Prášek, Geschichte der Meder und Perser I, 1906, S. 155 f.).

Wieder erkennt man in der Erzählung vom Sturze der assyrischen Herrscherfamilie ein in Prosa aufgelöstes Epos, das sich an das den Anfang des Reiches verherrlichende mit merkbarer Absichtlichkeit anschließt.

„Den Griechen war", sagt Duncker (Geschichte des Altertums, 4. Aufl. II, 353 f.), „der Name Sardanapal schon zur Zeit des Aristophanes der Ausdruck aller Pracht und Üppigkeit und ‚schwelgerischer als Sardanapal' bei ihnen ein gangbares Sprichwort (Vögel 1022). Diese Auffassung wurde dann sogar dahin gewendet, daß Sardanapal das Leben im Genuß erschöpft habe, weil dasselbe kurz und der Mensch nach dem Tode nichts als Asche sei. So galt Sardanapal bei den Griechen als Vorbild und Prediger jener Weisheit, welche das Leben im Genuß zu verwerten rät, und assyrische Inschriften zu Anchiale in Kilikien an einem assyrischen Königsbilde, welches eine verächtliche Handbewegung zu machen schien, gaben griechischen Dichtern Gelegenheit, angebliche Verdolmetschungen derselben zu erfinden, welche Lehren dieser Art unter dem Namen einer selbstverfaßten Grabschrift Sardanapals einschärften. ‚Wohl wissend, daß du sterblich geboren,' sagt die gangbarste dieser Inschriften, ‚ergötze dich des Genusses froh; dem Toten ist keine Freude gegeben. — Auch ich bin Asche, der großen Ninive Herrscher. Nur was ich aß und schwelgte und in der Liebe Freuden genoß, ist mein; das Übrige — Vieles und Schönes — mußt' ich verlassen'"

oder, wie Byron es in seinem „Sardanapal" (I, 2, 252) wiedergibt:

> *Eat, drink, and love; the rest's not worth a fillip* (Iß, trink und liebe; der Rest ist keinen Nasenstüber wert; vergl. hierzu die lange Anm. Ernest Hartley Coleridges in seiner Ausgabe der „Works of Lord Byron": Poetry, Bd. 5, London 1901, S. 23).

Ähnlich Arrian, Feldzüge Alexanders II, 5. Cicero (Tuskulanen V, 35) bemerkt nach Aristoteles, die Grabschrift passe mehr für einen Stier, als für einen König.

Ebensowenig zu halten sind die Erzählungen des Herodot (2, 151) und des Diodor (I, 66) über die gleichzeitige Herrschaft von zwölf Königen (Dodekarchie) in Ägypten, welche die Zügel der Regierung ergriffen hätten, weil das Volk nach dem freiwilligen Rückzug der Äthiopier zu unruhig geworden wäre, — von dem Orakel, der unter den zwölfen werde die

andern verdrängen, wer zuerst beim gemeinsamen Opfer, statt aus goldener, aus eherner Schale opfern würde, was unabsichtlich bei Psammetich zutrifft, als er anstatt der fehlenden zwölften goldenen Schale aus seinem Helm opfert, — wie die zwölf Könige ein gemeinsames Grabmal am See Moeris für sich errichten lassen, das alles frühere dieser Art übertreffen soll usw. usw. Die jüngste, wesentlich nüchternere Darstellung, die den gegenwärtigen Stand der Forschung und Kritik verkörpert, ist die von C. Niebuhr (in Helmolts „Weltgeschichte", 3. Bd., S. 663).

Immer wieder kann man von Zeit zu Zeit lesen, daß die Weizenkörner, die in den Särgen altägyptischer Mumien gefunden werden, ausgesät worden sind, noch gekeimt und gar Früchte getragen haben, obgleich sie drei Jahrtausende oder länger in ägyptischen Gräbern gelegen haben. Die Verwaltung der großen botanischen Gärten von Kew bei London hatte den Beschluß gefaßt, die Frage endlich einmal durch wissenschaftliche Experimente mit Weizenproben, über deren Herkunft aus altägyptischen Särgen sichere Beweise vorlagen, in Ruhe zu prüfen. Die Versuche, die von Beamten der botanischen Gärten geleitet wurden, sind durchweg erfolglos gewesen, und damit dürfte die Sage vom Mumienweizen wenigstens für die wissenschaftlichen Kreise endgültig abgetan sein. Die Botaniker waren freilich schon seit längerer Zeit davon überzeugt, daß Weizenkörner in wenigen Jahren ihre Keimkraft verlieren. Vergl. Edm. Gain in den Comptes rendus, t. 130, 1900, S. 1643, u. t. 132, 1901, S. 1248; Alfr. Burgerstein, Verhandlungen der k. k. zoolog.-botan. Gesellschaft in Wien Bd. 51, 1901, S. 645 f.

Die Ägypter waren die Erfinder der Geometrie. Geführt wurden sie darauf durch das Überströmen des Nils, der „dann und wann von den angrenzenden Feldstücken etwas abriß oder etwas an sie anschwemmte" (Herodot II, Kap. 109). Bei späteren Schriftstellern wird dies weiter ausgemalt, z. B. bei Heron von Alexandreia (Ausgabe von Hultsch, S. 138), nach dem viele Grundstücke während der Überschwemmung ganz verschwanden, und bei Strabon (Buch XVII, Ausgabe von Meinicke, S. 1098), der von der beständigen Verwischung der Grenzen

spricht. Weil Flüsse, selbst wenn sie überhaupt nicht austreten, ihren Lauf leicht ändern und damit Grundstücke, die an ihn grenzen, vergrößern oder verkleinern, sagten die Römer: flumina censitorum vice funguntur (Flüsse fungieren wie Steuerpflichtige). Das aber gerade wollten die Ägypter nicht, und Hugo Grotius (De jure belli ac pacis II, 8 § 10; wo die Strabonstelle angeführt wird) gibt ihnen gegen die Römer recht.

Über das hunderttorige Theben und die Memnonssäulen vergl. weiter unten beim Stichworte Homer, S. 55.

Durch Herodot empfangen wir außer über die Ägypter auch Nachrichten über die Meder und die alten Perser. Sie dürften jedoch nicht zuverlässiger sein, als etwa die Schriften Walter Scotts, Alexander Dumas' oder der Louise Mühlbach, wollte man diese als Geschichtswerke ansehen. Die Wahrhaftigkeit, d. i. der gute Wille des Herodot ist nie mit Erfolg in Zweifel gezogen worden; wohl aber war, was er vorfand und sammelte, schon sehr verzerrt und ausgeschmückt.

„Dasjenige, dessen jene Völker (die Meder und Perser) von ihrer älteren Geschichte sich noch erinnerten, was Herodot und später Ktesias bei ihnen darüber erfuhren, beruhte schon an sich vornehmlich auf dichterischer Grundlage, auf den volkstümlichen historischen Liedern der Meder und Perser, von denen Xenophon sagt, daß sie noch zu seiner Zeit bei ihnen gesungen wurden." (Erdmannsdörffer: Zeitalter der Novelle in Hellas; Berlin 1870, S. 34.)

Herodots Erzählungen leiden daher sehr unter der „poetischen Gerechtigkeit" und — wenn es sich um den Gegensatz zwischen Persern und weniger zivilisierten Völkerschaften handelt — an einer kleinen, ozon-sehnsüchtigen Schwärmerei à la Tacitus und Rousseau für Naturzustände — derselben, die noch heute unsern Knaben die dummen Indianergeschichten so lieb macht. Herodot braucht auch, wie Goethe, gern den rhetorischen Kunstgriff der Antizipation, der knappen, traumartigen Skizzierung dessen, was gleich darauf sich deutlich und in erschütternder Weise ereignen soll.

Ktesias, der als Leibarzt am persischen Hofe die Landes-Archive benutzen durfte, nennt den Herodot einen Märchenerzähler, was ihn jedoch selbst nicht hindert, die wunderlichsten Fabeln als Tatsache zu berichten, wie schon Plutarch bemerkt (Artaxerxes Kap. 1). Diodor hat den Ktesias stark benutzt.

Unter anderem leugnet Ktesias die romantische Verwandtschaft des Kyros mit dem Astyages. Es ist dieser Zug wohl einer Dichtung der Meder entnommen, denen die persische Herrschaft erträglicher erscheinen mußte, wenn der persische König von einer medischen Prinzessin abstammte; der siegreiche Perser Kyros hat aber erst 550 v. Chr. des besiegten Mederkönigs Astyages verwitwete Erbtochter Amytis (Mandane) aus Legitimitätsrücksichten geheiratet. Der eigentliche Held der Novelle ist jedoch weder Astyages noch Kyros, sondern Harpagos (vergl. J. V. Prášek, Geschichte der Meder und Perser I, 1906, S. 7; S. 196 f.; 207 ff.).

„Des Harpagos Leiden und Taten bilden den Mittelpunkt der medischen Version, und dieser Harpagos war den Griechen auf der Westküste Kleinasiens nur zu wohl bekannt geworden. Mit ihren warnenden Vorbedeutungen, mit der Aussetzung des Kyros führte die medische Version den Herodot auf den ihm vertrauten Boden griechischer Sagen, denen warnende Orakel, vergebliche Aussetzungen, täuschende Auslegungen geläufig waren. Endlich entsprach die Vergeltung, welche den Astyages erreicht, Herodots sittlicher Anschauung." (Duncker, a. a. O., IV, S. 279.)

Eine orientalische Märchenfigur ist auch Gyges, den Friedr. Hebbels herbes Trauerspiel von 1856 auch bei uns volkstümlich gemacht hat; vergl. Kirby Flower Smith, The tale of Gyges and the King of Lydia (American journal of philology XXIII, 3, Baltimore 1903).

Allbekannt ist die Erzählung vom Besuche des Solon beim König Kroisos von Lydien (Herodot I, 29—33), wie dieser vergebens von jenem zu hören versucht, daß er wegen seiner Reichtümer der glücklichste Mensch sei. Wegen ihrer Entsagung predigenden Moral ist die Geschichte häufig in Schullesebücher aufgenommen, das „Nemo ante mortem beatus" sogar ein geflügeltes Wort geworden. Der ganze Besuch ist jedoch wegen chronologischer Schwierigkeiten unwahrscheinlich (vergl. Max Büdinger, Krösus' Sturz: Sitzungsberichte der philol.-histor. Klasse der Wiener Akademie 92, 1878, 197 ff.; A. Bauer: ebendort 1882, 490 ff. und Jahrbücher f. klass. Philologie, Suppl.-Bd. 10, 335 ff.; Schubert, Geschichte der Könige von Lydien, 1884). Herodot (I, 30) verwechselt, wie schon die Alten merkten, die sonst in solchen Sachen nicht peinlich waren, die frühere 10jährige Reise Solons mit einer späteren.

„Wen die Volkssage lieb hat, den schickt sie gern auf Reisen. Der kleinste unscheinbarste Anlaß muß ihr dabei als Rechtfertigung genügen. Sie liebt es, vermittelst dieser Form das Ferne und Fremde, was ihr Interesse erregt, sich in dem Spiegel einer vertrauten Persönlichkeit reflektieren zu lassen und es dadurch sich selbst näher zu bringen; es reizt sie, auf diese Weise bedeutende Persönlichkeiten aus weit entlegenen Kreisen miteinander in Berührung zu setzen und sie gleichsam aneinander zu messen." (Erdmannsdörffer, Zeitalter der Novelle in Hellas; S. 31.)

Plutarch freilich (Solon, Kap. 27), dem die Geschichte gefiel, hält sie aufrecht; weil jedoch er wie Herodot ganz bestimmt die Zusammenkunft an die Reise knüpft, die Solon nach seiner Neuordnung der athenischen Verfassungszustände (593) unternommen hat, da Kroisos (der erst 561 v. Chr. zur Regierung gekommen ist) noch im Knabenalter stand, so ist die Erzählung nicht zu halten.

„Schon in alten Zeiten hat man die Begegnung zwischen Solon und Kroisos in Zweifel gezogen, und wenn Plutarch dagegen geltend macht, daß die Erzählung doch gar zu sehr dem Charakter der beiden Männer entspreche, so verkennt er, daß diese innere, poetische Wahrheit, welche uns die Erzählung so teuer macht, die historische Wirklichkeit des Vorgangs gerade am meisten verdächtigt." (Curtius, Griechische Geschichte, 1868, Band I, S. 317.)

Fällt der Besuch, so fällt mit ihm natürlich auch die fernere Erzählung, Kroisos habe 546 v. Chr. auf dem Scheiterhaufen den Namen Solons ausgerufen und dadurch die Aufmerksamkeit des Kyros erregt, der ihn dann begnadigt hätte. Der Lydier Xanthos, der etwa 40 Jahre vor Herodot schrieb und von diesem, sowie von Diogenes Laërtios und von Nikolaos aus Damaskus benutzt worden ist, hat nach letztgenanntem bei der Scheiterhaufen-Geschichte vom Solon noch nichts gewußt. Kyros hat ja nie daran denken dürfen, den Kroisos verbrennen zu lassen, weil seine iranische Religion ihm die Verunreinigung des „göttlichen" Feuers, ausdrücklich verbot (vergl. J. V. Prášek, Geschichte der Meder und Perser I, Gotha 1906, S. 220).

Die Antworten des pythischen Apollon, Kroisos werde, wenn er über den Halys gehe, ein großes Reich zerstören, sowie: er werde seine Herrschaft verlieren, wenn ein Maultier über die Perser herrsche, sind wohl zunächst so gemeint gewesen, wie sie jeder verstehen würde; vergl. die ohne

Interpunktion zweideutige Antwort des Erzbischofs von Gran (Strogontium, ungar. Esztergom), als 1213 die Ungarn ihn fragten, ob sie die — durch Grillparzers Trauerspiel „Ein treuer Diener seines Herrn" auch in Deutschland bekannt gewordene — Königin Gertrud ermorden sollten oder nicht: „Reginam interficere nolite timere bonum est et si omnes consenterint ego solus non contradico". Als die Antworten nachher nicht zutrafen, hat Herodot, der auf die Erfüllung der delphischen Weissagungen erpicht war, die erste so gut ausgelegt, wie es eben ging, und des Maultiers wegen den Kyros — an die medische Dichtung anknüpfend — zum Sohn einer Mederin gemacht (über des Kyros arisch-persische Abstammung vergl. J. V. Prášek, a. a. O. 197 ff.).

Nachdem Herodot ferner erzählt hat, daß die Königin der Massageten jenseit des Jaxartes, Tomyris, einen Schlauch mit Menschenblut hatte füllen lassen und dann den Kopf des getöteten Perserkönigs Kyros in diesen Schlauch steckte, um den König, wie sie gedroht hatte, „mit Blut zu sättigen", setzt Herodot selbst hinzu: „Von den verschiedenen Erzählungen über das Lebensende des Kyros hat diese mir die wahrscheinlichste geschienen." Wohl nur, weil sie, einer poetischen Quelle entstammend, die pikanteste war. Ktesias (Fragm. 38 ed. Gilmore) erzählt, Kyros wäre in der Schlacht gegen den Derbiker-König Amoraios von einem Inder verwundet worden und drei Tage darauf im Lager verschieden (vergl. J. V. Prášek, Geschichte der Meder und Perser I, 1906, S. 236 mit Anm. 1).

Seine Berichte über die scheußliche Grausamkeit des Kambyses (529—522) und über sein Wüten gegen die Religion der Ägypter (Tötung des heiligen Apis) hat Herodot von den ägyptischen, durch Religionshaß entflammten Priestern. Die in den Apisgräbern bei Memphis aufgefundenen Inschriften wissen nichts davon. (C. Niebuhr, a. a. O., S. 667; Prášek a. a. O. I, 271 ff.) Novellenhaft ist auch die Erzählung des Herodot, wie der gefangene König Psammenit (Psammetich III.) beim Anblick seiner Tochter in Sklavenkleidern, seines zum Tode geführten Sohnes scheinbar unbewegt bleibt und erst, als sein Freund als Bettler vorübergeleitet wird, Tränen findet; denn jene Schmerzen wären für Tränen zu groß gewesen.

Herodot selbst erzählt, Kambyses würde wohl dem Psammenit die Verwaltung Ägyptens gelassen haben, wenn er sich klüger benommen hätte; doch zu solcher Absicht hätte die Hinrichtung des jungen Sohnes nicht gepaßt, und Ktesias weiß auch nichts davon (vergl. Prášek a. a. O. I, 256).

Die an den falschen Bardija (Gaumâta, Smerdis) sich knüpfenden Anekdoten (vergl. Prášek a. a. O. I, 261 ff.) übergehend, erwähnen wir die von Herodot 3, 80 berichteten, angeblich der Ermordung der Magier folgenden Debatten der sieben persischen Fürsten, die den Usurpator gestürzt hatten, über die beste Regierungsform, wobei Otanes die Republik, Dareios die Monarchie verteidigt; sie sind zwar schon nach Herodots eigener Bemerkung „einigen Hellenen unglaublich vorgekommen, trotzdem aber doch gesprochen worden"; Buch 6, 43 kommt er darauf zurück, nochmals die Richtigkeit seiner Angaben betonend.

Hierauf folgt die Anekdote von der Erhebung des Dareios zum Könige; derjenige der sieben Verschworenen sollte Herrscher werden, dessen Pferd beim Sonnenaufgang vor der Königsburg zuerst wiehern würde. Eine List des Stallmeisters Oibaras (angebliches Reiterbildnis: Herodot III, 88) wendet dem Dareios die Königskrone zu (vergl. Prášek, Geschichte der Meder und Perser I, 1906, S. 279 ff.; II, 1910, S. 27 ff., 134).

Aus der Regierungszeit des Dareios ist besonders sein Zug gegen die Skythen (um 511 oder 510 v. Chr.) mit Fabeln ausgeschmückt; es würde aber zu weit führen, die Einzelheiten aufzuzählen (vergl. vielmehr die betreffenden zwei Kapitel in J. V. Prášeks „Geschichte der Meder und Perser" II, 1910, S. 75—105). Die Geschichte Persiens verflicht sich nunmehr mit der der Griechen.

Die Griechen*)

Die Griechen haben sich schon einigermaßen mit unserm Thema beschäftigt, indem das Buch des **Palaiphatos** „περὶ ἀπίστων" eine Zusammenstellung verschiedener allegorisch-

---

*) Von den Quellenschriftstellern, die hier und bei den Römern in Betracht kommen, erwähnen wir der Zeitfolge nach:

v. Chr.

um 484—425 Herodot.
um 460—400 Thukydides.
um 450—385 Aristophanes, der Komiker.
415 Ktesias.
436—338 Isokrates.
um 434—355 Xenophon.
um 400—330 Ephoros.
384—322 Aristoteles.
300 Eukleides, der Mathematiker.
um 205—123 Polybios.
116— 27 Varro.
106— 43 Cicero.
um 60v.—20n. Strabon, d. Geograph.
59v.—17n. Livius.
20 Diodorus Siculus.
20 Dionysios v. Halikarnaß.
15 Vitruv, der Architekt.

n. Chr.

30 Valerius Maximus.
40 Apion.
23— 79 Plinius der ältere.
um 25—101 Silius Italicus.
37—nach 95 Flavius Josephus.
um 46—120 Plutarch.
um 55—120 Tacitus.
um 70—140 Sueton.
um 95—180 Arrian.
um 100—165 Justin, der Märtyrer.
120 Julius Florus.
140 Appian.
150 Justin, der Geschichtschreiber.
155 Pausanias, d. Perieget.
um 125—180 Lukian.
160 Aulus Gellius.
um 150—nach 229 Dion Cassius.
200 Athenaios.
200 Claudius Aelianus, der Sophist.
um 330—400 Ammianus Marcellinus.
412—485 Proklos.
500 Stobaios.
um 820—891 Photios.
970 Suidas.
1120 Zonaras.
um 1110—1180 Joh. Tzetzes.

historischer Mythendeutungen ist. Im allgemeinen macht er es sich aber zu leicht; der Stier, der die Europa davongetragen, wäre nach ihm ein Mann namens Stier gewesen u. dergl. Einige andere Deutungen sind besser. Medea soll nach ihm deshalb alte Leute wieder haben jung machen können, weil sie weißes Haar schwarz färben konnte. Niobe wurde durch Schmerz über den Verlust ihrer Kinder in Stein verwandelt, d. h. sie ließ noch bei ihren Lebzeiten über deren Grab ein Marmorgrab für sich selbst bauen. Nach Diodor soll der Charon, der die toten Seelen über die Styx setzte, der gewöhnliche Fährmann gewesen sein, der in Memphis die Toten über den Fluß hinüberfuhr. Da wir aber alle wunderbaren Begebenheiten und Persönlichkeiten ausschließen, brauchen wir uns weder mit obigen Histörchen noch mit dem Argonautenzug, noch mit dem Trojanischen Krieg (vergl. oben, S. 30) zu befassen. Es mag aber erwähnt werden, daß den Orest erst die Tragiker zum Muttermörder gemacht haben. Homer weiß nichts davon; der einzige Vers bei ihm (Odyssee III, 310), der darauf hindeutet, ist, wie W. v. Christ nachgewiesen hat, eingeschoben, um dem Bericht über den Muttermord einen Anhalt zu geben. Aber auch der meldet nicht die Art des Todes der Königin, sondern nur ihre Bestattung. Aischylos (Aeschylus) machte den Orest zum Muttermörder, um ihn nach Athen vor den Areiopag zu bringen, Sühne zu suchen und so das Ansehen des Areiopags wieder zu heben, was dem Dichter aber nicht gelang. — Ob Homer die Ilias und die Odyssee verfaßt hat? Fr. A. Wolf war bekanntlich in Deutschland der erste, der es 1795 in seinen Prolegomena ad Homerum bezweifelte, nachdem ihm Is. Casaubon und ein Jahrhundert später der Abbé d'Aubignac in seinen *Conjectures historiques* vorangegangen waren; über den gegenwärtigen Stand der Frage unterrichten Engelb. Drerups „Homer" (München 1903) und Otto Immisch, Die innere Entwicklung des griechischen Epos (Leipzig 1904). Ob Homer blind gewesen ist, wie es in einem von Thukydides (III, 104) angeführten, dem Homer zugeschriebenen Fragment eines Lobgesangs auf den Apollon erwähnt wird, — ob er überhaupt gelebt hat? Die Menschen haben immer das Bedürfnis, große

Persönlichkeiten zu zerschlagen, weil sie sie nicht fassen können. — Es sollen sich sieben Städte darum gestritten haben, Homers Geburtsort zu sein; aber eigentlich waren es elf: Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis (auf Kypern), Chios, Argos, Athen, Kyme, Jos, Pylos und Ithaka. — Das von Homer erwähnte „hunderttorige Theben" in Ägypten (Ilias 9, 381) hat nicht hundert Tore gehabt, wie groß es auch sonst gewesen sein mag; wahrscheinlicher ist es, daß die Stadt viele Tempel und diese große Tore hatten (Diodor I, 45). — Bei demselben Theben, zwischen dem seit Strabon von alten Schriftstellern irrtümlich „Memnonion" genannten Ramesseion und dem großen Tempel von Medinet Habu, war die Memnonssäule, ein 21 m hoher Steinriese, der — wie sein benachbartes Gegenstück — dem König Amenhotep III. (1419—1383) geweiht worden war. Sie ist noch zu sehen, eine sitzende Statue mit aneinander geschlossenen Füßen aus dunklem Stein; durch ein Erdbeben (wahrscheinlich 25 v. Chr.) wurde sie zertrümmert, so daß der obere Teil herabgestürzt ist. Seitdem erklang der Stein, wenn er von den Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen wurde, ähnlich einer springenden Saite. Strabon, der zuerst von dieser Erscheinung spricht (Buch 17) und den Klang gehört, aber sich sehr vorsichtig darüber äußert, ob er wirklich von der Säule herrührte, nennt den Koloß noch nicht Memnon, sondern sagt nur, er hätte sich im Memnonion befunden; der Mythos ist erst später auf den Stein übertragen worden. Bei Homer (Odyssee 11, 522 und 4, 188) wird Memnon erwähnt als der schönste der Krieger und der Sohn der Eos. Mit Beziehung auf jenes Ertönen sagte man dann, der Sohn begrüße seine Mutter. So suchen ein seltsames Naturspiel und der dazu passende Mythos einander, bis sie sich finden. Das Klingen hörte übrigens auf, als der Kaiser Septimius Severus um 200 die in Trümmern liegende Säule wieder aufrichten ließ.

Wie wir den Argonautenzug nicht besprochen haben, so können wir auch die Mythen von Herakles (Hercules) und Theseus übergehen. Eine ganze Masse von Helden und Heldentaten sind in beiden zusammengeschweißt. Der Name Herakles hat nach Varro (44) verschiedene Individuen in sich

aufgesogen. Peisandros von Rhodos übertrug (um 600 v. Chr.) in seiner Herakleia die Wanderungen des syrischen Sonnengottes Melkart durch die zwölf Zeichen des Tierkreises auf den griechischen Heros und gab ihm auch statt der gewöhnlichen Waffen die Keule und die Löwenhaut.

Was das Labyrinth betrifft, worin Theseus den Minotauros mit Hilfe des Fadens der Ariadne aufsuchte und erschlug, so wird es vor Diodor (I. 61, 97; IV. 60, 77) von keinem Schriftsteller erwähnt; nach jüngeren Ausgrabungen steht jedoch fest, daß ein solches Gebäude nicht bloß der Mythe angehört hat. Sobald wie erst einmal die universalhistorische Zusammenfassung der deutlich verfolgbaren Leistungen des kretisch-minoischen Kulturzeitalters durch Rud. von Scala, der vorläufig nur erst Andeutungen davon geliefert hat, vorliegen wird, werden die wahren Anfänge auch der eigentlich griechischen Geschichte aus dem dämmernden Dunkel der sog. Prähistorie herausgerückt werden können. Vorher sind wir allesamt hiefür zu sehr auf Vermutungen und Bruchstücke angewiesen.

Prof. Ehrenzweig in Wien, dem eine wichtige Ähnlichkeit des Labyrinths mit dem Grabe des Osymandias (Diodor I, 49) auffiel, wundert sich, daß noch niemand auf den Gedanken gekommen sei, diese Gebäude hätten einst als Sternwarten gedient.

Der von λάβρυς, dem Doppelbeile, dem Symbole des Himmelsgottes, abzuleitende Name „Labyrinth" bezeichnete ursprünglich die Hauskapelle (mit den Symbolen des vierköpfigen Gottes und der Ariagne, der „Hochheiligen" von Knosos), die in dem großen, etwa 1500 v. Chr. gebauten Palaste bei Knosos auf Kreta durch den Engländer A. Evans seit 1896 aufgedeckt worden ist; später hat man den Begriff auf das ganze Gebäude und danach auf jede ausgedehnte Palastanlage übertragen. Plinius (36, 13) erwähnt das kretische Labyrinth und noch drei andere, ein ägyptisches, ein lemnisches und ein italisches, das Grab des Königs Porsenna (= Poggio Gajella bei Chiusi? vergl. K. Otfr. Müllers „Etrusker" II, 226 ff.). Vom ägyptischen (vergl. Herodot II, 148) hat Lepsius die Lage erkannt, Flinders Petrie die Überreste bei Hawara gefunden (erbaut von Amenemhat III. um 1820 v. Chr. an

der Mündung des Kanals zwischen Nil und Meri-See). Zugrunde liegt der Erzählung des Abenteuers in Kreta, ebenso wie der von der Erlegung des marathonischen Stiers, vielleicht die Abschaffung der Menschenopfer durch Theseus, die dem in Stiergestalt verehrten Moloch dargebracht und von den Phönikern bei ihren Verbindungen mit Griechenland dort eingeführt worden sein mögen. Es kann ja sein, daß Theseus durch eine fremde Fürstentochter auf seine freisinnigeren Ansichten gebracht worden ist. Daß einem alten Herrn wie Aigeus dies nicht mehr recht in den Kopf wollte, er vielmehr über das „Wegreißen aller Stützen der Moral" klagte — über die „Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Gesetze" (dies ist die stehende Formel bei Verteidigung unhaltbar gewordener Einrichtungen) — und erschreckt durch den „Kronprinzen-Liberalismus" ins Wasser ging, ist gar nicht unwahrscheinlich.

Als Erklärung der merkwürdigen Erscheinung des Doppelkönigtums der Eurypontiden und der Agiaden in Sparta hat man angegeben (Herodot VI, 52), es wäre eingerichtet worden, weil der König Aristodemos Zwillingssöhne, den Prokles und den Eurysthenes, gehabt habe. Die Tatsache allein, was schon dem Ephoros aufgefallen ist (Strabon, S. 366), daß man die beiden Familien nicht nach diesen Zwillingen benannt hat, kennzeichnet diese Erzählung als eine Erfindung. Über die „Rückkehr der Herakliden" und den Aitoler Oxylos, der sich als Führer des Zuges das Land Elis ausbedingt, vergleiche man Curtius, Griechische Geschichte (3. Aufl. I, S. 146), und Duncker, Geschichte des Altertums (V, S. 242 ff.). Ihre und Wilamowitzens, Wachsmuths, Busolts, Nieses, Meyers, Belochs Erklärungen der Entstehung des Doppelkönigtums stimmen begreiflicherweise nicht miteinander überein, und ganz klar wird diese wohl nie werden (vergl. Poehlmann, Grundriß der griechischen Geschichte[3] 1906, S. 31 f.). — Überhaupt wimmelt der Anfang der Geschichte der Spartaner von Fabeln, Unklarheiten und Unmöglichkeiten; er scheint für ihre Schullesebücher zurecht gemacht zu sein (Duncker, a. a. O., S. 245 u. 262 ff.). Auf den Lykurg haben die Spartaner eine Menge späterer Gesetze übertragen, um ihnen ein höheres Ansehen zu geben, während andere, zum Teil barbarische Einrichtungen und Sitten

sich wohl aus noch älterer Zeit als der des Lykurg herübergerettet hatten und nun, gleichsam zur Beschönigung, ihm zugeschrieben wurden. Der mythische Ordner des spartanischen Staats ist wohl als eine peloponnesische Gottheit anzusprechen, die erst durch spätere Geschlechter unter die Menschen verpflanzt worden ist; so Rud. v. Scala im 4. Bande von Helmolts „Weltgeschichte" (Leipzig 1900), S. 273. Dagegen erklärte ihn 1873 Heinr. Gelzer (im ‚Neuen Rhein. Museum f. klass. Philologie' 28, 1 ff.) als den Träger des Priestertums des Ἀπόλλων Λυκόοργος in Sparta, das die Verbindung zwischen Sparta und Delphoi unterhielt; und 1897 trat noch Töpffer für Lykurgs Geschichtlichkeit ein. Den Gebrauch des Gold- und Silbergeldes soll Lykurg verboten haben zu einer Zeit, da die Hellenen geprägtes Geld noch gar nicht kannten und des Goldes und Silbers überhaupt wenig bei ihnen vorhanden war; die Erzählung erinnert fast an die sauern Trauben und den Fuchs. Die Angaben betreffs einer ausschließlichen Eisenwährung in Sparta sind nicht wortwörtlich zu nehmen; auch ist zu berücksichtigen, daß die Herstellung des Eisens damals noch schwierig war und dies also einen viel höheren Tauschwert hatte als jetzt: zum Münzmetall eines nicht sehr münzbedürftigen Staates war es somit nicht ungeeignet. Schon Plutarch erkannte, daß in der Lebensbeschreibung Lykurgs eigentlich nichts zweifellos sei, und was er selbst erzählt, „ist eine Reihe von Märchen, welche die Veranlassungen zu den dem Lykurg beigelegten Einrichtungen erklären sollen". Abzusprechen sind ihm die Ordnung des Kriegswesens, die Verteilung des Landes, die (wie die hebräische) eine späte Erfindung ist, um die Restaurationsversuche unter Agis III. und Kleomenes III. (242—221 v. Chr.) zu begründen, — die Disziplin und Übung der Jugend und die Einrichtung der Syssitien oder gemeinsamen Mahlzeiten (Duncker, a. a. O., V, S. 281 ff.); über die Einrichtung des Kollegiums der Ephoren vergl. Poehlmanns Grundriß [3] 1906, S. 61, Anm. 1.

„Was kennen wir für lykurgische Gesetze? ‚Du sollst den fliehenden Feind nicht verfolgen', ‚Du sollst den Türpfosten nicht behauen', ‚Du sollst keinen Schnauzbart tragen' und was derlei Schnurrpfeifereien mehr sind, die kein Wort verdienen. Außerdem aber „‚Du sollst keine geschriebenen Gesetze haben.'" Vortrefflich! Nur hat, wer dies Gesetz gegeben hat, keine

Gesetze gegeben, und nur ein Narr kann glauben, daß das Gesetz, keine Gesetze zu haben, einen Gesetzgeber erheische." Ernst Maaß, „Komposition der Odyssee" (Berlin 1883, S. 277).

Um die abgehärtete Natur der Spartaner recht grell zu schildern, hat man eine Menge zum Teil haarsträubender Geschichten erfunden, die sich von einem Jahrhundert zum andern weiterschleppen; z. B. die greulich dumme Erzählung von dem Knaben, dem bei einem Opfer eine glühende Kohle auf die Hand fällt, worauf er die Kohle nicht wegwirft, was doch durch ein kleines Zucken der Hand hätte geschehen können, sondern seinen Schmerz verbeißend, die glühende Kohle durch seine Hand, also auch durch den Knochen (!) durchschwelen und zu Boden fallen läßt. So unsinnig diese Geschichte auch ist, genügt sie doch vollständig, um nervöse kleine Jungen graulich zu machen, zumal von solchen mancher noch nicht weiß, daß Unempfindlichkeit gegen körperlichen Schmerz meistens mit geistigem Stumpfsinn, ja mit moralischer Versunkenheit zusammenhängt.

Man hat auch hübsche Erzählungen aus den messenischen Kriegen, die unhistorisch sind, da weder Herodot noch Thukydides etwas von diesen Kriegen erzählen, vielmehr erst Isokrates sie erwähnt (vergl. Niese, Über die ältere Geschichte Messeniens: im „Hermes", 1891). Unsere einzige Quelle für die Anekdoten ist Pausanias, der sie laut Buch IV, Kap. 6 dem späten, von ihm selbst als unzuverlässig bezeichneten Geschichtschreiber Myron von Priene entnahm sowie dem kretischen Dichter Rhianos, der zur Zeit Alexanders des Großen, also nach der Wiederherstellung Messeniens durch Epameinondas, gelebt und vielleicht auch für die messenischen Schullesebücher geschrieben hat. Aristomenes, der große Nationalheld und Verteidiger der messenischen Unabhängigkeit, wird von Myron in den ersten, von Rhianos dagegen in den zweiten Krieg gesetzt. Dieser Rhianos aber dichtete mit sichtlicher Nachahmung Homers, so daß nach des Pausanias Bemerkung Aristomenes darin nicht weniger strahlt, als Achilleus in der Ilias.

Auch die Erzählung, daß, als die Spartaner infolge eines Eidschwurs zwanzig Jahre lang gegen Messenien im Felde gestanden hatten, in der Heimat eine Menge jungen Volkes

aus ungesetzlichen Verbindungen aufgewachsen war, und daß sie diesen Nachwuchs mit dem Spottnamen „Parthenier" (Παρθένος = Mädchen) belegt und schließlich zur Auswanderung und Gründung von Tarent (700 v. Chr.) genötigt hätten, erscheint als bloße Fabel, ersonnen, die Einführung eines strengeren Eherechts zu motivieren, das nur dem die vollen Bürgerrechte gewährte, dessen Vater und Mutter von reiner spartanischer Abstammung waren, während man es damit vorher nicht so genau genommen hatte (vergl. Geffcken, die Gründungssage von Tarent: Jahrbücher f. klass. Philologie 147, 177 ff.; R. Meister, Dorer und Achäer: Abhandlungen der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1904, 22).

Betreffs des Tyrtaios, dessen Name typisch geworden ist für den eines Dichters von Kriegsliedern, finden wir bei Duncker (Geschichte des Altertums VI, S. 105) und C. Hoffmann (Über Tyrtäus und seine Kriegslieder, Graz 1877) alle Notizen sorgfältig zusammengestellt; daraus erkennt man deutlich, wie die Legende vom lahmen Schulmeister sich allmählich herausbildet und die spätere Spannung zwischen Athen und Sparta auf die frühe Zeit des sogen. zweiten Messenischen Krieges (Ende des 7. vorchristl. Jhs.) übertragen wird. Die Lahmheit soll ihm von einigen daher zugeschrieben worden sein, weil seine ‚Elegieen', von denen noch drei übrig sind, als solche aus ungleichfüßigen Versen, einem Hexameter und einem Pentameter, bestanden.

Von Solon (Archon 594/3 v. Chr.; vergl. Poehlmann, Grundriß der griech. Geschichte[3] 1906, S. 74 ff.) haben wir schon (S. 49 f.) die Begegnung mit Kroisos erwähnt. Hier mag noch die merkwürdige Tatsache angeführt werden, daß Thukydides ihn gar nicht nennt. Auch Solons Reise zu dem schlauen Fuchs Amasis, König von Ägypten (Herodot 1, 30), ist eine Erfindung.

„Daß man Solons Asche, nachdem er verbrannt worden, auf der Insel Salamis umher zerstreut habe, ist eine ungereimte Fabel, die durchaus keinen Glauben verdient, obgleich sie von angesehenen Schriftstellern, namentlich auch von dem Philosophen Aristoteles, erzählt wird." (Plutarch, Solon.)

Die Athener hatten ein Sprichwort „Gleichgültig für Hippokleides". Dieser, bei ihnen durch Reichtum

und Schönheit hervorragend, war (um 582 v. Chr.) einer der Freier der Agariste, der Erbtochter des Tyrannen Kleisthenes von Sikyon. Herodot erzählt 6, 126—130 eine erheiternde Geschichte, wie Hippokleides, von Kleisthenes begünstigt, bei einem Fest in so vorzügliche Laune gerät, daß er schließlich sich auf einem Tisch auf den Kopf stellt und dabei mit den Beinen in der Luft herumfuchtelt. Sehr anständig kann das kaum gewesen sein, und Kleisthenes hätte deshalb voll Ärgers zu ihm gesagt: „Du hast Dir die Hochzeit vertanzt" — dem Alkmaioniden Megakles die Tochter gewährend. Hippokleides soll dann mit dem obigen Ausruf wieder auf seine Füße gesprungen sein. Liest man die Kapitel bei Herodot aber nach, so findet man eine so fertige Novelle, daß es eben wohl auch nur eine Novelle sein wird. Solche Sprichwörter entstehen oft aus unbedeutenden Anlässen, und die Novelle wird dann später dazu erfunden.

Im Jahre 549 v. Chr. wurde Phalaris, der aus Rhodos stammende Tyrann von Akragas (Agrigent), gestürzt. Bekannt ist die Erzählung von dem ehernen Stier, den ihm Perilaos von Athen hatte anfertigen müssen (vergl. Edward Freeman, History of Sicily II, 1892, 458 ff.). Phalaris hätte Menschen, die er umbringen lassen wollte, in das Innere des Stiers hineinsperren und diesen glühend machen lassen; das erste Opfer soll der Künstler selbst gewesen sein. Nach einigen soll Phalaris sogar kleine Kinder verspeist haben, schließlich, was noch das Erfreulichste wäre, selbst in seinem Marterinstrument, nachdem er durch Telemachos gestürzt worden, verbrannt worden sein. Man irrt wohl nicht, wenn man diese Berichte auf den Kultus des phönikischen Baal Moloch (Melkart) bezieht, in dessen Stierbilde, wenn es glühend gemacht war, allerdings Menschen-, besonders Kinderopfer dargebracht wurden, ein Kultus, der von Tyros nach Rhodos (Zeus Atabyrios), von da nach Gela, von da nach dessen Pflanzstadt Akragas gebracht worden war. Timaios behauptet, es hätte nie einen Stier des Phalaris gegeben; Polybios widerspricht jedoch und erzählt, der Stier sei später (406 v. Chr.) mit der Beute von Akragas nach Karthago gekommen, wozu die Nachricht bei Diodor (13, 90; 32, 25) tritt: nach der

Einnahme von Karthago (146 v. Chr.) sei der Stier von den Römern den Akragantinern zurückgegeben worden. Da aber die Karthager den nämlichen Kultus hatten (vergl. Winckler im 3. Bande von Helmolts „Weltgeschichte", S. 176), kann das auch irgend ein anderes greuliches Götzenbild gewesen sein. — Daß die 148 Briefe des Phalaris ein Machwerk aus der Zeit der Antonine sind, hat Rich. Bentley 1697 zuerst nachgewiesen.

Die Vertreibung ihrer Tyrannen, der Peisistratiden (510 v. Chr.), erzählen die Athener gerne so, als ob sie infolge der Ermordung des Hipparch durch Harmodios und Aristogeiton (514) stattgefunden habe, obgleich der eigentliche Tyrann, Hippias, erst vier Jahre nach der Ermordung Hipparchs und zwar mit Beihilfe der Spartaner gestürzt worden ist. Ausführlich wird über diese Vertreibung berichtet bei Herodot 6, 113 ff. und bei Thukydides 6, 54—59. Was jedoch bei Diodor (Exzerpt über die Tugend, S. 557) von der Folterung und Standhaftigkeit des Aristogeiton, bei Justin (2, 9) und Polyainos (1, 22) zu lesen, beruht auf nachträglichen Ausschmückungen (über die ehernen Standbilder der Tyrannenmörder vergl. K. Wachsmuth, die Stadt Athen im Altertum II, 1890, 393 ff.). Nirgends findet man aber bei allen diesen ein Wort von der Leaina (= Löwin), welche die Geliebte eines der beiden Verschworenen gewesen sein und sich bei der Folter die Zunge abgebissen haben soll, um ihn nicht zu verraten; später hätten ihr die Athener ein Standbild errichtet, eine Löwin ohne Zunge darstellend (vergl. Plinius, Historia naturalis XXXIV, 8; Pausanias I 23, 2, der jedoch der fehlenden Zunge nicht gedenkt, was auch bei Plinius H. N. 7, 24 nicht geschieht; Plutarch, de garrul. 8). In Wirklichkeit aber war dieses Standbild, das sich am Eingang der Burg befand, nur ein symbolischer Wächter; die Erzählung ist erst dazu erfunden worden, wohl von athenischen Turistenführern; man vergleiche damit das (früher) zungenlose Pferd auf dem Denkmale Friedrich Augusts des Starken von Sachsen-Polen in Neustadt-Dresden.

Im Jahre 511 v. Chr. ist die demokratisch verwaltete Stadt Sybaris in Unter-Italien von den aristokratischen Krotoniaten zerstört worden; früher, als gut für sie war, hatten sich ihre

Einwohner von kriegerischen Übungen ab- und einer verfeinerten Lebensweise zugewandt; über diese ihre Verweichlichung ist stark gefabelt worden, aber mit vielem Humor. Einer von ihnen hätte sich ein Bett von Rosenblättern machen lassen und beim Erwachen geklagt, daß es zu hart gewesen und er sich Blasen aufgedrückt habe. Sie hätten alle lärmenden Handwerke vor die Tore verbannt und keine Hähne in der Stadt geduldet, um nicht im süßen Morgenschlummer gestört zu werden. Lancelotti: *Farfalloni degl' antichi historici* (Venedig 1677; *farfallone* 66), bemerkt dazu, sie müßten sich also wohl alle mit einem Male aus ihren Betten erhoben haben, denn sonst hätte ja einer den andern gestört! Ihre Pferde waren abgerichtet, nach der Musik zu tanzen. Die Krotoniaten wußten dies und ließen daher in einer den Sybariten gelieferten Schlacht Tanzmusik spielen, worauf deren Pferde alle zu tanzen angefangen hätten und den Sybariten die Schlacht verloren gegangen sei, wie Aristoteles berichtet. Übrigens erzählt Charon von Lampsakos, ein Logograph, dieselbe Geschichte von den Kardiern; auch die Chinesen haben sie. Es ist also wohl auch eine Wanderanekdote. Der Treppenwitz der Geschichte hat bei ihr etwas an sich Mögliches zum drolligen Zerrbilde zugespitzt.

Daß Dareios, der Perserkönig, nachdem er die Verbrennung der Stadt Sardes durch die Jonier und Athener (um 499 v. Chr.) erfahren, einem Diener befohlen habe, ihm jeden Morgen, so oft er an die Mahlzeit gehe, dreimal zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener“ (Herodot V, 106 u. VI, 94), ist offenbar anekdotenartig. Die Anekdote, auf die nach Wecklein („Über die Tradition der Perserkriege“, Sitzungsberichte der philol.-histor. Klasse der k. bayr. Akademie, München 1876) der Dichter Aischylos anspielt durch die Worte des Boten (Perser, 285): φεῦ, τῶν Ἀθηνῶν ὡς στένω μεμνημένος (Wehe, wie ich stöhne, wenn ich an Athen erinnert werde!), hat nach ihm ihren historischen Hintergrund an der von Plutarch erwähnten Sitte, daß ein Kammerdiener die Aufgabe hatte, täglich den König mit den Worten zu wecken: „Stehe auf, o König, und bedenke die Dinge, die Ahuramazda von dir bedacht haben will.“

Als Dareios Herolde nach Griechenland gesandt hatte, um von den einzelnen Städten und Staaten Erde und Wasser als Zeichen der Huldigung zu verlangen, sollen die Spartaner sie in einen Brunnen und die Athener in ihr Barathron (den Mordgraben) geworfen haben mit dem Hohne, sie möchten sich dort Erde und Wasser holen. Herodot erzählt dies jedoch nicht, wo es hingehört (6,49), sondern erst 7, 133, „offenbar auf Grund des Geschicks der Söhne des Sperthias und des Bulis, das sich im Sommer 430 vor seinen Augen vollzog." (Sie waren auf einer Gesandtschaftsreise von Sparta nach Persien von den Thrakern aufgegriffen, nach Athen abgeführt und dort hingerichtet worden.) Die Spartaner haben sich wohl diese Verletzung des anerkannten Völkerrechts zu Schulden kommen lassen; denn sie sandten etwa 482 eben den Sperthias und den Bulis an Xerxes als Sühnopfer für die gemordeten Gesandten seines Vaters, worauf der „Barbar" jedoch beide unversehrt entließ, „weil er nicht handeln wollte, wie die Spartaner". Die entsprechende Untat der Athener scheint nur als Seitenstück erfunden zu sein (vergl. Wecklein a. a. O., S. 42; Busolt, Griechische Geschichte II² 1895, S. 571 f.; Ed. Meyer, Geschichte des Altertums III, S. 319). — Daß ferner auf Antrag des Themistokles der Dolmetsch der Herolde, ein Grieche, wie Plutarch (Themistokles 6) erzählt, hingerichtet worden sei, weil er „despotischem Ansinnen hellenischen Ausdruck" gegeben, ist doch wohl auch nur eine alberne Rhetorenfloskel, ersonnen, um eine gedankenlose Menge zu verblüffen.

Über die Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.) berichtet Herodot (6, 112) zunächst von dem fabelhaften, 4800 Fuß (über eine Viertelstunde) langen Dauerlauf der schwerbewaffneten Athener und dann (6, 114) von dem Kynaigeiros, dem Bruder des Aischylos, er wäre gefallen, als er eins der abstoßenden persischen Schiffe zurückhalten wollte, indem die Feinde ihm einen Arm abhieben. Justinus (Historiae philippicae 2, 9) hat die verbesserte Lesart, daß er, nach dem Verlust des Armes, versucht hätte, das Schiff mit den Zähnen festzuhalten. Als die Athener später von altem Ruhme zehren mußten, malten sie sich die Schlacht bei Marathon immer romantischer aus. Einer der Mitkämpfer soll nach der Schlacht nach Athen

gelaufen sein und dort auf dem Markt ausgerufen haben: „freuet euch, wir haben gesiegt"; dann sei er vor Erschöpfung tot niedergestürzt. Herodot weiß indes nichts davon. Etwas ähnliches hat jedoch Plutarch („Ob die Athener im Kriege oder in der Weisheit berühmter seien", Kap. 3):

„Thersippos aus Eroia brachte, wie Herakleides aus Pontos erzählt, die Nachricht von der Schlacht bei Marathon; indes die meisten erzählen, Eukles sei in seiner Rüstung noch erhitzt vom Kampfe weggelaufen, aber bei der ersten Türe niedergefallen, indem er bloß die Worte ausrief: „freuet euch; auch wir freuen uns" (χαίρετε, καὶ χαίρομεν), und darauf habe er alsbald seinen Geist aufgegeben."

Daß die Perser sich gleich darauf einschifften (über das verräterische Signal an die Perser von der Höhe des Pentelikon vergl. Poehlmann, Grundriß der griech. Geschichte[3] 1906, S. 97), lag wohl auch mit daran, daß zweitausend Spartaner unterwegs waren und am Tage nach der Schlacht eintrafen.

Die Zahlen, die Herodot für das Heer des Xerxes angibt (7, 60, 87, 228), sind nach Hans Delbrück („Die Perserkriege und die Burgunderkriege", Berlin 1887, und „Geschichte der Kriegskunst", Bd. 1, Berlin 1900; vergl. dazu die seine Priorität behauptende Bemerkung von Lothar Weber auf S. 233 seiner Schrift „Mehr Licht in der Weltgeschichte", Danzig 1894) einfach unsinnig. Herodot schreibt dem Xerxes 2 541 610 Krieger und ebensoviel Diener, also 5 283 220 Mann zu; ferner ungezählte Weiber und Eunuchen. Ein solches Heer würde von den Thermopylen über den Hellespont nach Sardes gereicht haben. Auch die Angaben von Ktesias-Diodor (800 000 Mann und 80 000 Reiter) sind noch viel zu hoch. Delbrück (Perserkriege 137 ff.) schließt aus verschiedenen Umständen, z. B. aus der Größe des Lagers am Asopos, daß Xerxes 45 000—55 000 Krieger und einen Troß von 100 000 bis 200 000 Köpfen über den Hellespont geführt habe; bei Marathon läßt er auf persischer Seite nur 10—15 000 Bogenschützen und 1000 Reiter kämpfen, was Poehlmann (a. a. O., S. 96 und 100) in beiden Fällen zu niedrig findet. Ebenso fabelhaft sind die 300 000 Mann, die der Karthager Hamilkar etwa gleichzeitig in 2000 Galeeren gegen die sizilischen Griechen geführt haben soll; desgleichen die ganze Schilderung der

Schlacht von Himera (480 v. Chr.), in der Gelon von Syrakus und Theron von Akragas die Karthager besiegten, aus der sich „dem Sprichwort nach nicht einmal ein Bote nach Karthago gerettet habe" (Diodor 11, 23). Auch der schöne Zug ist leider erst eine spätere Erfindung, daß Gelon als eine der Friedensbedingungen die Forderung gestellt habe, daß die Karthager sich in Zukunft der Menschenopfer enthalten sollten. Weder Herodot weiß davon, noch Diodor (11, 26); die Angabe findet sich aber bei Plutarch („Über die späte Vollziehung der göttlichen Strafe", 6 und „Denksprüche von Königen und Feldherren").

Ein ganzes Nest von Treppenwitzen der Weltgeschichte steckt in den Berichten über die Schlacht von Thermopylai (480 v. Chr.). Sie könnte fast, wie sie erzählt wird, mit ihrer engen Szenerie (im Westen das Gebirg, im Osten Sumpf und Meer), mit vielen ergreifenden Stichwörtern auf dem Theater aufgeführt werden; eben deswegen ist es aber sehr unwahrscheinlich, daß sie sich wirklich so elegant und dramatisch abgespielt habe. Auch waren nicht nur 300 Spartaner und 700 Thespier nebst 400 Thebanern, sondern, weil auch jeden Spartaner sieben Heloten begleiteten, noch 2100 Heloten dabei; die Angaben bei den einzelnen Schriftstellern: Herodot (VII, 202), Diodor (XI, 4), Pausanias (X, 20), stimmen durchaus nicht. Herodot (VII, 226) hat schon das Wort des Dienekes, der, als jemand sagte, der Feinde wären so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, erwidert haben soll: „Desto besser, so werden wir im Schatten kämpfen." Erst bei Späteren (Plutarch, Lakonische Denksprüche) findet sich die prächtige „lakonische" Antwort auf die Aufforderung des Xerxes an die Griechen, die Waffen abzuliefern: „Komm und hole sie". Auch das Wort des Leonidas: „Laßt uns das Frühmahl genießen mit dem Bewußtsein, daß wir das Abendmahl im Hades halten werden," fehlt bei Herodot. Etwas ähnliches hat Cicero (Tusculanen I, 42); Diodor (XI, 9) hat es dann vollständig. Diodor (XI, 11) und die pseudo-plutarchische Schrift über die Böswilligkeit des Herodot (Kap. 32) erzählen das Ende der Schlacht anders als Herodot; danach hätten sich die Griechen

ins persische Lager gestürzt, den König zu töten, und wären dabei niedergehauen worden. — Der Verräter Ephialtes ist eigentlich eine ziemlich überflüssige und nur zur theatralischen Darstellung nötige Persönlichkeit: die Malier und Thessalier, die zu den Persern hielten, kannten den zur Umgehung benutzten Bergpfad; der Perser brauchte daher gar keinen „Verräter", wohl aber der Dramatiker (Wecklein a. a. O., S. 52 ff.).

Betreffs der Beratungen der griechischen Feldherren vor der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.) erzählt Herodot, daß Themistokles vor der förmlichen Eröffnung der Versammlung durch den Spartaner Eurybiades die übrigen Feldherren durch Bitten für seine Absichten habe gewinnen wollen, weswegen ihm der Korinther Adeimantos vorgehalten habe: „Themistokles, bei den Kampfspielen werden die geschlagen, die vor dem eigentlichen Beginn anfangen", worauf Themistokles erwidert hätte, „wer zurückbleibt, erhält aber auch keinen Kranz". Plutarch hat die Sache schon zugespitzter; Themistokles und Eurybiades (!) sagen wörtlich dasselbe wie bei Herodot; dann aber erhebt Eurybiades den Stock drohenderweise, und Themistokles spricht darauf das berühmte Wort: „Schlage mich, aber höre mich", wodurch er den Eurybiades entwaffnet. Bei einem späteren Scholiasten schlägt Eurybiades den Themistokles wirklich (Ad. Bauer, Themistokles; Merseburg 1881). Betreffs derselben Schlacht (vergl. Poehlmanns Grundriß.[3] 1906, S. 103 f.) verdient es bemerkt zu werden, wie sehr Herodot bemüht ist, die Artemisia, die Königin seines Geburtsortes Halikarnaß, in den Vordergrund zu schieben; er hatte in seiner Jugend viel über sie reden hören und natürlich nur in der vorteilhaftesten Weise; sie allein gibt dem Xerxes den einzig richtigen Rat, gegen den Isthmos vorzugehen, da die Flotte der Griechen sich dann zerstreuen werde.

Dabei ist aber der ganze Kriegsrat wahrscheinlich in Nachahmung des bei den Griechen üblichen Gebrauchs erfunden; Artemisias Kritik der persischen Flotte ist geradezu unglaublich und auch nur eine Griechenverherrlichung — und ihre Tapferkeit und Klugheit während der gegen diesen ihren Rat begonnenen Schlacht sind, nach Herodot, so groß, daß sie den

Xerxes zu dem Ausspruch hinreißen: „Die Männer sind Weiber und die Weiber sind Männer geworden".

Daß nach der Schlacht bei Plataiai (479 v. Chr.) die Spartaner auf Geheiß des delphischen Orakels (dessen vorheriger Rat an die Athener, ihre Schiffe als „hölzerne Mauern" zu besteigen, vielleicht von dem gegen die Beschränktheit seiner Zeitgenossen mit allen Mitteln ankämpfenden Themistokles bestellt worden war; vergl. Hendeß, Untersuchungen über die Echtheit einiger delphischen Orakel, Gubener Gymn.-Progr. 1882) einen Herold an Xerxes gesandt hätten, der diesen auf seinem Rückzuge durch Thessalien ereilt und Genugtuung für den Tod des Leonidas gefordert habe, muß Herodot aus einem spartanischen Schullesebuch entnommen haben. Delphi hatte vor den Perserkriegen die Priesterherrschaft, die Reaktion, die theologische Gebundenheit verkörpert; der griechische Sieg bedeutete gleichzeitig das Fiasko der alten Orakelstätte und die Bürgschaft für die Entfaltung geistiger Freiheit.

Über Herodot selbst erzählt Lukian in dem Aufsatz: „Herodot und Aëtion", er wäre, um in Griechenland bekannt zu werden, von Halikarnaß direkt zu den olympischen Spielen gefahren und hätte sich dort durch Vorlesung seiner neun Bücher mit Einem Schlage zum berühmten Manne gemacht („I awoke one morning and found myself famous", Lord Byron). Diese Mitteilung ist wohl kein historisches Zeugnis. Mit Schöll (Philologus X, S. 410 ff.) hält Ranke

„sie für ein Märchen der Rhetoren, wie Lukian selber einer war, die von Stadt zu Stadt reisend sich hören ließen. Der alte Herodot sollte ebenso aufgetreten sein, wie sie selbst auftraten." (Weltgeschichte I, 2, S. 45.)

Mit dieser Erzählung fiele dann auch die Anekdote bei Suidas, daß Thukydides als Knabe diese Vorlesung mit angehört und dabei in Tränen ausgebrochen sei. Photios († 891 n. Chr.) erzählt, Thukydides wäre im elterlichen Hause als Knabe beim Lesen des herodotischen Werkes von Tränen übermannt worden, worauf Herodot zum Vater gesagt habe: „Dein Sohn hat einen tiefen Trieb zur Bildung"; ähnlich Nachtrag zu Ammianus Marcellinus 11, 10—13.

„Das Geschichtchen ist ganz von der Art, wie sie von den Griechen gleich in der ersten Periode ihrer Literaturgeschichtschreibung häufig erfunden wurden." (Schöll, Übersetzung des Herodot, Stuttgart 1875, S. 26.)

Gegen die sich auf den Deklamator Dion Chrysostomos (um 50—100 n. Chr.) stützende Behauptung, es sei Herodot ein „bezahlter Athener-Schmeichler" gewesen (Schvarz: Die Demokratie von Athen, Leipzig 1877; I, S. 48), ist anzuführen, daß er allerdings 446 v. Chr. in Athen gewesen ist (Eusebios, Chronicorum canonum quae supersunt, herausg. v. Schoene, Bd. II). Ranke teilt mit:

„Ein älterer Historiker, welcher nicht ohne Ruf für die Geschichte von Athen war, Diyllus, erzählt, Herodot habe von der Stadt Athen durch Volksbeschluß die Summe von zehn Talenten (= 45 000 M.) erhalten. Es findet sich nicht, bei welcher Veranlassung, ob etwa als Entschädigung, weil er Halikarnaß verlassen hatte, oder als Beihilfe, weil er sich eben mit einer Kolonie nach Thurii begab, am allerwenigsten aber, daß man damit Schmeicheleien über die athenische Politik, die er in seine Geschichte [z. B. VII, 139] verwoben, habe belohnen wollen." (Weltgeschichte, 1881, I, 2, S. 39.)

Nach der Schrift „Über die Böswilligkeit des Herodot" (Kap. 26) war der Antragsteller Anytos; vergl. auch Adelb. Höck, Herodot und sein Geschichtswerk (Gütersloh 1904), S. 22.

Nach der Schlacht am Eurymedon (um 467 v. Chr.) soll ein Friede zwischen Athen und Persien zu stande gekommen sein, der sogenannte kimonische Friede, wonach Persiens Flotte nicht über Phaselis (Ostlykien) und die Kyaneen (am Bosporos) hinausfahren, Persiens Heer sich 3 Tagemärsche oder den Tageslauf eines Rosses von der kleinasiatischen Küste entfernt halten sollte. Herodot und Thukydides wissen nichts davon, sondern erst der Redner Isokrates, die Geschichtschreiber Ephoros (bei Diodor) und Theopomp (bei Plutarch) im vierten Jahrhundert v. Chr. (Vergl. Poehlmann, Grundriß der griech. Geschichte[3] 1906, S. 115, Anm. 4.) Seit 449 eine gegenseitige Achtung des Besitzstandes ohne eigentlichen Friedensschluß zwischen Persien und Athen: das dürfte wohl am ehsten den Tatsachen entsprechen.

Daß die berühmte Aspasia vor ihrer Verbindung mit Perikles eine Hetäre und nachher eine Kupplerin gewesen sei, ist wohl teils auf bloßen Klatsch zurückzuführen (denn vor Gericht wurde sie 432 wegen einer ähnlichen Anklage freigesprochen), teils auf bloße scherzhafte Wortspiele bei Aristophanes (Acharner, Vers 527), die auch Plutarch zu der ehrenrührigen Annahme verleiteten, — teils auf die Tatsache, daß

Perikles — seit 445 — mit ihr, der Ausländerin (sie stammte aus Milet), nach athenischem Rechte nicht formell verheiratet war (vergl. v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen, 1893, II, 99). Als dieser seine beiden Söhne aus erster Ehe verloren hatte, wurde sein einziger überlebender, ihm gleichnamiger Sohn von der Aspasia erst durch Volksbeschluß athenischer Vollbürger (vergl. Busolt, Griech. Geschichte, III, 1, 1897, 505 ff.); das war derselbe, der, nach der siegreichen Seeschlacht bei den Arginusen (406) durch Stürme verhindert, die Toten aufzufischen, nebst seinen 9 Mitfeldherren zum Trinken des Giftbechers verurteilt ward.

Daß ein Gesetz gegen Kinder aus der Ehe eines Attikers mit einem nicht-attischen Weibe von Perikles selbst durchgesetzt worden sei, erzählt Plutarch (Perikles, Kap. 37). Zunächst, sagt er, wäre das Gesetz nicht viel beachtet worden; erst als ein ägyptischer König dem Volk eine große Menge Weizen zur Verteilung geschenkt habe, hätte man die νόθοι von der Verteilung ausgeschlossen und fast fünftausend als Sklaven verkauft, so daß nur 14040 Bürger übrig blieben. Als dann aber Perikles seine Söhne erster Ehe verloren, hätte er selbst den Antrag gestellt, jenes Gesetz aufzuheben; ob dies geschah, sagt Plutarch nicht geradezu, sondern meldet nur, die Athener hätten genehmigt, daß der Sohn der Aspasia in die Phratrie und Bürgerliste eingetragen werde. Vergl. Max Duncker („Abhandlungen aus der griechischen Geschichte", S. 139):

„Bei den Rhetoren war es ein beliebtes Thema, die Gesetzgeber in die Schlingen ihrer eigenen Gesetze fallen zu lassen. Zaleukos verfügte bei den Lokrern: „Der Ehebrecher soll geblendet werden", und danach sei dann des Zaleukos Sohn des Ehebruchs schuldig befunden worden (Aelian, Varia Historia 13, 24). Charondas verbot den Katanäern bei Todesstrafe, bewaffnet zu beraten, und er selbst sei dann, eben vom Landgute hereinkommend und gegen die Räuber mit dem Schwerte umgürtet, mit diesem in die Versammlung getreten, und als er den Ruf gehört, er breche sein eigenes Gesetz, da habe er entgegnet: vielmehr bekräftige ich es, und habe sich den Tod gegeben (Diodor 12, 19). Dasselbe wird von dem späteren Volksführer und Gesetzordner der Syrakusier am Ausgange des fünften Jahrhunderts, dem Diokles, erzählt (Diodor 13, 33). — Kleisthenes von Athen, der den Ostrakismos einführte, soll dann selber der zuerst Ostrakisierte gewesen sein, was ersichtlich aus der langen Verbannungszeit, in der er an der Spitze der Emigration des Adels stand, ge-

dichtet ist (Aelian, a. a. O.). Aristophon selbst, der 403 das Gesetz durchbrachte: attischer Bürger ist nur, der von Bürger und Bürgerin stammt, soll statt mit einer Bürgerin mit der Hetäre Choregis Söhne im Konkubinat erzeugt haben. . . . . Dieser Reihe ihren eigenen Gesetzen verfallender Gesetzgeber ist dann auch Perikles angeschlossen worden."

Den Aristophanes als geschichtliche Quelle zu benutzen, es sei denn mit der äußersten Vorsicht, zeugt von einer gewissen Gedankenlosigkeit; denn jeder Komiker wirkt notwendigerweise durch karikierende Übertreibung, und diese wird sich den Lachern und dem Gedächtnis um so wirksamer aufdrängen, je gewagter und somit je — falscher sie ist. Dabei ist Aristophanes durchaus in seinen Partei-Vorurteilen befangen. Er karikiert z. B. niemals den Alkibiades, wie sehr ihm dieser auch durch seine Streiche entgegenkam. Den Kleon dagegen griff Aristophanes mit besonderem Nachdruck in dem Lustspiel „Die Ritter" an; daß er aber darin selbst, und zwar ohne Maske, die Rolle des Kleon spielte, da kein Schauspieler den Mut dazu hatte, ist schon im Altertum aus einigen mißverstandenen Versen des Stücks, ohne Zweifel mit Unrecht, gefolgert worden.

Von Diagoras aus Rhodos, einem Zeitgenossen Pindars (522—448 v. Chr.), und von diesem in der siebenten seiner Olympischen Oden verherrlicht, wird erzählt, daß er selbst als Hauptkämpfer in allen vier großen heiligen Spielen der Hellenen gesiegt hätte. Als später zwei seiner Söhne, durch sein Beispiel begeistert, zugleich in Olympia bekränzt wurden, hätten sie ihre Kränze dem Vater aufgesetzt und ihn unter dem Zujauchzen der versammelten Hellenen umhergetragen. Da hätte ein Spartaner ihm zugerufen: „Stirb, Diagoras; denn in den Himmel wirst Du doch nicht steigen wollen". So erzählen Cicero (Tuskulanen I, 46) und Plutarch (Pelopidas 34), während Pausanias (Buch VI, Kap. 7) die Geschichte ohne die Begrüßung des Spartaners erzählt. Dafür, daß Diagoras jedoch hierauf wirklich bühnengerechterweise gestorben, hat erst Aulus Gellius gesorgt (Noctes Atticae III, 15). Schon Bayle in seinem „Dictionnaire historique et critique" (Rotterdam 1697) hat hierauf hingewiesen.

Über die in dem Geschichtswerk des Thukydides über den Peloponnesischen Krieg (bis 411 v. Chr.) enthaltenen Reden, die einen wichtigen Bestandteil seines Werkes ausmachen, sagt er selbst (I, 22):

„Was die Reden angeht, die die Betreffenden teils noch vor dem Kriege gehalten haben, teils auch während seiner Führung, so wäre es mir unmöglich gewesen, die wirklich gesprochenen Worte mit Genauigkeit wiederzugeben, und zwar betrifft dies nicht weniger die, die ich selbst mit angehört habe, als auch die mir von anderer Seite mitgeteilt worden sind. Es wird aber in meinem Buche so geredet, wie mir die Einzelnen den Umständen gemäß am passendsten zu sprechen schienen, in dem ich mich dabei so eng wie möglich an den Hauptgedanken der wirklich gehaltenen Rede anschloß." *)

Dieses Einflechten von Reden trotz des Zugeständnisses nichtgetreuer Wiedergabe und das ziemlich freie Schalten mit Urkunden haben die frühere Thukydides-Gläubigkeit seit drei Jahrzehnten stark in Mißkredit gebracht. Das Extrem in der Kritik an Thukydides bedeuten die Arbeiten von Müller-Strübing: Thukydideische Forschungen (Wien 1881) und verschiedene Abhandlungen in den Jahrbüchern für klass. Philologie (Bd. 127, 131 und 133, 1883, 85 u. 86). Doch ist man von dieser Hyperkritik allmählich zurückgekommen. Das Für und Wider wägt, unter Benutzung des gesamten einschlägigen Stoffes, fein ab Poehlmann in seinem Grundriß der Griech. Geschichte ([3] 1906, S. 129—131). Danach haben der Gesamtplan des Werkes, die Emanzipation von dem

---

*) Lord Rosebery sprach am 27. September 1887 in London als Präsident des internationalen Stenographen-Kongresses über die Stenographie im Dienste der Parlamente und behauptete dabei, daß die „denkwürdigen Reden", die vor Anwendung der Stenographie auf den Blättern der Weltgeschichte verzeichnet stehen, zum großen Teil Phantasiegebilde und mehr oder weniger gut erfunden sind. „Gelegentlich eines Dinners (erzählt Lord Rosebery), an dem Samuel Johnson teilnahm, äußerte sich einmal Dr. Francis, der bekannte Übersetzer des Demosthenes, inbezug auf eine Rede, die in den Berichten als von Lord Chatham gehalten aufgeführt war, daß diese alles überträfe, was er je gelesen habe, und selbst den berühmten Griechen in den Schatten stelle. Da vernahm man auf einmal die heisere Stimme Dr. Johnsons vom anderen Ende der Tafel, der ausrief: „Die Rede habe ich selber gemacht, und zwar in einer Dachstube in Exeter Street." Und dann erzählte er, wie er seine Debatten anfertigte. Er sei nur einmal vor jener Zeit, sagte er, im Parlamente gewesen; den Freunden

supranaturalistischen Pragmatismus Herodots, des Thukydides ungünstige Wertung der Demokratie und Demagogie, das Streben nach Einheit und Geschlossenheit gelegentlich zur Ignorierung von Tatsachen (z. B. den Angriffen gegen Pheidias, Anaxagoras, Aspasia und Perikles, gewissen kulturgeschichtlichen Zuständen und handelspolitischen Zusammenhängen u. a. m.) geführt, deren Erwähnung wir mit Recht vermissen.

Es gibt eine von Gust. Friedr. Hertzberg verfaßte Lebensbeschreibung: „Alkibiades, der Staatsmann und Feldherr" (Halle 1853), worin alle Nachrichten über den berühmten Athener zusammengestellt sind (über die neuere Literatur vergl. Poehlmanns Grundriß[3] 1906, S. 152, Anm. 1 und die dort auf den folgenden Seiten bis 168 anmerkungsweise verzeichneten Schriften). „Aber", so bemerkt Hoyer („Alkibiades Vater und Sohn in der Rhetorenschule"; Gymn.-Progr. Kreuznach 1887)

„es bedarf nur eines Einblicks in die erwähnte Schrift . . . . um zu erkennen, daß nicht alles wahr sein kann, was man von Alkibiades erzählte. Seine Lebenszeit hätte Alkibiades verdreifachen müssen, um hinreichend Gelegenheit zu finden, alle die Streiche auszuführen, welche ihm die Erfindungsgabe der Rhetoren und Anekdotenkrämer zugeschrieben hat. Wir haben gesehn, mit welcher Unverfrorenheit ihm Schandtaten auf Kosten seines oft bewiesenen Edelsinns angehängt werden (Lysias XIV, 38), mit welcher Nachlässigkeit die Rhetoren geschichtliche Tatsachen behandeln, indem sie Namen verwechseln (Isokrates XIV: Tisias statt Diomedes), geschichtliche Ereignisse durcheinanderwerfen (Andokides IV, 13. 33; Lysias XIV, 38) und nicht einmal die Perserschlachten im Kopfe haben (Andokides I, 107)."

---

seines Verlegers sei es jedoch gelungen, einen der Türhüter zu bestechen, der ihm stets die Reihenfolge der Redner im Unterhause und einige ihrer Argumente mitteilte, und auf der aus diesem Stoff bestehenden Grundlage habe er seine parlamentarischen Berichte aufgebaut. (Berliner Börsen-Courier vom 4. Oktober 1887.) Umgekehrt ist auch in unserem Zeitalter der Stenographie durchaus nicht alles für bare Münze hinzunehmen, was an der Hand der Stenogramme berichtet wird — die ja oft genug nachträglich durch die Herren Abgeordneten oder sonstigen Redner selbst, durch offiziöse und offizielle Veröffentlichungen in den Regierungsblättern korrigiert werden. Ein besonders auffallendes Beispiel hierfür liefert die Behandlung der Kaiserreden vom 5. und 6. Sept. 1896 in Breslau; ein hübsches Gegenstück hierzu: die Auslassung eines sehr eindrucksvollen Vorgangs („weil davon nichts in dem vorher veröffentlichten Programm gestanden hatte") im ersten maßgebenden Berichte, nachzulesen bei Bernheim, Lehrbuch der histor. Methode (5. Aufl., S. 489, Anm. 1). Angesichts derartiger Erscheinungen ist freilich skeptisches Mißtrauen meist recht angebracht.

404 v. Chr. mußte sich Athen — die gefüllte Blume und doch nicht unfruchtbar — dem Lysandros, dem Feldherrn des langweiligen Militärstaates, ergeben; es soll Lysandros darauf nach Sparta an die Ephoren berichtet haben: ἁλώκαντι ταὶ Ἀθᾶναι, „*Athen eingenommen*“, und diese hätten geantwortet: ἀρκεῖ τόγε ἑαλώκειν „*Es genügt die Einnahme*“. Doch schon Plutarch im Leben des Lysandros bezeichnet dies als eine verschönernde Erfindung und gibt den wirklich gefaßten Beschluß der Ephoren wörtlich an. (Vergl. die Depesche des Generals von Krenski vom 23. September 1870: „Toul genommen“.)

Das Ohr des Dionysios (Orecchio di Dionisio) existiert noch; die Mythe dazu ist erfunden. Es ist eine merkwürdige Höhlung in einem Felsen nahe bei Syrakus von parabolischer Gestalt; die Seiten sind vollkommen glatt und mit einer dünnen stalaktitischen Kruste bedeckt, die den Widerhall darin erstaunlich sonor macht (s. das Kärtchen in Meyers Reisebuch „Unteritalien und Sizilien“, 4. Aufl., Leipz. 1902, S. 358). Sie macht einen bedrückenden und düsteren Eindruck, der zugleich mit seiner seltsamen Gestalt die Ursache der bekannten und amüsanten Anekdote ist, daß *Dionysios I. von Syrakus* (431—367 v. Chr.) *es als Gefängnis für die hatte bauen lassen, die er für ihm feindlich gesinnt hielt, und daß von der kleinen Kammer darüber er die Unterhaltungen der Gefangenen untereinander belauschen konnte.* Zu seiner Zufriedenheit kann er da nicht gehorcht haben: sowie zwei oder mehrere Personen zusammen sprechen, verursacht es ein ganz verworrenes Geräusch. Aber ein Tyrann im wahren Sinne des Wortes ist er entschieden gewesen (vergl. Poehlmann, Grundriß[3] 1906, S. 206—208). Über die Ursache seines Todes haben wir drei Lesarten: eigene Unmäßigkeit, Gift von seinem Sohne, Freude über den in Athen einem seiner Dramen erteilten Preis; man kann also wählen (vergl. auch unten, unter Nero). —

Dionysios II., der Jüngere, soll, nachdem er 344 v. Chr. endgültig vertrieben war, in Korinth Schulmeister geworden sein: Louis-Philippe 1793 mag dafür sprechen.

Von *Demosthenes* wird erstens die unglaublich dumme Geschichte erzählt, er habe, um seine Stimme zu stärken, ver-

sucht, das Getöse des Meeres zu übertönen, und dazu noch, wohl um das Zungen-R zu lernen (unsere Schauspieler verwenden hierfür Korkstückchen) Kieselsteine in den Mund genommen. Plutarch (Demosthenes 11) erwähnt nur der kleinen Steine, nicht des Meeres, und meldet, er hätte sich oft im Peiraieus umhergetrieben; desgleichen Aischines (Aeschines) in seiner Rede gegen Ktesiphon an verschiedenen Stellen. Ferner berichtet Gellius (Noctes Atticae XVII, 21), Demosthenes hätte, nachdem er in der Schlacht bei Chaironeia (338 v. Chr.; Poehlmann a. a. O. 227, Anm. 3) die Waffen weggeworfen habe und entflohen sei, deshalb geschmäht, den dem Menander zugeschriebenen Vers ausgerufen:

Ἀνὴρ ὁ φεύγων καὶ πάλιν μαχήσεται.
Der Mann, der flieht, kann wieder kämpfen
(zu ergänzen: wer fällt, nicht).

Allerdings eine unbestreitbare Wahrheit, aber doch für einen Kämpfer in der Schlacht eine etwas unzeitige Betrachtung. Die Anekdote ist auch gewiß nicht wahr, weil man in der Angst nicht zu zitieren pflegt; Demosthenes, nach dem Verlust der Schlacht angeklagt, wurde vom Volke freigesprochen und fortwährend zu den Staatsgeschäften berufen, wie auch der Auftrag, die Leichenrede zu halten, sehr ehrenvoll war. Plutarch (Demosthenes, 20) weiß wohl von der Flucht; den Ausspruch aber erwähnt er nicht. Dieser aber ist trotz seiner Seltsamkeit sehr verbreitet, vergl. Vergils „Aeneide" (II, 367); ähnliche Verse auch bei Scarron, in den „Musarum Deliciae" des John Mennis (1656) und in Butlers „Hudibras" (III, 3). Dazu das italienische Sprichwort:

È meglio che si dice quì fuggì che quì morì.

Wenn Plutarch (Demosthenes, 20) berichtet, Demosthenes hätte von den Persern Geldsummen erhalten, so wäre darin gerade nicht gleich eine Bestechung in ehrenrührigem Sinne zu finden: Persiens Politik operierte viel mit Geld wie die britische im 18. und 19. Jahrhundert; Pausanias aber (II, 33) leugnet ausdrücklich, daß Demosthenes persisches Geld empfangen habe, und gibt gute Gründe für seine Behauptung an. Über den Charakter des Demosthenes vergl. Poehlmanns Grundriß[3] 1906,

S. 212 f. u. 240. Die gehässige Auslegung stammt aus seines Gegners Aischines Rede gegen Ktesiphon, der 336 die Überreichung eines goldenen Kranzes an Demosthenes beim Volke beantragt hatte. Andrerseits scheint es unberechtigt, den Aischines einen Verräter zu nennen, weil er erkannt hatte, daß die griechischen Kleinstaaten, Athen eingeschlossen, ihre Rolle ausgespielt hatten und für sie Heil nur im Anschluß an das große, monarchisch regierte Makedonien zu finden war.

König Philipp von Makedonien verlor bei der Belagerung von Methone (353 v. Chr.) sein rechtes Auge, das durch einen Pfeil getroffen wurde. (Strabon, S. 329.) Lukian („Wie man Geschichte schreiben muß") nennt den Aster als den Schützen, der den Pfeil abgeschossen. Suidas berichtet uns, dieser Aster von Amphipolis, ein vortrefflicher Schütze, hätte dem Könige vorher seine Dienste angeboten, da er die Vögel sogar im Fluge treffen könnte. Philipp hätte lachend geantwortet, er würde sich seiner bedienen, sobald er gegen die Stare zu Felde ziehen werde. Aster, dadurch beleidigt, hätte in Methone Anstellung erhalten und bei der Belagerung mit einem Pfeil, auf den er geschrieben: „dem König Philipp in sein rechtes Auge", wirklich das so bezeichnete Ziel getroffen. Philipp hätte dann den Pfeil in die Stadt zurückschießen lassen, nachdem er hinaufgeschrieben: „König Philipp wird, wenn er Methone erobert, den Aster hängen lassen"; auch hätte der König sein Wort so gut gehalten wie Aster. Nach Plutarch (Alexandros 2) aber war das Auge viel früher und zwar deswegen verloren gegangen, weil Philipp durch eine Türspalte gesehen, wie Zeus in Gestalt einer Schlange in den Armen seiner Gemahlin Olympias gelegen habe!

Daß sich um einen Namen wie den Alexanders des Großen allerhand Mythen angesetzt haben, kann nicht auffallen. Die soeben angedeutete übernatürliche Erzeugung wollen wir auf sich beruhen lassen. Die Angabe aber, daß er an demselben Tage geboren ward, an dem Herostatos den Dianentempel zu Ephesus anzündete, ist wohl aus der Neigung der Griechen abzuleiten, mehrere Begebenheiten auf einen Tag zu häufen, der wir öfter begegnen. Herodot (7, 165) verlegt die Schlachten von Salamis und von Himera (wo Gelon die Karthager besiegte) auf denselben Tag, Diodor 11, 24

die Schlachten von Thermopylai und Himera. Nach einem anderen Berichte hätte König Philipp die Nachricht von der Geburt des Sohnes gleich nach seiner Eroberung der Stadt Potidaia (356 v. Chr.) zusammen mit zwei Botschaften erhalten, betreffend einen olympischen Sieg und einen Sieg seines Feldherrn Parmenion über die illyrischen Dardaner (Plutarch, Alex. 3). Aber beide Angaben

„sprechen sagenhaft den Sinn des reichsten Heldenlebens und den großen Gedanken eines Zusammenhanges aus, wie ihn die Forschung nachzuweisen sich oft umsonst bemüht hat" (Droysen, Geschichte des Hellenismus, 2. Auflage, I, S. 90; vergl. auch II, 343).

Auch der berühmte Brief Philipps an Aristoteles, worin er die Geburt des Sohnes anzeigt, ist eine Erfindung. Er steht bei Gellius (Noctes Atticae 9, 3) und bei Dion Chrysostomos (Orator. XLIX); aber Aristoteles, „damals noch nicht dreißig Jahr alt, hatte noch nicht den Ruhm, den dieser Brief voraussetzt" (Droysen, a. a. O., S. 92). — Verworren erscheint auch der Bericht (Plutarch, Alex. 6), wie Alexander zu seinem Lieblingsrosse, dem Bukephalos, gekommen sein soll. Man bietet es dem König Philipp für 15 Talente zum Kauf an, aber bei der Probe zeigt es sich wegen seiner Wildheit ganz unbrauchbar. Alexander bemerkt nun, daß es nur deshalb wild sei, weil es sich vor seinem eigenen Schatten fürchte, führt es daher gegen die Sonne, besteigt es und zähmt es. Das Tier muß sich also nur einmal ad hoc vor seinem Schatten gefürchtet haben und schon denselben Tag nie wieder; denn es muß doch auch wieder zurückgeleitet worden sein. Plutarch schließt: der Vater aber soll vor Freude sogar geweint und, als der Sohn herabgestiegen, dessen Haupt geküßt haben mit den Worten: „suche Dir ein anderes Reich, mein Sohn; Makedonien ist für Dich zu klein!"

Alexander soll später vom Isthmos nach Delphi gegangen sein, die Pythia um ein Orakel zu bitten; die Pythia aber (weil es Winter und also „Apollon" fern war) hätte nicht weissagen wollen, worauf Alexander sie mit Gewalt zum Dreifuß geführt und sie, sich vergeblich sträubend, ausgerufen habe: „o Sohn, Du bist unwiderstehlich", Worte, die er freudig als Orakelspruch gedeutet (Plutarch, Alex. 14).

Wenig zu halten ist das von Plinius (H. N. XXXV, 10) Berichtete: Apelles habe in Ephesos für den König dessen Geliebte Pankaste malen sollen, sei aber von deren Schönheit so hingerissen worden, daß der König sie ihm geschenkt habe; wohl aber hat Apelles den König dort selbst für den Tempel gemalt, wie er den Blitz in der Hand hält.

In Gordion befand sich ein Wagen, von dem ein Orakel verkündet hatte: wer ihn frei mache von dem darüber befindlichen Joche, werde den Erdkreis beherrschen. Aristobulos erzählte, wie uns Plutarch (Alex. 18) berichtet, Alexander habe aus der Deichsel den Spannagel an der Spitze herausgenommen, um den der Jochriemen herumgeschlagen war, und dann den Wagen ohne Mühe unter dem Joche hervorgezogen. Beliebter aber ist die andere Lesart, die Plutarch gleichfalls berichtet, wonach sich das Orakel auf die Lösung eines sehr verschlungenen Knotens bezog, den Alexander mit dem Schwerte durchgeschlagen habe; von den Soldaten seines Heeres wurde dieser Bericht als der „schneidigere" dem andern natürlich vorgezogen (vergl. Brandis im 4. Bande von Helmolts „Weltgeschichte", S. 115). Bei Diodor wird weder Gordion noch überhaupt ein ähnliches Ereignis erwähnt. Der Wagen aber ist ein Abbild des Sonnenwagens und somit ein Symbol der Macht und der Königsherrschaft (vergl. Bachofen, Die Sage von Tanaquil, S. 21).

Durch ein Bad in dem Kydnos, einem klaren, hellen Bergstrome, der durch die Stadt Tarsos floß, oder nach andern überhaupt durch zu große Anstrengungen hatte Alexander sich eine schwere Krankheit zugezogen, die sein Arzt Philippos aus Akarnanien durch Verabreichung eines Trankes heilte. Gerade nun, erzählt Plutarch (Alex. 13), als der Arzt dem Könige den Trank kredenzte, gab dieser jenem einen Brief des Parmenion zu lesen, worin der König vor Philippos als von Dareios bestochen gewarnt wurde. Wenn nun Diodor von dieser romantischen Geschichte garnichts erzählt, so könnte er sie als unwichtig ausgelassen haben. Er erwähnt jedoch 17, 31 ausführlich, daß ein Arzt Philippos aus Akarnanien den König durch einen Trank von einer schweren Krankheit befreit habe, aber kein Wort von dem warnenden Brief und von der

theatralischen Szene. Arrian (II, 4, 7 u. 8) hat zwar die romantische Lesart, bezweifelt aber doch die Echtheit des von Aristobulos erwähnten Briefes des Parmenion. Nach Seneca (De ira II, 23) hat sogar des Königs Mutter Olympias den Warnbrief geschrieben.

Nach der Schlacht bei Issos (333 v. Chr.) gerieten des persischen Königs Mutter, sowie dessen Gemahlin und Kinder in Alexanders Gefangenschaft; es ist bekannt, daß er durchaus ritterlich gegen sie verfuhr: ein Thema, das alle Rhetoren und Novellenschreiber anlockte, welche die Begegnung des Königs mit den gefangenen edlen Frauen mit Vorliebe schildern. Plutarch führt aber (Alex. 22) eine Stelle aus einem Briefe des Königs an, wonach er die Frauen gar nicht gesehen hat. Diesmal hat Diodor (17, 37 und 114) die romantische Lesart, wonach Alexander, als die Königin-Mutter bei der Zusammenkunft zuerst den Hephaistion für den König hält, sie ob ihrer Bestürzung mit den Worten beruhigt: „sei unbesorgt, Mutter, auch dieser ist Alexandros!"

Josephus (Jüdische Altertümer XI, 8) erzählt ausführlich, wie Alexander auf seinem Zuge durch Syrien nach Jerusalem gekommen, von den Juden feierlich eingeholt worden sei, wie er den Tempel besucht und Jehova seine Anbetung und Opfer dargebracht habe. Da er aber in seiner Streitschrift wider Apion (Buch 2, Kap. 7) alle Fürstlichkeiten nennt, die das Heiligtum zu Jerusalem besucht haben, Alexander den Großen jedoch ausläßt, weil er diesen einem Kenner der griechischen Geschichte gegenüber, wie Apion, nicht zu nennen wagte, so ist der Abstecher nach Jerusalem jedenfalls zu streichen (vergl. H. Winckler im 3. Bande von Helmolts „Weltgeschichte", S. 217; Poehlmann, Grundriß[3] 1906, S. 238, Anm. 2).

Von den zwei folgenden Anekdoten hat Diodor die einfachere Lesart. Über die Gründung von Alexandreia (Dez. 332?) in Ägypten erzählt Plutarch, man hätte, da man keine Kreide zur Hand gehabt, Gerstenmehl zum Bezeichnen des Bauplanes gebraucht, worauf eine Unzahl von Vögeln herbeigeflogen sei, die das Mehl rein aufgefressen hätten. Der König wäre bestürzt gewesen, aber die Wahrsager hätten das Zeichen günstig gedeutet — wohl ein vaticinium post eventum. Dann vor dem letzten großen Siege über Dareios bei Arbela

und Gaugamela soll Alexander dem Parmenion auf dessen Vorschlag, die Perser bei Nacht anzugreifen, das berühmte Wort erwidert haben: „ich will den Sieg nicht stehlen" (Plutarch, Alex. 31; ebenso Arrian III, 10, 1). Diodor (17, 52) weiß weder von dem Mehl etwas, noch von dem Schlagwort, sondern erzählt, daß der König die Nacht durchwacht habe, am Morgen fest eingeschlummert sei und von seinen Freunden zur Schlacht habe geweckt werden müssen (17, 56). Arrian (3, 2) erzählt von dem Mehl, erwähnt aber nicht der Vögel. Interessieren wird in diesem Zusammenhange, daß C. Niebuhr (im 3. Bande von Helmolts „Weltgeschichte", S. 671 und „Forschung und Darstellung", Leipzig 1905, S. 33) die Gründung von Alexandreia dem großen Alexander (dessen Besuch in der Amonsoase ebenfalls mythisch sei!) überhaupt abspricht: um 317 v. Ch. (Datum der sogen. Satrapenstele) habe Alexandreia als eine Schöpfung des Diadochen Ptolemaios gegolten.

Über den Aufenthalt Alexanders in Persepolis sagt Droysen (Geschichte des Hellenismus[2] I, S. 361):

„Kleitarch, der Ségur Alexanders, der mit außerordentlichem Talente, aber auf Kosten der Geschichte, Geschichten gemacht hat, ist für diese Winterrast in Persepolis überschwenglich reich an geistreichen Zügen. Jene Griechen, die vergreist, verstümmelt, gebrandmarkt, voll Scham und Verzweiflung dem König entgegentreten, die befohlene Ermordung der Einwohner, die Gelage des Königs, endlich jene athenische Tänzerin Thaïs, die in der Begeisterung des Tanzes einen Feuerbrand vom Altar reißt und in den Palast wirft, deren Beispiele trunken und in wilder Siegeslust Alexander und seine Getreuen folgen, das alles sind Märchen, die aus derselben Quelle geschöpft, von einer Reihe spätgeborener Schriftsteller so oft und mit solcher Zuversicht wiederholt werden, daß sie mit der Zeit zu historischer Gewißheit geworden sind." — Vergl. Poehlmanns Grundriß[3] 1906, S. 241, Anm. 3.

Über die Anzündung der Königsburg sagt z. B. Plutarch, nachdem er die Geschichte von der Thaïs angeführt: „einige erzählen den Hergang so; die anderen dagegen behaupten, es sei wohlüberlegt geschehen".

Auch ob Alexander den von den Verschworenen im Juli 330 verwundeten Dareios noch gesprochen hat, ist zweifelhaft. Justinus (XI, 15, 6) läßt den Dareios durch den Dolmetscher eine lange, rührende Rede an einen Soldaten des Alexander halten; nach ihm aber wie nach Diodor (17, 73) und Arrian

(3, 20) ist Dareios, als Alexander selbst ihn erreichte, nicht mehr am Leben gewesen. Ebenso berichtet Plutarch, der den Alexander seinen Mantel über den Toten ausbreiten läßt.

Sogar mit den Amazonen ließ man den König noch zusammenkommen. Plutarch (46) erzählt, daß Kleitarchos, Polykleitos, Onesikritos, Antigenes und Istros es berichten; Aristobulos, Chares, Ptolemaios, Antikleides, Philon aus Theben, Philippos aus Theangela, Hekataios von Eretria, Philippos von Chalkis und Duris von Samos hätten es aber für eine Erdichtung erklärt. Offenbar ist viel davon die Rede gewesen. Die nicht ganz salonfähigen Einzelheiten stehen auch bei Diodor (17, 77) und bei Arrian (7, 13). Entstanden ist die Sage vielleicht aus der Tatsache, daß der Satrap Atropates aus Medien dem Alexander später vor dessen Rückkehr nach Babylon hundert berittene Weiber schenkte.

Es stammt die Sage von den Amazonen überhaupt von den griechischen Ansiedlern an der Westküste Kleinasiens, die dort Kultusstätten einer Göttin vorfanden, die sie ihrer Artemis verglichen, deren Diener entmannte Priester und bewaffnete Jungfrauen waren. Den Namen erklärten die Griechen sich volksetymologisch als die „Brustlosen" und dichteten, daß die Amazonen den Mädchen die rechte Brust ausbrannten, damit sie den rechten Arm besser brauchen und den Bogen spannen könnten. In der künstlerischen Darstellung erscheinen die Amazonen jedoch immer unverstümmelt. Stricker („Die Amazonen in Sage und Geschichte", Berlin 1868) bemerkt S. 3:

> „Die Umkehrung der Gesetze, welche die Geschlechtsverschiedenheit der menschlichen Entwicklung vorschreibt, hat immer lebhaft die Phantasie beschäftigt"

und weiter S. 4 f.:

> „Am frühesten in der Geschichte finden wir die Amazonen am Thermodon in Kappadokien zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere und in den kaukasischen Ländern. Von diesen Grenzgebieten zweier Weltteile machten sie Ausfälle nach Asien und Europa: Feldzüge gegen die Phrygier bei ihrem Einfalle in Kleinasien (Ilias III, 189; VI, 186. Strabon, Buch XII), wo sie von Bellerophon besiegt werden; gegen die Griechen vor Troja (Aeneis I, 490. Justinus II, 4), bekannt durch den Namen Penthesileia; nach Attika (Herodot 9, 27), nicht weniger bekannt durch die Namen Herakles und Theseus; an die Donau, ein im Vergleich mit den vorigen, mit so erlauchten Namen der Sage in Verbindung gebrachten und vielfach

und Gaugamela soll Alexander dem Parmenion auf dessen Vorschlag, die Perser bei Nacht anzugreifen, das berühmte Wort erwidert haben: „ich will den Sieg nicht stehlen" (Plutarch, Alex. 31; ebenso Arrian III, 10, 1). Diodor (17, 52) weiß weder von dem Mehl etwas, noch von dem Schlagwort, sondern erzählt, daß der König die Nacht durchwacht habe, am Morgen fest eingeschlummert sei und von seinen Freunden zur Schlacht habe geweckt werden müssen (17, 56). Arrian (3, 2) erzählt von dem Mehl, erwähnt aber nicht der Vögel. Interessieren wird in diesem Zusammenhange, daß C. Niebuhr (im 3. Bande von Helmolts „Weltgeschichte", S. 671 und „Forschung und Darstellung", Leipzig 1905, S. 33) die Gründung von Alexandreia dem großen Alexander (dessen Besuch in der Amonsoase ebenfalls mythisch sei!) überhaupt abspricht: um 317 v. Ch. (Datum der sogen. Satrapenstele) habe Alexandreia als eine Schöpfung des Diadochen Ptolemaios gegolten.

Über den Aufenthalt Alexanders in Persepolis sagt Droysen (Geschichte des Hellenismus[2] I, S. 361):

„Kleitarch, der Ségur Alexanders, der mit außerordentlichem Talente, aber auf Kosten der Geschichte, Geschichten gemacht hat, ist für diese Winterrast in Persepolis überschwenglich reich an geistreichen Zügen. Jene Griechen, die vergreist, verstümmelt, gebrandmarkt, voll Scham und Verzweiflung dem König entgegentreten, die befohlene Ermordung der Einwohner, die Gelage des Königs, endlich jene athenische Tänzerin Thaïs, die in der Begeisterung des Tanzes einen Feuerbrand vom Altar reißt und in den Palast wirft, deren Beispiele trunken und in wilder Siegeslust Alexander und seine Getreuen folgen, das alles sind Märchen, die aus derselben Quelle geschöpft, von einer Reihe spätgeborener Schriftsteller so oft und mit solcher Zuversicht wiederholt werden, daß sie mit der Zeit zu historischer Gewißheit geworden sind." — Vergl. Poehlmanns Grundriß[3] 1906, S. 241, Anm. 3.

Über die Anzündung der Königsburg sagt z. B. Plutarch, nachdem er die Geschichte von der Thaïs angeführt: „einige erzählen den Hergang so; die anderen dagegen behaupten, es sei wohlüberlegt geschehen".

Auch ob Alexander den von den Verschworenen im Juli 330 verwundeten Dareios noch gesprochen hat, ist zweifelhaft. Justinus (XI, 15, 6) läßt den Dareios durch den Dolmetscher eine lange, rührende Rede an einen Soldaten des Alexander halten; nach ihm aber wie nach Diodor (17, 73) und Arrian

(3, 20) ist Dareios, als Alexander selbst ihn erreichte, nicht mehr am Leben gewesen. Ebenso berichtet Plutarch, der den Alexander seinen Mantel über den Toten ausbreiten läßt.

Sogar mit den Amazonen ließ man den König noch zusammenkommen. Plutarch (46) erzählt, daß Kleitarchos, Polykleitos, Onesikritos, Antigenes und Istros es berichten; Aristobulos, Chares, Ptolemaios, Antikleides, Philon aus Theben, Philippos aus Theangela, Hekataios von Eretria, Philippos von Chalkis und Duris von Samos hätten es aber für eine Erdichtung erklärt. Offenbar ist viel davon die Rede gewesen. Die nicht ganz salonfähigen Einzelheiten stehen auch bei Diodor (17, 77) und bei Arrian (7, 13). Entstanden ist die Sage vielleicht aus der Tatsache, daß der Satrap Atropates aus Medien dem Alexander später vor dessen Rückkehr nach Babylon hundert berittene Weiber schenkte.

Es stammt die Sage von den Amazonen überhaupt von den griechischen Ansiedlern an der Westküste Kleinasiens, die dort Kultusstätten einer Göttin vorfanden, die sie ihrer Artemis verglichen, deren Diener entmannte Priester und bewaffnete Jungfrauen waren. Den Namen erklärten die Griechen sich volksetymologisch als die „Brustlosen" und dichteten, daß die Amazonen den Mädchen die rechte Brust ausbrannten, damit sie den rechten Arm besser brauchen und den Bogen spannen könnten. In der künstlerischen Darstellung erscheinen die Amazonen jedoch immer unverstümmelt. Stricker („Die Amazonen in Sage und Geschichte", Berlin 1868) bemerkt S. 3:

„Die Umkehrung der Gesetze, welche die Geschlechtsverschiedenheit der menschlichen Entwicklung vorschreibt, hat immer lebhaft die Phantasie beschäftigt"

und weiter S. 4f.:

„Am frühesten in der Geschichte finden wir die Amazonen am Thermodon in Kappadokien zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere und in den kaukasischen Ländern. Von diesen Grenzgebieten zweier Weltteile machten sie Ausfälle nach Asien und Europa: Feldzüge gegen die Phrygier bei ihrem Einfalle in Kleinasien (Ilias III, 189; VI, 186. Strabon, Buch XII), wo sie von Bellerophon besiegt werden; gegen die Griechen vor Troja (Aeneis I, 490. Justinus II, 4), bekannt durch den Namen Penthesileia; nach Attika (Herodot 9, 27), nicht weniger bekannt durch die Namen Herakles und Theseus; an die Donau, ein im Vergleich mit den vorigen, mit so erlauchten Namen der Sage in Verbindung gebrachten und vielfach

dichterisch ausgeschmückten Zügen weniger bekannter, etwa ins sechste Jahrhundert vor Christo zu setzender Heereszug (Philostrat, Heroicus XX. Pausanias III, 19); endlich zu Alexanders des Großen Zeit, sehr bekannt aus den Erzählungen des Justinus, Qu. Curtius (IV, 5) und Diodorus Siculus (Bibliotheca XVII). Außer diesen eben erwähnten fünf Hauptzügen kommt der Name der Amazonen selbst noch in den Kriegen des Mithridates mit den Römern vor, wo ihre Erinnerung wahrscheinlich nur durch griechische Legenden geweckt wurde."

Angaben über die Amazonen finden sich bei Herodot (4, 110—117), bei Strabon (11, 5) und über afrikanische bei Diodor (3, 52), der den Mädchen beide Brüste abbrennen läßt. Wahrscheinlich ist die Sage auf Kriegszüge skythischer Völker zurückzuführen, bei denen das Mutterrecht galt. Im übrigen hat es, solang es Menschen gibt, erstens einen Überschuß an Frauen (vergl. A. Rauber: Weibliche Auswanderung; Leipzig 1901, S. 6) und zweitens Mannweiber gegeben; die Amazonen von Dahomeh waren eine im 19. Jahrh. tatsächlich gefürchtete Kriegsgarde (Helmolts „Weltgeschichte" III, 453 f.). Vergl. H. Hayn: Vier neue Kuriositäten-Bibliographien (Jena 1905), II.

Eine sehr beliebte Alexander-Anekdote ist auch die, wonach ihm nach einem sehr anstrengenden Marsche in wasserarmer Gegend Soldaten etwas Wasser in einem Helm bringen, gerade genug für einen. Der König aber, ihre traurigen Blicke nach dem Labetrunk bemerkend, gießt es aus: „tränk' ich allein, meine Leute verlören den Mut". Da jubeln die Soldaten: „führ uns, wohin du willst! wir sind nicht ermattet, wir dursten auch nicht; wir sind nicht mehr sterblich, solange du unser König bist." Leider schwankt die Örtlichkeit dieser Szene gar zu sehr: bei Plutarch (42) ereignet sie sich während der letzten Verfolgung des Dareios, bei Arrian (VI, 26) in Gedrosien, bei Quintus Curtius (VII, 5, 10) in dem Paropamisos; Polyän (IV, 3, 25) endlich gibt sie ohne bestimmte Lokalisierung (vergl. Droysen, a. a. O., S. 379). Es scheint, man wollte den hübschen Zug gern anbringen und wußte doch nicht recht, wo; vielleicht stammt er aus einem den König verherrlichenden Drama.

Erfunden klingt die Anekdote, Alexander habe bei den Strapazen seines indischen Feldzuges ausgerufen: „O ihr Athener, wüßtet ihr doch, was für Gefahren ich mich aus-

setze, um bei euch in Ehren zu stehen!" Plutarch (Alexandros, 60) erwähnt es nur als durch Onesikritos berichtet, dessen Wahrheitsliebe in keinem guten Rufe stand, und dem hier wohl die Tatsache vorschwebte, daß der König nach der Schlacht am Granikos (334) dreihundert erbeutete Schilde nach Athen als Weihgeschenk für die Pallas Athene gesandt hatte. (Plutarch, 16.)

Am Hyphasis kehrte Alexander 326 auf seiner wunderbaren Siegeslaufbahn um. Natürlich mußte dieser Wendepunkt auch rhetorisch ausgeschmückt werden mit Dialogen zwischen dem Könige und seinen Begleitern. Sein Heer soll ihn zur Rückkehr gezwungen haben; wahrscheinlich aber besorgten das die tropischen Regengüsse (Poehlmanns Grundriß [3] 1906, S. 243). Eine bloße Flunkerei dürfte die Erzählung sein, Alexander habe bei den zwölf Altären, die er hier errichten ließ, gewaltig große Gerätschaften zurückgelassen, um den Glauben zu erregen, die Makedonen wären ein Riesengeschlecht gewesen (Diodor 17, 95). Zu der Angabe, Alexander hätte auf seiner Rückkehr durch Karmanien einen toll ausgelassenen Triumphzug des Dionysos in Szene gesetzt, bemerkt schon Arrian (VI, 28), daß „weder Ptolemaios noch Aristobul noch irgend ein anderer glaubwürdiger Schriftsteller davon berichte". Trotzdem war dieser Dionysoszug schon im Altertum häufig Gegenstand der Anspielung. Bald darauf starb Alexanders erprobter Freund Hephaistion; an einen heftigen Schmerz des Königs über den Verlust wollen wir gern glauben. Wenn uns aber der gute Plutarch erzählt, der König hätte aus Trauer den Arzt des Verstorbenen ans Kreuz schlagen, allen Pferden und Maultieren die Mähne und die Schwänze abschneiden, in den Städten die Zinnen von den Mauern brechen und die ganze Völkerschaft der Kassaier als Totenopfer für Hephaistion ausrotten lassen (Alex. 72), — so glauben wir davon wenigstens nicht alles (vergl. über die sittlichen Gefahren des Hephaistionkultes: Poehlmann, a. a. O., S. 246 u. 250).

Alexander empfing während seines zweiten Aufenthaltes in Babylon, nach Mitteilung des Arrian (VII, 15) u. a., Gesandte der Lucaner, der Bruttier und der Tyrrhener, die Geschenke überbrachten, während derselbe Geschichtschreiber der Gesandten der Karthager, Iberer, Kelten, Äthiopier und Skythen

nur als Sage gedenkt; ebenso bezweifelt er eine von zwei andern berichtete Gesandtschaft der Römer. Kleitarchos dagegen erzählt von einer Gesandtschaft der Römer, und Plinius (Hist. nat. III, 5) zitiert ihn kurz, ohne sie anzuzweifeln. Der Bericht Kleitarchs ist aber so romanhaft (Alexander soll, nachdem ihm die Gesandten einen goldenen Kranz überreicht hätten, die zukünftige Größe Roms vorhergesagt haben), daß er vielleicht ganz, die Prophezeiung gewiß zu verwerfen ist. Livius (IX, 18) weiß von keiner solchen Gesandtschaft, sowie überhaupt kein Römer; auch in dem ausführlichen Verzeichnis der von Alexander empfangenen Gesandtschaften (Diodor XVII, 113) wird keine römische erwähnt. Eine Botschaft Alexanders an die Römer, nämlich eine Beschwerde über die Seeräuberei der Stadt Antium, erwähnt Strabon V, 7. (Vergl. Mommsen, Römische Geschichte, 5. Aufl. I, 386). — Unrichtig ist ferner, daß Aristoteles, um sich für die Ermordung seines Neffen, des Geschichtschreibers und Philosophen Kallisthenes (vergl. Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters I, 1901, Beilage 3), zu rächen, Alexander den Großen durch Gift habe töten lassen, das er seinem Freunde Antipatros, dem Statthalter von Makedonien, geschickt, der es seinem Sohne Kassandros, des Königs Mundschenken, übermittelt hätte (Justinus XII, 14, 1), und zwar aus der für giftig ausgegebenen Styxquelle in Arkadien, deren nichtgiftiges Wasser nur durch seine eisige Kälte lebensgefährlich wirken kann (Plutarch, Alex. 77; Humboldt, Kosmos IV, S. 503). Diodor (17, 118) und Pausanias (VIII, 18) erwähnen die Vergiftung als Gerücht. — Auch wird es durch keine sichere Angabe bestätigt, daß Alexander auf seinem Sterbelager (Sommer 323) auf die Frage, wem er die Herrschaft zurücklasse, erwidert habe, „dem Würdigsten!"; ebensowenig, daß er gesagt habe, ein großer Leichenkampf werde seinetwegen stattfinden (Arrian 7, 26).

Mit Alexanders Tode zerfällt das Reich. Keine Persönlichkeit lenkt für lange Zeit so die Augen auf sich, wie er getan; der „Treppenwitz der Weltgeschichte" arbeitet schwächer.

Vor dem Institut de France hat im Oktober 1910 der französische Professor des Griechischen, Paul Girard, mit der Legende von der athenischen Hetäre Phryne aufgeräumt, die ihre Freisprechung von einer Anklage der Gottlosigkeit nur

dadurch erreicht haben soll, daß sie ihren unvergleichlichen Busen, auf Anraten ihres Verteidigers Hypereides, den Richtern enthüllte. Nachdem er die Glaubwürdigkeit der verschiedenen diese Geschichte behandelnden antiken Schriftsteller kritisch beleuchtet hat, kommt Girard zu dem Schlusse, daß die Tat, die Phryne berühmt machte, nur eine Mythe sei. Die große Buhlerin war bereits 37 Jahre alt, als der Asebie-Prozeß gegen sie stattfand. Die strengen Regeln der Lebensführung, denen sich die griechischen Hetären unterwerfen mußten, lassen die Tat, die Phryne vor ihren Richtern verübt haben soll, wenig glaublich erscheinen. Historisch dürfte nur sein, daß Phryne vor Beginn des Prozesses, der damaligen Sitte gemäß, den Richtern ihren Besuch abstattete, um sie um Schonung zu bitten. Auch die Erzählung, daß Phryne sich erboten habe, die Mauern von Theben auf ihre eigenen Kosten wieder aufzuführen, wenn man sie durch eine entsprechende Inschrift ehre, weist der französische Akademiker in das Reich der Fabel.

Agathokles (361—289 v. Chr.), der Tyrann von Syrakus, ist nach R. Schubert („Geschichte des Agathokles", Breslau 1887, und „Geschichte des Pyrrhos", 1894) wohl nicht, wie gewöhnlich dem Diodor (19, 2), dem Justinus (22, 1) und dem Plutarch (Denksprüche) nacherzählt wird, eines Töpfers Sohn gewesen; denn dieser Vater — Krakinos mit Namen — war aus der Stadt Rhegion verbannt worden, was bei einem bloßen Töpfer wohl nicht nötig gewesen wäre; außerdem spricht dagegen, daß sowohl Agathokles, als auch sein älterer Bruder Antandros schon frühzeitig zu den höchsten Staatsämtern gelangt waren. Die Erzählung von seiner Aussetzung als neugeborenen Kindes infolge eines Orakels ist mit geringer Abänderung der Kyrossage nachgebildet. Ein uns nicht mehr erhaltener Schriftsteller, den Diodor in seinen Berichten über Agathokles neben dem ebenfalls verlornen Geschichtswerke des Timaios viel benutzt hat, ist Duris von Samos (um 280 v. Chr.), der sich der Abstammung von Alkibiades rühmte, über dessen Glaubwürdigkeit aber trotzdem der ehrliche Plutarch sehr wegwerfend urteilt (Perikles 28, Alkibiades 32). Duris

„glaubte, daß der Geschichtschreiber seine Überlieferung in ähnlicher Weise kunstgerecht umgestalten und bühnenmäßig inszenieren müsse, wie

etwa der Tragiker den Mythos. Vor allen Dingen fällt auf, daß er es sich angelegen sein ließ, einzelne in seiner Geschichtserzählung auftretende Persönlichkeiten auch mit einem der jedesmaligen Situation angemessenen Kostüm zu versehen. Nicht weniger als durch seine Schwärmerei für alles Theatralische ist Duris auch durch seine Sucht, seine Leser um jeden Preis zu amüsieren, zu manchen Entstellungen des ihm überlieferten Berichts verleitet worden. Vor allen Dingen fällt auf, daß er es nicht verschmäht hat, sich durch Liebesgeschichten interessant zu machen. Bisweilen ließ er Trompeter auftreten, um das Lärmsignal zu blasen (σημαίνειν τὸ πολεμικόν; vergl. Diodor XIX, 4, 6; 6, 5; XX, 7, 4 und 34, 6), wenngleich der Anlaß, bei dem sie es blasen, mitunter der denkbar unsinnigste ist. Am geläufigsten war es ihm aber, lange Kriegslisten einzufälschen." (R. Schubert, a. a. O., 1887, S. 20 f.)

Agathokles starb 289 v. Chr. wahrscheinlich an einer krebsartigen Krankheit (Kieferkrebs); man hat dazu die Geschichte von dem vergifteten Zahnstocher erfunden (Diodor 16, 4).

Der Koloß von Rhodos, eine Arbeit des Chares von Lindos, Schülers des Lysippos, nach Strabon (XIV, S. 652) eins der sieben Weltwunder, wurde von den Rhodiern nach überstandener Belagerung durch Demetrios Poliorketes (305 auf 304) um 290 v. Chr. errichtet und etwa 223 v. Chr. durch ein Erdbeben umgestürzt, wie uns Polybios (V, 88) erzählt. Daß der Koloß jemals mit gespreizten Beinen über dem Eingange des Hafens gestanden, ist eine ganz neuerliche Fabel; in den „Sieben Weltwundern" (περὶ τῶν ἑπτὰ θεαμάτων; herausgegeben von Hercher, Paris 1858), einer Schrift, die zwar den Namen des dem 3. vorchristlichen Jahrhundert angehörenden Mathematikers Philon von Byzanz trägt, aber dem 6. nachchristlichen Jahrhundert entstammt, steht nichts davon. Die Statue wäre dann auch beim Umfallen ins Wasser gestürzt, während Strabon und Plinius (H. N. 34, 7) erzählen, daß ihre Trümmer auf der Erde liegen geblieben waren und durch ihre Größe Aufsehen erregten.

„Schon vor mehr als hundert Jahren hat der verdiente Archäolog Graf Caylus (Abhandlungen zur Geschichte der Kunst, übersetzt von Kloß, II 176 ff.) den vergeblichen Versuch unternommen, die Sage von dem kolossalen Wassertor zu Rhodos als Fiktion nachzuweisen. — Der Graf zieht dabei mit stattlicher Gelehrsamkeit gegen seine eigenen erfindungsreichen Landsleute zu Felde, ohne indes die falsche Quelle der ersten Tradition aufspüren zu können. Da sich im Altertum nirgends eine Spur jenes Mythus auffinden lasse, so meint er — wie es scheint ohne Grund —, daß irgend ein älteres Gemälde auf Glas oder eine nach der Einbildung gemachte Zeichnung der Ursprung des Irrtums gewesen sein müsse.

Ein gewisser Vigenère (Tableaux de Philostrate, 1559, S. 127; die Illustrationen dazu auf 64 Kupfertafeln 1596) sei vielleicht der erste gewesen, der sich gelüsten ließ, ihn schriftlich zu fixieren; ihm seien Bergier und Chevreau (Histoire du monde IV, 319) gefolgt, letzterer mit dem Zusatz, der Koloß habe eine Leuchte in der Hand gehalten; ferner Rollin (Histoire ancienne, 1739, VII, 242. 268) und die meisten französischen Wörterbücher, selbst das *Dictionnaire de l'Encyclopédie*. Eine von dem Mythographen Duchoul (Religion des anciens Romains, S. 211) angeführte, natürlich ebenfalls erfundene griechische Handschrift, welche den Koloß auf dreieckiger Basis stehen läßt, gibt ihm sogar Degen und Lanze in die Hände und hängt ihm einen Spiegel um den Hals" (Lüders, Der Koloß von Rhodos, Hamburg 1865).

Hieran schließt sich eine andere Anekdote, die der Arzt Sextus Empiricus (um 200 nach Chr.; Adversus mathematicos, herausgegeben von Bekker, S. 212) berichtet. Die Rhodier hätten den Chares nach dem Preis eines Riesenstandbildes und alsdann nach den Kosten eines doppelt so großen gefragt.

„Da habe der Künstler einfach die doppelte Summe gefordert, dieselbe aber bereits für die bloßen Vorarbeiten und Modelle verbraucht und sich deshalb selbst ums Leben gebracht!"

Bei Plutarch findet sich auffallenderweise gar nichts über den Koloß. Über dessen schließliches Ende hören wir, daß Moawija, der Feldherr des Kalifen Othman, (wohl 653 n. Chr.) die Insel Rhodos eroberte, den Koloß „herunternahm", mit dem Erz nach Syrien fuhr und es an einen Juden verkaufte, der es auf 980 Kamelen von der Meeresküste wegschaffen ließ. So berichtet Konstantinos VII. Porphyrogennetos (905—959); bei späteren steigert sich die Anzahl der Kamele allmählich bis auf 30800. — Ob sich diese Mitteilung überhaupt auf den Koloß des Chares bezieht, bleibt zweifelhaft. Die Mär von der gespreizten Stellung über der Hafenmündung dürfte während der Kreuzzüge entstanden sein, da die Rhodier die Kreuzfahrer mit Erzählungen über ihre herrliche Vergangenheit unterhielten und schließlich wohl selbst daran glaubten. —

Im Jahre 146 v. Chr. mußte der Konsul L. Mummius auf Befehl der Kapitalistenpartei in Rom das von ihm eingenommene Korinth zerstören (vergl. Niese, Grundriß der röm. Geschichte[4] 1910, S. 164). Man erzählt, die Stadt wäre so reich, auch an Kunstwerken aus Metall, gewesen, daß man die zusammengeschmolzene Masse nachher aes Corinthiacum

genannt und anderweitig verwertet habe. Dies ist aber auch eine Fabel; der Name war schon vorher bekannt. Vergl. Plinius (Hist. nat. 34, 2) und Plutarch („Warum die Pythia ihre Orakel nicht mehr in Versen gibt", Kap. 2).

Über die griechischen Dichter, Philosophen und sonstigen Schriftsteller laufen viele Treppenwitze um. Wenn z. B. von dem mit babylonischer Weisheit getränkten Thales von Milet erzählt wird, er hätte das Jahr einer Sonnenfinsternis, die nach neueren Untersuchungen im Jahre 585 v. Chr. stattgefunden hat, vorhergesagt (Herodot I, 74; Plinius, H. N. II, 12), so muß man dabei nicht an eine auf die Minute und die Orte der Sichtbarkeit genaue Ankündigung denken.

Wir übergehen hier mehrere Treppenwitze der griechischen Geschichte, z. B. die vielen Sinnsprüche und Lebensregeln, die bald diesem, bald jenem in den Mund gelegt werden, als da sind: „Erkenne dich selbst!", „Nichts zuviel!", „Omnia mea mecum porto". Besonders die sieben Weisen hadern oft über diese Aussprüche mit einander und sind zugleich selbst eine Schöpfung des Treppenwitzes der Weltgeschichte, da man zu ihrer Zeit sie wohl schwerlich unter diesem Gesamtnamen kannte und auch später nicht „sieben Weise", sondern acht (Pausanias X, 24), zehn oder noch mehr aufzählte. Allgemein anerkannt waren nur vier: Thales, Bias, Pittakos und Solon; dazu kommen meist: Kleobulos, Peisander, Cheilon (vergl. H. Wulf, De fabellis cum Collegii septem sapientium memoria coniunctis quaestiones criticae; Halle 1896). Hermippos (240 v. Chr.) dagegen führt sechzehn Männer auf, aus denen man sich die sieben je nach Neigung zusammengestellt habe. Platon läßt im Protagoras die „sieben Weisen" zusammenkommen und in Gemeinschaft „die schönsten Früchte ihrer Weisheit dem Apollon weihen", jedoch ohne Bestimmung von Zeit und Ort; Theophrast geht noch weiter, indem er sich jene Männer als geschlossenen Verein denkt, der, wenn man so sagen darf, „ästhetische Tees" veranstaltete. Dem Plutarch endlich wird ein „Gastmahl der sieben Weisen" zugeschrieben, das alle ihre überlieferten Aussprüche anbringt.

Die Geschichte vom goldenen Dreifuß ist gleichfalls eine Fabel. Zunächst war es wohl kein auf dem Herde zu verwendender (dergleichen Gerätschaften wird man damals ebensowenig aus Gold angefertigt haben wie heute), sondern eher ein goldener Mischkrug mit drei Füßen. Dieser goldene „Dreifuß" nun wäre mit einem Netze aus dem Meere aufgefischt worden, worauf sich ein Streit (wahrscheinlich ein juristischer Schulfall für Disputationen der Rhetoren) erhoben hätte, wem er gehöre; die Pythia hätte auf Befragen geantwortet: „dem Weisesten!" Darauf hätte man den Dreifuß dem Thales überreicht; der hätte ihn aus Bescheidenheit nicht annehmen wollen und einem andern der sieben Weisen zugesandt, der, von derselben Gesinnung beseelt, ihn abermals weiter gesandt, so daß er zuletzt in die Hände Solons gelangt, der ihn dem Apollon selbst als den Allerweisesten geweiht hätte. Herodot und Platon kennen die Erzählung noch nicht; wir finden sie erst bei Diodor (in den Fragmenten) und bei Diogenes Laërtios („De vitis, dogmatibus et apophthegmatibus clarorum virorum"); auch Plutarch erzählt sie im Leben des Solon, Kap. 4. Die Juristen hat der Fall bis in die neuere Zeit beschäftigt. Noch im 18. Jahrhundert bestand lebhafter Streit darüber. Der Entwurf des österreich. Allg. Bürg. Gesetzb. entschied zugunsten der Fischer; später wurde die Erwähnung des „goldenen Gerätes" gestrichen. Immerhin hängt noch § 1276 mit der alten Anekdote zusammen. Deshalb hat sie Prof. Ehrenzweig in seiner Bearbeitung von Krainz' System des österreich. Privatrechts ([4] 1906, II, 223) erwähnt und dort die Stellen angeführt, an denen Pufendorf und Wolf dagegen handeln.

Über des Thales Zeitgenossen Aisopos hat der Mönch Maximos Planudes in Konstantinopel (um 1260—1310) einen Roman „zusammengewürfelt", aus dem die meisten von den Fabelndichtern erzählten Anekdoten stammen, „welche kaum der Beachtung wert sind". Aesop hat keinen Buckel gehabt; Welcker (Kleine Schriften II, 1847, S. 243) hat sogar die Existenz des Aesop ganz geleugnet, obwohl ihn Herodot (II, 134) erwähnt. — Sappho (um 600 v. Chr.; vergl. Herodot II, 135 und Strabon, Buch XIII, S. 617) hat sich nicht vom

Leukadischen Felsen ins Meer gestürzt, um ihrer unerwiderten Liebe zum schönen Schiffer Phaon willen. Diese und ähnliche Verleumdungen sind zum großen Teil erst von den mittleren und neueren attischen Komikern ausgegangen. Es gab ein Drama „Phaon" von Platon, dem Komiker, und eine „Sappho" von Amphis; ferner vier Stücke Namens Sappho von Ephippos und Antiphanes, Zeitgenossen des Aristoteles, und von Timokles und Diphilos aus der „neueren Komödie". (Vergl. Welcker: „Sappho, von einem herrschenden Vorurteil befreit", in seinen Kleinen Schriften, Bd. 2.) — Von Pythagoras, aus Samos gebürtig (um 582 — nach 507 v. Chr.), sind durch seine Biographen, die Neuplatoniker Porphyrios (233—304) und Jamblichos († um 333 n. Chr.), so viele Märchen in Umlauf gesetzt worden, daß es sich nicht der Mühe lohnt, darin aufzuräumen. „Das Fabelhafte und Wunderbare", bemerkt Schwegler in seiner Geschichte der griechischen Philosophie, „überwiegt in des Pythagoras Leben so sehr, daß man daraus sogar Verdacht gegen seine historische Persönlichkeit schöpfen könnte; doch ist diese dadurch sicher gestellt, daß schon Xenophanes und Heraklit, später Herodot seiner Erwähnung tun." Von einer Reise des Pythagoras nach Ägypten scheint jedoch selbst Herodot nichts zu wissen (vergl. S. 193).

Auch läßt sich nicht nachweisen, daß der sogenannte Pythagoräische Lehrsatz von Pythagoras herstammt und daß er nach dieser Entdeckung eine Hekatombe geopfert habe, wie nach Plutarch („Beweis, daß man nach Epikurs Grundsätzen überhaupt nicht vergnügt leben kann", 11) und nach Diogenes Laërtios (VIII, 12) der Rechenmeister Apollodotos oder Apollodoros in Versen (1835 Ad. v. Chamisso desgl.) berichtet. Der erste, der es behauptet, ist Vitruv (De architectura, IX),

„schwerlich ein zuverlässiger Zeuge; von da an verbreitete sich diese Angabe allgemeiner, aber immer in Verbindung mit jener bekannten Hekatombe, welche Pythagoras vor Freude über die Entdeckung jenes Lehrsatzes dargebracht haben soll — eine Anekdote, welche die Glaubwürdigkeit der ganzen Nachricht stark beeinträchtigt. Denn dies Opfer verträgt sich nicht mit dem strengen Verbote alles blutigen Opfers, welches uns aus den pythagoreischen Ritualgesetzen die Schriftsteller derselben Zeit, ja oft dieselben überliefert haben, die anderswo von der Hekatombe erzählen. Schon Cicero (De natura

deorum III, 36) nahm daher an jener Anekdote Anstoß, und in der spätesten Tradition der Neupythagoriker (Porphyrios, de vita Pyth. 36) wird das blutige Opfer durch das eines aus Mehl geformten Ochsen ersetzt. Proklus, ein einsichtiger Schriftsteller, drückt sich auffallend unbestimmt aus: „„Wenn wir die, welche alte Geschichten erzählen wollen, hören, so finden wir, daß sie dieses Theorem auf Pythagoras zurückführen."" Auch ihm war, wie hieraus hervorgeht, keine so sichere Quelle bekannt." (Herm. Hankel, Zur Geschichte der Mathematik; Leipzig 1874, S. 97.)

Die Veranlassung zu der Erzählung von der Hekatombe hat vielleicht der uns von Diogenes Laërtios übermittelte Bericht gegeben, Thales hätte, nachdem er den Satz entdeckt, daß der Winkel im Halbkreise immer ein rechter wäre, vor Freude einen Stier geopfert. Die jetzt gewöhnlich zum Beweise des „Pythagoräischen" Lehrsatzes benutzte Figur rührt erst von Eukleides aus Alexandreia her.

Daß mathematische und andere Sätze und Formeln nicht nach ihrem Entdecker benannt werden, hat sich auch in späterer Zeit oft ereignet. Von dem „Möndchen des Hippokrates" von Chios (lunula Hippocratis) z. B. gehört ihm nur die Quadrierung des von zwei Kreisbogen eingeschlossenen Mondes; die Konstruktion der beiden Monde über den Katheten eines rechtwinkligen Dreiecks hat ihm Jean Et. Montucla in seiner Geschichte der Mathematik irrtümlicherweise zugeschrieben, während er in seiner Histoire des recherches sur la quadrature du cercle (2. Auflage, S. 266) richtig bemerkt, daß erst neuere Geometer diese Konstruktion gegeben hätten (Bretschneider, Die Geometrie usw. vor Eukleides, S. 124). Ferner rührt die archimedische Spirale nicht von Archimedes her, sondern von seinem Freunde Konon, die Laméſche (Goldene-Schnitt-)Reihe nicht von Lamé (1795—1870), sondern von Leonardo Fibonacci aus Pisa (um 1180—1228), die Cardanische Formel zur Lösung der Gleichungen dritten Grades nicht von Hieron. Cardano (1501—1576), sondern von Niccolò Fontana gen. Tartaglia († 1557; dieser fand die Lösung 12. Februar 1535; näheres s. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, 2. Band, Leipzig 1892); das Cardanische Gelenk ebenfalls nicht vom Taufpaten, sondern bereits von Philon um 230 v. Chr. (Feldhaus, Ruhmesblätter der Technik, S. 438); die „Bombellische Lösung" der Gleichung vierten Grades stammt nicht von Bombelli, sondern von Lod. Ferrari (1522—65; Bombelli löste dagegen den „irreducibeln Fall" der Gleichung dritten Grades), die Auflösung der Pellschen Gleichung nicht von Pell, sondern von Brouncker und Wallis, der Moivresche Lehrsatz (nach Hankel) nicht von Moivre, sondern von Leonh. Euler (1707—83), der Maclaurinsche Lehrsatz von Taylor, das „Newtonsche" Approximationsverfahren zur Auflösung numerischer Gleichungen nicht von Newton, sondern von Viète, die Gaußschen Additions- und Subtraktionslogarithmen nach dessen eigener Angabe von Lionelli.

Das Gleichungssystem

$$\sin\frac{\alpha}{2}\sin\frac{b+c}{2} = \sin\frac{a}{2}\cos\frac{\beta-\gamma}{2}$$

mit den zugehörigen Relationen wird gewöhnlich auch unter Gauß' Namen aufgeführt, obwohl diese Gleichungen zuerst von Delambre 1807 veröffentlicht wurden (von Mollweide 1808, von Gauß 1809). Ähnlich liegen die Dinge bei der Pothenotschen Aufgabe; sie wurde von Willebrord Snellius (1591—1626) 1614, von Pothenot 1692, von Joh. Heinr. Lambert (1718—77) 1765 bearbeitet (Fink, Kurzer Abriß einer Geschichte der Elementar-Mathematik; Tübingen 1880, S. 233); das Mariottesche Gesetz verdankte man schon seit 1662 Rob. Boyle (1627—91). Ebenso stammen — man verzeihe die Zusammenstellung — der aus Griechenland nach Mailand verpflanzte ambrosianische Lobgesang (Te deum laudamus) schwerlich von Aurelius Ambrosius (der ihn mit dem heiligen Augustin zusammen verfaßt haben soll); der kartesianische Taucher, das bekannte Spielzeug, nicht von Descartes, sondern von Magiotti de Montevarchi (vergl. Heller, Geschichte der Physik; Stuttgart 1884, II, S. 62), die Zambonische Säule nicht von Zamboni (1776—1846), sondern von J. André Deluc (1727—1817), — die Makart-Sträuße nicht von Hans Makart, sondern von Frau Herbeck in Wien, der Gemahlin eines seiner Freunde. Die Leidener Flasche kam nicht aus Leiden, sondern 1745 aus Cammin in Pommern; ihr Erfinder ist J. E. v. Kleist (vergl. Feldhaus: v. Kleist, Heidelberg 1903). Das Lieberkühnsche Sonnenmikroskop stammt von Sam. Reyher (1679), das Vidische Aneroidbarometer von Schinz (1845) oder gar von Leibniz (1702). Diesem verdankt man auch den ersten Gedanken zur Herstellung eines „Extrakts aus Fleisch" als Kräftigungsmittels, das dann Liebig auf Anregung des Hamburgers Siebert anfertigte. Die Kußmaulsche Magenpumpe kannte man schon 1797 (Janus, Archives internation. VIII, Antwerpen 1905, S. 596); Mercators Projektion hat zuerst Pirckheimer 1524 angewandt (S. Günther, Geschichte der Erdkunde, München 1904); den Leidenfrostschen Tropfen hat bereits 1732 Boerhaave tanzen lassen. Auch die eigentliche Erfindung des Porzellans wird mehr und mehr (vergl. Herm. Peters: Archiv f. d. Geschichte d. Naturwiss. u. d. Technik, 1910) dem Joh. Friedr. Böttger ab- und dafür seinem Lehrer Ehrenfried Walter Grafen von Tschirnhaus († 1708) zugesprochen.

Als Erkennungszeichen sollen sich die Pythagoräer des regelmäßigen Sternfünfecks (πένταλφα) bedient haben; trotzdem bleibt es zweifelhaft, ob Pythagoras die zur geometrischen Konstruktion eines solchen erforderliche Kenntnis des Goldenen Schnittes besessen hat (Hankel a. a. O., S. 95).

Bretschneider (Die Geometrie und die Geometer vor Eukleides, S. 8) glaubt dies zwar, macht aber seinerseits darauf aufmerksam, daß an Montuclas Angabe (*Histoire des mathématiques* I,

S. 117): Pythagoras hätte schon gelehrt, unter allen Figuren mit gleichem Umfang habe der Kreis die größte Fläche und unter allen Körpern von gleicher Oberfläche die Kugel den größten Gehalt, kein wahres Wort sei. Montucla beruft sich auf Diogenes Laërtios (Leben des Pythagoras, I, 19), wo es aber nur heißt: „unter den körperlichen Gebilden sei das vollkommenste die Kugel, unter den ebenen der Kreis“ — d. h. weil jeder Punkt des Umfangs beziehungsweise der Oberfläche gleich weit vom Mittelpunkt entfernt ist. — Bretschneider erwähnt auch (S. 88) den Bericht des Jamblichos (vita Pyth., 18), daß Hippasos, der den fünften regelmäßigen Körper, das Zwölfflach — von zwölf regelmäßigen Fünfecken begrenzt —, erkannt hatte, im Meere ertrunken sei, weil er die Entdeckung nicht, wie es bei den Pythagoräern üblich, „ihm“ — dem Meister —, sondern sich zugeschrieben habe. — Auch ob Pythagoras schon von der „Harmonie der Sphären“ geredet hat, ist ungewiß; Spätere aber spitzen diese Erzählung dahin zu, daß er allein unter allen Sterblichen die Harmonie der Sphären gehört habe. Einer ähnlichen Übertragung aus seiner Lehre von der Seelenwanderung in sein Leben verdankt vielleicht der Bericht seine Entstehung, er hätte sich seiner früheren Lebensläufe erinnern können. Vergl. hierüber, sowie über die Unwahrscheinlichkeit seiner Reise nach Ägypten: Zeller, Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts (2. Aufl., Leipzig 1875, S. 33).

Von Pythagoras erzählen Cicero (Tusculanen V, 3) und Diogenes Laërtios (Einleitung und Abschnitt über Pythagoras) ferner, er hätte, als ihn Leon, der Tyrann von Phlius, gefragt hätte, ob er ein Weiser (σοφός) wäre, geantwortet, „nein, aber ein Freund der Weisheit (φιλόσοφος); denn weise sei nur die Gottheit.“ Diogenes beruft sich in betreff dieser Anekdote auf den Herakleides von Pontos (um 350 v. Chr.) und fügt noch hinzu, dies sei der Ursprung des Ausdruckes Philosophie.

„Ob die Erzählung historische Wahrheit hat, ist ungewiß; schon Meiners (Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, I, S. 119) und Haym (Ersch u. Gruber III, 24, Leipzig 1848, S. 3), sowie Zeller (Philos. der Griechen, 2. Aufl., I, 1856, S. 1) und andere haben daran gezweifelt; wahrscheinlich ist sie nur eine von Herakleides ausgegangene Übertragung eines sokratisch-platonischen Gedankens auf Pythagoras (vielleicht als poetische

Fiktion, welche Spätere für historisch nahmen). Zu dem ungebrochenen Vertrauen des Pythagorismus auf die Kraft wissenschaftlicher Forschung und zu der ungetrennten Einheit seiner theoretischen und praktischen Tendenz stimmt nicht wohl die sokratische Bescheidenheit des Verzichts auf die Weisheit usw." Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums (6. Auflage 1880, S. 2).

Sehr verwirrt sind die Berichte darüber, was Pythagoras über die Bohnen gelehrt habe; die meisten sagen, er hätte verboten, sie zu essen (z. B. Diogenes Laërtios VIII, 34 auf die Autorität des Aristoteles hin, wo die betreffende Stelle jedoch nicht aufzufinden ist, und Jamblichos auf die Autorität des Hermippos; ferner Lukian: „Über den Verkauf der philos. Sekten"). Diesen widerspricht jedoch Gellius (Noctes Atticae IV, 11) auf die Autorität des Aristoxenos hin, eines Schülers des Pythagoras; Gellius zitiert die Stelle des Dichters Kallimachos, wonach Pythagoras die Bohnen besonders empfohlen hat. Die irrige Ansicht, bemerkt Gellius, ist vielleicht aus einem von ihm angeführten, mißverstandenen Verse des Empedokles entstanden. (Vergl. Meiners, a. a. O. I, S. 431 f.) Was danach von der Nachricht des Diogenes Laërtios (VIII, 19) zu halten ist, Pythagoras sei getötet worden, weil er auf der Flucht verschmäht habe zu seiner Rettung durch ein Bohnenfeld zu laufen, mag dahingestellt bleiben, zumal Diogenes uns noch mehrere andere, jedoch glaubhaftere Lesarten über den Tod des Pythagoras mitteilt. In Ägypten, woher Pythagoras seine Weisheit hatte, galt die Bohne für unrein (Herodot II, 37). — Auch das αὐτὸς ἔφα (ipse dixit, Er hat's gesagt) ist zweifelhaft. Cicero berichtet davon (De natura deorum 1, 5), und der Scholiast zu Vers 196 der Wolken des Aristophanes erwähnt es. Diogenes Laërtios (VIII, 46) jedoch, der gewöhnlich am Schlusse seiner Lebensbeschreibungen eine Übersicht über die „Gleichnamigen" gibt, bemerkt, die Redensart stamme von einem Pythagoras aus Zakynthos. Andere haben andere Erklärungen der berühmten Redensart versucht.

Ein Unsinn ist es, die Schüler des Pythagoras hätten sich zwei, drei oder wohl gar fünf Jahre lang im Schweigen üben müssen (Seneca, Epistel 52; Gellius, Noctes atticae I, 9; Plutarch, Von der Neugierde 9; Diogenes Laërtios VIII, 10: Lukian, Verkauf der philosophischen Sekten), während er wohl

nichts weiter gefordert hat als die Enthaltung von unnützem Geschwätz. — Erdichtet ist die Erzählung von der Gütergemeinschaft bei den Pythagoräern (Diogenes Laërtios VIII, 10). Sie erklärt sich wohl daraus, daß die Pythagoräer zusammenhielten, wie heutzutage die Freimaurer, so daß es gewissermaßen „unter Kameraden ganz egal war", wem etwas gehörte. Natürlich ist es erfunden, daß sie jedem wegen Unwürdigkeit ausgestoßenem Mitgliede doppelt soviel herauszahlten, wie es eingebracht: das hätte doch nur Spekulanten angelockt; den Hippokrates von Chios soll der pythagoräische Philosophenbund ausgeschlossen haben, weil er für mathematischen Unterricht Geld genommen habe. Ebenso erfunden ist es, daß Pythagoras in Samos selbst (nach Jamblichos) nur Einen Zuhörer für seine Vorträge über Mathematik gefunden habe, den er noch dazu für die Geduld ihn anzuhören, habe bezahlen müssen.

Von Anakreon aus Teos (gegen 500 v. Chr.), dem Dichter des Weines und der Liebe, wird erzählt, er sei an einer Weinbeere erstickt (Plinius, Historia naturalis 7, 7). Die Anekdote gehört zur Kategorie der Konsequenzmacherei.

Um die Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.; vergl. S. 67) später noch mehr zu verherrlichen, erzählten die Athener, von ihren drei großen Tragödiendichtern hätte Aischylos in der Schlacht mitgekämpft, Sophokles wäre Reigenführer bei dem Siegesfeste gewesen und Euripides an dem Tage der Schlacht auf der Insel Salamis geboren worden. Das letzte dürfte doch etwas zu viel des Guten sein. Auch wollen wir gleich der wundervollen Todesarten gedenken, die man diesen dreien später angedichtet hat: dem Aischylos habe ein Adler hoch aus der Luft eine Schildkröte auf die weiße Glatze fallen lassen, die er aus der Höhe für einen Stein angesehen, an dem er die Schildkröte zerschlagen wollte: Sophokles sei (wie Anakreon) an einer Weinbeere erstickt, die ihm sein Schauspieler Kallippides geschickt hätte: nach andern hätte er sich beim Vorlesen einer sehr langen Periode in seiner „Antigone", die gar keine Interpunktion zuließ, zu Tode gelesen — ein sehr mäßiger Witz —; den Euripides endlich hätten in Makedonien Jagdhunde (oder Weiber) zerrissen (vergl. weiter unten

Lukians Tod). — Was den Aischylos betrifft, so läßt sich die Entstehung der Sage nachweisen; vergl. Göttling, De morte fabulosa Aeschyli (Jena 1854). Wir erinnern daran, daß χέλυς sowohl Schlange als auch Leier bedeutet, indem die Leier ursprünglich eine mit Saiten bespannte Schildkrötenschale gewesen war.

„Im Stoschischen Kabinett zu Berlin befindet sich ein Karneol, wo Aischylos unbekleidet auf einem Stein sitzt, aus einer Schale trinkend; über ihm schwebt der Adler, der eine Schildkröte, mit der Schale unterwärts, in den Fängen hält. Möglich, daß eine Statue des Aischylos zu Athen dasselbe Symbol des Adlers zeigte. Denn ein Symbol ist es; es ist die Apotheose des großen Tragikers. Der Adler trägt die Schildkröte, d. h. die Leier, zum Himmel empor, während der Greis aus der Schale die Unsterblichkeit trinkt. Nicht eine vorhandene Geschichte ist im Kunstwerk abgebildet, sondern aus dem mißverstandenen Kunstwerk hat eine spätere Zeit ein Märchen abgeleitet." (Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte, S. 166.) Vergl. den Streit Lessing — Klotz-Lange!

Auch die Erzählung, Sophokles hätte sich mit seinem Sohne Jophon verfeindet, und dieser hätte beantragt, den Vater wegen Geistesschwäche unter Kuratel zu stellen, ist höchst unwahrscheinlich. Sophokles soll die Richter durch Vorlesen von Versen aus seinem Oidipus auf Kolonos davon überzeugt haben, daß er noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte sei. Die Nachrichten über dieses alles bei Cicero (Cato major 7, 22), bei Plutarch („Ob ein Greis Staatsgeschäfte treiben soll", Kap. 3), bei Apulejus (Apologia de magia, 37) und Anderen stimmen nicht miteinander überein; Aristophanes (Frösche 76) und Valerius Maximus (8, 7) wissen von keiner Feindschaft zwischen dem Dichter und seinem Sohne Jophon. Vielleicht ist diese nur erfunden worden, um die theatralische Szene vor Gericht zu begründen.

Von Empedokles (um 490—430) erzählt Diogenes Laërtios (VIII, 69), obwohl er es selbst schon bestreitet, auf die Autorität eines Hippobot, daß er, um die Leute in der Meinung zu bestärken, er sei ein Wesen höherer Art gewesen, sich in den Aetna gestürzt, daß der Berg aber einen der kupfernen Schuhe des Philosophen wieder herausgeworfen hätte. Dafür erscheint er dann in Lukians Totengesprächen mit versengten Haaren und nur einem Schuh. Gerade diese Anekdote von

dem seltsamen, unhistorischen Selbstmord ist wohl das einzige, was die meisten von ihm wissen. Daß er schon die Darwinsche Lehre von dem „Überleben des Passendsten" geahnt und dadurch die scheinbare Zweckmäßigkeit in der Natur erklärt hat, daß er behauptet, das Licht brauche eine gewisse Zeit, um von der Sonne zur Erde zu gelangen, was Aristoteles bestritt (De anima II, 7; De sensu, 6) und erst der dänische Astronom Olaf Römer (1644—1710) 1676 aus seinen Beobachtungen der Verfinsterungen des Jupitertrabanten dartat, daß er schon die Geschlechtlichkeit der Pflanzen erkannt hatte, die Aristoteles gleichfalls leugnet (De generatione animalium I, 24), ist den wenigsten bekannt. — Aus dem Leben des Arztes Hippokrates aus Kos (um 460—359 oder 377) wissen wir wenig Sicheres; auch über die Echtheit der meisten ihm zugeschriebenen Schriften „sind die Gelehrten noch nicht einig". Als bekannten, in Bildern oft dargestellten Treppenwitz mag die Geschichte erwähnt werden, wie er die Annahme der Geschenke des Königs Artaxerxes verweigert. (Vergl. Goell, Das gelehrte Altertum S. 66 f., wo auch das 1816 von Girodet-Trioson [1767—1824] der medizinischen Fakultät gewidmete Gemälde wiedergegeben ist.) Die den Hippokrates einladenden Briefe des Königs von Persien sind wahrscheinlich gefälscht und die ganze Berufung nach Persien wohl unhistorisch, aber wie gemacht zum Malen.

Viel ist auch über Sokrates (469—399 v. Chr.) gefabelt worden. So darf man nicht glauben, daß auch der gutmütigste Sophist sich so hätte von ihm ad absurdum führen lassen, wie es in den platonischen Dialogen geschieht.

„Die Weisheit des Sokrates ist ein philosophischer Glaubensartikel. Daß der platonische Sokrates eine ideale, also poetische Person sei, die platonische Gedanken ausspricht, liegt am Tage; am xenophontischen hingegen ist nicht gerade viel Weisheit zu finden." (Schopenhauer, Parerga I, S. 44.)

Im „Gastmahl" läßt Platon den Alkibiades erzählen, daß Sokrates im Nachdenken über etwas, das ihm eingefallen, 24 Stunden starr und steif wie eine Bildsäule dagestanden habe. Die Sache ist wohl physiologisch unmöglich. — Das „letzte Wort" des platonischen Sokrates im Phaidon: „O Kriton, dem Asklepios schulden wir einen Hahn; gebt ihn und

vergesset es nicht", kann der wirkliche Sokrates nicht gesagt haben. Von schweren Krankheiten Genesene pflegten dem Asklepios einen Hahn zu opfern. Der wirkliche Sokrates hat das Leben nicht als eine Krankheit angesehen. — Auch daß die Athener später die Hinrichtung des Sokrates bereut und seine Ankläger ohne förmlichen Prozeß getötet (Diodor XIV, 37; Plutarch, Über den Neid, 6; Diogenes Laërtios II, 43 und VI, 9) oder gar ihm ein ehernes Standbild errichtet hätten, sowie, daß der hauptsächlichste der Ankläger, Anytos, im pontischen Herakleia gesteinigt worden sei (Diogenes Laërtios, Leben des Sokrates), wird erst von späteren Schriftstellern berichtet und gehört wohl auch zu den die „poetische Gerechtigkeit" berücksichtigenden Treppenwitzen der Weltgeschichte. Die Phantasie der Nachwelt hatte bei Sokrates um so freieren Spielraum, als er nichts geschrieben hat — eine Eigentümlichkeit, die uns bei Personen, die auf ihre Umgebung eine gewaltige Wirkung ausübten, öfter begegnet, so bei Pythagoras, Buddha, Jesus.

„Epochemachende Geister sind oft weniger durch das wichtig für die Welt, was sie sich selbst als Aufgabe ihres Lebens setzen, als dadurch, daß sie den Bann der gewohnten Auffassungen sprengen und damit neuen Entwickelungen kommender Geschlechter Luft schaffen." (A. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte, Heidelberg 1872; II, S. 33.)

Diese zerstörenden Betätigungen verblassen bis zur Undarstellbarkeit; und um nun doch etwas erzählen zu können, erfinden die folgenden Geschlechter schaffende Taten, womöglich mit Anknüpfung an irgend etwas Vorhandenes.

Hierher gehören dann auch die zum Teil drolligen Anekdoten über das häusliche Leben des Sokrates, zumal über seine Frau, die typisch gewordene Xanthippe. Ihre Ehrenrettung hat Zeller versucht in seinen „Vorträgen und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts" (2. Auflage, 1875, S. 56), wo er richtig bemerkt, daß die hauptsächlichste Ursache ihres bösen Rufes der erste Buchstabe ihres Namens sei, durch dessen Schuld sie in alle Fibeln kam:

Xanthippe war ein böses Weib,
der Zank war ihr ein Zeitvertreib.

Zeller erwähnt auch eine Rechtfertigung, die schon 1715 Heumann im ersten Bande der Acta philosophorum versucht hat.

Viele der von Diogenes Laërtios und Aelian über sie berichteten Anekdoten machen ganz den Eindruck, als wären sie nur erfunden, damit der Gleichmut des Sokrates sich um so besser von ihnen abhebe. Weib und Philosoph sind eben zwei sehr disparate Begriffe.

Auch die Berichte über die gegenseitigen Lebensrettungen des Sokrates und seiner Schüler sind verworren; so läßt Platon im „Gastmahl" den Alkibiades erzählen, daß Sokrates ihn bei Potidaia (429) gerettet habe. — Ferner soll Sokrates den Xenophon bei Delion (424) aufgefangen haben, als dieser von seinem Pferde stürzte. (Diogenes Laërtios, Sokrates 22; etwas abweichend bei Strabon, Buch 9.) — Plutarch sagt einmal (Alkibiades, 7), bei Potidaia hätte Sokrates dem Alkibiades und bei Delion Alkibiades dem Sokrates das Leben gerettet, und im „Daimonion des Sokrates" (11), Sokrates hätte sich mit Alkibiades und Laches glücklich nach Athen geflüchtet.

Über Eukleides von Megara, den Schüler des Sokrates, gibt es eine hübsche Erzählung, daß er während des Peloponnesischen Kriegs, als die Athener den Megarern bei Todesstrafe das Betreten ihrer Stadt untersagt hatten, um des Umgangs mit Sokrates willen oft gewagt habe, in der Abenddämmerung und in Weiberkleidern nach Athen zu kommen, des Morgens wieder die 20000 Schritte nach Hause schleichend. Wir finden die Nachricht aber erst bei dem fünf und einhalb hundert Jahre später lebenden Aulus Gellius (Noctes Atticae VII [VI], 10). Als Autorität nennt Gellius den Taurus, „einen zu seiner (des Gellius) Zeit noch ganz berühmten platonischen Weltweisen", der an die Erzählung als Nutzanwendung die Bemerkung geknüpft habe, daß zu seiner Zeit die Philosophen selbst, um zu lehren, in die Häuser der reichen, jungen Leute liefen und fast bis Mittag harrten, bis ihre Schüler den gestrigen Weinrausch ausgeschlafen hätten. Wenn nur Taurus nicht um des Kontrastes willen die nächtlichen Ausflüge des Eukleides erfunden hat!

Von Platon sind die Biographien, die für uns die wertvollsten gewesen wären, z. B. die von seinem Neffen und (347—339) Nachfolger Speusippos verfaßte, verloren gegangen.

„Eine Kritik der überlieferten Angaben über Platons Leben, wonach dieselben als fast durchaus unhistorisch oder mindestens als fast durchaus unzuverlässig erscheinen, gibt Heinrich von Stein („Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus“ II, Gött. 1864, S. 158—197); hieran knüpft, noch weiter gehend, Schaarschmidt an in seiner Schrift „Die Sammlung der platonischen Schriften, zur Scheidung der echten von den unechten untersucht“ (Bonn 1866, S. 61 ff.). Die zu scharfe Kritik v. Steins und Schaarschmidts sucht K. Steinhardt in „Platons Leben“ (Leipzig 1873) auf das richtige Maß zurückzuführen .... Auf Grund der verschiedenen auf uns gekommenen Nachrichten und Sagen hat E. Welper, „Platon und seine Zeit, hist.-biogr. Lebensbild“ (Kassel 1866) einen Roman geliefert, dessen Vergleichung mit der Überlieferung zur deutlichen Einsicht in die Art, wie Gegebenes durch fortwuchernde Dichtung erweitert zu werden pflegt und demgemäß auch zur richtigen Würdigung eines Teiles der Überlieferung selbst förderlich sein kann.“ (Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums; 6. Auflage, Berlin 1880, S. 121.)

Zwischen Platon und Xenophon — der attischen Muse oder Biene, die jedoch etwas langweilig war, — hat man eine feindselige Stimmung voraussetzen zu müssen geglaubt, weil Platon den Xenophon niemals, dieser jenen nur einmal (Denkwürdigkeiten 3, 6, 1), allerdings ohne alle Gehässigkeit erwähnt; ferner weil beide, jedoch in verschiedenem Sinne, eine Apologie des Sokrates geschrieben, beide ein „Gastmahl“, worin Sokrates die Hauptrolle spielt, doch mit ganz entgegengesetzter Tendenz; beide hätten auch durchaus verschiedene Staatsideale entworfen. Es hätte Xenophon seine Kyrupädie dem „Staat“ des Platon gegenübergestellt und dieser wieder mit seinen „Gesetzen“ geantwortet. (Gellius, Noctes Atticae 14, 3.) Diesen Klatsch hat schon Aug. Boeckh widerlegt (De simultate quam Plato cum Xenophonte exercuisse fertur, Berlin 1811). Denn Xenophons „Apologie“ ist ein ungeschickterweise aus den „Denkwürdigkeiten“ zusammengestoppeltes Machwerk, wie zuerst (1776) Valckenaer vermutet hat; auch die Echtheit des xenophontischen „Symposions“ ist keineswegs zweifellos. Ferner ist es chronologisch unmöglich, daß die Kyrupädie nach dem „Staat“ verfaßt sei. —

Xenophon neigte, was wir ihm nicht verdenken wollen, wie Platon, zu spartanischen Einrichtungen hin, weil man eben niemals das schätzt, was man hat, und schickte — deshalb aus Athen verbannt — seine Söhne zu den athenischen

Truppen, als die Athener den Spartanern gegen Theben zu Hilfe gezogen waren. Als man ihm nun — erzählt Diogenes Laërtios (II, 55) — beim Opfern die Nachricht vom Tode seines Sohnes Gryllos überbrachte, hätte er den Kranz abgenommen, aber gleich wieder aufgesetzt, als er erfahren, Gryllos wäre als Held gefallen; auch soll er bemerkt haben: „ich wußte, daß ich einen Sterblichen gezeugt" — eine Wander-Anekdote, die auch bei Perikles (S. 70) hängen geblieben ist.

Unhistorisch dürfte die Erzählung sein, daß Platon das delische Problem gelöst oder wenigstens die Veranlassung dazu gegeben habe. Plutarch (Über das Daimonion des Sokrates, 7) berichtet: auf der Rückreise von Ägypten sei dem Platon in der Gegend von Karien eine Anzahl Delier begegnet,

„welche ihn baten, da er Geometrie verstehe, er möchte ihnen einen seltsamen Orakelspruch auslegen, den ihnen der Gott aufgegeben habe. Derselbe lautete nämlich, die Delier wie die übrigen Hellenen würden von den damaligen Übeln befreit werden, wenn sie den Altar in Delos verdoppelten."

Hierbei nun hätten sie sich sehr ungeschickt benommen, zuerst z. B. einen Altar mit doppelt so großen Steinen gebaut, ohne zu bedenken, daß er dadurch 2 × 2 × 2 = achtmal so groß wie früher wurde. In ihrer Not hätten sie nun Hilfe bei Platon gesucht; dieser hätte ihnen ihre Vernachlässigung der Geometrie verwiesen und gelehrt, daß man zur Verdoppelung des Würfels zu zwei gegebenen Linien zwei mittlere Proportionalen finden müsse (ein Satz, den auch Eukleides in seinem achten Buch dem Platon zuschreibt). Doch hätte der Gott seine Antwort nicht wörtlich verstanden wissen, sondern sie von ihren Leidenschaften ab zur Beschäftigung mit der Wissenschaft und einem besseren Lebenswandel rufen wollen. — Eutokios in seinem Kommentar zu des Archimedes Schrift über Kugel und Zylinder beschreibt das Instrument, das Platon zur Konstruktion dieser zwei Linien erfunden haben soll (abgebildet bei Bretschneider, Die Geometrie und die Geometer vor Eukleides, Figur 12).

Nach den Kommentaren des Proklos (412—485 n. Chr.) zum Mathematiker Eukleides war es jedoch schon Hippokrates von Chios (um 440 v. Chr.; vergl. oben S. 91 und 97),

der das Problem der Verdoppelung des Würfels auf das zurückführte, zu zwei gegebenen geraden Linien zwei mittlere Proportionalen zu finden, also:

$$a : x = x : y = y : b$$

Wird hierin $b = 2a$ gesetzt, so ist x die Seite des Würfels, der doppelt so groß ist wie der Würfel mit der Seite a; denn es verhält sich, $a = 1$ gesetzt,

$$1 : 2^{\frac{1}{3}} = 2^{\frac{1}{3}} : 2^{\frac{2}{3}} = 2^{\frac{2}{3}} : 2.\text{*)}$$

Außerdem ist dies nur eine Verschiebung, keine Lösung des Problems. Zwei solche Lösungen lieferte vielmehr erst Menaichmos, ein Schüler Platons, und zwar vermittelst zweier Parabeln und vermittelst einer Parabel und einer Hyperbel; andere gaben dann später noch andere Lösungen. Eratosthenes endlich (um 275—195 v. Chr.) erfand ein Instrument zur Konstruktion der beiden mittleren Proportionalen; sein auf diese Aufgabe sich beziehender Brief an Ptolemaios III. Euergetes ist erhalten. Dies „Mesolabion" besteht aus drei kongruenten, verschiebbaren Rechtecken (abgebildet bei Suter, Geschichte der Mathematik, Figur 5).

Die Nachricht betreffs der Inschrift über der Tür der Akademie μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰςίτω μοῦ τὴν στέγην (kein der Geometrie Unkundiger darf hier eintreten) findet sich erst bei Johannes Philoponos in seinem Kommentar zu des Aristoteles Schrift De anima, wo es heißt: „Ein Pythagoräer aber ist Platon, vor dessen Schule angeschrieben stand, kein der Geometrie Unkundiger möge hier eintreten." Daher stammt wohl auch die Behauptung, daß der Spruch pythagoräisch sei, was keinen rechten Sinn hat. Auch kommt das Wort ἀγεωμέτρητος erst bei Aristoteles vor. Sodann findet sich der Spruch bei Tzetzes (Chiliaden, VIII, 972—975): „Vor seine eigene Tür hatte Platon geschrieben: Niemand, der nicht Geometrie getrieben hat, soll unter mein Dach treten, d. h. kein Ungerechter soll hier eintreten, denn Gerechtigkeit und Billigkeit (Gleichmäßigkeit) bedeutet die Geometrie" („ἰσότης γὰρ καὶ δίκαιόν ἐστι γεωμετρία").

---

*) $2^{\frac{1}{3}} = \sqrt[3]{2}$, $2^{\frac{2}{3}} = \sqrt[3]{2^2}$.

Vielleicht hat Tzetzes den Spruch bei Philoponos aufgelesen; er kann aber auch andere Quellen gehabt haben, die uns nicht mehr zu Gebote stehen. Seine Erklärung des Spruches ist unrichtig. *Daß man vor der Dialektik Geometrie treiben solle, ist eine im „Staat“ und in den „Gesetzen“ von Platon aufgestellte Lehre, aus der dann jene Überschrift über der „Schule“ gemacht worden ist.* (Vergl. Rothlauf: Die Mathematik zu Platons Zeiten; Jena 1878, S. 7). Des Tzetzes Erklärung erinnert an die (richtige) plutarchische θεὸς ἀεὶ γεωμετρεῖ = Gott treibt immer Geometrie, womit allerdings gesagt sein soll, daß die Gottheit gerecht ist, d. h. nach der δικαιοσύνη διανεμητική, der gleichverteilenden Gerechtigkeit, die Welt regiert; denn diese gleichverteilende Gerechtigkeit verhalte sich (nach des Aristoteles „Ethik“ und schon nach Platons „Gesetzen“) wie eine geometrische Proportion, während die ἐπανορθωτική, die ausbessernde, sich nur wie die arithmetische Proportion verhält. Die Erzählung könnte aus dem Bericht des Aristoteles entstanden sein (Metaphysik I, 6), Platon hätte die geometrischen Figuren als Mittelwesen zwischen den ewigen Ideen und den einzelnen Dingen angesehen (vergl. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl., II, S. 143). Auch der geheimnisvolle Eingang des vierten Evangeliums „Im Anfang war der Logos“ (d. i. die ratio numerica, das Zahlenverhältnis) hängt wohl hiermit und mit der pythagoräischen Zahlenphilosophie zusammen (Schopenhauer, Parerga I, S. 42). Vielleicht ist die Anekdote herausgearbeitet aus der, die Diogenes Laërtios (2, 6) über Xenokrates, 339—314 (zweiten) Nachfolger Platons, berichtet: zu einem, der weder Musik noch Geometrie noch Astronomie studiert hatte, gleichwohl aber seine Schule besuchen wollte, soll Xenokrates gesagt haben: „bleibe weg, du besitzest nicht die Handhaben der Philosophie“ (Bretschneider, a. a. O., S. 138).

Auf bloßen Klatsch sind die Reibereien und Sticheleien zurückzuführen, worin sich Platon, *Aischines* und *Aristippos* am Hofe des Dionysios I. von Syrakus gegen einander ergangen haben sollen. Die Erzählung, daß Platon später, auf Veranlassung des Tyrannen, in Aigina als Sklave verkauft, jedoch bald wieder ausgelöst worden sei (Diodor XV, 7;

Diogenes Laërtios III, 14), ist hoffnungslos verworren. — Annikeris aus Kyrene, der zufällig anwesend war, soll ihn für 20 oder 30 Minen (= 1500 oder 2250 Mark) freigekauft und später die Wiedererstattung dieses Betrages von Platons Freunden abgelehnt haben; darauf hätten diese für das gesammelte Geld das Gärtchen bei der Akademie gekauft. Alles dies ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil Platon vermögend genug war, sich selbst freizukaufen.

Ein anderer Klatsch ist die Erzählung des Sillographen (Spottschriftenschreibers) Timon (320—230 v. Chr.), die bei Gellius (Noctes Atticae III, 17) steht, Platon habe um vieles Geld ein kleines Buch gekauft, um darnach seinen Timaios zu verfassen. Ein unechter Brief Platons an Dion enthält den Auftrag, pythagoräische Bücher zu kaufen. Hermippos (um 200 v. Chr.) sagt, Philolaos habe ein Buch geschrieben, das Platon erstanden habe, um daraus den Timaios abzuschreiben (Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums, 6. Aufl., S. 54).

Ein völlig grundloses Vorurteil ist die schon im Altertum sehr verbreitete, im 18. Jahrhundert von Tennemann (System der platonischen Philosophie; Leipzig 1792) wieder aufgefrischte, von Schleiermacher aber ein für allemal zurückgewiesene Meinung, daß Platons mündlicher Unterricht nicht bloß in der Form, sondern auch in der Sache wesentlich verschieden von dem gewesen sei, was er in seinen für einen größeren Leserkreis bestimmten Schriften gab, mit einem Wort das Märchen von einer exoterischen und einer esoterischen Lehre, „das nur so lange noch fortwuchern konnte, als man die platonischen Briefe (S. 119) für echt hielt.“ — Auch des Verhältnisses Platons zu seinem großen Schüler Aristoteles hat sich die Klatscherei bemächtigt; weil dieser zu bedeutend war, ein bloßer Widerhall zu sein, heißt es gleich, Platon habe ihn mit einem Füllen (πῶλος) verglichen, weil er, wie Aelian meint, gleich einem solchen, nachdem es sich satt getrunken, gegen seine Mutter ausgeschlagen habe (Varia historia 3, 19; 4, 9; vergl. auch Diogenes Laërtios 5, 1, 2). — Bei den Berichten über sein Ende endlich klingt der Apollon-Mythos wieder an, der nach Apulejus und Olympiodor schon bei der fabelhaften Erzeugung Platons (von Apollon) eine Rolle spielt:

„Sein Tod soll ihm durch einen Traum angekündigt worden sein, in welchem er als Schwan von Baum zu Baum zu fliegen glaubte, ohne von den nachjagenden Vogelstellern erreicht zu werden; ein Traum, den der Sokratiker Simmias, der damals schwerlich noch am Leben war, dahin gedeutet haben soll, daß kein Erklärer dem hohen Fluge seiner Gedanken habe folgen und ihre Tiefe ergründen können."

Diese Anekdote gehört zu den ausgezeichnet erfundenen; denn es hat über 2 Jahrtausende gedauert, bis Friedr. Zöllner (Wissenschaftl. Abhandlungen I, Leipzig 1878, S. 260ff.) darauf aufmerksam machte, daß die mangelhafte Erkenntnis, die in dem berühmten Mythos von der dunklen Höhle (Staat, Buch 7) den in die Höhle Eingesperrten möglich ist (nämlich die der auf eine Wand fallenden Schatten vorübergetragener Dinge) gerade der entspricht, die das menschliche Auge aus den auf seine Retina fallenden Strahlen dem menschlichen Verständnis vermittelt.

Über Platons Verhältnis zum Kyniker Diogenes von Sinope (um 412 oder 414—323 oder 324), den er einen tollgewordenen Sokrates genannt haben soll (Diogenes Laërtios VI, 2, 54), gibt es auch einige „abgedroschene Anekdoten". Diogenes soll, mit schmutzigen Füßen in Platons Wohnung kommend, ausgerufen haben: „ich trete auf die stolzen Teppiche des Platon" und dieser darauf erwidert: „ja, aber mit größerem Stolz". — Das Geschichtchen von dem gerupften Hahn (noch heute in England sehr beliebt), den Diogenes in Athen auf den Markt gebracht haben und „den Menschen Platons" genannt haben soll, um dessen Definition des Menschen als eines „zweifüßigen Tiers ohne Federn" lächerlich zu machen, ist weiter nichts als ein schaler Witz, den man vielleicht schon früh über die zoologischen Definitionen im ‚Politikos' gemacht hat.

Vom Diogenes hat schon sein Namensvetter aus Laërte (Biographien der griechischen Philosophen) zu vielen Anekdoten aus seinem Leben zwei, auch mehrfache Lesarten. Wer hat nicht Bilder gesehen, auf denen er in seiner Tonne liegend dargestellt wird? Aber diese Tonne war ein kleines tönernes Haus, das nur der Spott der Athener eine Tonne (πίθος) genannt hatte. — Er soll bei Tage mit einer brennenden Laterne herumgegangen sein und auf Befragen erwidert haben, „er suche einen Menschen" (6, 2 und 41); nach Phaedrus (3, 19) stammt dies Wort aber von Aesop. —

Aristoteles galt bekanntlich lange Zeit im Mittelalter als Fundgrube aller nur möglichen Weisheit, und, was man nicht herausinterpretieren konnte, interpretierte man hinein. Auch sollte er, als man im 17. Jahrhundert durch Fernrohre die Gebirge des Mondes kennen lernte, selbst schon diese gekannt haben und davon in seinen Werken nichts erwähnt haben, nur um Alexander den Großen nicht dadurch zu kränken, daß er von einer Welt spräche, die dieser unmöglich erobern konnte. Zu den schon bei Alexander berührten Anekdoten (S. 77 ff.) mag noch erwähnt werden, daß sich Aristoteles nach Einigen zu Chalkis in den Eurīpos gestürzt haben soll, in dessen unregelmäßigen Strömungen er vergeblich ein Gesetz zu erforschen bemüht gewesen, und zwar mit den Worten: „Fasse mich, da ich dich nicht fassen kann". Diogenes Laërtios, der viele Anekdoten über ihn hat, auch unglaubliche, weiß nichts davon; sie ist erst in christlicher Zeit aufgetaucht (Justinus Martyr, Paraenet. ad Gentes; Gregor von Nazianz III, S. 1). Schon Tanneguy Lefèbre gen. Tanaquil Faber (gest. 1692) verwarf diese Anekdote.

Ein arger Flunkerer, wenigstens stellenweise, muß Apion Pleistonikes aus Oasis in Ägypten gewesen sein, der unter Tiberius und Claudius in Rom Rhetorik und Grammatik lehrte. Aus seinem Buch „Über Ägypten" hat Gellius (Noctes Atticae V, 14) die berühmte Geschichte von Androclus mit dem Löwen. Danach hat Apion die — Dreistigkeit gehabt, zu erzählen, daß, als er zufälligerweise einmal zu Rom den Tierhetzen im Circus Maximus beiwohnte, besonders ein gewaltiger Löwe seine Aufmerksamkeit erregt hätte, mit dem zu kämpfen ein Sklave verurteilt worden war.

„Der Name dieses Sklaven war Androclus. Sobald der Löwe diesen von ferne erblickte, blieb er plötzlich, gleichsam voller Verwunderung stehen, dann näherte er sich langsam und bedächtig diesem Menschen, als wolle er sich genau überzeugen, ob er auch recht sehe. Dann wedelt er nach Gewohnheit und Art schmeichelnder Hunde freundlich, liebkosend und schöntuend mit dem Schweife, schmiegt sich an des Menschen Seite an und leckt sanft mit der Zunge dem beinahe schon vor Furcht Entseelten Hände und Beine. Unter diesen Liebkosungen von seiten des wilden Tieres gewinnt dieser Androclus seine verlorene Besinnung wieder, wendet seine Blicke allmählich auf den Löwen, um sich ihn genauer zu betrachten. Nun aber", fuhr er fort,

„hättest du, gleichsam nach wechselseitig erfolgter Wiedererkennung, sie beide sehen sollen, den Menschen und den Löwen, wie sie erfreut waren und in Glückwünschen sich ergingen." (Übersetzt von Weiß.)

Die Szene erregte natürlich das größte Aufsehen; auf Befragen erzählt Androclus dem Kaiser, wie er in Afrika vor der Grausamkeit seines Herrn in die Wüste geflohen und beim Aufsuchen eines Verstecks in eine Höhle geraten sei. Bald nach ihm sei ein Löwe hinkend und ächzend erschienen, habe sich aber wider Erwarten ihm ganz zahmer Weise genähert und seinen Fuß hingehalten, aus dem ihm dann Androclus einen großen Holzsplitter gezogen und den Eiter ausgedrückt hätte. Hierauf wäre der Löwe neben ihm eingeschlafen. Seitdem hätte er drei Jahre mit dem Löwen in der Höhle gelebt und sei von diesem ernährt worden; „denn von allen den Tieren, die er auf der Jagd erbeutete, brachte er mir stets die fetteren und besseren Stücke nach der Höhle, die ich dann, da ich kein Feuer haben konnte, mir an der Mittagssonne [!] briet und dann verzehrte". Auf die Dauer von dieser Lebensweise doch nicht recht befriedigt, wäre er entflohen, aufgegriffen und seinem früheren Herrn, einem Konsul, zugeführt worden, der ihn zur Strafe zur Tierhetze im Zirkus verurteilte. Auf Wunsch des Volkes werden dann dem Sklaven die Freiheit und auch noch der Löwe geschenkt, mit dem, ihn an einem dünnen Riemen in der Stadt herumführend, ihn Apion wieder selbst gesehen haben will:

„wohin er kam, sahen wir, daß Androclus mit Geld beschenkt, sein Löwe aber mit Blumen bestreut wurde, und alle, die ihnen begegneten, riefen unwillkürlich: dies ist der Löwe, der sich als ein Gastfreund dieses Menschen, und dies der Mensch, der sich als Arzt dieses Löwen bewies."

Diese unsäglich dumme Geschichte macht noch immer Schulbücher ebenso unsicher wie die Sage, daß der Hase mit offenen Augen schlafe (vergl. A. Bütow in der Deutschen Jägerzeitung vom 16. Okt. 1904 und im „Tag" vom 8. April 1905). Bei Aelian (Tiergeschichten VII, 38) hält das Volk, als der Löwe dem Androclus nichts tut, diesen für einen Zauberer. Deshalb ließ man einen Panther auf ihn los, den der Löwe jedoch zerriß. Seitenstücke findet man mehrere bei Plinius (Naturgeschichte VIII, 16).

Ein anderer Flunkerer ist Pausanias, der seinen „Führer durch Griechenland" (περιήγησις τῆς Ἑλλάδος) so abgefaßt hat, als stamme seine Wissenschaft überall aus eigener Anschauung. Kalkmann („Pausanias der Perieget", Berlin 1886) hat jedoch dargetan, daß der „Führer"

„sein Werk jedenfalls in aller Ruhe zu Hause redigiert hat und zwar im kleinasiatischen Heim" (S. 276); „daß er Athen gar nicht gesehen hat: denn er beschreibt es so, wie es zu seiner Zeit gar nicht mehr vorhanden war" (S. 54. 72). — „Er benutzt unzählige Male Herodot, ohne ihn zu nennen; dagegen ertappt man ihn öfters darauf, daß er Herodot gerade da nennt, wo er das Zitat aus andern Quellen herübernahm" (S. 51).

Von Lukian von Samosata erzählt der fromme Suidas, er wäre von wütenden Hunden zerrissen worden, weil er über das Christentum gespottet habe; die Geschichte ist zweifellos erfunden, vielleicht mit Anlehnung an die Bemerkung Lukians über das Lebensende des Peregrinus, er (Lukian) wäre bei dessen Selbstverbrennung beinahe von den Kynikern zerrissen worden, wie Aktaion von den Hunden (vergl. auch oben Euripides, S. 95). Wenn übrigens Lukian über das Christentum gespottet hat, so hatte er wohl seinen guten Grund dazu. Persönlichkeiten, die sich bei solchen mächtigen Bewegungen in den Vordergrund drängen, berühren selten angenehm. Jener Märtyrerenthusiasmus der Christen war ihm unverständlich; er sah dabei — vielleicht nicht immer mit Unrecht — Eitelkeit und Haschen nach augenblicklichem Beifall durchblicken; statt aber die Christen selbst zu nennen, erwähnte er eben den überspannten Philosophen Peregrinus Proteus, der sich 165 n. Chr. in Olympia vor dem versammelten Volke auf einem Scheiterhaufen verbrennen ließ (vergl. Hans Stich, Mark Aurel, Gütersloh 1904, S. 23). Doch ist diese Erzählung vielleicht nur eine von Lukian erfundene Karikatur. Denn „es weiß niemand vor und unabhängig von Lukian etwas von dem ungewöhnlichen Ereignis" (Baur, Geschichte der christlichen Kirche I, S. 412). Andere sind anderer Ansicht.

Die Römer*)

Unsere Hauptquellen für die ältere römische Geschichte sind Titus Livius aus Padua und Dionysios von Halikarnaß (vergl. die chronologische Übersicht oben, S. 53); daneben Plutarch in einigen seiner Lebensbeschreibungen. Der erste Zweifler an der Richtigkeit dieser älteren Geschichte ist — Titus Livius; er läßt sich in dem Vorwort zu seinem Werke also vernehmen:

„Jene mehr im Schmucke der dichterischen Erzählung als durch unverfälschte Denkmale der Geschichte auf uns gekommenen Angaben von Umständen, die sich längere Zeit oder zunächst vor Erbauung der Stadt ereignet haben sollen, denke ich ebensowenig zu bekräftigen wie zu widerlegen. Man hält es der alten Welt zugute, wenn sie durch die in die Begebenheiten der Menschen eingemischten Erzählungen von Göttern die Urgeschichte der Staaten ehrwürdiger zu machen sucht,"

und ferner Buch 8, Kap. 40:

„Verfälscht wurde die Geschichte meiner Meinung nach durch die Lobreden auf Verstorbene und durch die unrichtigen Unterschriften der Ahnenbilder, insofern sich jede Familie den Ruhm hoher Taten und Ämter durch Unwahrheiten zueignete, denen niemand nachspüren kann."

Wie schon aus jenen Worten hervorgeht, sieht Livius die Wundererzählungen für das an, was sie sind, verhält sich auch immer ablehnend gegen sie; aber er liebt pathetische und rührende Szenen mehr, als ein Historiker sollte. Trotzdem haben seine Berichte, soweit sie reichten, fast allen „Weltgeschichten" als Grundlage gedient, und noch heute wird in den Schulen danach gelehrt, vielleicht weil sein Werk ein richtiges Schullesebuch ist, schon in seiner kindlichen Tendenz, die Geschichte der Römer so darzustellen, als hätten sie nie einen ungerechten Krieg geführt, sich immer nur gegen Angriffe verteidigt und dabei „so nebenher" die Welt erobert. Selbst manches, was Livius,

*) Wo in diesem Abschnitt kein Gewährsmann angegeben, ist Mommsens Römische Geschichte, fünfte Auflage, benutzt.

ärgerlich über die törichte Leichtgläubigkeit der Vorfahren, nur erwähnt, um es als kindisch beiseite zu schieben, wird beim Schulunterricht wieder zu Gnaden angenommen und fließt als historische Tatsache mit ein. (Über die Abstammung römischer Geschlechter von Königen vergl. Plutarchs Numa, 21.)

Allein der Zweifel an vielen dieser Erzählungen hat sich schon vor mehr als 250 Jahren geregt. So hielt Philipp Clüver (geb. 1580 zu Danzig, † 1622), dessen Italia antiqua 1624 erschien, die ganze Geschichte Roms bis zur Einnahme durch die Gallier für unsicher; namentlich wies Jakob Voorbroek gen. Perizonius (1651—1715) in seinen Animadversiones historicae, die 1685 in Amsterdam erschienen, auf die Mangelhaftigkeit der äußeren Zeugnisse für die ersten Jahrhunderte Roms hin. Louis de Beaufort deckte in seiner *Dissertation sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire romaine* (Haag 1738) und in der vorsichtigen Rekonstruktion „*La République romaine ou plan général de l'ancien gouvernement de Rome*" (Haag 1766) schonungslos das Fehlen aller Quellen über die ersten Jahrhunderte Roms auf, sowie die traurige Beschaffenheit derer für die folgenden: — es sind größtenteils verlogene Familienchroniken und übertreibende Nachrufe auf Verstorbene, wie sie in Rom Sitte waren (vergl. Livius 8, 40). Wie geistreich und gründlich auch Beauforts Werk war, so war sein Erfolg doch nicht durchschlagend. Dieser ward erst dem auf Beauforts Schultern stehenden, jedoch noch gründlicheren B. G. Niebuhr (1776—1831) zu teil, dessen 1811—32 erschienene „Römische Geschichte" die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Das geniale — übrigens in klassischer Sprache geschriebene — Werk ist freilich, wie alle großen Kritiken, schwach im Positiven; an Stelle des Zerstörten versucht es etwas anderes „aus der Tiefe seines Bewußtseins" zu konstruieren (vergl. Niebuhrs Brief an Frau Heusler vom 20. Dez. 1829). Wie sehr aber Niebuhr anregte, sieht man daraus, daß alle Nachfolger auf seinem Felde genötigt waren, Stellung zu ihm zu nehmen. So rekonstruiert Macaulay die nicht erhaltnen altrömischen Heldenlieder und Legenden phantasievoll in seinen „*Lays of ancient Rome*" (1842; deutsch 1892 und 1904).

Schließlich erwähnen wir des noch immer lesenswerten Werkes von Sir George Cornewall Lewis (1806—63): *An enquiry into the credibility of the early Roman history* (London 1855; deutsch von Felix Liebrecht, Hannover 1863), worin mit Gelehrsamkeit, Berücksichtigung aller Vorgänger und mit Ruhe die Zuverlässigkeit aller Quellen geprüft und das nicht Haltbare verworfen wird.

Über die seitdem erschienenen Darstellungen von Duruy, Hertzberg, Ed. Meyer, Païs, de Sanctis und über die neu erschlossenen Quellen unterrichtet knapp, aber erschöpfend Bened. Nieses „Grundriß der römischen Geschichte", 4. Aufl. (München 1910), S. 5 ff. Hinsichtlich der Frühgeschichte, namentlich gegenüber der Etruskerfrage, ist er entschieden noch zu konservativ (vergl. besonders S. 21—23 und 37—39). Einschneidenderes ist hierin von Rudolf v. Scala zu erwarten; erst dann wird es aber auch am Platze sein, den hier folgenden Abschnitt grundstürzend umzugestalten.

Über die Abstammung der Römer von den Trojanern bemerkt Mommsen (S. 471):

„Von troischen Seefahrten weiß die ganze ältere Poesie nichts; bei Homer herrscht Aeneas nach Ilions Fall über die in der Heimat zurückbleibenden Troer. Erst der große Mythenwandler Stesichoros (632—553) führte in seiner „Zerstörung Ilions" den Aeneas in das Westland, um die Fabelwelt seiner Geburts- und seiner Wahlheimat, Siziliens und Unteritaliens, durch den Gegensatz der troischen Helden gegen die hellenischen poetisch zu bereichern. Von ihm rühren die seitdem feststehenden dichterischen Umrisse dieser Fabel her, namentlich die Gruppe des Helden, wie er mit der Gattin und dem Söhnchen und dem alten, die Hausgötter tragenden Vater aus dem brennenden Ilion davongeht, und die wichtige Identifizierung der Troer mit den sizilischen und italienischen Autochthonen. . . . . Aber der eigentliche Vollender der später geläufigen Fassung dieser Troerwanderung ist Timaios von Tauromenion auf Sizilien, der sein Geschichtswerk 262 v. Chr. schloß. . . . . . Auch ist bei ihm Dido Karthagos Gründerin, und Rom und Karthago werden in demselben Jahre erbaut. . . . . . Im wesentlichen kann die Erzählung nicht von Latium herübergenommen, sondern nur die eigene nichtsnutzige Erfindung der alten „Sammelvettel" gewesen sein. . . . Er war vollkommen dazu berufen, aus der naiven Dichtung der älteren Zeit den wüsten Brei zu kneten, welchem das Spiel des Zufalles eine so seltsame Zelebrität verliehen hat."

Diesem Spiel des Zufalls also verdanken es die Ilier, daß, als sich der König Seleukos von Syrien an den römischen

Senat um Bündnis und Freundschaft bittend wandte (es ist nicht ganz sicher, welcher Seleukos; nach Mommsen: Seleukos I. Nikator [281 v. Chr.], nach Droysen: Seleukos II. Kallinikos [246], der Senat beides in einem griechischen Briefe versprach, falls der König die Ilier als Stammverwandte der Römer von allen Lasten befreien wolle (Sueton, Claudius 25), und daß 189 v. Chr. nach dem Frieden mit Antiochos III. Ilion für „frei" erklärt wurde. — Ferner haben die Römer eine Gesandtschaft an die Ätolier geschickt, sie möchten die Akarnanen in Ruhe lassen, da dies die einzigen Griechen wären, deren Väter nicht mit gegen Troja gezogen seien (Justinus 38, 1); die Zeit ist ungewiß. — Uns ist diese Abstammung jedoch am vertrautesten durch den Dichter Vergil, der das Geschlecht der Julier direkt von Aenas herleitet; eine lächerliche Eitelkeit, welche die europäischen Herscherfamilien bis ins Mittelalter hinein nachahmten. Lewis (a. a. O., I, S. 83) bemerkt:

„Vergil besonders, dessen Aeneïde in hohem Grade das Gepräge eines zur Verherrlichung der julischen Familie geschriebenen Gedichtes eines Hofpoeten an sich trägt, erschöpft seinen Scharfsinn darin, dies Geschlecht und die Taten des Augustus mit der ältesten Sagengeschichte Roms zu verbinden."

Viel eher kann man es dem Dichter verzeihen, daß er mit Timaios von Tauromenion die gute Königin Dido von Karthago durch mehrere Jahrhunderte verschiebt, um sie in ein romantisches Verhältnis mit seinem Helden bringen zu können. Hierbei verdient erwähnt zu werden, daß der Bericht, wonach Dido von den Eingeborenen soviel Land bewilligt erhalten habe, wie sie mit einer Kuhhaut umspannen könne, weshalb sie die Kuhhaut in schmale Streifen zerschnitten und sich so in den Besitz eines großen Stückes Land gesetzt haben soll, wohl auch zu den wortinterpretierenden Treppenwitzen der Geschichte gehört. Der Ort, aus dem späterhin Karthago (kart chadast = neue Stadt) entstand, hieß Betzura oder Bosra, das war im Hebräischen und Phönikischen die „Burg"; die Griechen aber sprachen es byrsa aus (= Fell), möglicherweise auch, weil die Gestalt der Halbinsel, auf der die Stadt lag, der einer Kuhhaut ähnelt, und erfanden zu dem Namen die Erzählung (vergl. Winckler im 3. Bande von Helmolts „Weltgeschichte", S. 176). Übrigens wiederholt sich der

Bericht von der Kuhhaut, gehört also zu den Wanderstoffen. — Wir wollen übrigens noch erwähnen, daß man die Unverschämtheit hatte, das Schiff, worin Aineias nach Italien gekommen, noch zur Zeit des Prokopios († 563 n. Chr.) zu zeigen (De bello Gothico 4, 22). Es soll gar keine eisernen Teile an sich gehabt haben.

„Das Schweigen aller früheren Schriftsteller inbetreff eines so merkwürdigen Überbleibsels, sowie seine Angabe, daß alle Teile des Schiffs sich in vollkommenem Zustande befanden, lassen vermuten, daß es nicht sehr alt war." (Lewis a. a. O. I, S. 311.)

Zu vergleichen wäre noch Cauer, Die römische Aeneassage von Naevius bis Vergilius (Leipzig 1886).

Die Dichter nennen Rom gern die „Siebenhügelstadt" (Roma septicollis). Aber wie mit fast allen Siebenzahlen des Altertums (vergl. oben, S. 52 und 88)*) hat es damit seinen Haken. Das ganz alte „palatinische" Rom bestand nicht aus sieben Hügeln, sondern aus sieben „Ringen"; jedenfalls waren die einzelnen Teile nicht alles Hügel. Das spätere „servianische" Rom, von der Mauer umgeben, deren Erbauung dem Könige Servius Tullius zugeschrieben wurde, enthielt auch nicht sieben Hügel. Mommsen sagt darüber:

„Als ‚Siebenhügelstadt' hat das servianische Rom sich nicht betrachtet, sondern es bezeichnet dieser Name in guter Zeit ausschließlich das engere, palatinische Alt-Rom. Erst in der Zeit des Verfalles, wo das auch

*) In der alten Astronomie 7 Planeten, 7 Wochentage, Siebenjahreszyklus, bei den Hebräern das Sabbat-, das Jubeljahr, die 7tägige Festdauer von Ostern und Laubhütten usw., bei den Griechen die 7-Apollonszahl und der Kampf der Sieben gegen Theben, in der alten Kirche 7 Sakramente, 7 kanonische Stunden, 7 Schmerzen und 7 Freuden Mariae, in der Literatur das Volksbuch von den 7 weisen Meistern und zum guten Schlusse die „böse Sieben". Ähnlich verhält sich's mit der 70. So hieß es, als der Kardinal Giuss. Mezzofanti (1774—1849) starb, er habe 70 Sprachen gesprochen; aber P. G. v. Moellendorf (gest. 19. April 1901) hat im „Ostasiatischen Lloyd" (1896; vergl. Frankf. Zeitung vom 12. und 13. November 1896) nachgewiesen, daß er bloß 12 geläufig geredet haben kann, während ihm für die übrigen nur dilettantenhafte Kenntnisse zugebilligt werden dürfen. Einen „zweiten Mezzofanti" hat übrigens Ernesto Monaci im Juni 1904 den wie ein plötzliches Wunder am Himmel der vergleichenden Sprachforschung auftauchenden, durchaus ernst zu nehmenden Alfredo Trombetti (geb. 1865 in Bologna) genannt.

in der Kaiserzeit beständig beibehaltene und mit großer Vorliebe gefeierte ‚Fest der sieben Berge' fälschlich als allgemeines Stadtfest zu gelten anfing, haben unwissende Skribenten die sieben Berge in dem Rom ihrer Zeit gesucht und dann auch gefunden. Den Ansatz zu diesem Mißverständnis findet man bereits in den griechischen Rätselreden Ciceros ad Att. 6, 5, 2 und bei Plutarch qu. Rom. 69 (vergl. Tibullus 2, 5, 55; Martialis 4, 64, 11; Tertullian apolog. 35); aber die älteste Quelle, welche in der Tat 7 Berge (montes) Roms aufzählt, ist die Stadtbeschreibung aus der Zeit Konstantins des Großen. Sie nennt als solche Palatin, Aventin, Caelius, Esquilin, Tarpeius, Vaticanus und Janiculus, — wo also der Quirinal und Viminal, offenbar als colles, fehlen und dafür zwei ‚montes' vom rechten Tiberufer mit hineingezogen sind. Andere noch spätere und ganz verwirrte Listen geben Servius (zur Aen. 6, 783), die Berner Scholien zu Vergils Georgiken 2, 535 und Lydus de mens. S. 118 ed. Bekker. Die uns geläufigen 7 Berge Palatin, Aventin, Caelius, Esquilin, Viminal, Quirinal, Capitol kennt kein alter Schriftsteller." — Mommsen erwähnt, wie man sieht, nicht die Stelle Offenbarung Johannis 17, wo Vers 5 Babylon genannt wird, aber Rom gemeint sein soll (Vers 9: „Die sieben Häupter sind sieben Berge, auf welchen das Weib sitzt, und sind sieben Könige").

Die Römer brauchten zu ihren großartigen Erfolgen einen anständigen, interessanten Anfang. Sie haben ihn sich, nicht ohne Geschick, zusammengestoppelt, und dem ersten Anschein nach paßt alles so ziemlich zu einander. Erst wenn man ins Einzelne geht, bemerkt man die zahlreichen Absurditäten. Dabei hatten die Römer wenig Originalität; die römische Geschichte holt sich fast alle Pointen

wofür sie besonders schwärmt,
wenn sie wieder aufgewärmt,

aus den griechischen Historikern. Die Erzählung von Romulus ist z. B. eine ziemlich parallele Wiederholung der Legende von Kyros, wie man bei Betrachtung der Einzelheiten leicht erkennen wird, und schon Plutarch (Romulus 8) bemerkt, daß sie manchem verdächtig erscheine, weil sie sich so gut für die Bühne eigne und so märchenhaft laute.

Vergleicht man die Stamm- und Gründungssagen der verschiedenen Städte und Staaten, so trifft man, wie wir schon bei den Assyrern (vergl. S. 45) bemerkt haben, fast überall auf eine durchschimmernde Identität der Nationalgötter mit den Gründern der Gemeinschaft; in jenen aber erkennt man sehr oft Sonne und Mond, also Zwillinge. Die sonnenähnliche Natur gewaltiger Menschen (S. 30ff.) klingt hier

wieder mit an. Pausanias erwähnt (Buch VIII, Kap. 12) eine der römischen Stammsage ganz ähnliche Geschichte, welche die Phigalier (in Arkadien) von einem ausgesetzten und dann geretteten Sohne des Herakles erzählten. Auch die Gründung Thebens durch die Zwillinge Amphion und Zethos gehört hierher. Daß Stammheroen von Tieren gesäugt werden, wiederholt sich ungemein häufig; sogar die wilden Yuracares in Brasilien erzählen von ihrem göttlichen Helden Tiri, daß ihn ein Jaguarweibchen genährt habe (Tylor, *Primitive culture* I, S. 255). Das Heranschwimmen der ausgesetzten Kinder deutet auf Flutsagen, Gewitter usw. Allerdings zerfließen dergleichen Erklärungen, da sich „alles in allem spiegelt" (Schopenhauer, Parerga I, S. 230) zuletzt so sehr, daß eigentlich nichts mehr erklärt wird. (Vergl. W. Schwartz, Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms unter dem Reflex indogermanischer Mythen, Jena 1878; Ch. Mücke, Vom Euphrat zum Tiber, Untersuchungen zur alten Geschichte [überall fesselnd, aber teilweise recht gewagt], Leipzig 1899; C. Niebuhr, Das mythologische Element in der antiken Geschichtschreibung: Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 224, S. 4/7). — Daß Romulus, um Ansiedler herbeizulocken, eine Freistatt für Flüchtlinge und Heimatlose aller Art eröffnet habe und darauf „Unzufriedene und Verbannte, Abenteurer und Verbrecher" zusammengeströmt seien, ist wahrscheinlich eine Fabel; wenigstens stimmt die spätere Verfassung Roms als eines Geschlechterstaats nicht im geringsten dazu. Aber den Ort, wo die Flüchtlinge sich einzufinden hatten, erwähnt noch Tacitus (Hist. 3, 71) als vorhanden. — Die Erzählung vom Raube der Sabinerinnen ist wohl weiter nichts als eine Erinnerung daran, daß es auch bei den Römern einst Sitte war, die Frau aus einem andern Stamme zu rauben: eine Sitte, die noch heute bei manchen wilden Völkern besteht.

Auch was uns sonst über den Romulus durch Dionysios von Halikarnaß, Livius und Plutarch berichtet wird, ist höchst unglaubwürdig.

„Im Gegenteil findet man, daß das ganze Gewebe der Erzählungen mit wenigen Ausnahmen ein Mosaik von aneinandergereihten, ätiologischen

Sagen ist, die eine zusammenhängende Darstellung erhalten haben und sich teils auf die politische Geschichte und auf politische Institutionen, teils auf Monumente und Örtlichkeiten, teils auch auf die Religion und den Ritus beziehen .... Offenbar hat beim Zusammenstellen der Erzählung der Grundsatz gewaltet, alles, was in den ältesten Einrichtungen und Zuständen Roms charakteristisch und trefflich erschien, zu sammeln und dem Romulus als Gründer zuzuschreiben.“ (Lewis, Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte; deutsch, I, S. 417.)

So verblaßt Romulus schließlich zu einem Schattenbilde, zum bloßen Heros eponymos der Stadt Rom.

Der Bericht von den drei Horatiern und den drei Curiatiern (unter Tullus Hostilius) ist bis auf die kleinsten Einzelheiten einem griechischen Geschichtchen ähnlich: dem über den Kampf zwischen zwei arkadischen Städten, der in einem von Stobaios aufbewahrten Fragment beschrieben ist. Dionysios von Halikarnaß erzählt uns, die Mütter der beiden Drillingsgruppen wären Schwestern gewesen: da auf 6667 Geburten erst eine Drillingsgeburt kommt, kann man die verschwindend geringe Wahrscheinlichkeit dieser romantischen Angabe leicht ermessen.

Zur Sage von des Königs Servius Tullius Geburt im Sklavenstande hat, nach B. G. Niebuhr, wohl sein Name Veranlassung gegeben, oder wenigstens geschienen, sie zu beweisen. Er bemerkt darüber ([8] I, S. 420):

„Nun sind die meisten schon von den Römern versuchten Erklärungen ihrer gebräuchlichen Namen völlig so verkehrt, als es die von manchen der bei uns gewöhnlichsten aus deutschen Wurzeln sein würde; denn sie sind sabinischen oder anderen fremden Ursprungs, welches selbst Varro, der willkürlichste aller Etymologiker, bekennt.“

Servius heißt wohl weit eher ein am Abend geborenes Kind. Vergl. im übrigen Bachofen, die Sage von Tanaquil (Heidelberg 1870, S. 171). — Das Ende des Königs, da die Tochter über die Leiche des gemordeten Vaters fährt und von seinem Blut bespritzt wird, während trotzdem noch nachher ein feierliches Begräbnis stattfindet, ist ganz novellenhaft und wohl auch ein dichterisches Erzeugnis. Eine andere Auffassung über diese Sage hat Bachofen; nach ihm deutet die Erzählung von Servius auf frühere asiatische Sitten, Erhebung eines niedrig Stehenden zur höchsten Würde durch ein Weib nach dem sogenannten „Mutterrecht“ (vergl. S. 20).

Die Erzählung, wie Sextus Tarquinius, der Sohn des letzten Königs, sich zum Scheine stäupen läßt, dann nach Gabii flieht, dort Diktator wird, wie dann der Vater mit den um weiteren Rat bittenden Boten in den Garten geht, dessen Bericht schweigend anhört und die höchsten Mohnblumen mit dem Stabe abschlägt, mit dem Befehl, zu melden, wie er aufgenommen sei (Livius I, 53), steht schon mutatis mutandis bei Herodot (V, 92): Thrasybulos, der Tyrann von Milet, führt bei diesem den Boten des Periandros von Korinth durch ein Getreidefeld und zieht immer die höchsten Ähren aus. Aristoteles (Politik 3, 8, 3—6; vergl. 5, 8, 7) erzählt übrigens die Geschichte wohl mit Recht umgekehrt.

Die Geburt der Republik ist mit allerlei Anekdoten ausgestattet, die sich manchmal ganz gut ausnehmen, aber keine Kritik aushalten.

Horatius Cocles (= Kyklop) soll mit zwei Anderen allein die Brücke über den Tiber gegen das Heer des Porsena verteidigt haben, bis sie abgebrochen war, und dann den Flußgott anflehend glücklich über den Tiber geschwommen sein; freilich bemerkt schon Livius (II, 10), daß diese Tat bei der Nachwelt mehr Bewunderung als Glauben gefunden habe — nach Polybios (VI, 55) ist er jedoch dabei ertrunken. Doch nach Tacitus (Historiae III, 4, 92) und nach Plinius (Hist. nat. XXXIV, 14), der den betreffenden Vertrag gelesen zu haben angibt, hatte sich die Stadt damals dem Könige ergeben und sogar auf allen Gebrauch des Eisens, ausgenommen zum Ackerbau, verzichtet: so furchtbar war sie gedemütigt worden! Livius verschweigt dies und traktiert uns mit der Geschichte von Mucius Scaevola, der mit Zustimmung des Senats sich in das feindliche Lager schleicht, um den König zu töten, aber einen Anderen trifft und dann, um seine Standhaftigkeit zu zeigen, sich den Arm abschwälen läßt. Der römische Historiker (oder seine Quelle) begeht hier ein Plagiat an dem Griechen Agatharchides von Knidos (Persica IV; vergl. Stobaios 7, 63). Dionysios von Halikarnaß (5, 27—31) erzählt nichts von dem abgeschwälten Arm. Wahrscheinlich ist die Übertragung auf den Römer geschehen, um den plebejischen Muciern einen alten Stammbaum zuzuweisen. „Der große Krieg mit Etrurien

ist wohl nur durch chronologische Verwirrung in den Jahrbüchern so nahe an die Vertreibung der Tarquinier gerückt worden" (Mommsen I, S. 250). Übrigens wimmelt die Erzählung jener Heldentat von Unwahrscheinlichkeiten, wenn nicht von Unmöglichkeiten. Der Name jedoch, Scaevola (der Linkhändige), kam der griechischen Anekdote halbwegs entgegen und wurde dadurch aus einem Spottnamen ein Ehrenname, gerade so wie die weiter unten aufgeführten Torquatus und Praetextatus. — Unverschämt wird die Erfindungssucht, wenn, kurz nachdem der Senat den beabsichtigten Meuchelmord des Mucius gutgeheißen, er die Cloelia, die, ihrer Gefangenschaft als Geisel entfliehend, zu Pferde über den Tiber nach Rom zurückschwimmt, dem Könige aus moralischem Zartgefühl wieder zustellen läßt. Die Sage ist doch nur ein Versuch des Volkes, sich die Entstehung des später in der Nähe der Via sacra vorhandenen auffallenden Denkmals eines Weibes zu Pferde zu erklären, von dem es gar nicht einmal ganz gewiß war, wem es errichtet worden war. Eine andere Auslegung war, daß Porsena der Cloelia ein prächtig aufgezäumtes Schlachtroß aus Bewunderung geschenkt habe. Später hat man beide Erklärungen zu einer Geschichte zusammengezogen. Überhaupt ist die dem Porsena bei dieser Gelegenheit durch Livius angedichtete Gemütlichkeit eine solche, wie die Menschen sie — fast immer irrtümlich — gewaltigen Personen gern zuschreiben; es ist ihnen dann wohler ums Herz.

Die Schlacht am Regillussee 496 v. Chr. gegen den latinischen Städtebund ist ganz „wie die Schlachten der Iliade. Alle Feldherren begegnen sich in Zweikämpfen, und diese wenden den Sieg hierhin und dorthin, während die Menge ohne Entscheidung streitet" (Niebuhr). Nach Dionysios erschienen die Dioskuren in der Schlacht, sowie nach ihr in Rom, wuschen sich und ihre Waffen in der Quelle Juturna (auf dem Forum in der Nähe des Dioskurentempels) und meldeten dann den Sieg, „ehe ein sterblicher Reiter die Nachricht dorthin bringen konnte". Livius schweigt davon. Eine rationalistische Auslegung, daß etwa der Feldherr die Siegesnachricht nach Rom auf elektrischem Wege telegraphiert

hätte, möchten wir nicht versuchen; es ist aber ungemein merkwürdig, daß schon betreffs der etwa ein Jahrhundert früheren Schlacht am Flusse Sagras zwischen Lokroi und Kroton die Nachricht vom Siege jener Stadt auch am selben Tage noch Athen, Korinth und Lakedaimon erreicht haben soll (Justinus XX, 3, 8); es ändert hieran nichts, daß Strabon (6, 1, 10) Lokroi und Rhegion miteinander kämpfen und die Nachricht nach Olympia kommen läßt. Ähnliches erzählte man auch von der Schlacht bei Pydna (168 v. Chr.): wieder sollen die Dioskuren ihre Rosse in der Quelle Juturna getränkt haben (Cicero, De natura deorum 2, 2; Mommsen I, 441); ähnliches von dem Siege des Marius über die Kimbern (101 v. Chr.). Auch wenn alle diese Angaben betreffs schneller Übermittlung einer Nachricht erfunden sind, bleibt es sehr auffallend, wie häufig gerade die beiden Dioskuren, die ja den Matrosen als kleine elektrische Flämmchen an den Mastspitzen erschienen, dabei erwähnt werden (vergl. S. 32); und daß sie ihre „Waffen" in einer Quelle waschen oder ihre „Rosse" in einer solchen tränken, als wäre beidemale ein Draht zur Herstellung der Leitung in eine Flüssigkeit getaucht worden.*) — Auch über die Schlacht bei Pharsalos (48 v. Chr.) meldet Dion Cassius (41, 61), daß „zwei Jünglinge" den Ausgang den Syrern gemeldet, sowie Gellius (Noctes Atticae 15, 18), daß der Priester Cornelius Remex am selben Tage in der Stadt Patavium (Padua) den Sieg verkündet hätte.

Wegen ihrer späteren bedingungslosen Anbetung des goldenen

*) Götte, Das delphische Orakel (Leipzig 1839, S. 74): „Auffallend, ja unglaublich ist die Schnelligkeit, mit welcher die Orakel von allen wichtigen Ereignissen Kunde erhielten. Könnte man die Wahrheit mancher Nachrichten nicht in Zweifel ziehen, so möchte man sich das Wunder beinahe durch eine telegraphenähnliche Veranstaltung erklären." Bei Plutarch (Kimon, Kap. 18) antworten die Priester des Zeus Amon den Botschaftern des vor Kypern mit seiner Flotte liegenden Kimon, sie möchten nur wieder umkehren, Kimon wäre schon bei dem Gotte; er war nämlich nach ihrer Abreise gestorben. In neuester Zeit ist die Dioskurenfrage am geistreichsten von Ed. Stucken in seinen „Astralmythen der Hebräer, Babylonier und Ägypter" (Leipzig 1896 ff., 4 Teile) behandelt worden; mit seinen Ausführungen und Schlußfolgerungen, denen wir allerdings durchaus nicht in allen Punkten beitreten möchten, hat er geradezu Schule gemacht.

Kalbes taten sich die Römer etwas darauf zugute, daß ihre Vorfahren allen Reichtum verachtet hätten. Valerius Publicola soll dreimal Konsul und doch bei seinem Tode so arm gewesen sein, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte (Livius II, 16). Hübsch erfunden, aber doch ziemlich einfältig, jedenfalls unwahrscheinlich; wahrscheinlich ist nur, daß er aus dem Ertrag einer Pfennigkollekte beerdigt worden ist, aber nicht weil er zu arm gestorben, sondern weil das nach alter Sitte eine Ehrenbezeugung sein sollte wegen seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste. — Die Fabel vom Magen und den Gliedern, wodurch Menenius Agrippa die ausgewanderten Plebejer zur Rückkehr bewegt haben soll (494 v. Chr.), ist altindisch! Es ist kaum denkbar, daß sie, die sich gut für Schulbücher eignet, mit ihrer Verherrlichung des Magens auf eine Masse Menschen hätte wirken sollen, die eben durch die Härte der Patrizier am Magen gekränkt worden waren. — Die Erzählung, wie der durch nichts zu erweichende Ch. Marcius Coriolanus (489/8 v. Chr.) durch die Tränen seiner Familie gerührt wird, ist sehr nett; allein schon die Erklärung seines Beinamens Coriolanus dadurch, daß ihm die Eroberung der Stadt Corioli zu danken sei, ist höchstwahrscheinlich unhistorisch; Livius selbst sagt an andrer Stelle (XXX, 45), Scipio sei der erste gewesen, der nach einer Eroberung einen Zunamen erhalten habe (Niese, Grundriß der röm. Geschichte[4] 1910, S. 45, Anm. 1). Coriolans Ausruf: „O, Mutter, Mutter, Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren“, ist sehr theatralisch; die ganze Erzählung strotzt von Unwahrscheinlichkeiten. Nach den ältesten schriftlichen Quellen soll er bei den Volskern bis in ein hohes Alter gelebt haben, nach anderen jedoch nach dem Abzuge von Rom getötet worden sein. (Livius II, 40 führt die verschiedenen Lesarten an.)

Eine andere Fabel, die von der Vernichtung der Fabier, erzählt uns Livius II, 50 (vergl. Dionysios v. Halik. IX, 19, 20), der zwei Lesarten hat, mit großem Wohlbehagen; er kommt auch gern darauf zurück. Sie sollen, 306 Mann stark (Dionysios setzt hinzu, wohl um die Geschichte glaubwürdiger zu machen: nebst 4000 Klienten und Freunden), die Verteidigung einer im vejischen Gebiete angelegten Festung am Cremerabache

übernommen haben. Die Vejenter hätten sie dann durch täuschende Aussicht auf Beute aus der Festung gelockt und alle niedergehauen (477 v. Chr.). Nur ein kleiner Knabe sei übrig geblieben und habe später das Geschlecht fortgesetzt. Der Bericht ist höchst seltsam. Schleppte denn jeder Fabier seine kleinen Jungen mit in die Schlacht, wie Napoleon III. bei Saarbrücken? Und wenn nicht — wie kam es, was schon Dionysios von Halikarnaß fragt, daß bei einem Geschlecht von 306 Männern nur ein einziger Knabe lebte und sonst alles Erwachsene waren? — Auch die erbauliche Geschichte vom typisch gewordenen L. Quinctius Cincinnatus ist sehr verdächtig, der nach Livius (III, 26) einmal, nach Dionysios von Halikarnaß (X, 17 u. 24) sogar zweimal: bei seiner Wahl zum Konsul (460 v. Chr.) und bei der zum Diktator (458 v. Chr.), nach Cicero endlich nur einmal, aber zu seiner zweiten Diktatur (439 v. Chr.), direkt vom Pfluge geholt wird, Rom zu retten. Wo konnte sich der edle Römer wohl die einem Feldherrn nötige Wissenschaft angeeignet haben, oder aber, angenommen, er hätte dazu Mittel und Wege gefunden — wie konnten die Römer das erste Mal wissen, daß er sie besaß? Ranke (Weltgesch. II, S. 61 f.) bemerkt über die Erzählung:

„Historisch bewährt ist sie wohl überhaupt nicht, aber aus der römischen Geschichte könnte man sie doch nicht etwa verweisen. Sie ist charakteristisch für den Unterschied der Lebenszustände, welcher aus der Beschäftigung mit dem einfachen Landbau, dem sich auch noch die Patrizier widmeten, und dem Übergang aus demselben zu der höchsten politischen Würde entspringt."

Sehr wunderlich, zum Teil ganz novellenartig, zum andern Teil ganz unverständlich ist die Geschichte der Dezemvirn, die zuerst geschriebene Gesetze geben sollten. Zunächst melden sowohl Livius (3, 31) als auch Dionysios von Halikarnaß (10, 51—52. 54), daß die Römer (454 v. Chr.) eine Gesandtschaft von drei Männern nach Athen und dem sonstigen Griechenland zur Erkundung der dortigen Gesetze abgefertigt hätten, wovon Livius besonders erwähnt, daß sie die solonischen Gesetze abschreiben sollten. Nach der Rückkehr dieser Gesandten werden 451 unter Aufhebung aller anderen Behörden die Zehnmänner, zu denen die drei Gesandten auch gehören, ernannt, um die schriftlichen Gesetze zu entwerfen. Dies geschieht; die

Gesetze werden vom Senat sowie vom Volke gutgeheißen, dann in zehn Tafeln auf Erz eingegraben und öffentlich ausgestellt. Nun, sollte man meinen, wäre die Sache erledigt; aber nein. Das Volk wünscht die Wiederwahl von Zehnmännern; man versteht nicht recht, warum; angeblich jedoch, weil noch zwei Tafeln fehlten. (Vergl. Bachofen, das Mutterrecht, S. 325, wonach die Zehnzahl dem Mutter-, die Zwölfzahl dem [athenisch-römischen] Vaterrecht entspricht.) — Appius Claudius, der einer der ersten Zehnmänner gewesen und nun fast die Rolle eines Opern-Intriganten spielt, wird — mit meistens unbedeutenden Personen — 450 auch in das zweite Kollegium gewählt; dieses aber macht sich verhaßt durch allerhand Schandtaten. Die schlimmste darunter begegnet uns in der sehr rührenden und theatralischen Geschichte des Verginius (450 v. Chr.), der seiner Tochter ein Schlachtmesser ins Herz stößt, um sie vor der Verführung durch den Appius Claudius zu schützen. Sie ist aber voller Unwahrscheinlichkeiten (vergl. Niese, Grundriß der röm. Geschichte[4] 1910, S. 57, Anm. 2). Das Motiv des Sturzes der Dezemvirn ist etwa dem der Vertreibung der Könige mit dem schon erwähnten Originalitätsmangel nachgearbeitet. Es war im Altertum und auch später bei politischen Umwälzungen überhaupt beliebt, weil es selbst einem langsam denkenden Kopf verständlich und deshalb zur Entflammung der Massen geeignet ist. Bekanntlich hat es Lessing in seiner Emilia Galotti auf das Theater gebracht (vergl. Shakespeare's Coriolan) — ein verdächtiger Umstand.

Die Berichte über die Zehnmänner sind frei von aller theologischen Färbung und insofern glaubwürdig, aber — schon die Absendung der Gesandten nach Athen und anderen griechischen Städten ist Legende. Anzunehmen ist nur, daß sich bei der Aufzeichnung der Zwölftafel-Gesetze griechischer Einfluß geltend gemacht habe (vergl. Niese, Grundriß der röm. Geschichte[4] 1910, S. 58f. mit Anm. 7).

Den M. Furius Camillus scheint eine antike Luise Mühlbach unter den Händen gehabt zu haben; die hübschen Antworten, die theatralischen Situationen jagen einander förmlich in seiner Geschichte. — Dabei zeigt sich uns wieder der schon erwähnte Mangel an Originalität. Die Geschichte der

Eroberung von Veji (396 v. Chr.) z. B. erinnert schmerzlich an die von Troja: beide dauern zehn Jahre; bei beiden wird von außen ein Tunnel nach einem Tempel gegraben, was ohne Kenntnis des Kompasses sehr schwierig*) ist (Niebuhr[2] II S. 543 ff.); während man eher hätte glauben sollen, die volkreiche Stadt wäre nach langer Belagerung durch Hunger zur Übergabe gezwungen worden — doch davon kein Wörtchen. Livius verliert bei dem Bericht über die Einnahme zuletzt die Geduld:

„Hier bekommt eine Sage einen Platz: Als der König der Vejenter geopfert habe, habe die Versicherung des Opferschauers, daß dem der Sieg beschieden sei, der die Eingeweide dieses Opfertieres den Göttern vorlegen werde, die römischen Soldaten, die dies in der Mine gehört hätten, bewogen den Gang zu öffnen, das Opferfleisch zu rauben und zum Diktator (Camillus) zu bringen. Bei Erzählungen von so hohem Alter will ich zufrieden sein, wenn man das für wahr annimmt, was allenfalls wahrscheinlich ist. Was sich aber, wie diese Angabe, mehr mit der Darstellung auf der Bühne, die Abenteuer willkommen heißt, als mit der Glaubwürdigkeit verträgt, das zu erhärten oder zu widerlegen verlohnt sich nicht der Mühe" (5, 21).

Als Camill die Stadt Falerii belagerte, soll ein Lehrer vornehmer Knaben seine Schüler verräterischer Weise in das römische Lager geführt haben, worauf Camill den Knaben Ruten gibt, womit sie den Lehrer in die Stadt zurücktreiben; durch soviel Edelmut gerührt, unterwirft sich (393 v. Chr.) die Stadt den Römern (Livius 5, 26—27; Dionysios von Hal. 13, 1—2 u. a.). Diese Geschichte, die oft gemalt worden ist, muß aus einem römischen Schulbuch, einer Art „Kinderfreund", herstammen oder aus einem antiken „Töchteralbum". Denn 37 Jahre später erschienen die Falisker, verbündet mit Tarquinii, als Roms offene Feinde; nicht wie Aufständische, sondern als ein unabhängiges Volk. Überhaupt sind die Erzählungen von der Rechtlichkeit, Großmut, Gemütlichkeit und Milde der Römer meist Fabeln; Leute, die reich werden oder sonst große Erfolge aufzuweisen haben, sind oft unliebenswürdig, häufig sogar unausstehlich — und nur dann angenehm, wenn es in ihr Geschäft paßt. Ihr

*) Tunnel des Hiskia bei Jerusalem 700 v. Chr. und der des Eupalinos bei Samos 532 v. Chr. durch Visieren gelungen.

Erfolg summiert sich zum Teil aus kleinen Rücksichtslosigkeiten, die einzeln nicht geradezu strafbar sind, und aus großen Roheiten, denen sich niemand entgegenzustellen wagt. Auch ein bißchen Verlogenheit gehört dazu.

Einige Jahre später fällt die Schlacht am Alliabache (18. Juli 390 v. Chr.; genauer: 387/6) und gleich darauf die Besetzung Roms durch die Gallier: eine rauhe Wirklichkeit, die sich die Römer nachher, so gut es ging, glatt geleckt haben. Mehrere Greise, man sagt 80, bleiben (Plutarch, Camillus 21) nach der Flucht der meisten Bewohner auf ihren Stühlen auf dem Forum unbeweglich sitzen und werden für Götter oder Bildsäulen gehalten; einer wird von einem skeptischen Gallier am Barte gezupft, erwidert diese Neckerei mit einem Stockschlage; dann große Metzelei. Nach Livius erwarteten die Greise aber in den Vorhöfen ihrer Häuser den Tod, was weniger dramatisch ist; Diodor weiß von der ganzen Geschichte nichts. Der am Barte zupfende Gallier ist wirklich der einzige, mit dem man einigermaßen sympathisieren kann in der ganzen Mummerei. Es wird wohl richtig sein, was Polybios (I, 6) erzählt, daß die Römer die Gallier durch tausend Pfund Gold zum Abzuge bewogen haben. Das Vae victis! des Keltenführers Brennus (der Name ist der Erzählung vom Angriff andrer Gallier auf Delphi, 279 v. Chr., entlehnt: Niese, Grundriß der röm. Geschichte[4] 1910, S. 48, Anm. 5), mag wirklich gesprochen worden sein; aber das Wort des Camill: „Weg mit dem Golde! mit dem Eisen erkauft der Römer sein Vaterland", ist viel zu rhetorisch. Die ganze dramatische Entsetzung Roms durch Camillus, sowie seine vorherige Ernennung zum Diktator werden jetzt einstimmig ins Reich der Fabel verwiesen: die Gallier zogen ab, weil die Veneter ihr Land angegriffen hatten (ganz ähnlich der Rückzug der Mongolen 1241 aus Schlesien, weil sie vom Tod ihres Großchans in Karakorum gehört hatten). Ebenso fabelhaft ist die Lesart, daß Camill das Gold, das die Römer den Galliern ausgeliefert hatten, oder gar doppelt so viel ihnen wieder abgenommen habe. (Auch sein prunkender Triumphzug mit vier weißen Rossen ist möglicherweise erfunden, anfangs vielleicht, um ihn zu verherrlichen; wobei noch zu erwähnen ist, daß meistens

erzählt wird, er hätte ihn nach der Eroberung von Veji gehalten, bei Diodor aber: nachdem er den Galliern das Gold wieder abgejagt.) Das Ereignis und die dazu passende Redensart treffen fast nie zusammen. Wenn sie aber doch zur selben Zeit gesprochen wird, so ist's gewöhnlich mit dem Ereignis nicht ganz richtig, wie z. B. das *n'ayant pas pu mourir* bei Sedan 1870. Die Nachricht endlich von der vollständigen Zerstörung der Stadt durch Feuer ist mit der, daß die Gallier dann noch sechs Monate darin verblieben seien, schwer zu vereinigen. — Die Sage von M. Curtius, der in eine auf dem Forum plötzlich entstandene Erdspalte zu Pferde hinein sprang (362 v. Chr.), worauf selbige sich schloß, damit das Wort der Auguren sich erfülle: der Abgrund werde verschwinden, wenn Rom sein kostbarstes hineingeworfen, ist einer phrygischen Sage nachgebildet (Plutarch, Parall. 5); Livius erzählt die Geschichte auch, brummt aber stark dabei. Allerdings ist zu bemerken, daß der „Lacus Curtii", wie Anfang 1904 Bonis vom Glück so begünstigte Ausgrabungen bewiesen haben, tatsächlich vorhanden gewesen ist: es war ein eingefriedigter, durch einen Altar ausgezeichneter „Abgrund" auf dem Forum, ein trapezförmiger Sumpf von 30 röm. Fuß Länge und 20 Fuß Breite zwischen dem equus Domitiani und der Phokas-Säule.

Eine Erfindung ist wohl der siegreiche Zweikampf des Titus Manlius Torquatus (Livius 7, 10) in einer Schlacht 361 v. Chr. mit einem stämmigen Gallier, dem er eine goldene Kette abgenommen habe. Polybios weiß nichts davon; sie dürfte zu dem Beinamen ersonnen worden sein. Dergleichen Geschichten zur Erklärung von Beinamen spielen bei den Römern ungefähr dieselbe Rolle wie später im Mittelalter die Wappensagen.

Unter den Belegen seiner Lehre von der Erblichkeit der Eigenschaften, wonach unter anderem der Charakter vom Vater erbt, führt Schopenhauer auch auf, daß P. Decius Mus, sein Leben den unterirdischen Göttern weihend, mit verhülltem Haupt in das Heer der Latiner gesprengt sei, den Seinen durch Aufopferung seines Lebens den Sieg verschaffend, und daß etwa 45 Jahre später sein Sohn gleichen Namens dasselbe getan hätte. Gerade dieser Teil der römischen Geschichte

ist aber sehr entstellt. Der Vater soll die Heldentat 340 v. Chr., der Sohn 295 bei Sentinum vollbracht haben; und selbst vom Enkel wird ähnliches, vielleicht mit besserem Rechte, 279 in der Schlacht bei Asculum erzählt (s. jedoch Niebuhr III, S. 588 f. 592). Zwei von diesen (Cicero: Tuscul. I, 37; De finibus II, 19; De senectute 13) hat man jedenfalls irrtümlich mit jener Handlung geschmückt, verleitet durch die Identität des Namens. Mit diesem Beleg Schopenhauers für seine Lehre ist es also nichts.

Um 321 ereignete sich während des großen Samnitenkriegs von 328—304 (den „ersten“ Samnitenkrieg von 343—341 v. Chr. erklären Niebuhr, Mommsen und Niese für erdichtet) der Unfall in den Caudinischen Pässen, wo nach Livius die Samniten unter C. Pontius die Römer wie in einer Mausefalle fingen. Aus anderen Quellen, sowie dem Text des Friedensvertrages geht jedoch hervor, daß in Wirklichkeit nach heißem Kampfe eine furchtbare Niederlage der Römer stattgefunden haben muß, die Livius vertuschen will. Auch das Ratfragen beim Herennius, dem alten Vater des C. Pontius, ist entweder eine bloße Sage, oder doch die Antwort des Vaters bei Livius, man solle die Gefangenen entweder ganz freilassen ohne alle Demütigung oder alle töten, ganz entstellt; sie mußten, statt bis zum Friedensschlusse gefangen zu bleiben, nur nach Auslieferung ihrer Waffen usw. durchs Joch gehen, was damals in dergleichen Fällen üblich war. Nur um ihre geradezu schandbar niedrige Gesinnung, womit sie den C. Pontius, als er besiegt in ihre Hände fiel, hinrichten ließen, wenigstens einigermaßen in ein günstigeres Licht zu rücken, haben die Römer später dieses Durch-das-Joch-gehen als eine ungehörte Demütigung darzustellen versucht, vor der denn schon der Vater des von ihnen Hingeschlachteten gewarnt haben muß.

Die Nachrichten über den Einfall des Königs Pyrrhos in Unteritalien und seine Begegnungen mit dem römischen Feldherrn C. Fabricius enthalten auch manch' hübsche Antithese und einen Aufwand von Ehrlichkeit und Edelmut, wie er wohl sonst nur in schlechten Romanen und Schauspielen vorkommt: eine Schulvorschriften-Moral, so recht geeignet, um in Quarta vorgetragen zu werden; wohl weil Pyrrhos der erste Grieche war, der den Römern im Kampfe entgegentrat

(Mommsen). Unhistorisch ist gleich zu Anfang das doch an zu plumper Zweideutigkeit leidende und von Ennius dem in Delphi dem Kroisos (S. 50f.) erteilten Spruche nachgeahmte Orakel: Ajo te, Aeacida, Romanos vincere posse, woran schon Cicero zweifelte (De divinatione II, 56; Dion Cassius erzählt in einem Fragment, das Orakel in Dodona hätte dem Pyrrhos geantwortet, wenn er nach Italien übersetze: Ῥωμαίους νικήσειν = dann würde ein „Römersieg" erfolgen). Der König mag wohl seine Siege über die Römer für sich einer objektiven Kritik unterworfen haben, „wenn er auch nicht so töricht war, wie die römischen Poeten nachher gedichtet haben, in der Aufschrift des von ihm in Tarent aufgestellten Weihgeschenkes diese Selbstkritik dem Publikum mitzuteilen." „Mit solchen Soldaten," soll sich der König ausgedrückt haben, „wäre die Welt mein, und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre". So berichtet Zonaras. Sehr hübsch, sehr bühnenmäßig und — sehr fraglich, indem der kluge König schwerlich sein eigenes tapferes Heer so beleidigt haben wird und man für sich selbst kaum solche Pointen macht. Auch seine Antwort an einen Gratulanten nach der Schlacht bei Askulum (279 v. Chr.): „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren" (Plutarch, Pyrrh. 21) oder, wie Diodor (XXII) weniger zugespitzt berichtet: „wenn ich in noch einer Schlacht die Römer besiege, so wird mir von den Truppen, die ich herübergebracht, kein Mann übrig bleiben", woher der sprichwörtliche Ausdruck „Pyrrhossieg", ist auch aus demselben Grunde mindestens unwahrscheinlich.

Sein Wetteifern mit Fabricius in Ritterlichkeit geht nach den Berichten ins Weite. Es sollen römische Gesandte vor dem König erschienen sein, die Auswechselung der Gefangenen zu erbitten. Der König verweigert es, gibt den Gefangenen aber Urlaub nach Rom zur Feier der Saturnalien. Falls der Senat seine Friedensbedingungen annehme, wären sie frei; andernfalls geben sie ihr Wort, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Der Senat genehmigte die Vorschläge des Königs nicht, „läßt Todesstrafe für den verkündigen, der seinem Wort untreu würde; also daß kein einziger unter irgend einem Vorwande zurückgeblieben sein soll". Man kann auf diese Schullesebuch-Geschichte das

Wort anwenden, das der General Bosquet im Krimkrieg am Tage der Schlacht bei Balaklawa (25. Okt. 1854) gesprochen haben soll: *C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre.* Niebuhr (III, 587) macht darauf aufmerksam, daß die angegebene Erzählung bei Appian steht (Samn. X.) und bei Plutarch (Pyrrhos, Kap. 20); andere aber berichteten, Pyrrhos habe die Gefangenen unbedingt freigegeben, was wenigstens Sinn und Verstand hat. Die Berichte über die Schlacht bei Asculum, wie sie aus Dionysios von Halikarnaß in den Dion und von da in den Zonaras übergegangen sind, haben vollkommen das fabulose Gepräge des Timaios, z. B. gleich die freundschaftliche Erörterung, wer unbehindert über den Fluß kommen soll, „damit bloß die Tapferkeit um den Preis kämpfe!" (Droysen, Geschichte des Hellenismus III, 157.)

Ein Vertrauter des Königs soll den Römern schriftlich angeboten haben, seinen Herrn zu vergiften, Fabricius aber den Brief an Pyrrhos geschickt haben. Gellius (Noctes Atticae III, 8) erzählt nach Claudius Quadrigarius, die römischen Konsuln hätten den König durch einen Brief gewarnt, und teilt dessen Wortlaut mit. Pyrrhos soll darauf nach andern ausgerufen haben: „Eher könnte die Sonne von ihrem Lauf abgelenkt werden, als Fabricius vom Wege der Rechtschaffenheit". Die erste Hälfte der Redensart ist ein Plagiat an der Antwort der Athener, die sie dem von Mardonios gesandten Alexandros dem Philhellenen, Könige der Makedonier, in Gegenwart der spartanischen Gesandten erteilten, als er ihnen den Vorschlag des Mardonios vorgetragen hatte, zu den Persern überzutreten. An der Handlung des Fabricius ist aber gar nichts Großes, indem es doch kein besonderes Lob verdient, eine Niederträchtigkeit von sich gewiesen zu haben.*) Außerdem aber

*) Freilich ist in christlichen Landen nicht immer so gehandelt worden. Mordanschläge gegen Königin Elisabeth von England sind spanischerseits teils gutgeheißen, teils bezahlt, päpstlicherseits mindestens nicht gemißbilligt worden. Unterm 31. Okt. 1571 sicherte der Rat der Zehn zu Venedig einem spanischen „Gentilhome", der sich zur Ermordung Sultan Selims II. nebst zwei Söhnen und einem Enkel erboten hatte, eine Belohnung von 50000 Zechinen und Ausstattung mit Lehnbesitz zu (vergl. M. Brosch, Geschichten aus dem Leben dreier Großwesire, Gotha 1899, S. 190). Oder man erinnere sich des tragischen Ausgangs des Osmanenprinzen Djem (gest. 1495)! Bekannter ist

findet sich in den verschiedenen Lesarten über diese beabsichtigte Vergiftung ein so betäubendes Durcheinander; Niebuhr meint (III, S. 595 ff.) zuletzt, daß beide Teile das Gerücht nur verbreitet hätten, um einen anständigen Vorwand zur Anknüpfung neuer Unterhandlungen zu erhalten, gerade wie Fox und Napoleon I. 1806. Wir erwähnen hier zugleich, daß nach Plutarch (Pyrrhos 34) der König bald nach seiner Rückkehr 272 bei der Einnahme von Argos umgekommen sein soll, indem ihm eine arme Frau mit beiden Händen von einem Dache aus einen Ziegel auf den Kopf warf, als sie den König im Handgemenge mit ihrem Sohn erblickte. Justinus (XXV, 5) jedoch weiß nichts von einem Kampf innerhalb der Stadt; nach ihm ist Pyrrhos beim Sturm auf die Mauern umgekommen. (Vergl. Droysen, Gesch. d. Hellenismus III, S. 218.)

Wir kommen zu den Punischen Kriegen; auch sie hat der Treppenwitz der Weltgeschichte nicht verschont. Der Militärstaat besiegt schließlich den Handelsstaat; die uns vorliegenden Berichte stammen alle aus römischen Quellen: daher der Ausdruck „fides Punica“ — hätte Karthago gesiegt, würde es „fides Romana“ geheißen haben. Von der Treulosigkeit des Siegers darf eben nachher nicht gesprochen werden. — Der Konsul Marcus Atilius Regulus, durch den karthagischen Heerführer, den Spartaner Xanthippos, vor den Mauern Karthagos 256 v. Chr. geschlagen und gefangen genommen, soll von den Karthagern zur Vermittelung eines Friedens nach Rom gesandt, dort jedoch den Frieden widerraten haben, dann nach Karthago zurückgekehrt und unter schauderhaften Martern getötet worden sein. Mommsen sagt darüber (I, S. 531):

„Unter den wenigen Gefangenen war der Konsul selbst, der später in Karthago starb; seine Familie, in der Meinung, daß er von den Karthagern

---

die lebhafte Genugtuung, womit 1572 die Kurie die Greuel der Bartholomäusnacht begrüßt hat (vergl. Carl Türk, Rom und die Bartholomäusnacht, Progr. Chemnitz 1880, namentlich S. 8 und 9; W. Platzhoff, Die Theorie von der Mordbefugnis der Obrigkeit im 16. Jahrh., Bonner Diss. 1906). Die 4 Bücher „De iusta Henrici Tertii abdicatione e Francorum regno“ (Lyon 1591) sind eine jesuitische Apologie des Attentats J. Cléments an König Heinrich III. Ähnliche Verteidigungen in größerer Zahl zeitigte die Ermordung Heinrichs IV. durch F. Ravaillac (14. Mai 1610). Und das ist nur eine kleine Reihe von Perfidien.

nicht nach Kriegsgebrauch behandelt worden sei, nahm an zwei edlen karthagischen Gefangenen die empörendste Rache, bis es selbst die Sklaven erbarmte und auf deren Anzeige die Tribunen der Schändlichkeit steuerten. Weiter ist über des Regulus Ende nichts mit Sicherheit bekannt; selbst seine Sendung nach Rom, die bald 503, bald 513 [der Stadt] gesetzt wird, ist sehr schlecht beglaubigt. Die spätere Zeit, die in dem Glück und Unglück der Vorfahren nur nach Stoffen suchte für Schulakte, hat aus Regulus das Prototyp des unglücklichen, wie aus Fabricius das des dürftigen Helden gemacht und eine Menge obligat erfundener Anekdoten auf seinen Namen in Umlauf gesetzt; widerwärtige Flitter, die übel kontrastieren mit der ernsten und schlichten Geschichte."

Die Rede, die Regulus bei dieser Gelegenheit in Rom gehalten haben würde, muß übrigens ein willkommenes Thema für die späteren Rhetorenschulen gewesen sein, die in ihren sogenannten Kontroversen in der Ausmalung der Kollision der Pflichten schwelgten, wovon Friedländer in seinen „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms" (7. Aufl., Leipzig 1901, Band II, S. 382 ff.) sehr ergötzliche Beispiele gibt. Vielleicht ist die ganze Sendung nach Rom eine Erfindung dieser Rhetorenschulen.

Über die Martern, denen man den Regulus nach seiner angeblichen Rückkehr aus Rom unterworfen habe, gibt es verschiedene Lesarten, die sich gegenseitig an Gräßlichkeit zu überbieten suchen. Die älteste Quelle darüber ist der Konsul C. Sempronius Tuditanus (129 v. Chr.), der nach Gellius (Noctes atticae VI, 4) erzählt, Regulus wäre durch Schlafberaubung getötet worden; er läßt ihn vor dem Senat behaupten, daß ihm die Karthager ein schleichendes Gift beigebracht hätten. Die Nachricht über das patriotische Verhalten des Regulus steht bei Zonaras (nach Dion). Polybios weiß überhaupt nichts von diesen Vorgängen, woraus schon Paulmier (J. Palmerius, 1694) Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Erzählung hergeleitet hat; und bei Livius fehlt das betreffende 18. Buch, während in der erhaltenen Inhaltsangabe zwar die Hinrichtung, aber nichts von den Martern erwähnt wird. Die Schauergeschichte findet sich aber bei Cicero (De officiis 1, 13 und 3, 26; De finibus 2, 20 und 5, 27), sowie bei Valerius Maximus (9, 2, 1) und bei späteren, namentlich bei Tzetzes (Chiliaden III, 356; angeblich nach dem [verlorenen] 24. Buche des Diodor); nach Gellius hatte sie auch L. Aelius Tubero, Ciceros Freund. Danach erkennt man, daß die Ursache der boshaften

Erfindung — der übrigens die altsemitische Rachsucht und Grausamkeit der Karthager entgegenkam — war: jene vorerwähnte schändliche Behandlung zweier karthagischen Gefangenen durch die Frau des Regulus, wenn nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu entschuldigen oder zu erklären. (Vergl. O. Jaeger, Über das Schicksal des M. Atilius Regulus, Progr. Köln 1878.)

Jugendschriften enthalten häufig Abbildungen, wie Hannibal auf Wunsch seines Vaters Hamilkar Barkas († 229 v. Chr.) als neunjähriger Knabe am Altare kniet, den Römern ewigen Haß zu schwören. Die erste Nachricht davon steht bei Polybios (III, 11). Der König Antiochos III. von Syrien soll den an seinem Hof als Flüchtling lebenden Hannibal wegen der diesem von den römischen Gesandten erwiesenen Aufmerksamkeiten mit Argwohn behandelt haben; diesen Argwohn zu dämpfen, soll dann Hannibal, da seine verschiedenen Versicherungen nicht viel fruchteten, die Erzählung dieses Schwures, daß er niemals ein Freund der Römer werden wolle, als letzten Trumpf mit Erfolg ausgespielt haben; niemals — bemerken mit Mommsen gewöhnlich die Schulbücher — ist ein Schwur treuer gehalten worden. Livius (XXI, 1, 4) hat den Ausdruck etwas stärker: Hannibal schwört, sobald er könne, ein Feind des römischen Volkes zu werden. Appian (Iberica, 9) bezeichnet die Erzählung als eine Sage.

Von der Erzählung, Hannibal habe die Alpen mit Essig zerfressen lassen, um so einen Pfad für sein Heer zu erhalten, weiß Polybios — der selbst die Alpen bereist hat (III, 48) —, durchaus nichts; er tadelt aber die Übertreibungen und Fabeln, die schon zu seiner Zeit über Hannibals Alpen-Übergang erzählt wurden (zur Literatur vom Alpenübergange vergl. Nieses Grundriß der röm. Geschichte[4] 1910, S. 113 Anm. 3). Ein Heros soll ihm den Weg gezeigt haben, während der geniale Karthager sich vorher wohl über alles unterrichtet hatte und kundige — menschliche — Wegweiser und Führer benutzte (Polybios III, 47—56, besonders 55). Wohl waren schon vorher große Heere über die Alpen nach Italien heruntergestiegen, aber in so schneller und erstaunlicher Weise mit Reiterei und Elefanten noch keins, „so daß gerade Hannibals Übergang bald im Munde des Volkes eine legendenhafte Gestalt annahm und eine ins Übernatürliche

spielende Umformung erfahren mußte". Darum heißt es bei Livius (21, 37) — allerdings nur von einer Klippe — der einzigen, über die der Weg möglich war: struem ingentem lignorum faciunt eamque, cum et vis venti apta faciendo igni coorta esset, succendunt ardentiaque saxa infuso aceto putrefaciunt (sie häufen eine große Masse Hölzer auf, zünden sie, da sich ein zum Anbrennen eines Feuers günstiger Wind erhob, an und lassen durch Aufgießen von Essig die glühenden Steine mürbe werden und sich zersetzen). Zu vergleichen Appian (de bello Hann. 4), der von Wasser und Essig spricht; Juvenal (10, 153), der den Essig allein ohne das Feuer als das die Berge sprengende Mittel bezeichnet; Ammianus Marcellinus (15, 10. 11), der hervorhebt, das nämliche Verfahren sei bei dem Bergbau in Spanien sowohl den Eingeborenen als auch den Puniern bekannt gewesen, sowie daß die Soldaten Hannibals wohl, ähnlich wie die römischen, Essig immer bei sich geführt hätten, um das Trinkwasser damit zu vermischen; deshalb sei die Nachricht an sich nicht unglaublich. Vergl. Paehler, Die Löschung des Stahles bei den Alten (Wiesbaden 1885, S. 29) und Feldhaus, Ruhmesblätter der Technik, S. 87/88. Zum Feuersetzen beim Bergbau vergl. Hiob 28, 5, wo Luther falsch übersetzt hat „wie mit Feuer" statt: „mit Feuer".

Eine bessere Vermutung ist vielleicht folgende: die Felsen waren mit einem spitzen Werkzeug, d. h. mit Spitzhacken, durchschreitbar gemacht worden — also mit etwas Scharfem (vergl. acuo ich schärfe; acus die Nadel). Der volkstümliche, in unsern Wörterbüchern allerdings nicht erhaltene Name dieses Werkzeugs hatte vielleicht einen auffallenden Anklang an den des Essigs. Diese Erklärung erscheint befriedigender als die Henneberts (*Histoire d'Annibal II*, Paris 1878), der unter acetum einen Sprengstoff verstanden wissen will, sowie als die frühere André Daciers, der meint, Hannibal hätte seinen Sappeuren tüchtige Rationen sauren Weines zukommen lassen, um sie zur Arbeit anzufeuern. Was dem wörtlichen Verständnis des Berichtes so sehr entgegenkam, ist die Tatsache, daß der Essig die einzige Säure ist, die den Griechen und Römern bekannt war, und daß sie sich daher schon von seiner

zersetzenden und zerstörenden Kraft eine ganz übertriebene Vorstellung machten.

Gerade wie von der Gewalt des Essigs machten sich die Römer auch von der Wirkung der Zauderpolitik des Qu. Fabius Maximus bald eine übertriebene Vorstellung.

„Nicht der Zauderer hat Rom gerettet, sondern das feste Gefüge seiner Eidgenossenschaft und vielleicht nicht minder der Nationalhaß der Occidentalen gegen den phönikischen Mann" (Mommsen, I, S. 609).

Wie Livius (XXII, 16. 17) die Kriegslist Hannibals bei Casilinum (216) erzählt, lautet sie albern für die Römer: Hannibal band seinen Ochsen Reiser an die Hörner, zündete diese an und ließ die Ochsen in die Berge zwischen die römischen Posten hinauftreiben; nun heißt es, die Römer hätten sie für Gespenster gehalten und wären entflohen. Das Wahre ist aber, was Polybios (III, 93. 94) erzählt. Nichts war gewöhnlicher unter den Alten, als des Nachts bei Windlichtern zu marschieren; als nun die römischen Posten Fackeln zwischen sich in der unbesetzten Gegend sahen, glaubten sie, die Karthager brächen durch, und zogen schleunig auf die vermeintliche gefährliche Stelle hin, ihnen den Weg jenseits zu sperren. Während dessen waren die übrigen Karthager dicht an die Pässe gerückt, stürmten die verlassenen Posten, und so zog sich das ganze Heer ohne Verlust heraus; das römische Lager ging in Flammen auf. (Vergl. Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte, Berlin 1847, II, S. 56.)

Den Archimedes, der im 2. Punischen Kriege Syrakus gegen den Konsul M. Claudius Marcellus verteidigt hat (213/212 v. Chr.), hat man mit allerhand Flittern bedacht, obgleich ein so außerordentlicher Mann ihrer am wenigsten bedurfte. So soll er bei dieser Verteidigung die römischen Schiffe mit Brennspiegeln angezündet haben.

„Polybios (fast ein Zeitgenosse), der die Belagerung von Syrakus ausführlich beschreibt, weiß überhaupt nichts von einer Verbrennung der Flotte, ebensowenig Livius oder Plutarch; die Nachricht davon steht zuerst bei Lukian in dessen Hippias und bei Galenos, welche berichten, daß Archimedes durch künstliche Mittel, durch Zündwerk, die Flotte vernichtet habe; daß Brennspiegel dabei angewandt seien, sagt mit Bestimmtheit keiner von beiden. Der erste, welcher erwähnt, daß Archimedes die Flotte der Römer mittelst der Sonnenstrahlen verbrannt habe, ist Anthemios (in seiner Schrift

„Mechanische Paradoxen"), berühmt durch die Erbauung der Sophienkirche unter Justinian I. im 6. Jahrhundert; er bezweifelt aber, daß es auf Schußweite eines Bogens mit einem Brennspiegel geschehen könne, und schlägt daher vor, mehrere ebene Spiegel so zu kombinieren, daß sich die auffallenden Sonnenstrahlen nach einem Punkt hin reflektieren. Eigentlich sind es erst Zonaras (IX, 5), Tzetzes (Chiliaden II, 35; beruft sich auf Diodor und Dion) und Eustathios, byzantinische Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, durch welche die Sage, daß Archimedes die römische Flotte durch Brennspiegel verbrannt habe, in Umlauf gebracht ist. Ebenso unwahr ist die Erzählung des Zonaras (XIV, 3), daß Proklos die Flotte des Vitalianus, der unter dem Kaiser Anastasios (491—518) Konstantinopel belagerte, durch Spiegel verbrannt habe. Es ist diese Geschichte schon deshalb nicht glaublich, weil Anthemios nichts davon erwähnt und doch gerade er die Erzählung über Archimedes wahrscheinlich zu machen gesucht hat. — Was übrigens beide Begebenheiten von vornherein sehr unwahrscheinlich macht, ist die große Schwierigkeit der Anfertigung von Hohlspiegeln, die in bedeutender Entfernung zünden, und der Umstand, daß es bei größerer Nähe wirksamere Mittel gibt, eine Flotte in Brand zu stecken." (Poggendorff, Geschichte der Physik; Leipzig 1879, S. 21 f.)

Aus der Tatsache, daß Archimedes eine Abhandlung über Brennspiegel geschrieben hat, und dem Bericht über die Verbrennung der Flotte haben die effekthaschenden Erzähler später wohl die Sage kombiniert, wie schon Montucla in seiner *Histoire des mathématiques* vermutet. Ranke (Weltgeschichte II, S. 238), auffallend milde gegen die Anekdote gestimmt, erinnert daran, daß Zonaras, der überhaupt aus Dion Cassius geschöpft, diesen in der oben angeführten zweiten Stelle ausdrücklich erwähnt. Der Ort, wo die Brennspiegel gestanden haben sollen, wird noch heute in Syrakus gezeigt.

Ob das von Simplikios (Comm. in Aristotelis Phys., ed. Diels, S. 1110) überlieferte δός μοι πᾷ βῶ καὶ κινῶ τὰν γᾶν: „gib mir worauf ich stehen kann, und ich bewege den Erdball" historisch ist? Ist es wahrscheinlich, daß der scharfsinnige, so merkwürdig klar-geistige Mann sich dieser ziemlich tolpatschigen, unbestimmten Phrase bedient habe? Nach Plutarch (Marcellus, 14) lautete sie übrigens: „wenn ich noch einen Erdball hätte, so wollt' ich diesen von jenem aus in Bewegung setzen". Dem römischen Soldaten, der ihn tötete, soll er, in seinen Studien Linien auf den Boden zeichnend, das Wort zugerufen haben: „Noli turbare circulos meos"; doch Valerius Maximus (8, 7) läßt den Archimedes ausrufen: „Noli, obsecro, istum (den

Staub, in den die Figuren gezeichnet waren) disturbare“ (vergl. Büchmanns „Geflügelte Worte“. 24. Aufl., S. 462). Archimedes hatte auch entdeckt, wenn bei einem Kegel, einer Kugel und einem Zylinder die Höhe des ersten und des dritten dem Durchmesser der zweiten und die Basis des Kegels und des Zylinders dem größten Kreise der Kugel gleich sei, daß dann der Inhalt dieser drei Körper sich verhalte wie 1 zu 2 zu 3. Auf seinem Grabmale sollen daher ein Kegel, eine Kugel und ein Zylinder in Gold und von den angegebenen Dimensionen angebracht gewesen sein. Cicero (Tuscul. 5, 23), der das Grab wieder auffand, berichtet jedoch nur von einer Kugel und einem Zylinder, die auf dem Grabmal eingraviert waren. Das Gold und der Kegel sind spätere Zusätze für Jugendschriften. —

„Hannibals Grab“, ein 20 Minuten südlich von dem türkischen Städtchen Gebseh an der anatolischen Bahn (45 km von Haidar Pascha) gelegener, durch zwei stattliche Zypressen kenntlicher Tumulus, ist durch ein stimmungsvolles Gemälde von Eugen Bracht (im Besitze der Witwe Georgs von Siemens in Berlin) weiteren Kreisen bekannt geworden. Aber die Forschungen von Will. Leake, Heinr. Kiepert, Otto Schwab und namentlich von Theod. Wiegand haben dieser Legende ein Ende bereitet, indem als wirkliche Stätte des alten Todesorts Libyssa in Bithynien vielmehr die Gegend bei der heutigen Bahnstation Dil-Eskelessi (56 km von Haidar Pascha) erwiesen wurde, ohne daß sich freilich das Grab selber hätte finden lassen. — Die Keuschheit Scipios, des Gegners Hannibals (beide 183 v. Chr. gestorben), muß nicht zu nahe untersucht werden, damit sie nicht Schaden leide. Die Geschichte ist hübsch und wird oft bildlich dargestellt (vergl. Polybios X, 18. 19). Valerius Antias erzählte (nach Gellius, Noctes Att. VII, 8) das Gegenteil. Über die sogen. Scipionen-Prozesse vergl. Niese, Grundriß der römischen Geschichte[4] 1910, S. 151, Anm. 1.

Merkwürdig ist es, daß der unendlich oft wiederholte Ausspruch des älteren M. Porcius Cato: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam“ sich in keinem alten lateinischen Schriftsteller nachweisen läßt, sondern nur griechisch bei Plutarch (Cato 27: δοκεῖ δέ μοι καὶ Καρχηδόνα μὴ εἶναι). Vergl. Ciceros „Cato maior“ 6, 18 ed. Gust. Lahmeyer (4. Aufl., Leipzig 1877,

S. 24). Wer hat ihn zuerst in der jetzt üblichen Form geschrieben?

Von demselben Hauptplebejer Cato († 149 v. Chr.) stammt noch eine Geschichte, von der man sich nur wundern muß, daß sie noch zu keinem Operetten-Libretto verwendet worden. Sie ist uns überliefert durch Gellius (Noctes Att. I, 23) und Macrobius (Saturnalia I, 6). Es ist die vom Papirius Praetextatus (toga praetexta, die Knaben-Toga); der Beiname, ursprünglich vielleicht wie Scaevola (S. 117 f.) ein Spottname, ist wohl Veranlassung zur Entstehung der Geschichte gewesen. Cato soll sie (nach Gellius) in seiner Rede „vor den Soldaten gegen [Ser. Sulpicius] Galba" (Praetor in Spanien 151 v. Chr.) angebracht haben. Danach hätten die römischen Senatoren die Sitte gehabt, ihre unerwachsenen Söhne mit in die Ratsversammlung zu nehmen. Als nun einmal der junge Papirius auch so mitgenommen worden sei, soll eine wichtige Angelegenheit zwar beraten, aber nicht erledigt und deshalb allen Anwesenden das tiefste Stillschweigen auferlegt worden sein. Nachdem der Knabe dann nach Hause gekommen, soll die Mutter ihn aus Neugierde so lange gequält haben, bis er endlich, um Ruhe zu haben, ihr erzählt hätte, es wäre darüber beraten worden, ob nicht in Zukunft ein Mann sich zwei Frauen oder eine Frau zwei Männer nehmen könnte. Kaum hat sie dies erfahren, heißt es bei Gellius weiter, so stürzt sie zu ihren Freundinnen und erzählt die Schauergeschichte. Am nächsten Tage ist der Senat nicht wenig überrascht, als ein Schwarm Weiber kommt und unter Tränen fleht, man möchte doch lieber gestatten, daß eine Frau zwei Männer, als daß ein Mann zwei Frauen nehmen dürfe, bis dann endlich der Knabe hervortritt und den Irrtum erklärt. Hierauf hätte der Senat beschlossen, daß Knaben nicht mehr in die Sitzung mitgebracht werden dürften mit Ausnahme des jungen Papirius. — Polybios, dem die Gabe der göttlichen Grobheit nicht versagt war, bemerkt (III, 20) wahrscheinlich mit Beziehung auf diese Geschichte: „Die Erzählung, daß Väter ihre Söhne von zwölf Jahren an in den Senat mitgebracht und diese, unterrichtet von den Ratschlüssen, nicht einmal ihren Anverwandten etwas von dem, was geheim bleiben sollte, verraten hätten — sei so

unwahrscheinlich wie unwahr: es hätte denn, ‚beim Zeus‘, zu den anderen Gaben das Glück auch noch dies den Römern verliehen, daß sie gleich von Geburt an gescheut wären". Schließlich meint er, „es sei Geschwätz, für Barbierstuben passend".

Auf C. Marius (156—86) soll in seiner Jugend, als er einmal unter einem Baume schlief, ein Adlernest mit sieben Jungen herabgefallen sein, was man später auf die sieben Konsulate gedeutet hat, die er inne gehabt. Das Adlerweibchen legt aber gar nicht so viel Eier. Plutarch (Marius 36) bezweifelt die Erzählung deshalb schon; sie ist also wohl auch nur vom Treppenwitz der Geschichte erfunden, der Prophezeiung zuliebe. — Der sprichwörtlich gewordene L. Licinius Lucullus soll im Jahre 74 v. Chr. die Kirsche aus Pontus, speziell aus der Stadt Kerasos, nach Italien gebracht haben (Plinius, Hist. Nat. 15, 25; Athenaios II, 50; Tertullian, Apologie 11). Dies kann sich aber nur auf eine besonders edle und neue Sorte beziehen; auch heißt die Frucht nicht nach der Stadt, sondern umgekehrt (wie schon Eustathios in seinem Kommentar zur Iliade II, 853 erkannt hat) die Stadt nach ihrem Reichtum an Kirschenpflanzungen. — Bei C. Julius Caesar, als einem durchaus literarisch gebildeten Manne, hat die passende Äußerung am passenden Ort schon größere Wahrscheinlichkeit. Das „jacta est alea" (49 v. Chr.) und das „veni, vidi, vici" (47) werden wohl vor der Kritik bestehen; Caesar selbst zwar erwähnt sie nicht, wohl aber Plutarch beide und jenes auch Sueton. Aber zwei ebenso bekannte Worte sind minder gefeit; das eine: „Du trägst den Caesar und sein Glück", das er zum Schiffer bei der stürmischen Überfahrt gesagt haben soll, und das andere, sein letzter Ausruf, als er ermordet wurde: „Et tu, Brute". Des ersteren Wortes erwähnt Caesar nicht in seinen Kommentaren; auch sonst findet man bei den Alten immer nur angegeben: „Du trägst den Caesar" (Florus 4, 2 und Dion Cassius 41, 46); nur Plutarch (Caesar 38) hat „und das Glück des Caesar", was aber nichts half, da der Steuermann doch schließlich umkehren mußte. Über das zweite Wort weichen die Angaben der Alten zu sehr ab — Sueton und Plutarch lassen Caesar sogar ganz schweigend hinsinken — als daß man diesem Ausruf eines Sterbenden trauen sollte.

Daß Caesar vor Alexandrien vom Schiff in voller Rüstung ins Meer gesprungen und, dann und wann sogar wegen der auf ihn gerichteten Geschosse untertauchend, doch mit einer Hand seine Papiere über Wasser trocken haltend, ans Land geschwommen sei, ist ein solcher Unsinn, daß es unbegreiflich ist (Caesar schreibt selbst nichts davon), wie man es dem Plutarch (Caesar 49), dem Dion Cassius (42, 40) und dem Sueton (Caesar 64) so oft hat nacherzählen können, wenn auch Luiz Vaz de Camões in ähnlicher Weise von sich berichtet, daß er, das Manuskript der Lusiaden (1572) in einer Hand haltend, bei einem Schiffbruch das Ufer schwimmend erreicht habe. Man zeigte auch die Höhle in Macao, wo Camões sein Gedicht verfaßt haben soll, als Seitenstück zu der „spelunca tetra et horrida" auf der Insel Salamis, wo nach Philochoros der Tragödiendichter Euripides seine Dramen niedergeschrieben habe: Gellius, Noctes Atticae 15, 20.

In Caesars beiden auf uns gekommenen Schriften „Über den gallischen Krieg" und „Über den Bürgerkrieg" besitzen wir weniger Geschichtswerke als mit Meisterhand geschaffene politische Aufsätze, seine Handlungsweise vor dem römischen Volke zu rechtfertigen (vergl. Niese, Grundriß der römischen Geschichte[4] 1910, S. 230, Anm. 2). Freilich behandelt man den Genius dieses Mannes ungerecht, wenn man mit Sueton (Caesar 54) lediglich nach niedrigen Beweggründen sucht:

„In Gallien raubte er die mit Weihgeschenken gefüllten Heiligtümer und Tempel der Götter aus und zerstörte die Städte öfter um der Beute als um eines Vergehens willen."

Bei seiner Rückkehr nach Italien brachte er allerdings soviel Gold mit, daß dieses Metall bedeutend in seinem Preisverhältnis gegen Silber zurückging und sich auf $8{,}_{93}$: 1 stellte, während das gesetzliche Verhältnis damals $11{,}_{91}$: 1 war (Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens; Berlin 1860, S. 463 f.). Anderseits ist zu beachten, daß in den aufgedeckten keltischen Gräbern Gold nur sparsam, jedenfalls weniger häufig angetroffen worden ist als in gleichartigen Fundstätten der wahren Heimatländer des Goldes (Mommsen, Römische Geschichte 1. Aufl. III, S. 211).

Von den Mördern Caesars berichtet Plutarch in dessen Leben (Kap. 69) u. a., daß sich C. Cassius mit demselben Dolche das Leben genommen habe, mit dem er auf Caesar zugestoßen habe, was etwas an Platens „verhängnisvolle Gabel" erinnert; allein im Leben des Antonius (Kap. 22)

und in dem des Brutus (Kap. 43) hat er diese poetische Gerechtigkeit vergessen und erzählt, Cassius habe sich von seinem Freigelassenen Pindaros durch Abschlagen des Kopfes töten lassen. Daß „einige der Mörder Caesars" sich mit denselben Dolchen umbrachten, mit denen sie ihn getötet, erzählt übrigens auch Sueton (Caesar 89). Porcia, die Frau des Brutus, soll sich durch Verschlucken glühender Kohlen getötet haben;

— und als sie sich allein sah, schlang sie Feuer;

das klingt sehr unglaublich. Martial setzt Asche an Stelle der glühenden Kohlen; vielleicht hat sie sich mit Kohlendunst erstickt.

Betreffs der Freundin Caesars, der Kleopatra, hat Adolf Stahr auf die Unwahrscheinlichkeit einiger sehr bekannten Anekdoten aufmerksam gemacht. Kleopatra soll mit M. Antonius gewettet haben, sie werde in einer einzigen Mahlzeit die Summe von zehn Millionen Sesterzien (etwa 2 000 000 Mark) verzehren; um dies zu tun, habe sie eine ihrer beiden kostbarsten Perlen in Essig aufgelöst und getrunken. Als sie sich dann angeschickt habe, auch die zweite folgen zu lassen, soll ihr der zum Schiedsrichter der Wette bestellte L. Plancus, einer der Generale des Antonius, in den Arm gefallen sein und den Antonius für besiegt erklärt haben: ein Ausspruch, der später, wie der Erzähler (Plinius Hist. Nat. IX, 35) hinzusetzt, als böses Omen angesehen wurde, „nachdem sich das Schicksal des Antonius erfüllt hatte". Allerdings lösen sich Perlen in scharfem Essig, wenn er kalt ist, erst in mehreren Stunden, in kochendem schneller: kleine Perlen in 8—15 Minuten; die ganze Geschichte ist aber wohl erfunden, vielleicht um die Prophezeiung hinterher daran anbringen zu können. Bei der Angabe eines andern Omens, nämlich, daß bei Actium (2. Sept. 31 v. Chr.) das Flaggschiff des Antonius durch einen halbfußlangen Fisch, Echeneïs (Schiffhalter) genannt, angehalten worden sei, dem der Aberglaube solche Kraft zuschrieb (Plinius, Hist. Nat. XXXII, 1), liegt die Widersinnigkeit am Tage. Stahr, der sozusagen eine große General-Reinigung der römischen Kaisergeschichte unternahm, erwähnt auch einer sehr charakteristischen, von

Plutarch berichteten Anekdote. Antonius hatte dem Oktavian vor der Einnahme Alexandrias durch letztern (1. Aug. 30 v. Chr.) noch ein glückliches Gefecht geliefert. In die Stadt zurückgekehrt, stellt er darauf seinen tapfersten Krieger der Kleopatra vor, die diesem einen goldenen Helm und Harnisch als Ehrengabe überreicht.

„Der Mann nahm das Ehrengeschenk und desertierte noch in derselben Nacht ins Lager Octavians. Es ist ein poetischer Zug, der das Pathos der hoffnungslosen Lage des Antonius gesteigert hervorheben sollte, eins jener „Lichter", wie es die Maler, auch die mit Worten malenden, ihren Gemälden aufzusetzen lieben."

Endlich sind die Nachrichten über den Tod der Kleopatra sehr verschieden. Daß sie bei Lebzeiten an verurteilten Verbrechern Versuche über die Wirkung der Gifte angestellt habe, erzählt Plutarch (Antonius 71); was der Dichter Rabirius (Bruchstücke eines Epos auf einem Papyrus aus Herculaneum) bis ins Grausenhafte übertrieben hat. Allein die Angaben der Alten über die Todesart der Kleopatra lauten verschieden. Gewisses weiß man nicht, da man sie schon tot und ihre beiden Kammerfrauen im Sterben fand. Im Triumphzug des Augustus ist aber ein Bild mit aufgeführt worden, auf dem man die Kleopatra mit einer Natter auf ihrem Arm sah (Plutarch, Antonius 86); denn dem Maler war der Tod vermittelst eines Schlangenbisses der dankbarste Vorwurf.

Der Kaiser Augustus soll nach Sueton, als er die Nachricht von der Niederlage des P. Quinctilius Varus (9 n. Chr.) erhalten hatte, in der Stadt einen Aufruhr gefürchtet und dem Jupiter große Spiele gelobt haben, wenn er der Gefahr entgehe; ferner heißt es, er hätte sich den Bart wachsen lassen, sei mit dem Kopfe gegen die Wand gerannt und habe ausgerufen: „Vare, redde legiones!" „Schade," bemerkt Ranke (Welt-Gesch. III, 2. Abt., S. 330) „daß sich diese sprichwörtlich gewordene Anekdote in der Gesellschaft so augenscheinlicher Übertreibungen findet."

Auch die „letzten Worte" des Kaisers „valete et plaudite" sind wohl unhistorisch. Ranke (a. a. O., S. 332) schreibt darüber:

„Die eigentliche Quelle derselben ist Sueton (Augustus c. 99). Er erzählt, nach jenem Gespräch mit Tiberius, dort in Nola, habe Augustus noch einmal befohlen, ihm einen Spiegel zu reichen, sein Äußeres in Ordnung zu bringen (malas labentes corrigi praecepit). Dann habe er sich mit der Frage an die eingelassenen Freunde gewandt, ob er ihnen das Schauspiel seines Lebens glücklich vollendet zu haben scheine; wenn dem so sei, dann möchten sie — das Letzte habe er in griechischer Sprache gesprochen — Beifall klatschen. Denkt man sich in das Zimmer eines gefährlich Erkrankten auf der Einsamkeit einer Reise, so ist es doch kaum glaublich, daß der sterbende Mann den Ton eines Schauspielers nach glücklich vollendetem Spiel angenommen habe. Wohl aber sehr möglich, daß es anderen so vorkam, als habe Augustus das Ziel seiner Tätigkeit glücklich zu Ende geführt. Das ganze Leben des Augustus erschien ihnen wie ein Schauspiel, das nun zu Ende gekommen sei; es bliebe nichts übrig, als Beifall zu klatschen. Es hat nichts zu bedeuten, daß Dio, der hier überhaupt die ungünstigen Nachrichten noch überbietet, an diese Szene geglaubt hat. Mir scheint sie aus derselben Quelle zu stammen wie jener Anblick Alexanders und der Ptolemäer; nicht wahr, aber sehr wohl erfunden." — [Nachdem Augustus die Leiche Alexanders betrachtet, soll er abgelehnt haben, die Gräber der Ptolemäer zu besuchen — „er wolle Könige sehn, nicht Tote." Ranke a. a. O., S. 330.]

Über die Kaiser, vom zweiten ab bis Nero, diesen mit eingeschlossen, haben uns Tacitus, Suetonius und andere Historiker wahre Schauergemälde von Grausamkeit und Verworfenheit geliefert. Schon Montaigne und nach ihm Voltaire („*Le Pyrrhonisme dans l'histoire,*" *XIII*) haben sich skeptisch über Tacitus ausgesprochen. Ihm folgte der erste Napoleon 1804 in seinen Äußerungen gegen Fontanes. In neuerer Zeit hat Adolf Stahr eine Lanze für Tiberius (2. Aufl. 1873) und eine andere für Agrippina (2. Aufl. 1880) gebrochen, ohne im ganzen damit viel Anerkennung zu finden. Doch ist manches in seinen Schriften wohl zu beachten. Wieviel zu den Schauergeschichten über die Kaiser die ohnmächtige Wut der aus dem Sattel gehobenen römischen Geschlechter, wieviel boshafter und unkontrollierbarer Hofklatsch beigetragen, wieviel die Absicht, nach dem Aussterben des Julisch-claudischen Geschlechts mit Nero der folgenden Herrscherfamilie zu schmeicheln, ist heute wohl nicht mehr möglich, zu entscheiden. Vergl. namentlich Schwabes Artikel in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie der klass. Altertumswissenschaft IV, 1, 1566 ff.

Stahr macht besonders darauf aufmerksam, wie Tacitus sich immer stellt, als wisse er ganz genau die geheimsten Ge-

danken, die Tiberius bei allen seinen Entschlüssen und Handlungen gehabt (was doch eigentlich nur dem Romanschreiber freisteht — freilich hat das der wegen seiner „Objektivität" so berühmte Ranke genau so gemacht —), und dann jeder Handlung die niedrigsten Motive unterlegt. Das Ende des Tiberius war nach Tacitus, daß er, nachdem er schon für tot gehalten, wieder zu sich kam, jedoch mit Kissen erstickt wurde. Suetonius erwähnt dies nur als ein Gerücht; Ranke bemerkt darüber (Weltgesch. III, 2. Abt., S. 303):

„Die Erzählung des Tacitus ist stilistisch und literarisch ein Meisterstück, aber der historischen Kritik gegenüber ist sie unhaltbar."

Der neueste Versuch, den greisen Kaiser Tiberius rein menschlich zu begreifen und schätzen zu lehren, stammt von Heinr. v. Schoeler (Roman; Leipzig, 1908).

Über Caligulas „Kriegszug" gegen die Germanen und die Briten (39—40 n. Chr.) existieren zwei Berichte von Sueton und von Dion Cassius. „Sie sind beide fabulos, aber sehr verschieden in ihren Fabeln." Einzelheiten würden hier zu weit führen; allbekannt ist die Geschichte, wie Caligula seine Soldaten sich schlachtbereit aufstellen läßt und dann plötzlich den Befehl gibt, Muscheln zu sammeln, die er als dem Ozean abgenommene Beute bei seinem Triumph in Rom vorführt.

„Aus den beiden Berichten kann man nichts abnehmen, als daß Caligula Demonstrationen gegen Germanien und Britannien machte, die zu nichts führten. Wenn er merkwürdige Produkte der See nach Rom schickte, nachdem er einen Kriegszug angekündigt hatte, so ist leicht zu erklären, wie die Schlagfertigkeit der Truppen und dieser kleine Gewinn miteinander in Gegensatz gebracht wurden und in jene fabelhafte Geschichte ausarteten, die von Sueton und Dio in ähnlichen, aber doch verschiedenen Fassungen wiederholt wird." (Ranke, Welt-Gesch. III, 2. Abt., S. 339 f.)

Nero hat 55 n. Chr. seinen 13jährigen Stiefbruder Britannicus umbringen lassen; man lese aber des Tacitus Beschreibung des Gastmahls, während dessen die Vergiftung stattfindet, und frage sich, ob diese — hinreißend geschilderte — Szene möglich ist: sie könnte gleich so auf dem Theater gespielt werden — zumal Britannicus noch in derselben Nacht bestattet wird —, da alles dazu vorbereitet war. Wir finden Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung.

Hat Nero Rom in Brand gesteckt (18. Juli 64 n. Chr.)? Kaum! Selbst Tacitus (Annalen XV, 38—44) sagt, daß es für Behauptungen der zufälligen sowohl, wie der beabsichtigten Entstehung des Brandes Gewährsmänner gebe. Finstere Gestalten sollen umhergeschlichen sein, Zündstoff in die Häuser werfend und andere am Löschen verhindernd — höheren Befehl vorschützend; aber nach einem Ereignis wie dem Brande Roms dürften die aufgeregten Gemüter der Bewohner dergleichen Angaben ebenso leicht erfunden wie geglaubt haben; und selbst wenn jene finstern Gestalten die erwähnten Befehle vorgeschützt hätten, folgt daraus gleich, daß es wahr gewesen? Nero selbst befand sich in Antium und kam erst nach Rom, als auch sein Haus angefangen hatte zu brennen. Er tat dann, wie Tacitus an einer andern Stelle (Annal. XV, 39) erzählt, alles mögliche zur Unterdrückung des Brandes und zur Linderung der dadurch verursachten Not und lief in der Nacht ohne Begleitung durch die Stadt. Trotzdem war das Gerücht verbreitet, er habe während des Brandes seine Hausbühne bestiegen und, im Tragödenschmuck sich an der Flammen Pracht weidend, den Untergang (ἅλωσις) Trojas gesungen; ein berühmtes Bild K. v. Pilotys (1861) stellt den Nero dar, wie er, wie eben beschrieben, die Laute schlägt. Tacitus, der dieses Gerücht auch erwähnt (Ann. XV, 40), verwirft es; Sueton (Nero 38) gibt es als Tatsache, ebenso Dion Cassius (62, 18). Sueton erzählt sogar, die Brandstiftung wäre geschehen, weil einmal jemand in Neros Gegenwart zitiert hätte:

ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί

(nach meinem Tode möge die Erde in Flammen aufgehn), worauf Nero auf griechisch hinzugefügt: „Vielmehr schon, während ich lebe! (immo, ἐμοῦ ζῶντος)" und die betreffenden Befehle gleichsam *à propos* erteilt habe. — Auf dem aussichtsreichen Gipfel der Terrasse am Westabhange des Quirinals liegen im Garten des Palazzo Colonna zwei große antike Gebälkbruchstücke aus Marmor, die vielleicht von dem „Frontispizio di Nerone" herrühren, von wo aus Nero dem Brande Roms zugeschaut haben soll. Doch 1620 ist dies Frontispizio abgebrochen worden, und nun übertrug man die

Legende einfach auf den gleichfalls einen weiten Rundblick gewährenden, aber erst um 1200 gebauten Backsteinturm (Torre di Nerone oder T. delle Milizie) zwischen der Kirche Santa Caterina da Siena und dem Trajansforum.

Der Bericht bei Tacitus über die Christenverfolgung, die nach dem Brande stattgefunden hat, ist ganz verworren, aber merkwürdig für uns, weil er die einzige Erwähnung des Erlösers in einem profanen Schriftsteller enthält (die andere, vermutlich gefälschte, findet sich bei Josephus, Archäologie XVIII, 3, 3). Ergo abolendo rumori Nero subdidit reos, sagt Tacitus (Annalen XV, 44, 4), et quaesitissimis poenis affecit, quos per flagitia invisos vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis eius Christus, qui Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat (Um das Gerücht [er selbst habe Rom angezündet] verstummen zu lassen, beschuldigte Nero und belegte mit den ausgesuchtesten Strafen Leute, die das Volk wegen ihrer Vergehen haßte und Christen nannte. Der Urheber des Namens war Christus, der unter Kaiser Tiberius durch den Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden war). Die Christen, auf die Nero die Schuld geschoben, wurden nach Tacitus nicht sowohl der Brandstiftung, als vielmehr des Hasses gegen das Menschengeschlecht überwiesen (odium humani generis; wir würden heute vielleicht sagen: des Pessimismus oder der Verneinung des Willens); wörtlich genommen paßt jener Ausdruck mehr auf die Juden mit ihren Speisegesetzen als auf die Christen. Sie waren geständig; aber weder in ihrem Geständnis noch in der Untersuchung wurde des städtischen Unglücks gedacht, und als die Verurteilten in Neros Gärten zu Tode gemartert werden, bedauert sie das Volk, daß sie nicht des allgemeinen Besten wegen, sondern um Neros Lust an blutigen Schauspielen zu befriedigen, hingeopfert werden. Nur Tacitus gibt ihnen noch einen Tritt, indem er meint, sie hätten ihre Strafe wegen ihres Aberglaubens verdient. „Das ist keine Geschichte, und daraus läßt sich keine machen“. (Bruno Bauer, Christus und die Cäsaren; Berlin 1877, S. 154.) — Von Dion Cassius ist der über Neros Regierung handelnde Abschnitt (für den man Plinius' Naturgeschichte und Sueton —

nicht Tacitus — als Quellen ansieht) nur in dem Auszuge des Xiphilinos (2. Hälfte des 11. Jahrhunderts) erhalten; von dem Brande Roms ist Buch 62, Kap. 16—18 die Rede. Nero läßt aus Übermut die Stadt anzünden, um einen zweiten Brand Trojas zu sehen, das Volk flucht ihm; er sucht es zu besänftigen und erhebt Kontributionen mit Berufung auf den Brandschaden — aber von den Christen ist mit keiner Silbe die Rede. Ob dies bei Dion selbst auch der Fall war, bleibt allerdings unentschieden. Sueton berichtet auch (Nero, 16) die Hinrichtung der Christen durch Nero, wenn auch nicht in Verbindung mit der Beschuldigung der Brandstiftung. P. Allard (Les chrétiens ont-ils incendié Rome sous Néron? Paris 1904) kommt zu dem Schlusse, daß am Brand entweder Nero selbst oder ein unglücklicher Zufall, keinesfalls die Christen schuld gewesen seien.

Über Neros Ende bemerkt Bruno Bauer (a. a. O., S. 169):

„Der bunte Kranz von Anekdoten, mit denen die letzten Wochen, Tage und Stunden Neros ausgeschmückt sind, wie er z. B. (Dio Cassius 63, 26) zur Zeit des gallischen Alarms in einer Nacht Senatoren und Ritter, als wollte er mit ihnen über das Ereignis des Tages beraten, zu sich berief und ihnen dann nur eröffnete, daß er die Kunst entdeckt habe, der Wasserorgel einen stärkeren und helleren Ton zu geben, ist das Werk einer lustigen Dichtung, der es Spaß machte, das fruchtbare Thema des närrischen Virtuosen gegenüber der Erhebung Galliens und dem Anmarsche Galbas zu Variationen zu benutzen. Jene Anekdote des Dio Cassius ist sogar nach demselben Schema geformt, nach welchem bei Juvenal Domitian einem nächtlichen Staatsrat die Frage nach der Servierung der großen Steinbutte vorlegt und Caligula bei Dio Cassius (95, 5) den Senatoren, die er wie zu einer wichtigen Beratung zitiert hatte, tanzend aus seinem Kabinett entgegenkommt und einen Solotanz zum besten gibt."

Darüber, wie das Bild des letzten Fürsten aus einer gestürzten Dynastie zur Karikatur wird, vergleiche man das weiter unten über Richard III. von England Angeführte. — Daß aber speziell Nero den Römern so verhaßt war, daß sie sich gar nicht Genüge leisten konnten in den Schandtaten, die sie ihm andichteten, erklärt sich vielleicht aus ihrer Abneigung gegen dasselbe Griechentum, das sie doch schließlich nach allen Richtungen hin anerkennen mußten, und das dem Nero seine Huldigungen allerdings etwas auffällig entgegentrug; die Vorwürfe, welche die Römer den Griechen machten, oft ohne den

Balken im eigenen Auge zu sehen, werden gegen Nero zur unmöglichen Karikatur zugespitzt. Wie dem aber auch sei, gegen die Schandtaten Philipps II. von Spanien und seiner Inquisition bleiben Neros Grausamkeiten doch fast eine Spielerei. Dabei sind aber einzelne Züge, die von Nero berichtet werden, so unerhört, daß eine kritische Bearbeitung seines Lebens gerade so wie eine des Lebens des Dionysios I. von Syrakus (vergl. S. 74) sehr zu wünschen wäre.

Unverschämt und damit zum Teil sehr drollig sind die Geschichten, die der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus über das Ende des jüdischen Reichs und die Zerstörung Jerusalems (Aug./Sept. 70) zum besten gibt. Bei der Belagerung von Jotapata durch Vespasian möchte er gerne unter einem Vorwande durchbrennen, aber die belagerten Juden verhindern ihn daran; als die Römer schließlich stürmen, verkriecht er sich mit 39 anderen in einen Brunnen. Vespasian, so erzählt Josephus, will ihn durchaus bei sich haben und schickt mehrere Parlamentäre, die ihn von oben herab einladen; aber die miteingesperrten Juden drohen, ihn im Fall eines solchen Verrats zu töten, und verlangen, daß er mit ihnen freiwillig sterbe. Darauf hält er ihnen einen Vortrag gegen den Selbstmord und schlägt vor, sie sollten sich alle gegenseitig paarweise töten und die Reihenfolge durch das Los bestimmen; wird angenommen: die Juden erstechen sich gegenseitig paarweise, „bis er mit dem letzten der 39 übrig bleibt, mit dem er sich freundschaftlicher Weise abfindet, heiler Haut zusammen aus dem Brunnen zu klettern". Der letzte Abgesandte des Vespasian soll diese wunderliche Szene von oben mit angesehen haben. Vor Vespasian geführt, prophezeit er (so flunkert er weiter), daß dieser Kaiser werden würde; diese Prophezeiung leidet an allen Anzeichen eines unverschämten Humbugs. Bei der Belagerung Jerusalems durch Titus endlich, die er ganz theatralisch schildert, spielt er dann, nach seinem Berichte, die in seiner Lage sehr wunderliche Rolle des „ehrlichen Maklers", indem er die Juden in der belagerten Stadt mehrmals zu Gunsten der Römer apostrophiert; er schildert den Triumphzug Vespasians, als ob ihn die Juden gar nichts angingen, und tritt dann als kaiserlich römischer Preß-Jude in die Dienste

des Bezwingers seines Vaterlandes. Eisenbahnkonzessionen gab es damals noch nicht. Wie sich Josephus nach diesen Leistungen darüber beschweren konnte (Gegen Apion 1, 10), „daß schlechte Menschen sein Geschichtswerk ein Schulbuch für Kinder genannt haben", bleibt unerfindlich (vergl. oben, S. 15 und 79). Seine Schriften

„... waren die offiziösen Broschüren, die ein großes Zeitereignis im Sinne des regierenden Hauses zurechtlegten und die Bewunderung der heranwachsenden Jugend auf die Person des von der Gottheit begünstigten Machthabers hinlenkten." (Bruno Bauer, Christus und die Caesaren, S. 193.)

Mit den Kaisern Vespasian und Titus behauptet Josephus zwar auf sehr gutem „Reporter"-Fuße gestanden zu haben; sonst aber war Titus als Eroberer Jerusalems den Juden natürlich tödlich verhaßt. Er soll, ihren Gott schmähend, behauptet haben, selbiger wäre nur mächtig auf dem Wasser und hätte deshalb den Pharao ersäufen können; wenn er wirklich stark wäre, hätte er den Kaiser vor Jerusalem bekriegt. Da habe eine Stimme vom Himmel gerufen: „Schändlicher Mensch! ich habe ein kleines Geschöpf, das Dich bekriegen wird." Nachdem Titus gelandet, sei dann eine Mücke ihm in die Nase gekrochen und habe sieben Jahre hindurch Löcher in sein Gehirn gefressen. Als sein Schädel später geöffnet worden, sei die Mücke so groß gewesen wie eine Taube; ihr Mund sei aus Kupfer und ihre Krallen aus Eisen gewesen. (*Disraeli, Curiosities of literature*, S. 48.) Was die Juden über die Bestrafung des Kaisers in der Hölle anführen, ist nicht salonfähig, ja nicht einmal stammtischfähig. Und Titus war doch gar kein solches Ungeheuer. Bekannt ist sein Ausspruch: „Amici, diem perdidi" (Sueton, Titus 8), durch dessen poetische Zuspitzung, die ihm Platen in einem seiner schönsten Ghaselen (Nr. 98 der Gesamtausgabe seiner Werke) gab, wieder eine unhistorische Anekdote entstand:

„Nur der vermag wie Titus einst zu rufen: „Ich gewann den Tag!"
Wer einen süßen Mund berührt, an einen schönen Arm gestreift." —

Daß Kaiser Theodosios der Große, der 390 die Stadt Thessalonich wegen eines Aufstandes durch ein grauenvolles Blutbad gezüchtigt hatte, an den Toren des Mailänder

10*

Doms durch den heil. Ambrosius zurückgewiesen worden sei, sollte nach van Ortroy (Les vies grecques de Saint-Ambroise, in den ‚Ambrosiana‘, Mailand 1897) eine Erfindung des Kirchenhistorikers Theodoretos (gest. 457) in seiner Historia ecclesiastica (5, 18) sein; doch hat dem der Duc de Broglie in der 4. Auflage seines ‚Saint-Ambroise‘ (Paris 1901) mit bessern Gründen widersprochen. (Vergl. H. Koch: Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 28, 257 ff.)

Aulus Gellius, den wir oft angeführt haben, schwindelt nicht so viel wie Josephus, hat aber auch seine schwachen Stunden; so erzählt er in seinen Noctes Atticae (9, 4), daß er nach seiner Rückkehr von Griechenland nach Italien bei der Landung in Brundisium einige Bündel alter Scharteken von griechischen Büchern zum Verkauf habe aufliegen sehen „voll von Wundern und Märchen und unerhörten, unglaublichen Geschichten, deren Verfasser oft Schriftsteller von nicht geringem Ansehen gewesen, z. B. Aristeas von Prokonnesos, Isigonos von Nikaea, Ktesias, Onesikritos, Polystephanos und Hegesias.“ Da sie wunderbar wohlfeil sind, kauft er die meisten und gibt nun im erwähnten Kapitel eine Anzahl leider größtenteils recht läppischer Wundererzählungen zum besten.

„Die so sorgfältig ausgemalte Geschichte klingt ganz glaublich, ist aber dennoch Fiktion; was sich Gellius selbst aus seinen Schätzen notiert haben will, ist aus dem siebenten Buch von Plinius' Naturgeschichte herübergenommen, wo auch die betreffenden Autoren alle genannt werden. Vergl. Kretzschmer: De auctoribus Gellii grammatici 13 ff.“ (Kalkmann, Pausanias der Perieget; Berlin 1886, S. 8.) Übrigens erwähnt Gellius im selben Kapitel, daß er im siebenten Buche des Plinius eine der Angaben wieder (!) gelesen habe.

Die Byzantiner und die Araber

Belisar soll, nachdem er dem Kaiser Justinian mehrere Königreiche erobert hatte, schließlich (542 und nochmals 562) in Ungnade gefallen, als blinder Bettler in den Straßen Konstantinopels um Almosen gefleht haben. Etwa 600 Jahre nach seinem Tode schildert zuerst Johannes Tzetzes „in zehn schlechten griechischen Versen" den blinden und bettelnden Belisar: eine Mär, die dann vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach Italien drang und allgemein geglaubt wurde. Eine schöne antike Statue, damals im Museo Borghese, erhielt sogar den Namen des bettelnden Belisar; Winckelmann hat jedoch nachgewiesen, daß sie den Augustus mit der Nemesis (!) darstellt. In Frankreich und Deutschland ist diese Anekdote aber erst im 18. Jahrhundert durch J. Fr. Marmontels Aufsehen erregenden Roman Bélisaire (1766) populär geworden, wozu ihn ein Bildnis Belisars von van Dyck begeistert hatte, worauf ihm 1781 und 1795 die Maler David und Gérard durch Gemälde zu Hilfe kamen; unter Napoleon I. dichtete dann V. J. E. Jouy eine Tragödie, die jedoch erst 1825 mit Talma in der Titelrolle gespielt wurde. Marmontel behauptete, Prokop, den Sekretär Belisars, benutzt zu haben; das ist aber durchaus unwahr. Auch Jouy gab, wohl nur aus Unwissenheit, an, sich streng an die Geschichte gehalten zu haben. Natürlich wird man Ed. (von) Schenks Trauerspiel „Belisar" oder Donizettis Oper ebensowenig als historische Quellen benutzen wollen. Feller endlich in seiner *Universal biography* erzählt, daß „bis auf den heutigen Tag" ein Gefängnis in Konstantinopel als Turm Belisars gezeigt werde. „Es steht an dem See auf dem Wege vom Schloß der sieben Türme nach dem Serail." Die Leute erzählten, daß er von da aus einen kleinen Sack an einem Bindfaden herabgelassen habe, rufend: date obolum

Belisario quem Fortuna evexit, Invidia oculis privavit (Gebt einen Heller dem Belisar, den das Glück erhoben, der Neid geblendet hat). — Mit der Ungnade hat es seine Richtigkeit; die fabelhaften Zusätze aber sind widerlegt worden. Vergl. Ph. H. Viscount Mahon, Life of Belisarius (2. Aufl., London 1848); Diehl, Justinien et la civilisation byzantine (Paris 1901). —

Gegenstand der Anspielung ist häufig die Erzählung: Mohammed habe, um sich als Prophet zu zeigen, einem Berge befohlen, sich ihm zu nähern, und da dieser nicht Miene machte, ihm zu gehorchen, sich zu dem Berge begeben mit den Worten: „Wenn der Berg nicht zum Propheten will, muß der Prophet zum Berge gehn". Francis Bacon erzählt es z. B. in seinem Essay „*Of boldnesse*". Nach dem Herausgeber der 1863er Ausgabe, W. Aldis Wright, gibt es ein spanisches Sprichwort: „*Se no va el otero a Mahoma, vaya Mahoma al otero*"; in einem Briefe von Antonio Perez an den Grafen Essex fände sich auch die umgekehrte Lesart: „Weil der Prophet nicht zum Berge konnte, kam der Berg zum Propheten". Aloys Sprenger („Das Leben und die Lehre des Mohammad"; Berlin 1861, I, S. 545) meint, die Erzählung beruhe auf einer nicht erfüllten Prophezeiung im Koran 52, 10.

„Weil die Berge auf ihrer Stelle blieben, obwohl seine Gegner in ihrem Unglauben verharrten, so machten sie sich über ihn lustig, und die genannte christliche Tradition mag auf diese unerfüllte Prophezeiung hindeuten. Es kommt eine Stelle im Koran (20, 105—127) vor, aus welcher hervorgeht, daß er in einer verloren gegangenen Offenbarung diese Drohung so deutlich gesprochen hat, daß alle Versuche, sie anders zu deuten, scheiterten; er nahm sie daher zurück und gab sie als einen Irrtum aus, wie er dies ja auch in andern Fällen getan hat."

Den Anstoß zu der Erzählung hat wohl die Bibelstelle 1. Korinther 13,2 gegeben: „Der Glaube versetzt Berge" (ähnlich Matthäus 17,20. 21,21 und Markus 11,23).

Nach der Einnahme Alexandrias, heißt es, hätte der Feldherr Amru die Bibliothek seinem Freunde Johannes Philoponos schenken wollen; der Kalif Omar aber hätte auf Amrus Anfrage die plumpe Antwort gegeben, wenn das in den Büchern Enthaltene mit dem Koran übereinstimme, wären sie nutzlos, wo nicht, wären sie schädlich und daher jedenfalls

zu vernichten. Darauf wären denn sechs Monate lang die Bäder in Alexandria mit diesen Büchern geheizt worden. Nun ist aber die 298 v. Chr. von den Ptolemaiern gegründete Bibliothek von 400000 Handschriften zufällig bei der Einnahme durch Caesar 47 v. Chr. verbrannt. Eine andere Bibliothek, die des Königs Attalos von Pergamon, die M. Antonius der Kleopatra geschenkt hatte, wurde 390 n. Chr. zerstört bei Gelegenheit der Unterdrückung des Heidentums durch den „christlichen" Bischof von Alexandria, Theophilos. Es fragt sich also, ob der Verlust dessen, was der Araberfeldherr Amru am 21. Dezember 640 noch vorfand, so zu bedauern ist, wie es, wenn die gewöhnliche Erzählung richtig wäre, unvermeidlich scheint. Allein die Mohammedaner leugnen, daß Omar den erwähnten bildungsfeindlichen Ausspruch getan habe; besser beglaubigt ist die Vernichtung der Bibliotheken von Bochara und Samarkand (1220) durch den Mongolen Djengis Chan. „Die Mythe der Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch Amru (das sechsmonatige Heizen von 4000 Badestuben) beruht auf dem alleinigen Zeugnisse von zwei Schriftstellern, welche 580 Jahre später lebten, als die Begebenheit sich zugetragen haben soll." (Humboldt, Kosmos II, S. 251.) Nach Delepierre (*Historical difficulties*, S. 35 f.) stammt die Fabel von Gregorius Bar-Hebraeus, besser bekannt unter dem Namen Abu 'l-Faradj, der um 1264 eine Beschreibung der Verbrennung der Bibliothek in syrischer Sprache anfertigte und sie dann ins Arabische übersetzte. Nun war aber Johannes Philoponos vor der Einnahme der Stadt (21. Dezember 640) schon gestorben. Wieviel Bücher wären nötig gewesen, um 4000 Bäder sechs Monate lang zu heizen! Auch ist es ein absurder Gedanke, Pergament zum Heizen zu benutzen.

„Die Bewohner von Alexandrien erwiesen, sagt der Bischof [Johannes] von Nikiu [um 686], dem arabischen Emir alle Ehrerbietung. Amru ließ sich die Auflage zahlen, die man ihm versprochen hatte, aber er nahm nichts von den Gütern der Kirche; aller räuberischen Gewaltsamkeiten enthielt er sich. So damals wie nachher. Man sieht wohl, wie wenig die Erzählung von der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek zu diesem tatsächlichen Verhältnis paßt. Ich sehe darin nichts, als einen Reflex des späteren Erfolges, daß die römisch-griechische Literatur in

den Hintergrund trat, die arabische dagegen die Oberhand bekam.“ (Ranke, Weltgesch. V, 1, S. 152 f.)

Einen greifbaren Beleg für die Langsamkeit dieses weltgeschichtlichen Vorgangs bildet die Ablösung der römischen Ziffern durch die von den Arabern gebrauchten indischen Zahlzeichen. Als älteste Handschrift deutschen Ursprungs, die arabische Ziffern enthält, gilt der Wiener Computus von 1143 (Faksimile in Sickels Monumenta graphica medii aevi VIII, 16, herausgegeben von Nagl in der Zeitschrift für Mathematik und Physik, Bd. 34; vergl. auch M. Curtzes „Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik“ VIII, 1898, S. 1 ff., der sich nur insofern irrt, als der Schreiber des die arabischen Zahlreihen enthaltenden Teils nicht der den 1160er Jahren zugehörige Frater Sigiboto, sondern irgend ein Mönch aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts gewesen ist). Die Münchner Hof- und Staatsbibliothek besitzt Regensburger Annalen des Domherrn Hugo von Lerchenfeld (um 1140 bis 1216), die, in ihrem ersten Teile zwischen 1167 und 1174 geschrieben, ebenfalls schon arabische Ziffern enthalten (Faksimile in W. Arndts „Schrifttafeln“; 3. Auflage von M. Tangl, Heft I, Tafel 23). Wie Leo Jordan wahrscheinlich machen will (vergl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 268 vom 24. Nov. 1903), war im 12. Jahrhundert Paris, seit 1202 aber Italien (Leon. Fibonacci aus Pisa) der Ausgangspunkt für die Verbreitung der arabischen Ziffern, von denen das interessanteste Schicksal — eine Behandlung vom Mystischen und Zauberhaften bis zum Anmaßenden und Wertlosen hinab — merkwürdigerweise die Null gehabt hat (vergl. Gg. Jacob, Zur Vorgeschichte der Null, im 1. Jahrbuche der Münchner Orientalischen Gesellschaft, Berlin 1903; Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 8. Februar 1904). Im 13. Jahrhundert nur erst noch von Gelehrten angewandt, dringen sie dann Ende des 14. Jahrhunderts mählich auch ins Volk (vergl. Hugo Arnold in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 262 vom 17. Nov. 1903). So hatte sich doch auf diesem Gebiete das zähe Römertum immerhin noch über ein halbes Jahrtausend behauptet, angesichts der bekannten Umständlichkeit und Schwerfälligkeit der lateinischen Zahlzeichen

ein kulturgeschichtlich bedeutsamer Treppenwitz der Weltgeschichte! —

Über die „Geschichte und Literatur des Schachspiels" gibt es ein überaus gründliches Werk von Antonius van der Linde (2 Bände, Berlin 1874). Trotzdem bemerkt der Verfasser gleich im Vorwort, Seite VIII:

„Naiven Erwartungen gegenüber muß ich .... von vornherein bestätigen, daß ich das Erfindungs-Protokoll des Schachspiels noch immer nicht entdeckt habe."

In Teil II (Seite 462 f.) findet sich eine Zusammenstellung der sichern und durch Schlüsse erlangten Daten, die über das Schachspiel nachweisbar sind. Danach ist die Erfindung in das 8. Jahrhundert n. Chr. und nach Indien zu setzen. Bloße Fabeln sind: die in Schulbüchern häufige Erzählung, der Großvezir eines persischen Schahs habe das Spiel erdacht, um diesem zu zeigen, daß er trotz seiner persönlichen Wichtigkeit doch nichts ohne seine Räte und seine Truppen ausrichten könne. Ferner die andere, daß der indische Erfinder Sissa ibn-Dahir von dem Könige Shihrâm, der von dem Spiel entzückt war, auf dessen Aufforderung, sich eine Gnade auszubitten, so viel Weizenkörner erbeten habe, daß auf das erste Feld des Schachbrettes eins, auf das zweite zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht usw. auf jedes folgende doppelt soviel wie auf das vorhergehende gerechnet wurde. Der König, heißt es dann weiter, hätte, ohne sich viel zu bedenken, die Bitte bewilligt. Als man aber die Summe der Körner nachgerechnet, hätte sich herausgestellt, daß die ganze Erde soviel Weizen nicht tragen könne. In der Tat beträgt die Zahl: $2^{64}-1$; das ist ausgerechnet 18 446 744 073 709 551 615!

Die Deutschen

Als sich die lose hin und her flutenden germanischen Horden in fortschreitender Organisation auf Grund von Familienverbänden, die sich zu Sippen ausgestalteten, schiedlich-friedlich zu Hundertschaften zusammengeschlossen hatten, war eine politische Form der Einigung immer noch nicht gefunden. Diese entstand erst, als sich im Lauf und in der Not der Zeit auf militärischer Grundlage verschiedene Hundertschaften zu dem den dringendsten Bedürfnissen gerade genügenden Verbande der Völkerschaft, der civitas des Tacitus (z. B. Brukterer, Cherusker, Sigambrer), zusammenfanden; für das Land zwischen Rhein und Elbe, Main und Nordsee kennt man zwei Dutzend Namen. Die Völkerschaft wollte ein bestimmtes Gebiet halten und hüten; das geschah durch die Gemeine der wehrhaften Freien (durchschnittlich vielleicht 5—6000, in Einzelfällen 7—10000). Reichte zur Abwehr die Kraft eines solchen Kleinstaats nicht aus, so wurden in weiterer politischer Folge Bündnisse (z. B. das der Sueben) geschlossen. Von Fall zu Fall. Diese germanischen „Völker" hatten noch kein umfassendes, die engen Grenzen überspringendes Gemeingefühl; der jenseit der völkerschaftlichen Mark Wohnende war dem Volksgenossen ein Fremder, mochte jener nun ein einem andern germanischen Volk angehörender Germane, ein Kelte oder ein Römer sein. Aber einige Bündnisse bewährten sich doch, dauerten aus und schufen damit den Stamm (z. B. Alamannen, Bayern, Franken). Die zusammenschweißende Eroberung der fränkischen Merowinger und Karolinger endlich hat — unter heftigem Widerstreben einzelner Stämme (z. B. der Sachsen) und unter dem die deutsche Geschichte bekanntermaßen auszeichnenden öftern Nachlassen, ja Aufgeben des Gemeingefühls — das deutsche Volk entstehen lassen. Eine deutsche Nation hat es also durchaus

nicht von Anbeginn an gegeben; die Betonung dieser Tatsache ist zum Erkennen der mittelalterlichen Zersplitterung und Befehdung innerhalb des Heil. Röm. Reichs deutscher Nation, zum Verständnisse der „berechtigten" Eigentümlichkeiten und Sonderwünsche unsrer neuzeitlichen Partikularisten ebenso unentbehrlich, wie zur gerechten Beurteilung von gewissen Vorkommnissen beim ersten geschichtlichen Auftreten germanischer Völkerschaften.

Gleich die Anfänge unserer Geschichte, die Begegnungen mit Rom, sind ein ergiebiger Boden für reiche Mythenbildungen geworden. Zu solchen Mythen gehört die verbreitete Ansicht, daß die berühmte Schlacht am Teutoburger Walde in der Nähe von Detmold vorgefallen sei. Man liest das so in unsern Geschichtsbüchern; die Kinder lernen es in den Schulen. Auch die Geographiebücher gehen von derselben Annahme aus, und unsere geographischen Karten enthalten regelmäßig für den Gebirgszug, der das westfälische Tiefland im Nordosten begrenzt, den Namen des Teutoburger Waldes. Auch hat man in der Nähe von Detmold auf der Spitze der Grotenburg am 16. August 1875 ein prächtiges, durch Ernst von Bandel († 25. Sept. 1876) bereits 1838 begonnenes Standbild enthüllt. Es stellt den Cheruskerfürsten Arminius dar, der, auf erhabenem Gerüst thronend, mit seiner Riesengestalt hoch über die Berge ragt. Man hat diese Stelle für ihn ausgesucht, weil man von der Überzeugung ausging, daß hier der Schauplatz seiner glänzendsten Tat gewesen sei. Glücklicherweise sind die Mienen des cheruskischen Recken in starres Erz gegossen; sonst würde er sich eines gelinden Lächelns nicht erwehren können, wenn man ihm fort und fort gerade an dieser Stätte die hergebrachten Huldigungen entgegenbringt.

Der Teutoburger Wald soll seinen Namen von dem Berge Teut erhalten haben. Man versteht hierunter jenen Berg, auf dem das Denkmal des Cheruskerfürsten steht. Teutoburg aber soll die Burg des Gottes Teut gewesen sein. Nun hat es aber leider einen Gott namens Teut bei den alten Germanen nie gegeben. Auch der Teutoberg bei Detmold ist lediglich ein Gebilde der Phantasie. In Wirklichkeit heißt der

Berg die Grotenburg. Um so weniger hat man ein Recht, den Namen des Teutoburger Waldes (nach Knoke von der Düte, einem Nebenfluß der Haase, abzuleiten!) für den gesamten Gebirgszug anzusetzen, der von Horn aus in nordwestlicher Richtung über Bielefeld hinaus sich fortzieht. Dieses Gebirge hat seit alten Zeiten in den schriftlichen Denkmälern stets Osning geheißen, während im Munde des Volkes der Name „Lippischer Wald" gebräuchlich war. Erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verfertigte der Bischof Ferdinand von Paderborn eine Karte, auf der für das genannte Gebirge der Name des Teutoburger Waldes verzeichnet war, weil der hochwürdige Herr von der Voraussetzung ausging, daß die berühmte Varusschlacht in jener Gegend vorgefallen sei; und auf seine Autorität hin haben nach ihm die Geschichtschreiber und Geographen an dieser Meinung festgehalten.

Wo in Wirklichkeit die Schlacht im Teutoburger Walde vorgefallen ist, vermag noch immer kein Mensch zu beweisen. Nur so viel läßt sich sagen, daß die Überlieferung, die wohl nie ganz erloschen ist, auf die Gegend zwischen Horn und Lippspringe weist; Gewisseres haben selbst Ausgrabungen leider nicht ergeben. Die beste Auseinandersetzung über die Örtlichkeit der Varusschlacht, ein hübsches Übersichtskärtchen und einen Überblick über die Literatur bietet Viktor Gardthausen in seinem Werk „Augustus und seine Zeit" (II. Teil, 3. Bd., Leipz. 1904, S. 808—825); er selbst scheint Th. Mommsens und Ed. Bartels' Ansicht (Barenau bei Osnabrück) zuzuneigen.

Den Triumphzug des Germanicus, wie ihn das berühmte Gemälde Pilotys in der Pinakothek zu München darstellt, wollen wir uns dafür etwas näher ansehen. Die entsprechende Erzählung ist aus einer Vermengung des Berichts von Strabon (VII, I, 4) mit dem des Tacitus (Annalen II, 41) entstanden; vergl. Linsmayer, Der Triumphzug des Germanicus (München 1875). Tacitus erwähnt indirekt, der Triumph sei nicht ganz gesetzlich gewesen, da der Feldzug noch fortdauerte; vorgeführt wurden nach ihm Waffenbeute, Gefangene, Landschaftsbilder von Bergen und Flüssen und Schlachtenbilder. „Der Krieg wurde als beendigt angenommen, weil Germanicus verhindert worden war ihn

zu beendigen." Was für Gefangene das waren, sagt Tacitus nicht. Strabon, welcher der Zeit nach den Ereignissen näher steht, der aber seine Geographie in Asien schrieb, erwähnt als in dem Triumph angeführt: Segimuntus, des Segestes Sohn, die Thusnelda, Gemahlin des Arminius (Ἀρμένιος) und ihren dreijährigen Sohn Thumelicus sowie andere Personen, die uns hier nicht weiter interessieren; er erwähnt noch, daß Segestes selbst, der zu den Römern übergegangen war und zu Rom hochgehalten wurde, den Triumphzug mit angesehen habe, in dem die, die ihm die liebsten sein mußten, als Gefangene aufgeführt wurden. Außer Strabon weiß kein griechischer, auch kein römischer Schriftsteller von diesen romantischen Einzelheiten; woher hat er sie? Augenzeuge, wie man wohl vermutet hat, kann er — wegen chronologischer Bedenken — nicht gewesen sein, obwohl er Rom besucht hat. Aus einem römischen Schriftsteller hat er sie wohl nicht: die uns erhaltenen schweigen; auch verstand er nicht genug Latein, um z. B. Caesars Commentarien richtig zu benutzen. Die griechischen Annalen aber erwähnen nach Tacitus des Arminius gar nicht. Es bleibt also nur mündliche Erzählung übrig, von der Strabon anerkennt, daß er sie mitunter auch benutzt hat (II, 5, 11). Fanden die römischen Triumphgesetze strenge Anwendung, so wurden die mitaufgeführten feindlichen Anführer oder Fürsten schmachvoll hingerichtet. Wenn der Triumphator auf seinem Wagen vom Forum gegen das Kapitol einbog, so gab er das Zeichen, sie in das Gefängnis abzuführen und durch Peitschung, Erwürgung oder Enthauptung zu töten; dann setzte er seinen Zug auf das Kapitol fort. Dort wartete er, bis die Meldung eintraf, die Hinrichtung sei vollzogen. Dann erst brachte er dem Jupiter das Opfer dar. Nach Strabons Angabe aber unterlagen alle die von ihm erwähnten fürstlichen Personen der Strafe (ἔτισαν δίκας) des Triumphes. Das ist aber nach Tacitus (Annalen I, 57. 58) wohl nicht möglich, da er erzählt, daß Segestes, sein Sohn Segimunt und seine Tochter ins Lager des Germanicus kamen und freundlich aufgenommen wurden, indem dieser, wozu er in seiner Stellung das Recht hatte, dem Segest, seinen sämtlichen Kindern und Verwandten

volle Sicherheit vor jeglicher Beeinträchtigung gewährleistete. Von der Thusnelda erzählt dann Tacitus, daß sie, nachdem die Legionen an den Rhein zurückgekehrt waren, einen Knaben geboren, der später in Ravenna erzogen wurde und des Schicksals Hohn zu ertragen hatte (Arminii uxor virilis sexus stirpem edidit. Educatus Ravennae puer, quo mox ludibrio conflictatus sit, in tempore memorabo; Annalen I, 58). Tacitus kommt jedoch in den uns erhaltenen Teilen seines Werkes nicht wieder auf den Sohn zurück. — Linsmayer nimmt nun an, Strabon, der in Asien schrieb, hätte sich von irgend einem miles gloriosus die erwähnten unmöglichen Einzelheiten über den Triumphzug aufbinden lassen. Vielleicht sind aber in dem so wie so ungesetzlichen Triumphzug des Germanicus die mit aufgeführten Personen, die Segimuntus, Thusnelda, Thumelicus u. a. sein sollten, ganz andere gewesen: gekaufte Sklaven, sonstige Gefangene oder dergl. Dem süßen Pöbel Roms mußten natürlich Verwandte des Arminius in dieser demütigen Lage am meisten behagen; daß sie es nach dem Gesetz gar nicht sein konnten, überlegte er sich weiter nicht. Klügere aber durchschauten die Komödie, und der edle Tacitus hat sich wohl geschämt, die nationale Lüge zu wiederholen, und deshalb auch vermieden, auf den Thumelicus noch einmal zurückzukommen, wie er doch versprochen. Auch das sonst ganz unerhörte Benehmen des Segestes wird auf diese Art begreiflich. Unsere Annahme ist gar nicht so sehr kühn: Caligula ist wenig später ganz ähnlich verfahren; aber da merkte es sogar der süße Pöbel. Wenn „Thumelicus“, nachdem er herangewachsen, dem Spott anheimfiel, so dürfte das wohl mit diesem Triumphzuge zusammenhängen und mit der lächerlichen Rolle, die er darin gespielt hatte. — Die Erzählung nun gar, daß er zu Ravenna als Gladiator erzogen worden, nebst andern sehr abenteuerlichen Einzelheiten, stammt aus dem Drama: „Der Fechter von Ravenna“ von Halm (v. Münch-Bellinghausen; 1854). Adolf Stahr erwähnt diese Fabel als Geschichte in seinem „Torso“ (erste Auflage 1854 und 55; Kap. I, S. 534), hatte dies aber später vergessen, da er in der „Deutschen Rundschau“ (Juliheft 1876, S. 106) in einem Aufsatz „Wie aus Sage

Geschichte wird" die Unwahrheit der Erzählung nachwies, ohne jedoch zu erwähnen, daß er sie einst selbst kolportiert hatte. Vergl. auch C. W. Goettling: Thusnelda, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen (zweite Auflage, Jena 1856).

Mußten wir vorher (S. 151) die Araber in Schutz nehmen gegen den Vorwurf, als hätten sie die ptolemäische Bibliothek in Alexandrien absichtlich vernichtet, so wollen wir hier einen Protest gegen die Vorstellungen einlegen, die man über die Wandalen (Vandalen) noch zu hegen pflegt. Übrigens stammt der Ausdruck Vandalismus erst aus den Zeiten der französischen Revolution, während die Engländer denselben Begriff mit dem Worte *Gothism* bezeichnen, der vielleicht passender ist, wenn man sich erinnert, wie Alarichs Westgoten in der Peloponnes gehaust haben (S. 162). Vergl. über die angebliche Wildheit der verschiedenen germanischen Stämme: Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit; Aus dem Mittelalter (besonders S. 202 und 207—209). Es soll gern zugegeben werden, daß die Schilderung, die uns Tacitus über die gesellschaftlichen Verhältnisse der alten Germanen hinterlassen hat, mehr eine erbauliche Lektüre für die Römer, mehr ein ethnographischer Roman, die Schilderung eines Utopiens ist, dem in der Wirklichkeit eigentlich nichts entsprach, während er, wie schon Voltaire bemerkte, in seinen Berichten über die ersten Kaiser in das andere Extrem verfallen zu sein scheint (vergl. S. 141 ff.). Aber das germanische Volk der Wandalen hat es nicht auf seinem Gewissen, daß die meisten der herrlichen in Rom zusammengeschleppten Kunstwerke — „ein zweites Volk aus Statuen" (so noch Cassiodor!) — entweder gar nicht oder nur verstümmelt erhalten sind. Ludwig Schmidt (Geschichte der Wandalen, Leipzig 1901) sagt treffend S. 82: „Mit Unrecht ist durch das Wort ‚Wandalismus' dem Volke Geiserichs ein Brandmal aufgedrückt worden." Wort und Begriff ‚Vandalismus' ist erst am 31. Aug. 1794 durch den Bischof Grégoire von Blois, Mitglied des Nationalkonvents, in mutiger Anwendung auf die Zerstörungen der Jakobiner geprägt worden (Feststellung von Jul. Riedel in der Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins, 1905). Die schrecklichste

Plünderung Roms soll die durch Kaiser Constans II. (641—668) gewesen sein, „nach welcher nicht viel Bedeutendes übriggeblieben sein kann.“ (Friedländer, Sittengeschichte Roms, 7. Aufl. II, S. 315.)*)

Anderseits muß man den alten Germanen keine zu hohe Kultur zuschreiben. Daß sie Barden gehabt, ist durch Klopstock und andere aus einer schlecht überlieferten Stelle des Tacitus (*Germania*, 3) gefolgert worden.

Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. (Sie haben noch eine andere Art Kriegslieder, durch deren Absingung, Barditus genannt, sie sich begeistern und aus deren bloßem Schall sie schon den Ausfall der kommenden Schlacht ahnen.)

Doch ist statt *barditus* zu lesen *baritus* = Feldgeschrei (so schon Jak. Grimm in seiner Ausgabe von 1835); mit den Bardenliedern der Kelten hat die Stelle nichts zu tun.

Gleichfalls aus einer Erinnerung an die Klassiker ist die Sage vom böhmischen Weiberstaat entstanden, d. i. von der Königin Libussa. Sie stammt von dem Prager Dekan Kosmas, dem „Herodot Böhmens“ (gest. 21. Okt. 1125) her; vergl. A. Brückner, Allerlei Mystifikationen (Beilage zur Allgem. Zeitung vom 3. Nov. 1903, S. 227). —

Bei der Völkerwanderung haben wir uns namentlich vor der gewöhnlichen Annahme allzuhoher Teilnehmerzahlen vorsichtigst zu hüten; vergl. Lothar Weber, Mehr Licht in der Weltgeschichte, Danzig 1894, S. 217—225, und den 2. Band von Hans Delbrücks „Geschichte der Kriegskunst“. Denn die Bevölkerung Altgermaniens ist dünn gewesen und die stereotyp wiederkehrende hohe Ziffer (300000 u. ä.) zu verwerfen; vergl. Ludw. Schmidt, Geschichte der deutschen

*) Vergl. auch Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter I, S. 159 (betreffs der Westgoten), S. 210 (betreffs der Wandalen, ganz verkehrt!), S. 280 (betreffs der Ostgoten), S. 366 (betreffs der byzantinischen Truppen); auch Totila hat Rom nicht zerstört (S. 421). — Daß übrigens die Wandalen 455 durch die weströmische Kaiserin Eudoxia selbst herbeigerufen worden seien, die sich von der verhaßten Ehe mit Maximus habe befreien und Rache am Mörder ihres Gemahls Valentinian III. nehmen wollen, ist eine Fabel (Schmidt a. a. O., S. 80) — aber eine von den am schwersten auszurottenden.

Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung (Sieglins Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, 7. Heft, Berl. 1904, S. 46—48).

Über die berühmte Vase von Soissons finden wir bei Leop. von Ranke (Weltgeschichte IV, 1, S. 425) nach Gregor von Tours (II, 27) folgendes:

„Um den Fortgang der Ereignisse zu verstehen, muß man sich vor allem vergegenwärtigen, wie sich Chlodwig zu den Mannschaften verhielt, die ihm in den Krieg gefolgt waren, und zu den Bevölkerungen, die ihm fortan unterworfen sein sollten. Das erste erkennt man aus dem berühmten Streit, der bei der Teilung der in Soissons gemachten Beute vorfiel. Darunter war ein wertvolles Kirchengefäß, um dessen Rückgabe der Bischof, dem es gehörte, den König gebeten hatte. Dies forderte er jetzt von dem versammelten Mannen als eine besondere Gabe für sich. Unter denen aber befand sich einer, der, indem er mit seiner Axt auf das Gefäß schlug, dem König sagte: er solle nichts haben, als was ihm durch das Los in der Tat zufalle. Der König jedoch hatte die Mehrzahl für sich; er nahm das Gefäß und überließ es dem Geistlichen. Dem Widersprechenden tat er damals nichts zuleide; bei der nächsten Musterung aber setzte er vieles an seiner Rüstung aus, nahm ihm seine Waffe ab, und als sich der Franke niederbeugte, um sie wieder aufzunehmen, schlug ihn der König mit seiner Axt zu Boden; denn so habe er einst an jenem Kirchengefäß getan. Man sieht: der fränkische König ist von Kampfgenossen umgeben, die sich ihm nahezu gleich achten, wie das dem germanischen Herkommen entsprach. Aber Chlodwig benutzt seine Stellung als Oberbefehlshaber, um den Widerspenstigen zu strafen."

Nach den Untersuchungen der Brüder Grimm gehört die ganze Erzählung in den Bereich der Fabel. In noch höherem Grade gilt dies von der Geschichte der Heirat Chlodwigs mit Chrodichilde, der Nichte des burgundischen Königs Gundobad, die seinen Übertritt zum Christentum herbeigeführt habe (vergl. S. Hellmanns deutsche Übersetzung Gregors von Tours, Band I, Leipzig 1911, S. 103 ff.).

Nach der hübschen Erzählung von der durch Wulfram, Bischof von Sens und Abt von Fontanelle (gest. 720/1), versuchten Bekehrung des Königs Radbod von Friesland (719) hatte dieser angeblich schon einen Sohn durch Wulfram taufen lassen, ihn aber bald darauf durch den Tod verloren; dennoch entschloß er sich selbst zur Taufe. Schon stand er mit einem Fuß im Taufstein, als ihm einfiel, an Wulfram die Frage zu richten, wohin denn seine Vorgänger, die heidnischen Friesenfürsten, gekommen seien: in den christlichen

Himmel oder in die Hölle? Auf die Antwort des Bischofs, daß diese als ungetauft unzweifelhaft der Hölle anheimgefallen seien, zog Radbod den Fuß mit der Erklärung zurück, daß er der Gesellschaft seiner Vorfahren nicht entbehren könne und auf den christlichen Himmel in der Gesellschaft wenigen Gesindels verzichte.

„Diese Erzählung findet sich am frühesten in einer Biographie des Wulfram, die einem gleichzeitigen Mönch in Fontanelle, Jonas, beigelegt wird; allein diese Arbeit muß wegen erheblicher Widersprüche als durchaus unbrauchbar gelten. .... Wiederholt (in andern Lesarten) wird dabei bemerkt, daß Radbod deshalb nicht zur Taufe gelangt sei, weil er nicht zur Zahl der Prädestinierten gehörte. Dieses Dogma war also dem Verfasser die Hauptsache, und die einzelnen Erzählungen sind nur Variationen darauf. ..... Die Szene mit Radbod am Taufstein sinkt deshalb zu einer Dichtung herab mit der Aufgabe, darzutun, wie der König selbst in der größten Nähe des Sakraments zu der göttlichen Gnade nicht habe gelangen können.“ (Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands II, S. 514 ff.; vergl. auch die in Aug. Potthasts „Bibliotheca historica“ 2. Aufl., II, Berlin 1896, S. 1642 angeführten holländischen Abhandlungen.)

Es ist sogar möglich, daß der König Radbod überhaupt nur ein Gebild der Sage ist.

Über das weite Feld der christlichen Legenden und ihren Wert orientiert vortrefflich W. Weyhs Aufsatz „Legende und Wunderglaube“ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 15. Juni 1905; vergl. außerdem Bernheims Lehrbuch der historischen Methode[6] 1908, S. 358 u. 497.

Die Tatsache, daß Alarich, Hellas verwüstend, die Stadt Athen verschonte (395), hat zu allerlei Fabeln Veranlassung gegeben. Nach dem heidnischen Schriftsteller Zosimos soll ihm sogar vor den Mauern Achilleus und auf den Mauern die Athene Promachos in vollem kriegerischen Schmuck erschienen sein. „Eine rationalistische Erklärung dieser Geschichte scheint uns weder möglich noch auch nötig zu sein“ (Hertzberg, Geschichte Griechenlands unter den Römern, III, S. 393). — Das von Platen so schön besungene Begräbnis des Alarich im Busentoflusse dürfte ebenfalls der Sage angehören. Die einzige Quelle dafür ist Jordanes (De rebus Geticis), der seinerseits wieder auf der verlorenen Geschichte des Cassiodorus fußt. Übrigens erzählt schon Dion Cassius ein ähnliches Ereignis vom Dakerkönig Decebalus aus Kaiser Trajans Zeit.

„Das Faktische ist Nebensache, die heroischen Züge die Hauptsache und ein Glück, daß sie nicht verwischt sind; sie tragen ein originales germanisches Gepräge.“ (v. Ranke, Weltgeschichte IV 2, S. 321.) —

Bei Karl dem Großen sind gerade einige der hübschesten Anekdoten erfunden und die angeblichen Aufzeichnungen des Reimser Erzbischofs Johann Turpin über ihn erst um 1100 entstanden (vergl. Gaston Paris, De Pseudo-Turpino, und desselben „Histoire poétique de Charlemagne“, Paris 1865; Freund, La Chanson de Gui de Bourgogne et ses rapports avec la Chanson de Roland et la Chronique de Turpin, Crefeld 1885). Die im Jahre 883 auf Veranlassung Karls des Dicken begonnene Geschichte Karls des Großen und seiner Nachfolger durch den Mönch von St. Gallen, herausgegeben von Pertz im II. Bande der Monumenta Germaniae historica (Graf Zeppelin und K. Zeumer haben als Verfasser der trotzdem unschätzbaren Schrift Notker den Stammler nachgewiesen: W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, 7. Aufl., Stuttgart 1904, S. 272), ist schon ganz sagenhaft: „nur selten und mit großer Vorsicht ist ein Vorfall, der hier erzählt wird, als wirkliche Tatsache hinzunehmen“ (Wattenbach, a. a. O., S. 207). Am bekanntesten dürfte die Erzählung über seine Tochter Emma sein, wohl das erste deutsche Mädchen, das sich in seinen Hauslehrer vergaffte, was nachher fast zum guten Ton wurde (vergl. Spielhagens „Problematische Naturen“), wodurch Emma zu vielen Tränen und vielem Unglück den ersten Anstoß gegeben hat. Rührend ist der Bericht, wie sie ihren Einhard über den Schnee getragen, damit man des Morgens nicht darin die Fußtapfen eines Mannes wahrnehmen könne. (Grimm, Deutsche Sagen II, 2. Aufl., Berlin 1866, S. 115.) Diese Szene ist auch ein dankbarer Vorwurf für den Maler: es wäre eben schade, wenn sie nicht wahr wäre; sie ist aber doch nicht wahr. Nämlich Einhard (oder Einhart) — denn so, nicht Eginhard, wird der Name von seinen Zeitgenossen urkundlich geschrieben (Wattenbach, a. a. O., S. 199; vergl. Friedr. Kurze, Einhard, Berlin 1899, S. 5) — erzählt selbst am Ende des neunzehnten Kapitels seiner Vita Karoli, daß der Kaiser niemals seine Töchter verheiraten wollte, weder an die Seinigen noch nach auswärts.

„Wenn nun", setzt Fournier (S. 56) hinzu, „Eginhard nicht etwa so zerstreut war, wie Monsieur de Brancas, der mitunter vergaß, daß er verheiratet war, sehe ich nicht ab, wie er, wenn er selbst eine Tochter Karls des Großen zur Frau hatte, so schreiben konnte." Einhard hatte vielmehr wahrscheinlich eine Schwester des Bischofs Bernhard von Worms zur Gemahlin, die allerdings Imma hieß und 836 starb; er folgte ihr 14. März 840. (Wattenbach a. a. O., S. 202.) Das Grab Einhards und Immas wird im Chore der von Einhard um 820 erbauten Benediktinerabtei zu Ober-Mühlheim am Main (später genannt Seligenstadt; Kurze, a. a. O., S. 47) gezeigt, und die Grafen Erbach wollen von ihnen abstammen; sehr bedauerlich ist es, daß Karl niemals eine Tochter namens Emma gehabt hat. Vergl. Herm. Varnhagen, Eginhard und Emma; eine deutsche Sage und ihre Geschichte (Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 15, Leipz. 1887, S. 1—20). (Über das ähnliche Liebesabenteuer des Marschalls Moritz von Sachsen in Mitau, infolgedessen ihm die Herzogskrone von Kurland und schließlich die russische Kaiserkrone entgangen sein soll, läßt sich, wie sehr es auch zu seinem Charakter paßt, nichts nachweisen; vergl. Karl von Weber: Moritz, Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich, Leipz. 1863, und die ihn betreffenden französischen Schriften von Taillandier, Vitzthum von Eckstädt und Herzog Broglie.)

Die Erzählung, daß der Kaiser einmal mit seinem Heer auf der Flucht vor den Sachsen durch eine Hirschkuh auf eine Furt im Main aufmerksam gemacht worden war und den Fluß an der betreffenden Stelle dann mit seinem Heere durchschritten hätte, worauf dann an jener Stelle die Stadt Frankfurt (der Franken Furt) entstanden wäre (Gedicht von A. Kopisch), klingt nicht so unwahrscheinlich, wenn es nur nicht eine Wanderanekdote wäre, der wir selbst bei Karl dem Großen noch einigemal begegnen: ein weißer Hirsch soll ihm den Weg über den St. Bernhard, ein zweiter die Furt durch die Gironde gezeigt haben. Eine Hirschkuh hatte schon dem Frankenkönig Chlodwig eine Furt durch den Viennefluß bei Poitiers gezeigt.

Roland, der Held so vieler Erzählungen, Gedichte und schließlich des Ariosto, an den wir in vielen Städten durch

die Rolandssäulen (von denen freilich für die methodische Forschung nach G. Sello nur die von Bremen, Halberstadt, Zerbst, Brandenburg [Neustadt], Quedlinburg, Halle und die 1631 zerstörte von Magdeburg übrigbleiben) erinnert werden, wird von der Geschichte nur ein einziges Mal, „gelegentlich und mit drei Worten" erwähnt, indem nämlich Einhard (Vita Karoli, Kap. 9) ihn unter den bei Ronceval (15. August 778) gebliebenen Notabeln mit aufzählt als Hroudlandus, Britannici limitis praefectus. Erst die gefälschte Chronik des Erzbischofs Turpin (vergl. oben, S. 163) erzählt von der Größe und Stärke Rolands die wunderbarsten Dinge. Übrigens hatten die Rolandssäulen ursprünglich mit Roland nichts zu tun. Nach H. Zoepfls Altertümern des deutschen Reichs und Rechts (Leipzig und Heidelberg 1861, Band III, S. 95 ff.) sind die Rolande Abbildungen des roten, blutigen, d. i. strenge Gerechtigkeit übenden Königs Otto II. (973—983). Hugo Meyer gab 1868 zu Bremen ein Werk heraus, wonach die Rolandsbilder den germanischen Sonnengott darstellen sollten; Ludwig Götze in seiner Geschichte Stendals (1873) vermittelte zwischen Zoepfl und Meyer. — Aber nach G. Sello (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben, Beiblatt zur Magdeburger Zeitung vom 1., 8., 15. und 22. Juni 1885) stellen die Rolande den König der Deutschen an sich dar, in dessen Namen Recht gesprochen werde. Sie seien — als Schmuckstück, nicht als staatsrechtliches Wahrzeichen — im 12. Jahrhundert entstanden und hätten im 14. den Namen „Roland" erhalten. Derselbe Oldenburger Forscher hat in Armin Tilles „Deutschen Geschichtsblättern" (II—IV) eine gute Übersicht über die einschlägige Literatur gegeben. In einer anscheinend zu Unrecht befehdeten, recht beachtenswerten Abhandlung (Der Ursprung der Rolande, Dresden 1903) greift Paul Platen das Problem von einem bisher übersehenen Punkt aus an: er erblickt im Roland das Bild Donars als Gottes des Rechts und Gerichts; seine erste Aufstellung reiche also in die heidnische Zeit hinein und sei deshalb urkundlich nicht zu belegen. Anders A. Werminghoff (Zur neueren Literatur über die Rolandsäulen: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine LII, 1904, Spalte 83—86

u. 443—446). Gegenüber den meisten Untersuchungen, die vom Bremer Roland ausgegangen waren, weist schließlich Karl Heldmann dem hallischen eine besondere Stellung zu (Die Rolandsbilder Deutschlands in 300-j. Forschung und nach den Quellen, Halle 1904, und: Rolandsspielfiguren, Richterbilder oder Königsbilder? Halle 1905). Nach ihm war der Roland ursprünglich bloß eine hölzerne Spielfigur, deren Auswachsen zum Rechtssymbol später lediglich auf literarischem Weg erfolgt sei! Ähnlich leitet Franz Jostes („Roland in Schimpf und Ernst": in der Zeitschrift des Vereins f. rhein. u. westfäl. Volkskunde I, 1, Elberfeld 1904, S. 6 ff.; als Buch Dortmund 1906 erschienen) das Wort von rotulare, rullare ab und macht aus Roland demnach eine Drehfigur à la quintaine, während Franz Kampers in seiner Kritik der Jostesschen Aufstellung (Deutsche Literaturzeitung vom 22. Dez. 1906) das Wort rodeland zugrundelegt. Gebührend zurückgewiesen ist Heldmann von Georg Sello in seinen (in beschränkter Aufl. gedruckten) „Vindiciae Rulandi Bremensis" (Bremen 1904); auch Siegfr. Rietschel hält Heldmanns „phantasievolle Hypothese" für eine „Ungeheuerlichkeit" (Histor. Vierteljahrschr. VIII, 1905, S. 86—89). Sehr beachtenswert ist auch Karl Hoedes auf Zerbster Überlieferungen aufgebaute Schrift „Die sächsischen Rolande" (Zerbst 1906); sie rettet den Roland als Gerichtswahrzeichen. Was mag eine späte Nachwelt vielleicht mal von Lederers mächtigem Hamburger Bismarck-Denkmale sagen? —

Auch um das wichtige Ereignis der Taufe Wittekinds oder Widukinds, des Sachsen-Häuptlings (785), hat sich allerhand Fabelhaftes herumgebildet.

„Die Angabe, daß mit ihm sein ganzes Heer zur Taufe gegangen sei, wird schon durch den Umstand widerlegt, daß Karl ihn zur Taufe nach Attigny entbot und ihm dorthin vorausging, wahrscheinlich um ihm so die Ausführung des Entschlusses durch die Entfernung von der Heimat zu erleichtern. . . . Weiteres melden zuverlässige Nachrichten über Widukind nicht; dagegen hat die Sage nicht versäumt, sich an diese so anziehende Persönlichkeit anzusetzen. . . . Seine Taufe wird bald auf Bonifaz, bald auf Lullus zurückgeführt; ja, da dieses Ereignis für die christlichen Chronisten am anziehendsten war, so hat sich eine von den beglaubigten Berichten, die es nach Attigny verlegen, völlig abweichende Sage ausgebildet. Widukind habe sich als Kund-

schafter in das Lager Karls des Großen bei Wolmirstedt an der Elbe im Gewande eines Bettlers eingeschlichen, sei aber an einem krummen Finger erkannt und vor Karl geführt worden. Diesem habe er erzählt, wie er Zeuge des Wunders der Transsubstantiation*) gewesen sei; als Karl beim Genusse des Sakraments die Hostie genommen, habe er statt derselben in dessen Munde die Figur eines Kindleins erblickt. Folge der Unterredung sei Widukinds Taufe und die Aufnahme eines weißen Pferdes in sein Wappenschild, wie es noch jetzt das Welfische Fürstenhaus führt, statt des schwarzen gewesen usw." (Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, II S. 407 ff.)

Das Grab Widukinds wird in der Kirche zu Enger bei Herford gezeigt; 1884 wurde dort ein Relief (Die Taufe), 1903 ein Denkmal (Der Held) von demselben Westfalen Heinrich Wesing aufgestellt, der 1896 auch den Wittekindbrunnen für Herford modelliert hat.

Von dem Mönch (Notker) von St. Gallen (S. 163) stammt auch die „Schullesebuch-Geschichte", wie Karl einst bei einer Prüfung die armen Knaben sehr gut befunden und belobt, den nachlässigen reicheren aber sein Mißfallen bewiesen habe; „sie ist wohl nur eine von den Anekdoten, womit dieser humoristische Erzähler seinen Herrn, Karl den Dicken, unterhielt; aber sie trifft doch ganz den Geist Karls in der Beaufsichtigung seiner Bildungsanstalten". (Rettberg, a. a. O., I, S. 428.)

„Mit den Kreuzzügen artete die Karlssage aus und verlor allen geschichtlichen Inhalt; besonders Aachener Reliquien brachten die Erzählung von Karls Kreuzfahrt zu allgemeiner Geltung, und fortan traten die Lügen des falschen Turpin an die Stelle von Einhards treuer Schilderung. Wie daneben im Munde der fahrenden Sänger das Andenken Karls sich erhielt und umwandelte, darüber genügt es, auf das schöne Werk von Gaston Paris *Histoire poétique de Charlemagne* zu verweisen." (Wattenbach, a. a. O., S. 208.)

Die Nachricht findet sich übrigens ganz zuerst (um 1000) bei dem Mönch Benedict von Sant' Andrea auf dem Soracte bei Rom, dessen Kloster Karl mit Reliquien ausgeschmückt haben soll. Entschuldigt wird sie durch den Umstand, „daß Syrien als Sarazenenland ohne weiteres mit Hispania identifiziert wurde", wodurch die unter Karl d. Gr. stattgehabten

*) Das Dogma von der Transsubstantiation wurde 1215 proklamiert!

Kämpfe in Spanien irrtümlich nach Asien verlegt wurden, ferner durch die mystischen Prozessionen und Züge des Kaisers, die bei seiner Krönung in Rom (vergl. hierüber namentlich Wilh. Ohr, Die Kaiserkrönung Karls des Großen; Tübingen 1904) erfolgten und unter anderem auch die Statio ad Hierusalem berührten.

Eine andere Fabel ist es, daß Karl der Große eine Straße oder doch wenigstens etwas dem ähnliches habe über den Gotthard herstellen lassen. Diese Paßstraße datiert erst aus der Zeit um 1220 (vergl. Aloys Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, Bd. I, Leipzig 1900, S. 170). —

Manche Literaturgeschichte macht aus Kaiser Ludwig dem Frommen (814—840) einen Verächter der alten deutschen Heldenlieder; man hat eben die Angabe „carminia gentilia respuit“ falsch übersetzt, während sie nur besagen will: er verschmähte die heidnischen, d. h. römischen und griechischen Gedichte (vergl. Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 21, 5 f.).

Vom König Heinrich dem Finkler (919—936) erzählt man eine an Cincinnatus erinnernde Anekdote: er sei ohne sein Vorwissen zum König gewählt, darauf von Eberhard, dem Bruder des verstorbenen Königs Konrad, unter den Gesandten des Reichstages, die ihm seine Erwählung mitteilen sollten, beim Vogelstellen angetroffen worden (Grimm, Deutsche Sagen II, 2. Auflage, S. 139). Man zeigt noch in Quedlinburg (allerdings auch südlich von Herzberg unweit Pöhlde, sowie bei Blankenburg im Harz) die Stelle, wo dies geschehen sein soll, und nennt sie den Finkenherd. Auch diese Erzählung ist wohl erst später zu dem Beinamen erfunden; eine Ballade von Joh. Nep. Vogl („Herr Heinrich saß am Vogelherd“; in Musik gesetzt von Karl Löwe) verherrlicht sie. Zuerst hat sie Gottfried von Viterbo (gest. 1196 oder 1198), die nach P. Scheffer-Boichorst „die ganze Weltgeschichte auf dem poetischen Hackbrett verarbeitete“. Auch des Königs Beiname „der Städtegründer“ beruht auf einem Mißverständnis (vergl. Franz Löher, Die deutsche Politik König Heinrichs I., München 1857).

Vom Kaiser Otto I. dem Großen wird berichtet, er habe 947 ganz Dänemark bis auf die Inseln erobert und sei in Jütland bis an den Limfjord gelangt, in dessen Wogen er seinen Speer weit hinaus schleuderte, um nach alter Sitte damit das Meer als seines Reiches Grenze zu bezeichnen. Der betreffende Teil des Meeres heißt noch der Ottensund und eine Uferstelle der Halbinsel Thyt gegenüber der Ottensand. Nach Osk. Grund („Forschungen zur deutschen Geschichte", XI, 1871) meldet jedoch nur sagenhafte Kunde aus einer späteren Zeit von diesem Kriegszuge. Der speerschleudernde Kaiser wird aber noch immer gern, besonders von Malern, verherrlicht. Eine ähnliche Geschichte erzählt Diodor (XVII, 17) von Alexander dem Großen (beim Übersetzen über den Hellespont wirft der König vom Schiff aus seinen Speer, daß er in der Erde stecken bleibt) und Varro (De lingua latina) von Romulus, der seinen Speer vom Aventin über die Teiche nach dem Palatin wirft. Vielleicht haben die Erzählungen der ersterwähnten als Vorbild gedient.

Im Kloster Sankt Gallen hat es 5 Ekkeharde gegeben; unter diesen ist der zweite bekannt geworden durch des vierten „Casus Sancti Galli" (geschrieben um 1030), der durch Jos. Vikt. v. Scheffel mit dichterischer Vollmacht verherrlichte Vorleser der seit 973 verwitweten Herzogin Hadwig auf dem Hohentwiel (gest. 994; Nichte Ottos des Großen und Tante Kaiser Heinrichs II.) — die Geschichte weiß von dem 990 verstorbenen Hofkaplan recht wenig.

Im Jahr 1000 hat Kaiser Otto III. das Grab Karls des Großen in Aachen öffnen lassen; die Szene ist abgebildet im Germanischen Museum zu Nürnberg durch Kaulbach, in Aachen durch Rethel, Kaiser Karl auf einem Throne sitzend. (Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl. II, S. 156.) Nach späteren Nachrichten soll der goldene Thron des Kaisers damals aus der Gruft genommen und dem Herzog Boleslaw geschenkt worden sein. Theodor Lindner (Preußische Jahrbücher, 31, Berlin 1873; Forschungen zur deutschen Geschichte, 19, Göttingen 1879, und Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, 14, Aachen 1892) weist darauf hin, daß zunächst innere Gründe gegen die Erzählung sprechen, z. B. die Unwahrscheinlichkeit,

daß eine Leiche sich jahrhundertelang in sitzender Stellung erhalte; ferner, daß die religiösen Ansichten des Mittelalters hätten dagegen sein müssen. Die Notizen über die Nachgrabungen hat Fr. Hagen zusammengestellt (Programm der Realschule zu Aachen 1866: „Karls des Großen letzte Tage und Ende"; die Literatur nach Lindner (Grauert, Berndt, Robert) ist verzeichnet in Bruno Gebhards „Handbuch der deutschen Geschichte" (2. Aufl., I, S. 214, Stuttgart 1901).

Die ausgeschmückte Sage findet sich erst in den um 1030 herum außerhalb Deutschlands entstandenen Aufzeichnungen; erstens in dem im Kloster zu Novalese im Tale von Susa gegen 1050 geschriebenen Chronicon Novaliciense (III, 33). Mit zwei Bischöfen und dem Grafen Otto von Comello ging Kaiser Otto III. in die Gruft. Der Graf berichtet, daß sie Karl gleichsam wie einen Lebenden auf einem Sessel thronend gefunden hätten, mit goldener Krone, das Szepter in den Händen, die mit Handschuhen bedeckt waren, welche von den lang hervorgewachsenen Nägeln durchbrochen waren. Otto bekleidete ihn mit weißen Gewändern, beschnitt ihm die Nägel und ergänzte ein fehlendes Stückchen an der Nasenspitze durch Gold; sonst fehlte nichts an dem Körper. Nachdem er aus dem Munde einen Zahn gezogen, ließ er wieder zumauern und ging davon.

Noch romantischer ist die Erzählung bei dem Franzosen Adémar von Chabannes (gest. um 1035). In seiner Geschichte der Franken erzählt er zum Jahre 814, daß Karls Körper aromatisiert und dann hingestellt wurde auf goldenem Sessel in der Wölbung des Grabmals, umgürtet mit goldenem Schwert, ein goldenes Evangelium auf den Knieen haltend; sein Szepter und der goldene Schild, den Papst Leo ihm geschenkt, wurden vor ihn hingestellt. Die Auffindung durch Otto III. im Jahre 1000 wird nicht erwähnt. Noch spätere Ausschmückungen zu erwähnen, ist wohl überflüssig. Nun berichten Thietmar und der Mönch von Novalese übereinstimmend, daß Otto III. die Gruft wieder schließen ließ. Die Leiche blieb also in ihrer Stellung. Als am 29. Dezbr. 1165 Kaiser Friedrich I. das Grab wieder öffnen ließ, erhob man die Gebeine aus dem Sarkophage, in dem sie (fast) 352 Jahre

geruht hatten; so erzählen die gleichzeitigen Kölner Annalen. Der Pseudo-Turpin (S. 163) weiß auch nichts von ungewöhnlichen Vorgängen beim Begräbnis. Der Erfinder der Mythe aber ist wahrscheinlich der erwähnte Graf von Comello, der, ein Schalk, den leichtgläubigen Mönchen sogar die goldene Nasenspitze, das Zahnausziehen und das Nägelbeschneiden aufband. (Lindner, a. a. O., S. 439.) — Auch daß die schöne Stephania, die Witwe des enthaupteten Crescentius, Ottos III. Geliebte geworden sei und ihn vergiftet habe, ist unhistorisch. Otto III. ist am 5. April 1002 neben dem Großen Karl in Aachen beigesetzt und im 14. Jahrh. in den eben vollendeten gotischen Chor übertragen worden, bis im Okt. 1803 der Aachner Bischof Marc-Ant. Berdolet unter dem Vorgeben, das Kaisergrab sei dem Gottesdienste hinderlich, im Einvernehmen mit dem Präfekten Mechin die Gebeine herausnehmen und das Grabmal dem Boden gleichmachen ließ. Wo die Gebeine geblieben sind, hat nicht mehr aufgehellt werden können. (Vergl. Kölnische Zeitung vom 25. Oktober 1905.)

Unweit Spandau an der Havel liegen Pichelsberg und daselbst ganz in der Nähe Schildhorn mit einer uralten hohen Linde von malerischer Schönheit.

„Dieses Denkmal, eine Säule mit einem Wendenkreuz und Schild .... wurde von König Friedrich Wilhelm IV. errichtet. Nach der Sage soll der letzte Wendenfürst Jaczo im Kriege mit Albrecht dem Bären von diesem bis zur gegenüberliegenden Landzunge .... verfolgt worden sein und vorher gelobt haben, das Christentum anzunehmen, wenn er glücklich durchkäme. Dies traf ein, indem er mit Pferd und Rüstung die Havel durchschwamm und hier landete. Zum Zeichen, daß er sein Gelübde halten wolle, legte er hier Schild und Horn ab, woher der Name Schildhorn entstand." (Hennes, Hundert Nachmittagsausflüge in die Umgegend von Berlin.)

Der älteste Bericht über den Krieg um Brandenburg 1157 usw. ist der Tractatus de urbe Brandenburg (1150—65), den der spätere Prior am Dome zu Brandenburg, Heinrich von Antwerpen, in seiner Jugend (vielleicht) vor 1180 verfaßt hat. Er ist uns erhalten in einer 1459 entworfenen Denkschrift unter dem Titel „Fundatio ecclesiae Letzkensis" (Gründung von Kloster Leitzkau), die im Magdeburger Staatsarchiv aufbewahrt wird; neu herausgegeben ist der Tractatus

von Georg Sello im 22. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins Salzwedel (1888), S. 1 ff.

„Nach dem Traktate war Jaczo ein Verwandter Pribislav-Heinrichs, des letzten Wendenhäuptlings der Stadt Brandenburg, „„damals ein Gewaltiger in Polen““ (principans tunc in Polonia), was die zeitlich zunächst folgende märkische Chronik durch dux Poloniae wiedergibt. Als er vernommen, daß nach dem Tode seines Verwandten Markgraf Albrecht die Stadt eingenommen, zog er mit einem Polenheer heran, bemächtigte sich durch Bestechung der Brandenburg und führte die treulose Besatzung in scheinbarer Gefangenschaft nach Polen; die Burg aber blieb in den Händen einer wahrscheinlich von Jaczo zurückgelassenen Mannschaft.

Dies ist absolut alles, was wir von Jaczo wissen; bei der durch seinen Handstreich veranlaßten Belagerung Brandenburgs durch die Deutschen und überhaupt in der Folgezeit wird er nie wieder, weder von brandenburgischen noch anderen Quellen, genannt. Die Chronisten des 16. und 17. Jahrhunders erwähnen ihn daher auch nur ganz kurz; erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begann die geschäftige Phantasie der Historiker sich zu bemühen, mehr von ihm aus den nach und nach zugänglich werdenden historischen Denkmälern, besonders aus Urkunden zu erfahren. Bei dem fast durchweg kritiklosen Verfahren jener Zeit kann es nicht wundernehmen, daß allein das Auffinden des im Slavischen nicht seltenen Vornamens Jaczo zur Anschürzung fruchtbarster Kombinationen Anlaß gab.“

Infolgedessen wollten ihn einige zum Stammvater der Grafen von Gützkow machen.

„So blieb der Stand der Sache, bis der Prager Professor Mader im Jahre 1808 zwei Bracteaten mit der Umschrift „Jaczo de Copnic“ bekannt machte. Er erblickte in dem Münzherrn den polnischen Eroberer Brandenburgs, erklärte Copnic als das Städtchen Cöpenick an der Spree im Teltow und ließ die Münzen von Jaczo „„in der Hauptstadt seiner märkischen Besitzungen während seiner kurzen Herrschaft in der Mittelmark““ geprägt sein . . . . .“

Diese Münzen — man kennt deren sechs — sind jedoch wahrscheinlich in Magdeburg geprägt, auch nie in dem „Gebiete“ des Jaczo gefunden worden. Die brandenburgischen Lokalhistoriker machten dann aus dem Fürsten, der — nach Mader — seine Residenz in Cöpenick nur vorübergehend gehabt hatte, einen, der dort eine von seinen Vätern ererbte Herrschaft besessen habe.

„Am Havelufer zwischen Potsdam und Spandau — die Lokalisierung beim Schildhorn verdankt ihre Entstehung wohl nur einer Volksetymologie — ist die Sage aufgezeichnet worden, daß während eines großen Religionskrieges oder während des Dreißigjährigen Krieges ein Ritter — man nennt Gustav Adolf, den Großen Kurfürsten, den Alten Fritz, einen General Schild — vor

seinen Verfolgern sich mit seinem Pferde durch die Havel geflüchtet habe; hinzugefügt wird wohl, er habe am jenseitigen Ufer Schild und Horn aufgehängt, und davon führe die Stätte den Namen. Die erste Erwähnung der Sage findet sich im Jahre 1730 in des bekannten Historikers J. P. von Gundling Buch über Albrecht den Bären. Als Helden nennt er Pribislaw, den letzten Häuptling der Stadt Brandenburg (den er mit dem gleichnamigen älteren Obotritenfürsten zusammenwirft), und läßt denselben vor der Flucht in einer Schlacht bei Potsdam besiegt werden. Dasselbe berichtet Beckmann 1751 in seiner Beschreibung der Kurmark Brandenburg. Daß Gundling Pribislaws Namen in der Volksüberlieferung vorgefunden habe, ist vollkommen unglaublich ..... Demnächst tiefes Schweigen, bis im Jahre 1823 Valentin Heinrich Schmidt in seiner Schrift „Über die Erwerbung der Mark Brandenburg durch Albrecht den Bären" die Pichelsdorfer Sage vom „letzten Wendenkönig" (also, wie er aus denselben Gründen wie Gundling hinzusetzt, „Pribislaw") erzählt mit der Erweiterung, daß derselbe nach glücklich bewerkstelligter Flucht Christ geworden sei. Hier hat Ad. Friedr. Riedel angesetzt, indem er in seinem 1831 erschienenen Buch über „Die Mark Brandenburg im Jahre 1250" an einer verborgenen Stelle bemerkt: „auf Jaczo dürfte auch die alte Sage zu deuten sein, welche über den Pichelsdorfer Werder in V. H. Schmidts Albrecht der Bär mitgeteilt ist." Diese ganz ohne Versuch irgend welcher Begründung vorgetragene Vermutung bildet die Fußnote zu folgender Textstelle: Von Albrecht dem Bären aus Brandenburg vertrieben und über die Havel verdrängt, trat der Jaczo in Polonia principans zum Christentum über — dies beweist das Kreuz, welches er auf einigen seiner Münzen in der Hand hält — und hatte zu Cöpenick an der Spree seinen Sitz."

Um die Identität des polnischen Jaczo mit dem der Münzen durch das Doppelkreuz auf zweien jener Brakteaten zu bestätigen, hat also der „brandenburgische Historiograph" Riedel 1831 die Sage von der Flucht Jaczos durch die Havel nach seiner Besiegung durch Albrecht den Bären und von seiner Bekehrung nach seiner Errettung am Schildhorn glatt erfunden! Selbstverständlich haben ihm dies zahlreiche märkische Geschichtschreiber geglaubt und kritiklos nacherzählt.

Sehr viel Unheil hat das „Geschichtswerk" des böhmischen Dominikanermönches Martin von Troppau angerichtet, auch Martin der Pole genannt (gest. 1278). Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter[5] II, 466 ff.) urteilt darüber so:

„. . . es sollte ein bequemes Handbuch sein, und diese Aufgabe hat es insofern mit großem Erfolg gelöst, als kein anderes Geschichtsbuch des

Mittelalters eine so große Verbreitung gefunden hat. Der innere Wert entspricht freilich diesem Erfolge durchaus nicht: es ist nicht allein eine ganz oberflächliche Kompilation, sondern es haben erst durch dieses Werk alle die Fabeln, welche nach und nach in die Geschichte eingedrungen waren, recht festen Fuß gefaßt und eine völlige Herrschaft gewonnen, die nur durch die wissenschaftlichen Bestrebungen der neueren Zeit erschüttert werden konnte."

— und weiter, nachdem Wattenbach berührt, wie auch die Fabel von der Päpstin Johanna (vergl. Döllingers „Papstfabeln des Mittelalters"; München 1863) erst durch Martin von Troppau zu allgemeiner Verbreitung gelangt ist:

„schädlicher aber wirkten andere Fabeln, wie z. B. die Einsetzung der sieben Kurfürsten zu Ottos III. Zeit und überhaupt die ganze grundfalsche Auffassung der Geschichte."

Über jene angeblich so frühe „Einsetzung" der sieben Kurfürsten gibt es eine Arbeit von Victor Langhans: „Die Fabel von der Einsetzung des Kurfürstenkollegiums durch Gregor V. und Otto III." (Berlin 1875); um von der fast unübersehbaren sonstigen Literatur zur Kurkolleg-Frage (vergl. B. Gebhardts „Handbuch der deutschen Geschichte" ² I, S. 513 f.) ganz abzusehen.

Ludwig der Springer (geboren 1042), Landgraf von Thüringen, soll sich in die Pfalzgräfin Adelheid von Sachsen, Gemahlin Friedrichs III. von Goseck, verliebt und ihren Gatten getötet haben (1087). Deshalb soll er auf dem Schlosse Giebichenstein bei Halle eingesperrt worden sein und sich dann mit einem entsetzlich kühnen Sprung aus einem Fenster in die Saale hinunter gerettet haben. (Grimm, Deutsche Sagen II, 2. Aufl., S. 554). Wird oft abgebildet. Allein kein gleichzeitiger Chronist weiß etwas von dem kühnen Sprunge. Seinen Zunamen „der Springer" verdankt Ludwig lediglich der Unwissenheit Chroniken schreibender Mönche. Er wurde ein salischer Graf genannt, weil sein Geschlecht den salischen Franken entstammte. Ein späterer Chronist, dem die Bedeutung des Wortes salicus unbekannt war, machte daraus saliens, den „Springer". Zu dem Namen fand sich die Sage von selbst hinzu. Der erste Chronist, der Ludwigs *salto mortale* erzählt, ist der „Erfurter Anonymus", der 350 Jahre später als Ludwig lebte und vielleicht mit Nicolaus de Siegen identisch ist. —

Im 11. Jahrhundert dürfte die Habsburg erbaut worden sein, im jetzigen Kanton Aargau, auf dem Wülpelsberge bei Windisch, dem römischen Vindonissa.

„. . . dies geht aus den Bauresten hervor. Aber wer die Feste auf den Wülpelsberg gesetzt, das ist in Dämmerung gehüllt . . . Eine schöne Aargauer Sage, die K. Simrock und J. G. Seidl in Verse gebracht haben, erzählt, der Bischof von Straßburg und sein Bruder seien aus Rom gekommen. Im Aargau habe der Bruder gejagt und dabei seinen Habicht verloren. Wo er ihn nach langem Suchen wiedergefunden, habe er eine Feste gebaut. So sei die Habsburg, d. h. die Habichtsburg, erstanden.

Der Bischof Werner gab das Geld,
Graf Radbod hat sie hingestellt,
Klein aber fest,
Die Habichtsburg, das Felsennest.

Als aber der bischöfliche Bruder die Burg besuchte, fand er, trotz des Geldes, das er zum Bau hergegeben, keine schützenden Mauern. Da bot der Erbauer über Nacht das Volk auf, das er mit des Bruders Gut gewonnen hatte, Herren, Ritter, Knechte, die alle sich auf der Burg lagerten. Auf sie hinweisend, sprach er am nächsten Morgen zum überraschten Bruder: Dies sind meine Mauern, die ich gebaut habe. Die hübsche Erzählung entbehrt aber der historischen Wahrheit. Eine Urkunde von 1027, in welcher sich Werner, Bischof von Straßburg, Gründer der Habsburg nennt, ist unecht. Mit Sicherheit kann man nur sagen, daß sich Werner I. († 11. Nov. 1096) zuerst Graf von Habsburg nannte. Auch wie die Habsburg ursprünglich ausgesehen haben mag, ist ein Rätsel. Die Abbildungen sind meist jüngeren Datums und von zweifelhafter Herkunft, die älteste stammt nach Überschrift aus 1563." (Dr. R. Reissenberger in der „Wiener Zeitung" vom 17. Februar 1886.)

Die Anekdote von den aus tapferen Männern bestehenden Mauern, die u. a. beim Schlosse Neuenburg über Freyburg a. d. Unstrut zwischen Friedrich Rotbart und seinem Schwager, dem Landgrafen Ludwig, wiederkehrt, steht übrigens schon fast wörtlich bei Plutarch (Lakonische Denksprüche, Agesilaos 19):

„Ein anderer fragte ihn [Agesilaos], warum Sparta ohne Mauern sei; da zeigte er auf die bewaffneten Bürger mit den Worten: „dies sind Lakedaimons Mauern"."

Vergl. denselben Schriftsteller, Lykurgos 19.

Ein Diakonus Adalbert in Bamberg verfaßte um 1146, veranlaßt durch die Kanonisation des Kaisers, ein Leben Heinrichs II. († 1024) und nahm darin das wohl in Bamberg selbst ersonnene Märchen von Kunigundens Keuschheit und ihrer Rechtfertigung durch die Feuerprobe auf (Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl., II, S. 157), nebst dem beliebten

Geschichtchen von dem Merseburger Becher. „Vorzüglich bewundert Adalbert, daß Heinrich bei dieser großen Frömmigkeit doch so gut für das Reich gesorgt habe . . . ., was freilich ausnehmend wunderbar sein würde, wenn es nur wahr wäre. Das zweite Buch behandelt die Wunder an des Kaisers Grab und schließt mit einer Nutzanwendung gegen die Feinde der Geistlichkeit" (Wattenbach a. a. O., [6] II, 383). Der Kaiserin Kunigunde soll es sogar, wie dem heiligen Goar, gelungen sein, ihren Handschuh an einem Sonnenstrahl aufzuhängen (!). Vergl. Siegfr. Hirsch, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich II., Bd. III (Leipz. 1875), S. 359 ff.; Joh. Looshorn, Die jungfräuliche Ehe Kaiser Heinrichs II. des Heiligen mit Kunigunde: Zeitschrift f. kathol. Theologie VIII (1884), 822 ff.

Betreffs Heinrichs IV. Zug nach Canossa (1077) hat es auch nicht ganz so ausgesehen, wie gewöhnlich berichtet wird. Wir wollen es nicht so schroff hinstellen, wie es in dem gut katholischen Buche „Geschichtslügen" (von dem im Sept. 1902 schon die 16. und 17. Aufl. erscheinen konnte)*) geschieht, daß es dem Papste in seinem Kampfe nur um die „Reinheit der Braut Christi" zu tun gewesen sei und er darin am liebsten den Kaiser zum Bundesgenossen gehabt hätte (dies ist etwas konfus); aber zugeben muß man, daß von den Zeitgenossen die Demütigung des Kaisers nicht als eine besonders große, jedenfalls **nicht** als eine unverdiente und als eine nationale angesehen worden ist (vergl. Alb. Dammann: Der Sieg Heinrichs IV. in Canossa I/II; Braunschweig 1907 und 1909).

Die gegenwärtig beste Darstellung dessen, was jenem denkwürdigen Ereignisse vorausgegangen ist, finden wir in Red. Friedrichs vortrefflichen „Studien zur Vorgeschichte der Tage von Canossa" (I, Hamb. 1905; II, Hamb. 1908). Das merkwürdigste Stück aber innerhalb der Canossaliteratur bildet die unvollendet gebliebene historische Untersuchung „Canossa" von Walther Sachse (Heft 1, Leipz. 1896): der Verfasser behauptet

---

*) Über gewisse Einseitig- und Eigentümlichkeiten ultramontaner Geschichtschreibung vergl. z. B. Horst Kohl in den (eingegangenen) Blättern für liter. Unterhaltung vom 25. Juli 1895, S. 470 ff.; Richard Weitbrecht in der Literarischen Rundschau für das evangel. Deutschland IV, Nr. 10 vom Okt. 1895, Sp. 81—84.

nichts mehr und nichts weniger, als daß sich König Heinrich dem Bannspruch oder einem sonstigen Urteile des Papstes niemals unterworfen habe. Die Quelle der planvollen Riesenfälschung, die uns alle bisher ausnahmslos genarrt habe, erblickt er in Byzanz. Daß in jenen Jahrhunderten vielfach ganze Reihen von Urkunden durch weltliche und kirchliche Archivare gefälscht worden sind (vergl. außer den einschlägigen Untersuchungen von J. R. Dieterich, W. Erben, J. Lechner, Jul. v. Pflugk-Harttung u. a. namentlich die beiden korrespondierenden Abhandlungen von A. Pennrich und M. Dvořák über die Urkundenfälschungen des Reichskanzlers Kaspar Schlick in der ersten Hälfte des 15. Jahrh.; 1900), ist ja bekannt genug. Doch ist die an sich recht fesselnd geschriebene Untersuchung Sachses in ihren sehr anfechtbaren Ergebnissen nicht Gemeingut der Wissenschaft geworden (vergl. des Bearbeiters Bedenken in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 85 vom 16. Juli 1896).

Weiter wollen wir die Kritik der landläufigen Vorstellung nicht verfolgen, sondern nur zugeben, daß die Farben des Schauergemäldes von der winterlichen Buße vor der markgräflichen Burg bei genauerem Hinsehen beträchtlich erblassen. Auch die Abendmahlsprobe erscheint unhaltbar. Vergl. Hans Delbrück, Historische und politische Aufsätze (Berlin 1887, S. 33—48).

An die Schlacht bei Weinsberg (21. Dezember 1140) knüpfen sich zwei Fabeln; erstens, daß in ihr zuerst die Parteirufe „Hie Welf, hie Waiblingen" vernommen worden sein sollen; zweitens die bekannte Erzählung, daß den Frauen nach der Einnahme erlaubt worden sei, mit dem, was sie auf den Schultern tragen könnten, frei abzuziehen, worauf jede ihren Mann auf dem Rücken davongetragen hätte. Der König Konrad III., aufgefordert diese Arglist zu ahnden, hätte dies abgelehnt; „denn ein Königswort dürfe nicht geändert werden" (Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl. II, S. 169). G. A. Bürger hat diesem Ausspruch in der Ballade „Die Weiber von Weinsberg" die zitierbare Form gegeben:

Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln,

ein Wort, das leider auch unhistorisch ist. — Zu vergleichen namentlich Ernst Bernheim, Die Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg, in Raumers Historischem Taschenbuch 6. Folge, 3. Jahrgang, Leipzig 1884, S. 13—30.

Die Erzählung findet sich zuerst in der Chronica regia Coloniensis, die, etwa um 1170 geschrieben, von G. Waitz in der Oktavausgabe der Monumenta Germaniae (Hann. 1880) herausgegeben worden ist. Die früheren uns bekannten Chroniken erwähnen durchaus nichts davon; „entgegenstehende Angaben älterer Schriftsteller, daß die Angabe bei Gottfried von Viterbo, Martinus Minorita u. a. stehe, beruhen auf Ungenauigkeit oder Benutzung interpolierter Texte" (Bernheim). Sie ist daher nicht zu halten, schon weil sie von dreißig bis vierzig Burgen und Städten mit geringen Veränderungen erzählt wird, also zu den Wandersagen gehört; ferner, weil es wahrscheinlich ist, daß das belagerte Weinsberg überhaupt gar keine Stadt war, sondern nur eine kleine Feste (bei Heilbronn). Die Einnahme von Weinsberg war des Königs erste Kriegstat. Es war empfehlenswert, seine Großherzigkeit dabei leuchten zu lassen. Daher übertrug man die beliebte Erzählung auf diesen Tag, und, „die Hörer, sie glaubten sie gerne". Bernheim aber weist nach, daß die Sage sich aus den Berichten über die Einnahme von Crema durch Friedrich Barbarossa (1160) entwickelt hat, die bei den Zeitgenossen einen großen Eindruck zurückgelassen hatte. Es war allen Einwohnern — Frauen sowohl wie Männern — freier Abzug gestattet worden mit soviel, wie sie auf den Schultern tragen könnten. Rührende Szenen werden uns berichtet, die selbst den Kaiser ergriffen haben sollen; und ein gleichzeitiger Berichterstatter meldet: „Da trug eine Frau unter Zurücklassung ihrer Schätze mit Erlaubnis des Kaisers ihren gebrechlichen Mann auf den Schultern weg". Der Berichterstatter ist aber gerade derselbe kölnische Annalist, der allein die Weinsberger Geschichte meldet:

„Was seine Phantasie bei der Eroberung von Crema nur schüchtern anzudeuten wagte, weil das Ereignis noch frisch im Gedächtnis der Zeit lebte, das gestattete er sich ungestraft bei der schon im Dämmerlicht der Vergangenheit liegenden Eroberung Weinsbergs mit behaglicher Breite auszuspinnen: aus der einen Frau, die mit Erlaubnis des Kaisers

ihren Mann forträgt, sind die sämtlichen Frauen geworden, welche die beschränkten Kapitulationsbedingungen ausnutzen, um ihre Männer zu retten, indem sie die Erlaubnis des Kaisers durch ihre erheiternde List gewinnen."

Populär wurde die Sage jedoch erst durch Johannes Tritheim, den Abt von Sponheim, der sie im Anfang des 16. Jahrhunderts in seiner „Chronik von Hirschau" und den etwas später verfaßten „Hirschauer Annalen" mit einiger Ausschmückung erzählte. In der Ausschmückung fuhren andere fort, bis dann zuerst Leibniz die ganze Erzählung für eine Fabel erklärte. Fr. v. Raumer jedoch in seiner „Geschichte der Hohenstaufen", Ph. Jaffé in den „Jahrbüchern des deutschen Reichs unter Konrad III." und noch spätere führen sie als historisch an; aber sie verriet ihre unhistorische Natur durch die Anziehungskraft, die sie auf die Kunst ausübte.

„1614 entstand das Drama des Richthonius, 1650 ward das Gemälde des Vorgangs im Chor der Kirche zu Weinsberg aufgestellt, wovon eine Kopie in den Rathaussaal gestiftet wurde. Die Burg erhielt im Volksmunde den Namen Weibertreu, den Burgweg nannte man den Frauenweg; besonders brachte der Dichter Justinus Kerner, der sich dort niederließ, den Kultus in Schwung usw." (Bernheim weist auf S. 28 besonders noch auf die Macht des Gemüts hin, das allen solchen anmutigen Sagen schützend zur Seite steht.)

Außer Bürger haben Chamisso und Elisabeth Kulman die Sage besungen. Auch die Lokalchronik von Weinsberg nahm sich ihrer liebevoll an (Dillenius, Weinsberger Chronik, Stuttgart 1868).

Bis vor kurzem galt Bernheims Fabelanalyse für unumstößlich (vergl. S. 320—323 der 3. u. 4. Aufl. seines Lehrbuchs der histor. Methode). Da erstand plötzlich doch auch von wissenschaftlicher Seite her der Sage ein Retter in Karl Weller, der in Heft 1—2 der Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte NF. XII, 1903 die Liebestat der Weinsberger Frauen von neuem als glaubwürdig hinstellte, weil der Erzbischof von Köln im Lager vor Weinsberg anwesend war und demzufolge der Kölner Annalist von jenen Vorgängen sichere Kunde erhalten konnte. Demgegenüber bleibt jedoch Bernheim mit gutem Grunde in der 5./6. Aufl. seines Lehrbuches (1908), S. 355 bei seiner Verwerfung stehen; denn von der bloßen Möglichkeit zur positiven Gewißheit ist's noch ein weiter Schritt.

Am 29. Mai 1176 verlor Friedrich I. Rotbart gegen die lombardischen Städte die Schlacht bei Legnano, vorzüglich, wie er glaubte, weil Heinrich der Löwe, der Herzog von Bayern und Sachsen, ihm die schuldige Heeresfolge verweigert hatte. Es hatte vorher eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem Herzoge stattgefunden, wobei jener vor diesem einen Fußfall getan habe; doch weichen die Berichte über die Begegnungen voneinander bedeutend ab.

Über den Ort der Zusammenkunft weiß man nichts sicheres. Otto von St. Blasien (gest. 1223), der Fortsetzer Ottos von Freising, nennt Chiavenna, nördlich vom Comer See; Burchard von Ursberg (gest. 1230), deutet dieselbe Gegend an (super lacum Cumanum). Die Chronik vom Petersberge bei Halle a. d. Saale (um 1230) spricht von Partenkirchen im südlichen Bayern. Andere sagen nichts über den Ort. Diese Unsicherheit und manches andere haben Zweifel an dem Ereignis überhaupt rege gemacht. Fritz Lucas (Zwei kritische Untersuchungen zur Geschichte Friedrichs I., Berlin 1904, 2. Teil) erweist die ganze Zusammenkunft von 1176 als spätere Erfindung, der die tatsächliche Begegnung zu Haldensleben im J. 1179 als Modell gedient habe und durch Friedrichs Verhalten gegenüber Heinrich vom Vertrage von Anagni bis zum Tage von Gelnhausen der Boden entzogen sei. — Dargestellt wird der Auftritt in einem Wandgemälde von Hermann Wislicenus im Kaiserhause zu Goslar. Auch das kleinere, jenem zur Seite hängende Bild, die Lehnseidleistung Heinrichs darstellend, ist insofern unhistorisch, als neben dem auf dem Throne sitzenden Kaiser und dem vor ihm knieenden Herzog eine Figur sich befindet, die eine Krone hält: solche Belehnungen geschahen aber nicht durch Krönung, sondern mit Fahnen.

Ebenso unhistorisch sind zwei noch heute im Dogenpalast zu Venedig dem Fremden gezeigte Bilder: die Niederlage Kaiser Friedrichs zur See (bei Pirano, nebst Gefangennahme des kaiserlichen Prinzen Otto; gemalt von Domenico Tintoretto) und dessen Demütigung in Venedig (24. Juli 1177) durch Papst Alexander III., der seinen Fuß auf des Kaisers Nacken setzt (dieses von Federigo Zuccaro). Beide Ereignisse haben nie stattgefunden. Allerdings hat der Kaiser dem Papst nach

damaliger (und gegenwärtiger) kirchlicher Sitte die Füße geküßt; dann aber gab ihm der Papst den Friedenskuß, ging mit ihm in die Kirche und erteilte ihm am Altar seinen Segen.

Zum Treppenwitz der Sage eigentlich und nicht zu dem der Geschichte gehört es, wenn erzählt wird: Friedrich Rotbart schlafe im Kyffhäuser. Erst im 14. Jahrhundert knüpft diese Sage an den Kyffhäuser an, und erst im 17. wird Barbarossa genannt; bis dahin galt sein Enkel Friedrich II. als der Schlafende. Rückerts 1817 erschienenes Gedicht ersetzt dann endgültig den zweiten durch den ersten Friedrich. (Lembcke, Der deutsche Kaisertraum und der Kyffhäuser, Magdeburg 1887; vor allem aber Franz Kampers: Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage = 2. Aufl. seiner „Kaiserprophetien und Kaisersagen im MA.", 1895 und 1896.) Es war ja kein Wunder, daß der so fern im Orient erfolgte Tod Friedrich Rotbarts (1190), wovon damals nur nach Monaten erst die Kunde heimatwärts gelangen konnte, zunächst nicht geglaubt worden ist. Und noch heute ruht über den Resten des großen Kaisers*) ein gewisses Dunkel, das auch Joh. Nep. Sepps „Meerfahrt nach Tyrus zur Ausgrabung der Kathedrale mit Barbarossas Grab" (Leipzig 1878) nicht hat lichten können.

Über Heinrich (gest. 1195) bemerken wir noch, daß er sich schon bei Lebzeiten gern „den Löwen" nennen ließ; auf die Kirche des am 29. Oktober 1189 von ihm zerstörten Bardowiek ließ er die berühmte Inschrift setzen: „Vestigium leonis".

*) Dasselbe gilt von vielen andern Gebeinen berühmter Größen (vergl. „Hannibals Grab" auf S. 135) und den kostbaren Särgen, worein sie gebettet waren. So hat der in Sidon gefundene, jetzt im Konstantinopler Museum aufgestellte sogen. „Alexandersarkophag" (farbig wiedergegeben im V. Bande von Helmolts „Weltgeschichte", Leipzig 1904) höchstenfalls die Ehre gehabt, einen Diadochen zu beherbergen. Und was ließe sich alles von den Betrügereien und Raubzügen erzählen, womit man im massiv gläubigen Mittelalter sich gegenseitig Knochen von Märtyrern und Heiligen abzujagen nicht verschmäht hat! Noch am 22. Okt. 1894 wollte man vor der Johanniskirche zu Leipzig den echten Sarg von Joh. Seb. Bach entdeckt haben, was durch eine nach W. His' anatomischen Grundsätzen von Karl Seffner über dem Schädel modellierte Kopfrekonstruktion unwiderleglich bewiesen zu sein schien; vergl. Miron Pohonč im „Hausvater" XVII, 8 (Mai 1908), S. 178. Man findet unschwer das, was man hat finden wollen: eine Selbsttäuschung im allerbesten Glauben. — Vergl. auch

„Noch heute sieht man auf dem Domplatz zu Braunschweig das eherne Standbild eines Löwen von strenger und nach Art der Wappentiere stilisierter Arbeit, aber nicht ohne Charakter; man setzt es noch ins zwölfte Jahrhundert . . . .; dieser Löwe von Braunschweig ist ein symbolisches Denkmal, das den Fürsten selber bezeichnet. Da aber Heinrich wirklich am Heiligen Grabe gewesen, knüpft das Volksbuch an den großen Helden unter anderem das Abenteuer von einem Kampf mit dem Drachen, aus dessen Umschlingung er den dankbaren Löwen gerettet. Dieser letzte Zug nun knüpft sich ganz unzweifelhaft an das Löwenbild zu Braunschweig an; der symbolische Löwe erhielt im Volksgemüt Fleisch und Blut, denn das Volksbuch schließt mit der Erzählung, daß nach dem Tode Heinrichs der Löwe auf seinem Grabe gestorben und bei dem Dome abgebildet worden sei." (Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte, S. 212 f.)

Ja, am Nordportal des Doms in Braunschweig noch vorhandene streifenartige Vertiefungen im Steine sollen der Sage nach von dem treuen Löwen aus Trauer über den Tod seines Herrn mit seinen Tatzen eingekratzt worden sein.

Hier sei ein für allemal eingeschaltet, daß — wie im Altertume bei verschiedenen Gelegenheiten — so auch im Mittelalter zumal bei den Kreuzzügen und den Romfahrten die von den Chroniken teilweise arg übertriebenen Teilnehmerzahlen stark reduziert werden müssen, wenn man der Wahrheit nahe kommen will. Vergl. darüber im allgemeinen außer den Arbeiten von Hans Delbrück, Julius Löbe (Rasephas) u. a. namentlich L. Weber, Mehr Licht in der Weltgeschichte, S. 226 bis 229; über einen besonderen Fall, die Stärke des „Heeres", womit 1401 Ruprecht von der Pfalz über die Alpen gezogen ist: Hans F. Helmolt, König Ruprechts Zug nach Italien (Leipziger Diss., gedr. Jena 1892), S. 52 — nach unseren Begriffen waren es etwa 6 Regimenter Kavallerie (auf dem Kriegsfuße), nicht mehr!

Jul. v. Pflugk-Harttungs Aufsatz über „berühmte Totenschädel" in der Sonntagsbeilage Nr. 48 zur Vossischen Zeitung von 1902; über die Einbalsamierung der Leiche Kaiser Maximilians I. von Mexiko: E. Schmit Ritter von Tavera, Die mexikanische Kaisertragödie (Wien 1903). Ob der im Ashmolean-Museum der Oxforder Universität befindliche Schädel Oliver Cromwells (†3. Sept. 1658; wiederausgegr. 30. Jan. 1661) echt ist oder der einbalsamierte, den aus altem Familienbesitz Anfang April 1911 Pastor Wilkinson dem Direktor des kgl. Archäolog. Instituts zu London, Sir Henry Howorth, mit Erfolg zur Prüfung unterbreitet hat, oder keiner von beiden, das läßt sich mit methodisch stichhaltigen Gründen nicht mehr erweisen. So etwas muß man einfach für wahrscheinlich halten und glauben!

Dem Erzbischof Engelbert I. von Köln (gest. 7. Nov. 1225) schreibt die Sage die Schaffung der Femgerichte oder vielmehr die Ausdehnung ihrer Gerichtsbarkeit über die Grenzen Westfalens hinaus zu. Was aber teilweise heute noch an Gruselichem und Schreckhaftem über jene Gerichte (gute Widerlegung bei G. v. Waechter, Beiträge zur deutschen Geschichte, Tübingen 1845, S. 6 ff.) geglaubt wird, stammt meist aus Romanen und Theaterstücken, denen allerdings frühere falsche Auffassungen entgegenkamen. Eine treffliche Zusammenstellung alles dessen, was über die Feme (Vehme) in wissenschaftlichen Kreisen als gesichert gilt, steht, geliefert von Prof. Dr. Georg Erler, in Gebhardts mehrfach zitiertem Handbuche ([2]I, S. 649 f.). Durch Kaiser Karl IV. erhoben sich die ursprünglich auf ihre Sprengel beschränkten Freigerichte Westfalens zu förmlichen Reichsgerichten; doch schon vor Ablauf des 15. Jahrhunderts war ihre Macht gebrochen.

Daß am Hofe des Landgrafen Hermann I. von Thüringen (1190—1217) Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Herbort von Fritzlar, Albrecht von Halberstadt und andere Sänger sich aufgehalten haben, steht fest. Der Sängerkrieg jedoch, der 1207 stattgefunden haben soll, wie er in dem um 1300 entstandenen „Kriec von Vartburg" und im Sängersaal der Wartburg selbst bildlich durch Moritz von Schwind mit Anlehnung an die Wagnersche Oper dargestellt ist, und die Anwesenheit der anderen (in Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl., II, S. 299, und in Richard Wagners „Tannhäuser" genannten) Dichter sind sagenhaft.

Die hübsche Erzählung, Walther von der Vogelweide (gest. um 1227) habe in seinem Testamente bestimmt, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und zu trinken gebe, und daß dies auch wirklich in Würzburg im Kreuzgange des Neumünsters eine Zeit lang geschehen sei (von Longfellow in Verse gesetzt, die Justinus Kerner verdeutscht hat), ist wohl nur zu seinem Beinamen nachher erfunden worden. Vergl. Anton Schönbach, Walther, ein Dichterleben (2. Aufl., Dresden 1895). 1843 ist Walthern an der Außenseite des romanischen Chors der Neumünster-Kirche eine neue Denkplatte errichtet worden, mit einer lateinischen und einer deutschen

Inschrift, letztere von König Ludwig I. von Bayern; oben eine Schale, aus der Vögel Körner picken. Der Name Walthers ist vielleicht von dem 776 m hochgelegenen, heute noch so heißenden „Vogelweidhofe" bei Waidbruck auf dem Laiener Ried im Eisacktal (oberhalb Bozens, a. d. Brennerbahn) abzuleiten; dieses Gehöft gilt als seine Heimat (entweder als Geburtsort oder als das Lehn, das ihm Kaiser Friedrich II. verliehen hat).

Am 19. Nov. 1231 starb die heilige Elisabeth von Thüringen, deren Leben selbst jemand, der mit dem Gedanken der „Verneinung des Willens" vertraut ist, nicht ohne Unwillen lesen kann. Gegen das Gebot ihres Gemahls, des Landgrafen Ludwig IV., trägt sie, von der Wartburg heruntersteigend, den Armen in einem Korbe Speise zu und wird hierbei von ihm überrascht; sie muß den Korb öffnen, und es finden sich statt der Speisen Rosen darin. Wir würden diese „Legende" — die natürlich auch auf der Wartburg dargestellt ist — gar nicht erwähnen, wenn sie Sietzel (Leben und Taten der Heiligen, 4, 133) im Leben der heiligen Elisabeth nicht auch noch aufführte. Das Rosenwunder wird von mehreren Heiligen erzählt und ist auf Elisabeth vielleicht am spätesten übertragen worden. — Ein andermal soll sie einen kranken Mann in ihr Bett gelegt haben. Ihr Gemahl kommt hinzu, hebt die Bettdecke auf und erblickt den Herrn Christus! Im Sommer 1891 rief ein Bild auf der Ausstellung in der Königlichen Akademie zu London einige Aufregung hervor, weil es die „Entsagung" der heiligen Elisabeth in der Weise darstellte, daß sie in Gegenwart von Mönchen und Nonnen in völliger Nacktheit vor dem Altar kniet. Es heißt nachher, der Maler hätte den Ausdruck der Chronik „se nudavit" mit „entkleidete sich" übersetzt, während die Worte die Verzichtleistung auf alles Eigentum ausdrückten. In der „Historischen Zeitschrift" (Band 69, 1892) findet man eine Lebensbeschreibung der Fürstin von Karl Wenck. Danach wäre sie nach dem Tode ihres Gemahls in Otranto (11. Sept. 1227) gar nicht von der Wartburg vertrieben worden, sondern freiwillig gegangen, um, einem im 13. Jahrhundert häufig vorkommenden Zuge folgend, der Krankenpflege und der strengsten Askese zu leben.

Ungemein verbreitet und durch J. K. A. Musäus besonders populär geworden ist die Sage von einem Grafen von Gleichen, der, seine Gemahlin zu Hause lassend, im Jahre 1227 mit jenem Landgrafen von Thüringen gegen die Ungläubigen zu kämpfen auszog, dabei in sarazenische Gefangenschaft geriet, aus dieser durch Malechsala, die Tochter des ägyptischen Sultans, befreit wurde und sich dann, obwohl seine Gemahlin noch lebte, kraft einer Dispensation Papst Gregors IX. mit der Prinzessin vermählte, worauf die drei Gatten in ungestörtem Frieden noch viele Jahre zusammengelebt hätten. Selbst das breite Ehebett des Grafen und seiner beiden Frauen wurde noch lange gezeigt, bis es 1813 durch die Franzosen verbrannt wurde. Zum ersten Male erwähnt wird diese Sage aber in einer Chronik erst drei und ein halb Jahrhundert später: 1562. Die Veranlassung dazu hat ein noch erhaltener, an der Wand stehender Grabstein im Dome zu Erfurt gegeben, auf dem ein Ritter mit zwei weiblichen Gestalten abgebildet ist, alle drei ausnehmend ehrbar aussehend, von denen eine einen eigentümlichen, kronenartig gezierten Kopfputz trägt. Im siebzehnten Jahrhundert wurden noch andere Reliquien von der „Türkin" gezeigt. Diese Anekdote ist jedoch auch eine sogenannte Wander-Anekdote und wird, mehr oder weniger verändert, erzählt von mehreren Kreuzrittern, z. B. dem Herrn von Jagow auf Aulosen in der Altmark, von den Brömser von Rüdesheim, von Hermann von dem Borne, Wittich von Jordan und dem edlen Ritter Gilion de Trasigny, sowie drei Thüringischen Rittern: Ernst von Oppurg, einem Ritter von Gera und einem Schenken von Vargila. Auch hat man nie das Breve auffinden können, womit der Papst die Dispensation erteilt haben soll; ebensowenig wird in Urkunden erwähnt, daß ein Gleichen obenerwähnten Kreuzzug mitgemacht hat. Vergl. außer Döllingers „Papstfabeln des Mittalters" (München 1863) namentlich W. J. A. von Tettau: Über die Quellen, die ursprüngliche Gestalt und die allmähliche Umbildung der Erzählung von der Doppelehe eines Grafen Gleichen (Erfurt 1867), der freilich die Erzählung auf Siegmund I. Grafen von Gleichen (1443) überträgt, aber aus einer zweiten legitimen Frau eine bloße „Konkubine" macht — mit einem Worte die Geschichte zu retten sucht, indem er

sie aufgibt: ferner Werneburg (Erfurt 1873), zuletzt Brünnert in Velhagen & Klasings Monatsheften, 1911, Heft 10. Die beiden letzteren sind der Ansicht, daß das Monument in Erfurt einen Grafen darstellt, der nicht zwei Frauen gleichzeitig, sondern nacheinander gehabt hat, und beziehen die Sage auf den Grafen Lambert II. — Die erste kurze Mitteilung von der Doppelehe findet sich 1539 im „Memorial, was Herr M. Bucerus bei Dr. M. Luthern und M. Philipp Melanchthon ausrichten soll und im Falle, da sie es für gut ansehen, danach weiter am Churfürsten von Sachsen zu bringen. Datum Melsungen Sonntag post Catharinae 1539".

„Es war aber der bekannte Landgraf Philipp von Hessen, der in diesem „Memorial" unter anderen auch durch Berufung auf das Beispiel des Grafen von Gleichen von Luther und Melanchthon zu der beabsichtigten „Doppelehe" die „Dispens" zu erhalten suchte, welche er später auch urkundlich erlangt hat (Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, III, 403 ff.). J. H. von Falkenstein (Analecta Thuringo-Nordgraviensia, zehende Nachlaß, S. 312) bemerkt, daß jene Fabel von der mit päpstlicher Bewilligung geschlossenen Doppelehe eines Grafen von Gleichen dazu hätte dienen sollen, die Bigamie des Landgrafen Philipp zu entschuldigen."

Die zur Zeit beste Arbeit über diese Doppelehe ist Will. Walter Rockwells Buch „Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen" (Marburg 1904). Aber während Rockwell als Hauptbeweggrund für den verhängnisvollen Schritt die Gewissensnot des Landgrafen, der nur dadurch der ewigen Verdammnis zu entfliehen glaubte, erwiesen zu haben meint, ist W. Köhler (Deutsche Lit.-Zeitung 11. Febr. 1905, Sp. 355 bis 359) geneigt, vor jene Gewissensbedenken noch die durch Syphilis verursachte Depression zu stellen. Jedenfalls hat Philipp so oder so die Überzeugung gehabt, etwas zu tun, das vor Gott erlaubt sei, weil er ein Konkubinat für verwerflich hielt. Diesem Zwange der Umwelt hat auch Luther damals Tribut gezollt.

Als Papst Gregor IX. Palmsonntag 1239 den Kaiser Friedrich II. zum zweiten Male in den Bann tat, soll er erklärt haben: „Dieser König der Pestilenz behauptet, die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Christus und Mohammed, getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend gestorben sei" (vergl. Alfr. Doves

„Caracosa" II, Stuttg. 1894, S. 5; Erich Caspars „Roger II.", Innsbr. 1904, S. 447; R. Davidsohns „Geschichte von Florenz" II, 1, Berl. 1908, S. 256). Nach andern hat der Philosoph Avérrhoës († 12. Dez. 1198) ähnliches gesagt.

„Diese Behauptung erscheint im Mittelalter in der Regel als falsche Denunziation und als ein Mittel, Personen von freier Richtung verhaßt und verdächtig zu machen. Später machte man ein Buch über die drei Betrüger (De tribus impostoribus) zum Gegenstand dieser Fabel, und eine große Reihe freisinniger Männer (s. das Verzeichnis derselben bei [F. W.] Genthe, De impostura religionum [breve compendium seu liber de tribus impostoribus], Leipzig 1833, S. 10f., sowie bei Renan, Averroes, S. 235) wurde beschuldigt, ein Buch verfaßt zu haben, das gar nicht existierte, bis endlich der Eifer, mit welchem die Frage der Existenz derselben erörtert wurde, die literarische Industrie veranlaßte, solche Schriften, die dann schwach genug ausfielen, nachträglich zu fabrizieren." (Lange, Geschichte des Materialismus I, S. 211; ferner zu vergl. Weller: De tribus impostoribus ao. 1598, 2. Aufl. Heilbronn 1876; Philomneste jun. mit demselben Titel 1861.)

Georg Liebes Monographie „Das Judentum in der deutschen Vergangenheit" (Jena 1903) räumt mit der sentimentalen „Aufklärungs"-Legende vom unterdrückten Judentum auf. Vorübergehende Ereignisse (Volkswutausbrüche) waren bisher als das maßgebende angesehen worden, statt der dauernden Zustände. In vergangnen Jahrhunderten war die Ausnahmestellung der Juden fast glänzend; sie wollten einfach nicht im deutschen Volke aufgehen.

Eine der anziehendsten Erscheinungen in der Geschichte ist König Enzio, einer der illegitimen Söhne Kaiser Friedrichs II., dessen eigentlicher Name wahrscheinlich Heinrich, abgekürzt Heinz war, was sich die Italiener dann mundgerecht gemacht haben. Es wird erzählt, seine Mutter wäre auch die Manfreds gewesen, eines anderen illegitimen Sprößlings des Kaisers. Dies ist nicht der Fall; vielmehr war sie nach Einigen eine Italienerin, nach Herm. Blasius (König Enzio; Breslau 1884) eine Deutsche und nicht von vornehmer Abkunft, wie es die Mutter Manfreds war. Enzios Geburt fällt in das Jahr 1220, so daß er 1238 bei seiner Vermählung mit Adelasia, der verwitweten Herrin des sardinischen „Judikates" Torre, im 18. Jahre stand; damals nahm er den Titel „König von Torre und Gallura", 1243 den eines „Königs von Sardinien" an. Dagegen hat er sich

niemals auch König von Korsika genannt, wie es die Bolognesen später in seiner Grabschrift angaben. Enzio soll seine Gemahlin schlecht behandelt haben; doch scheinen die Angaben darüber unzuverlässig und übertrieben. Auch blieb er nur acht bis neun Monate auf der Insel. 1243 beantragte Adelasia bei Gregor IX. die Trennung der Ehe; danach verheiratete sich Enzio 1245 wieder. — Vorher (3. Mai 1241) soll er zur See bei der Insel Giglio (unweit Elbas) 22 Galeeren mit mehr als hundert zu einem Konzile nach Rom ziehenden Prälaten gekapert haben (so erzählt Matthaeus Parisiensis); doch hat Enzio dabei nicht den Oberbefehl gehabt, sondern er befand sich zu der betreffenden Zeit in Pisa. Am 26. Mai 1249 wurde Enzio von den Bolognesen bei Fossalta in der Nähe von Modena mit seiner ganzen Leibwache, 400 Rittern und 1200 Mann zu Fuß, zu Gefangenen gemacht. Über dieses für die damalige Zeit wichtige Ereignis ist auch viel geflunkert worden. Der Kaiser tat alles, was er konnte, um den Sohn zu befreien; doch seine Drohungen fruchteten nichts. Eine Fabel ist es, daß er für die Auslieferung so viel Silber geboten, wie zu einem Ringe vom Umfange der Stadtmauer nötig sei, obwohl dies eine erneuerte Grabschrift Enzios behauptet. Als der Kaiser 13. Dez. 1250 in den Armen seines anderen Sohnes Manfred zu Fiorentino verstarb, war es mit Enzios Glück zu Ende. Keiner seiner Halbbrüder kümmerte sich um ihn, so daß er 22 Jahre im Gefängnis vertrauerte, ehe der Tod ihn 14. März 1272 erlöste. Seine Haft war streng, entsprechend dem Werte, den ein solcher Gefangener für die Stadt haben mußte, aber nicht grausam; seine Wächter wurden aus den vornehmsten Familien gewählt und erhielten keinen Sold. Allbekannt ist die Erzählung von Enzios Versuch, sich zu befreien.

„Als zu Enzio die Kunde von Konradins Untergange gedrungen, habe er einen Fluchtversuch beabsichtigt. Es gelang ihm, einige Freunde, deren Namen verschieden überliefert werden, für seinen Plan zu gewinnen; diese bestachen einen Weinküfer Filippo, daß er Enzio des Nachts in einem Fasse aus dem Gefängnisse heraustrüge. Durch eine seiner blonden Locken, welche zum Faß heraushing, wurde er verraten und wieder ins Gefängnis zurückgebracht. Filippo traf die Todesstrafe, ein Freund entrann durch Flucht. Seitdem wurde Enzio strenger bewacht." (Blasius, a. a. O.)

Gleichzeitige Berichterstatter, besonders Salimbene (dessen Chronik 1287 endet), und spätere vor Sigonius (gest. 1584) erwähnen jedoch diese Begebenheit nicht; sie soll 1268 stattgefunden haben. Aber die andern Angaben weichen bei den einzelnen Schriftstellern voneinander ab, was allein schon die Erzählung unwahrscheinlich macht; vielleicht ist sie von einem gleichfalls eingesperrten Begleiter Enzios, der einen Fluchtversuch gemacht hat, auf diesen übertragen worden. — Den Verstorbenen begruben die Bolognesen mit königlichen Ehren und errichteten ihm ein noch heute erhaltenes Denkmal. Der schöne, hochgebildete und tapfere Prinz hat bei den Bolognesen gewiß so viel Anerkennung gefunden, wie es die politische Gegnerschaft nur irgend gestattete. Eine Albernheit aber ist es, daß das Geschlecht der Bentivoglio, die bis 1506 Bologna beherrschten, von einem Sohne des Enzio abstammen soll, den ihm eine ihm zugeführte Bolognesin (Lucia da Viadagola) am 4. Mai 1252 geboren hätte. Weil Enzio als Deutscher zu Lucia weiter kein Italienisch habe sprechen können als *ben ti voglio* (ich will dir wohl), habe man den Knaben später so genannt! Das Geschlecht bestand aber schon im zwölften Jahrhundert; auch ist es ein Unsinn, daß Enzio, der in italienischer Sprache gedichtet hat, nicht italienisch habe reden können. Poggio Bracciolini (gest. 1459) soll der Erfinder dieser Abstammung sein, mit der er den Bentivogli schmeicheln wollte.

Am 29. Oktober 1268 wurde der letzte Hohenstaufe Konradin auf Befehl Karls von Anjou auf der Piazza del Mercato zu Neapel enthauptet, dort verscharrt, erst 1470 in Santa Maria del Carmine beigesetzt und 1847 (14. Mai) durch ein von dem damaligen bayerischen Kronprinzen Maximilian (II.) gestiftetes Denkmal Thorwaldsens und P. Schöpfs verherrlicht. Auf einem Bilde von Tischbein (im Museum zu Gotha befindlich) wird dargestellt, wie er beim Schachspiele die Nachricht seines Todesurteils empfängt.

„Er soll das Bluturteil ruhig vernommen haben, indem er mit seinem Leidensgenossen Friedrich von Baden Schach spielte. Das allerdings sehr anziehende Bild ist aber nicht historisch. Konradin

unterlag am 23. August 1268 in der Schlacht bei Tagliacozzo, erreichte Rom den 28. August, floh 31. August nach der Burg Saracinesco, dann nach Astura, wurde von dem elenden Frangipane ausgeliefert, gekettet durch die Maremma geführt, in Genazzano an Karl ausgeliefert und im Schlosse S. Pietro oberhalb Palestrina eingesperrt. Dort saß Konradin mit seinen Gefährten viele Tage lang in Ketten, wurde in der ersten Hälfte des Oktober nach Neapel geschleppt und den 29. desselben Monats hingerichtet. Das Schach des romantischen Jünglings ist eben nur romantisch." — (A. van der Linde, Geschichte und Literatur des Schachspiels, Berlin 1874; I, S. 45.)

Die vielbesungene Erzählung: Margarethe, die Tochter Kaiser Friedrichs II. und Gemahlin Albrechts [nach einem spätern Zusatz*): des „Unartigen"], Landgrafen von Thüringen, habe ihr Kind, den nachmaligen thüringischen Markgrafen Friedrich „mit der gebissenen Wange", von dem sie gewaltsam getrennt werden sollte, 1270 selbst in die Wange gebissen (Grimm, Deutsche Sagen; 2. Aufl. II, S. 307), ist auch eine Erfindung. —

Wer hat das Schießpulver erfunden? Natürlich Berthold Schwarz. Aber eigentlich weiß man nichts darüber. Chinesen, Japaner und Inder sollen schon früher davon Kenntnis gehabt haben. Über „das griechische Feuer" vergl. W. W. in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 20 vom 26. Jan. 1905 und Feldhaus, Ruhmesblätter der Technik, S. 84. Ein in der Bibliothèque Nationale aufgefundenes Bruchstück vom „Opus tertium" des Engländers Roger Baco („Doctor mirabilis"; 1214—94) aus dem Jahre 1242 gibt als Bestandteile eines „in verschiedenen Teilen der Welt bekannten" explosibeln Pulvers Salpeter, Schwefel und Weidenkohle an (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 27. Febr. 1908). Auch existiert ein Manuskript von Marcus Graecus, also einem Griechen, in Oxford und in Paris (um 1250), worin die Anfertigung des Schießpulvers deutlich beschrieben wird.

F. M. Feldhaus vertritt neuerdings (Zeitschr. für histor. Waffenkunde IV, 1906, 65. 113. 286) als Bertholds Lebzeit

---

*) Über volkstümliche Beinamen deutscher Fürsten vergl. Hub. Ermischs Vortrag auf der Generalversammlung der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im September 1895 zu Konstanz (Korrespondenzblatt ausführlich; auszugsweise: Vossische Zeitung vom 21. September 1895). Z. B. ist der Hohenzoller Friedrich „mit dem Löwen" eine freie Erfindung des Grafen Stillfried-Alcántara, nach dem Siegel von 1248.

das Jahr 1380, nachdem er vorher (Daheim XLII Nr. 19 vom 10. Febr. 1906) dafür eingetreten war, daß 1313 von einem deutschen Mönche die Büchse erfunden worden sei; so Osk. Guttmann (in der Zeitschrift für angewandte Chemie 1904, Nr. 31, und der „Umschau" vom 12. Nov. 1904) und A. G. Greenhill.

Gegen den für Freiburg eintretenden Heinr. Hansjakob (Der schwarze Berthold, der Erfinder des Schießpulvers und der Feuerwaffen; Freiburg 1891) stellt der Goslarer Prof. Dr. Hölscher („Kommt Goslar als Ort der Erfindung des Schießpulvers in Frage?" in der Zeitschr. des Historischen Vereins für Niedersachsen 1903, S. 659—664) zunächst fest, daß — ungewiß, wo und wann — ein Franziskaner Bartoldus die chemische Natur des Pulvers genauer untersucht und bekannt gemacht hat, womit die Erfindung der Feuergeschütze (erste Verwendung Anfang des 14. Jahrh.) in Verbindung zu bringen ist. Die älteste Braunschweiger Kämmereirechnung erwähnt bereits 1354, daß „Conrad vürschutte (Feuerschütze) und Henrik schutte" Pulver an Braunschweig geliefert haben. Das Bergwerk im Rammelsberge bei Goslar brachte ja schon frühe Schwefel und Salpeter in Menge hervor, und Goslar hat Jahrhunderte hindurch die deutschen Märkte mit Pulver versorgt. Mehr läßt sich schwerlich beweisen; jedenfalls wird Meister Berthold, den Freiburg immerhin behalten mag, erst seit dem 16. Jahrh. genannt. Denn daß auf dem Franziskanerplatz zu Freiburg im Breisgau dem Berthold Schwarz ein steineres Denkmal, sogar mit der eingemeißelten Jahreszahl 1380, errichtet worden ist, will natürlich ebensowenig sagen wie das „Zeugnis", daß Kanonen schon in Shakespeares „Coriolan" eine Rolle spielen. Denn das gehört zum Kapitel der unfreiwilligen Anachronismen (die Perücke und der Champagner in Goethes „Faust", der Blumenkohl in seinem „Goetz von Berlichingen", der Blitzableiter und der Saturn-Ring in Schillers „Wallenstein", die Schokolade in seinem „Fiesco", die Glocken in Shakespeares „Sommernachtstraum", die Gabel in Scheffels „Ekkehard", der Strauß aus Rosen, Aurikeln und Levkojen am 7. März in seinem „Trompeter von Säkkingen" und die Verlegung

von Suessulae in die Nähe von Perugia in seinem „Gaudeamus“, die Feldmütze und die Epauletten auf Kossacks Gemälde: Tod des Prinzen Louis Ferdinand).

Auf den 26. Juni (Johannis et Pauli) 1284 verlegt die Sage den Auszug der 130 Kinder von Hameln. Als die Stadt von Ratten gewimmelt, soll sich ein buntgekleideter Fremder erboten haben, sie gegen Zahlung einer Geldsumme von der Plage zu befreien. Er habe die Ratten durch seine Pfeife verlockt, ihm zu folgen, so daß sie alle im Flusse ertranken. Darauf aber vom Magistrat unter einem leeren Vorwand um den versprochenen Lohn gebracht, habe er aus Rache sämtliche Kinder der Stadt — gleichfalls mit seiner Pfeife — an sich gelockt und sei mit ihnen im Calvarienberge verschwunden. Die allmähliche Entwicklung der Sage haben gründlich erörtert Otto Meinardus („Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage“; Hannover 1882) und vor allem Franz Jostes („Der Rattenfänger von Hameln“; Bonn 1895). Während Meinardus — mit einigem Rechte — meinte, die Erzählung sei in Anknüpfung an die im Mittelalter auftretenden Tanzwutkrankheiten, die besonders durch Musik und buntes Zeug angeregt wurden („Johannistänzer“) hervorgerufen worden, weist Jostes in geradezu glänzender Untersuchung und zwingender Schlußfolgerung nach, daß die in vergangenen Jahrhunderten oft geübte Beschwörung schädlicher Tiere („Malediktion“ von Wanderratten; vergl. oben S. 16) und der Untergang der waffenfähigen jungen Mannschaft Hamelns gegen den Bischof von Minden in der Schlacht bei Sedemünde (28. Juli 1259) die (zweite und dritte) Wurzel sind, aus der die Sage erwachsen ist. Die Erinnerung der Bürger an jenen unglücklichen Kriegszug, festgehalten durch ein — allmählich trüb, deshalb mehr und mehr unverständlich gewordenes und schließlich gänzlich mißgedeutetes — Glasgemälde in der Hamelner Marktkirche und eine „ewige Gedächtnisfeier“ in der Stiftskirche Sankt Bonifaz, verdunkelte sich mit der Zeit, zumal da, seitdem 1540 die Reformation in Hameln Eingang gefunden hatte, die Seelenmesse zum Andenken an die Gefallenen von 1259 einging. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts also ist die Rattenfängersage in jene Form übergegangen, wie

wir sie im wesentlichen heute noch kennen; der Hauptmann im auffallend bunten Kriegsgewande war zum Zauberer, der in primitiver Perspektive verkleinerte Kriegerhaufe zur Kinderschar geworden. Der Schauplatz, wohin die Legende das Verschwinden der Kinder verlegte, ist eine „Koppenberg" genannte Bodenerhebung, die sich gerade dort befindet, wo der Weg nach Sedemünde führt. Ob es außerdem möglich ist (wie von der Redaktion der Frankfurter Zeitung in einer Anmerkung zu einem Feuilleton W. Streitbergs in der Nr. vom 14. Juli 1897 vermutet wird), den Ausdruck „Rottenführer" mit „Rattenfänger" in sprachlichen Zusammenhang zu bringen, möchten wir doch bezweifeln. (Vergl. auch Gust. Meyers „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde" I, Berlin 1885, S. 231—241). — Nicht unerwähnt bleibe die merkwürdige Veranlassung zu Jostes' fesselndem Büchlein; sie gehört in das große Kapitel der gelehrten Fälschungen (vergl. oben, S. 33). Anfang 1891 war der Bibliothek zu Freiburg in der Schweiz von ungenannter und unbekannt gebliebener Seite eine Handschrift „Libellus de origine et de rebus gestis clarissimi magi Siriaci Bartolini Bononensis dictus tibicen", angeblich aus dem Jahre 1640, zugegangen, die zwischen 1888 und 1890 von einem ohne Zweifel sehr gelehrten Manne — freilich errät man den Zweck nicht; Jostes vermutet einen Zusammenhang mit dem Münsterschen Lutherbuchprozeß im Jahre 1890 — gefälscht und 1890 durch einen „höheren königlichen Beamten" anonym unter dem Titel „Zur Legende vom Hamelschen Pfeifer" in einer nicht in den Handel gelangten Ausgabe gedruckt worden ist. Jedenfalls eine etwas mysteriöse Geschichte.

Den Dichter Heinrich Frauenlob († 1318) sollen, als er gestorben, — weil er in seinem Streitlied gegen den Meistersinger Regenbogen das Wort „Frau" (gegen das Wort „Weib") zu Ehren gebracht, die Frauen und Jungfrauen von Mainz in feierlichem Zuge nach dem Dom getragen, ihm daselbst Wein in sein Grab gegossen und es mit Blumen bestreut haben. Alles dies ist jedoch höchstwahrscheinlich Fabel. In keiner einzigen alten oder gar zeitgenössischen Chronik ist irgend etwas davon zu finden. Erst in der 2. Hälfte des

16. Jahrhunderts erscheint die Erzählung als ein Einschiebsel in der Chronik des Grafen Albrecht von Hohenberg (Albert von Straßburg alias Matthias von Neuenburg, Mitte des 14. Jahrh.). Übrigens trug Heinrich von Meißen den Namen „Frauenlob" nicht von einem zu Ehren der heiligen Jungfrau oder der Frauen überhaupt verfaßten Gedichte, wie man gewöhnlich glaubt, sondern es war sein Geschlechtsname. Auch als Stifter der ersten Meistersingerschule läßt ihn die Geschichte nicht unangefochten; vielmehr scheint er nur eine Vereinigung von Sängern unter bestimmten Formen gegründet zu haben. (Vergl. Hennes: Die Erzbischöfe von Mainz, Mainz 1879; A. Börckel, Frauenlob, 2. Aufl., Mainz 1881.) Daß das Begräbnis auf seinem Denkstein in Mainz dargestellt ist (s. die Wiedergabe in J. J. Görres' „Altteutschen Volks- und Meisterliedern", Frankf. 1817), beweist natürlich nichts.

Man zeigt noch des „Tellen Platte" am Ufer des Sees, wo Wilhelm Tell, das Boot mit dem Landvogt wieder in den Sturm zurückstoßend, ans Ufer gesprungen sein soll (1307), ebenso zu Bürglen in Uri eine Kapelle, die da stehen soll, wo einst sein Wohnhaus gestanden. Vergl. die einschlägige Literatur in Franz Heinemanns Tell-Bibliographie (Bern 1907).

Schiller hat seinen Stoff aus Aegidius Tschudis Chronicon Helveticum; Tschudi lebte 1505—1572, das Werk erschien erst 1734—36 zu Basel in zwei Bänden. „Und wenn er ein dramatischer Anfänger gewesen wäre", bemerkt Schillers Biograph Palleske, „er hätte erkennen müssen, daß hier ein dramatischer Stoff, fast künstlerisch gruppiert, ihm entgegenkam". Wir würden daraus, nach unserer Bekanntschaft mit dem Treppenwitz der Weltgeschichte, schließen, daß schon Tschudi oder dessen Quelle den Stoff bedeutend zugestutzt und mehr die Wirkung als die Wahrheit des Berichts im Auge gehabt haben müsse. — Der erste, der an der Nationalmythe zu zweifeln wagte, war der Freiburgische Schriftsteller Franz Guillimann (Willimann) in seinem Werke: De rebus Helveticis sive Antiquitatum libri V; Freiburg 1598. 1625 wies dann Johann Jakob Grasser in Basel auf die der Tellsage ganz verwandte Erzählung des

Saxo Grammaticus (gest. 1204) vom Schützen Toko hin („Schweizerisches Heldenbuch“, Basel 1626); der gleichfalls mythische Toko soll den Schuß auf Verlangen des Dänenkönigs Harald Blauzahn (940—985) getan haben. Der Name Toko wurde in früheren Zeiten von tokke = faseln (schwed. tok = Narrheit) abgeleitet, was gut zu Tell = der Tall, Thall = der Unwitzige, passen würde (Alfred Stern in der Neuen Zürcher Zeitung, Herbst 1906). Saxos Historia Danica geht bis 1185 und ist zuerst 1514 in Paris gedruckt worden, muß aber schon lange vorher in Handschriften (von denen uns freilich keine einzige erhalten geblieben ist!) verbreitet gewesen sein; eine niederdeutsche Übersetzung von Thom. Gheysmer erschien 1475/85 zu Lübeck. Die früheste Schweizer Chronik, die der Tellengeschichte Erwähnung tut, ist die 1467—76 geschriebene Chronik im „Weißen Buche“ zu Sarnen. Das älteste Tellen-Spiel hat zwischen 1510 und 1515 Joh. Fabritius gedichtet, damals in Diessenhofen bei Schaffhausen Schreibmeister. Dann wurde der Pfarrer Megnet zu Ottlinghausen in Uri zum patriotischen Fälscher, indem er von 1675 bis 1684 alle vorkommenden Personen der urnerischen Familie Nell in das Kirchenbuch unter dem Namen Täll eintrug. Der Historiker Johannes Müller (1752—1807) nahm die Erzählung später, obwohl er selbst nicht daran glaubte (Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte, Heilbronn 1877, S. 80), „mit Sack und Pack und allen Fälschungen“ in seine epochemachende Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft auf und ließ sich durch seine Phantasie überdies hinreißen, das bisher nur als Versammlungsort von Verschworenen bekannte Rütli zum Schauplatz eines feierlichen Eidschwures zu machen. Das Verdienst, den Schleier, der über dem wirklichen Bilde des Ursprungs der schweizerischen Eidgenossenschaft gelegen hat, hinweggezogen zu haben, gebührt hauptsächlich dem Luzerner Geschichtschreiber Jos. Eutychius Kopp (1793—1866), der in seiner Geschichte der eidgenössischen Bünde (in 5 Bänden; Leipzig und Berlin, 1845—58) das Recht der historischen Kritik gegenüber der Sage siegreich zur Geltung gebracht hat (vergl. Jos. Hürbin, Handbuch der Schweizer Geschichte I, Stans 1900, S. 159). Gerade deswegen hat man dem Tell,

einer 1892 mit Begeisterung aufgenommenen Anregung folgend, 1895 zu Altorf ein prächtiges Denkmal gesetzt. Und noch heute fehlt es durchaus nicht an ernst zu nehmenden Stimmen, die den gefeierten Volkshelden für die Geschichte zu retten bestrebt sind; vergl. z. B. Rich. Oertel („Tell und der Apfelschuß“ in der Wissenschaftlichen Beilage Nr. 35/36 der Leipziger Zeitung vom 22. und 24. März 1904), der vor dem üblichen Überschätzen des Fehlens glaubhafter Nachrichten aus dem angehenden 14. Jahrh. und vor dem Unterschätzen der spätern Chroniken beweglich warnt. Vom psychologischen Standpunkt aus erfaßt die Frage eigenartig der Ungar Rich. Meszlény („Tell-Probleme“; Berlin 1911). Hingewiesen sei noch auf die Tellausstellung, die die Antiquarische Gesellschaft zu Zürich, die Zürcher Kunstgesellschaft und der Lesezirkel Hottingen vom 8. bis 29. Mai 1904 veranstaltet haben.

Tell ist nach F. Max Müller (Essays, II, 208) der letzte Reflex des Sonnengottes (des Fernhintreffers); wie Odysseus ist er ein besserer Schütze als alle andern und tötet seine Feinde. Überhaupt sind die das eigne Kind opfernden oder auf dieses schießenden Väter wohl alle unhistorischen, mythischen Ursprungs und personifizieren Naturerscheinungen. Grundsätzlich faßt Rochholz (a. a. O., S. 18) gelegentlich des Historischwerdens der Tellsage das Verhältnis zwischen Geschichte und Legende so:

„Je heller die Geschichte wird, um so dämmriger wird die Sage; je mehr jene zum Wissen wird, um so weniger Gläubige zählt diese. Ja die Sage flüchtet sich zuletzt sogar in das Lager ihrer Gegnerin, gleichsam wie auf Gnade und Ungnade, und sonderbarerweise geschieht es alsdann, daß ihr von der Geschichte das Leben erst geschenkt wird. Alsdann wird so lange an ihrer Ausgleichung mit der Geschichte gearbeitet, daß die Sage darüber entweder sterben oder den Schein der Historie annehmen muß, und nun erst gewinnt sie an historischer Glaubwürdigkeit unverdient so viel, als sie an religiösem Gehalt hat einbüßen müssen.“

Über den Tod des Tell (er ertrinkt, als er einen Knaben retten will — also ein Gegenstück zu seiner ersten Leistung) gibt es ein Gedicht von Ludw. Uhland.

Die Angabe, daß die Schwyzer aus Schweden stammten, findet sich in der Tendenzschrift „Vom Herkommen der Schwyzer“ des Schwyzer Landschreibers Hans Fründ (gest. 1469), die 1440 verfaßt ist (herausgeg. Sankt

Gallen 1872, Frauenfeld 1877; vergl. Alfred Sterns Abh. „Einige Bemerkungen" usw. im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte XII, Zürich 1887, S. 157 ff.). Diese will beweisen, daß nur die Bevölkerung der Waldstätte urschweizerisch sei. 6000 Schweden und 1200 Friesen sollen mit Weib und Kind einer Hungersnot wegen die Heimat verlassen, sich nach den damals noch unbewohnten Alpen durchgeschlagen, dort mit Erlaubnis des Grafen von Habsburg, dem das Land gehörte, sich niedergelassen und es nach ihrer Heimat Suecia „Suitia" genannt haben. Gegen Fründ schrieb dann der Zürcher Felix Hemmerlin (De nobilitate et rusticitate dialogus usw., um 1450), jenem nichts schuldig bleibend; nach ihm stammten die Schwyzer von den durch Karl den Großen strafversetzten Sachsen. Ihren Namen trügen sie von dem Blutschweiße, den sie in fremden Kriegsdiensten geschwitzt hätten; zum Zeichen dessen habe Karl ihnen die rote oder Blut-Fahne gegeben. Weil aber Zürich unterlag, besiegte auch die Fründsche Legende die Hemmerlinsche und ging selbst in das Staatsrecht einzelner Kantone über. Der Gesandte Gustav II. Adolfs bezog sich später auf diese Erdichtung, als er die Schweizer aufforderte, mit Schweden gegen Österreich vorzugehen; Johannes (von) Müller hat auch diese Legende in seine Geschichte aufgenommen.

Eine andere Pfeilsage knüpft sich an die Schlacht am Morgarten (15. Nov. 1315). Ein Pfeil, durch Heinrich von Hünenberg abgeschossen, fliegt vom Ufer des Zuger Sees über den Turm und die Letzimauer des Dorfes Arth und meldet den dahinter aufgestellten Schwyzer Truppen, daß der anrückende Herzog Leopold nicht hier, sondern am Morgarten ins Land einbrechen werde. Hünenbergs Pfeil soll seit 1740 im Landesarchiv zu Schwyz aufbewahrt gewesen und nachmals während der französischen Landesbesetzung verloren gegangen sein. Daß dies nur eine Sage ist, erhellt unzweifelhaft aus dem Chronisten Johannes Vitoduranus, einem Minoriten aus Winterthur und Zeitgenossen der Schlacht (Rochholz, Tell und Geßler, S. 28).

Allbekannt sind die Verse:

Jedem [Mann] ein Ei,
dem frommen Schweppermann zwei,

die König Ludwig dem Bayern, nach der für ihn siegreichen Schlacht bei Mühldorf (28. Sept. 1322) in den Mund gelegt werden (Bild von A. W. Küfner, 1791; Sockelrelief am Denkmale Ludwigs des Bayern von Ferdinand v. Miller, 1905), indem man behauptet, die Tapferkeit des Nürnberger Feldhauptmanns Seyfried Schwepfermann habe die Schlacht hauptsächlich entschieden. Allein „sämtliche gleichzeitigen Chroniken, die bald mehr, bald weniger ausführlich die Schlacht bei Mühldorf besprechen, erwähnen der angeblichen Teilnahme Sifrid des Schwepfermanns an derselben mit keinem Wort; sie wissen weder von seiner ruhmreichen Oberleitung während der Schlacht, noch von der dem alten Helden durch König Ludwig widerfahrenen Auszeichnung nach dem glücklichen Ausgang zu berichten ... Dagegen hat ein Ritter gleichen Namens in der Schlacht bei Gammelsdorf (9. Nov. 1313) gekämpft, jedoch ohne sich irgendwie auszuzeichnen." Auf seinem einfachen Grabstein im Kloster Kastl bei Deinschwang stehn nur die Zahl 1337 (Todesjahr) und neun Hufeisen in weißem Andreaskreuz im blauen Schilde; auf dem (Ende des 18. Jahrhs. durch den Grafen Maximilian von Törring-Seefeld gestifteten) Marmordenkmal aber prangen die „historischen" zwei Eier. (Pfannenschmid: „Die Schlacht bei Mühldorf", in den Forschungen zur deutschen Geschichte III und IV.) Wahrscheinlich ist auch diese Sage eine Wappensage. Die Schweppermannsburg bei Pfaffenhofen in der Oberpfalz hat ihren Namen erst vom Sohne Seyfrieds, Hartung von Schweppermann, der sie 1330 erheiratete.

Ludwigs Gegner, Friedrich der Schöne von Österreich, wurde in derselben Schlacht gefangen genommen. Nach dreißigmonatiger Haft wird er entlassen, um die Herausgabe gewisser Reichsgüter des österreichischen Hauses zu bewirken; falls er diese Bedingungen nicht erfüllen kann, soll er sich wieder als Gefangener stellen. Da er das Versprechen nicht einlösen kann, kehrt er wirklich zurück. Darauf dramatische Rührszene, von Schiller besungen („Deutsche Treue"). Die Fürsten teilen Tisch und Bett, wollen sogar (1325) das Reich teilen, wogegen jedoch die Kurfürsten protestierten.

Wahrlich, so ist's; es ist wirklich so; man hat mir's geschrieben,
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Aber Friedrich hat sich nicht als Gefangener, sondern frei nach München begeben, und Ludwig ist durch seine Bedrängnis zu dem Münchener Vertrage bestimmt worden (Siegm. Riezler, Geschichte Bayerns II, S. 359 ff.).

Die Entdeckung der Karlsbader Quellen durch Kaiser Karl IV. 1347 bei Gelegenheit einer Hirschjagd ist gleichfalls unhistorisch, „obgleich" ihm deswegen in Karlsbad ein Denkmal errichtet worden ist. Auch daß die Teplitzer Quelle 762 zur Zeit des Sohnes der Königin Libussa (S. 160) von Schweinehirten entdeckt worden sei, die durch das Geschrei eines Schweines auf die Quelle aufmerksam wurden, nachdem sich das Tier beim Aufwühlen des Bodens in der Quelle die Schnauze verbrüht, ist nicht glaublich; denn als im Februar 1879 die Quelle infolge des benachbarten Bergbaues versiegte und dann durch geschickte Vorkehrungen wiederhergestellt wurde, fand man in dem Schacht außer späteren auch viele altrömische Münzen (von Vespasian, Trajan, Antoninus, Mark Aurel, Commodus, Elagabal u. a.), sämtlich bis auf eine bronzene von Kupfer, die wohl von dankbaren Kurgästen jener Zeit der Quellnymphe geopfert worden waren.

Über den Rückgang der einst blühenden und reichen Stadt Stavoren am Zuyder-See ist eine Erzählung bekannt, wonach eine von Geldstolz aufgeblasene Kaufmannswitwe ein Schiff nach der Ostsee sendet, damit es das Köstlichste hole, was zu haben sei. Der Führer des Schiffs hat eine stürmische Reise, wird verschlagen und leidet samt der Mannschaft Hungersnot, worauf ihm die Erkenntnis aufgeht, daß Brot das Köstlichste sei: darum kauft er in Danzig eine Ladung Weizen. Dies ist jedoch so sehr gegen der Herrin Erwartung, daß sie in ihrem Übermute befiehlt, die Ladung vor dem Hafen in die See zu werfen. An der Stelle entsteht darauf eine Sandbank, der Frauensand genannt, wodurch die leichte Zugänglichkeit des Hafens zerstört wird, der Handel abnimmt und die Stadt so verarmt, daß sie heute „nicht einmal mehr ein Dorf ist, sondern nur ein Kirchhof".

Man verlegt dieses Ereignis in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Daß die Stadt damals anfing von ihrer Machthöhe herabzusinken — 1345 hatte sie noch die Truppen des

Grafen Wilhelm IV. von Holland zurückgeschlagen —, ist wohl richtig. Auch daß sich eine Barre vor dem Hafen gebildet und mit zu dem Rückgang beigetragen habe, läßt sich hören. Die Erzählung ist aber offenbar zu dem Namen „Frauensand" erfunden und ihre Tendenz diese, nachteilige Naturerscheinungen in einen (allerdings dunkelbleibenden) Kausalzusammenhang mit den moralischen Fehlern der davon Betroffenen zu bringen — und einen Beitrag zum Wirken der poetischen Gerechtigkeit zu leisten. Wer die Erzählung zuerst hat, ist schwer anzugeben; u. a. findet sie sich bei Fr. Guicciardini (1483—1540).

Über die in der Literatur seit 1703 immer wieder verfochtene, darum aber noch lange nicht für wahr zu haltende Legende: einst habe sich auf den deutschen Inseln der Ost- und Nordsee die Habsucht, von der Not getrieben, zu dem Gebete verstiegen, Gott möge den Strand mit den Gütern gescheiterter Schiffe reichlich decken, handelt Ludw. Kemmer: Die Sage vom Strandsegen und das Strandrecht an der deutschen Küste (Die Grenzboten vom 4. und 18. Aug., 27. Okt., 10. Nov. und 1. Dez. 1904, S. 251—265, 380—392, 198—208, 300—311 und 479—490).

An der historischen Persönlichkeit des Till Eulenspiegel zu zweifeln, ist kein Grund vorhanden; von den lustigen Streichen jedoch, die man von ihm erzählt (erste Ausgabe 1515; Neudruck nach dem Exemplar des Britischen Museums, besorgt durch Herm. Knust, Halle 1884), sind viele nur auf ihn übertragen worden, und zum Teil selbst italienischen Ursprungs. Daß schon Tills Vater „Eulenspiegel" geheißen habe, ist unwahrscheinlich, weil im 13. Jahrhundert Zunamen bei Bauern überhaupt sehr selten sind; er hat den Beinamen wohl erst selbst später von seinen Streichen erhalten (über die Bedeutung dieses Namens = Feg den Hintern! vergl. Ernst Jeep im Exkurs zur W. Uhlschen Ausgabe von Th. Murners „Gäuchmatt", Leipzig 1896, S. 268 ff.). Geboren war er im Dorfe Kneitlingen (in Braunschweig). Auch daß er zu Mölln im Herzogtum Lauenburg 1350 im Hospital gestorben und auf dem Kirchhofe daselbst begraben ist, darf man kaum bezweifeln. Aber vor dem Erscheinen des Volksbuchs vom Eulenspiegel gab es in Mölln weder Grabstein noch Inschrift; erst in

Anlehnung an die von dem Sammler der Schwänke erfundene Grabschrift, zugleich unter Übernahme der von demselben gegebenen falschen Etymologie, haben die Möllner im 16. Jahrhundert — der älteste Hinweis auf Eulenspiegels Grabstein stammt aus den Jahren 1554/1564 — aus begreiflichen praktischen Gründen sein Grab kenntlich gemacht (Jeep a. a. O.). Daß beim Herabsenken des Sarges, worin Eulenspiegel bestattet wurde, ein Strick gerissen und der Sarg daher aufrecht zu stehen kam, erzählt schon die Ausgabe von 1515; ja, zwei von Wilh. Crecelius (im Schnorrschen Archiv für Literaturgeschichte 15, 1887, S. 333) mitgeteilte lateinische Grabschriften auf Eulenspiegel, verfaßt von dem Erfurter Humanisten Tilemann Conradi und gedruckt als Zugabe zur ‚Batrachomiomachia', Wittenberg 1513, sprechen ausdrücklich davon, daß der „nobilis parasitus Oulenspigel" weder begraben liege noch stehe, sondern lehne (vergl. Otto Clemen: Eulenspiegels Epitaphium, in der Zeitschr. des Historischen Vereins für Niedersachsen, Hann. 1904, S. 367—370). Unwahrscheinlich bleibt diese Art der Bestattung trotzdem; vergl. hierfür ebenfalls Jeep a. a. O. Die Erzählung von der verkehrten Beerdigung findet sich übrigens auch anderweitig, z. B. bei dem Grabe von Ben Jonson (gest. 1637) in der Westminster-Abtei, der den *„Mr. Owleglass"* (Howleglas; französisch Tiel l'Espiègle) in seinen Werken häufig erwähnt (vergl. Friedr. Brie, Eulenspiegel in England; Palaestra, Heft 27 Berlin 1903). — Zu Damme in Belgien befindet sich eine zum größten Teil längst zerstörte Kirche, in der früher gleichfalls ein Grabstein Eulenspiegels gezeigt wurde. Freilich ist zum Jahre 1556 bezeugt, daß dieser merkwürdige Stein den Fremden als der des niederländischen Dichters Jacob van Maerlandt erklärt wurde, der Stadtschreiber zu Damme gewesen sei. Ein Doktor, mit der Brille aufmerksam in einem auf einem Pult vor ihm liegenden Buche lesend, war darauf dargestellt; auch eine Eule soll dabei gewesen sein. Das unkundige Volk, das Pult für einen Spiegel haltend, erzählte sich daher: Eulenspiegel wäre darunter begraben, was gedruckt zuerst in dem vermutlich 1640 zu Antwerpen erschienenen Buch über Till Eulenspiegel angegeben ist; die (vielleicht) auf dem Steine befindliche Inschrift habe, so ist darin zu lesen, 1301 als Todesjahr enthalten.

Die Gräfin Kunigunde von Orlamünde († 1351) soll, wie Bruschius in seiner deutschen Klostergeschichte (Chronologia Monasteriorum Germaniae praecipuorum, erschienen 1552) erzählt, sich als Witwe in den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg verliebt haben. Da ihr zu Ohren gekommen, er hätte bemerkt: einer Heirat zwischen ihnen stünden vier Augen im Wege, so hätte sie ihre beiden leiblichen Kinder auf grausame Weise getötet, indem sie ihnen eine Nadel in den Kopf stieß. Da aber der Burggraf gar nicht ihre Kinder, sondern seine eigenen Eltern gemeint hätte, die der Heirat wohl nicht zustimmen würden, da er schon anderweitig verlobt war, so wäre er über die Grausamkeit der Gräfin empört gewesen und hätte sie hinrichten lassen. Daraus ist bekanntlich die nahezu unausrottbare Geschichte von der dem Hohenzollernhause drohende Todesfälle anzeigenden ‚Weisen Frau' entstanden, die trotzdem, daß Albrecht Alcibiades das Gespenst (seinen ungetreuen Kanzler!) die Treppe hinunterwarf und daß unter Friedrich Wilhelm I. ein Küchenjunge und ein Soldat als solches erwischt und bestraft wurden, seit den Tagen des Kurfürsten Albrecht Achilles bis ins 19. Jahrh. unentwegt gespukt hat. (Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl., II, S. 585; Kraußold, Die Weiße Frau und der Orlamünder Kindermord, Erlangen 1866; Schrammen, Die Schicksals- oder Totenfrau im Hause Hohenzollern, Köln 1888; Chr. Meyer, Zwei Dramen im Hause Zollern, Hamburg 1900; E. Berner, Die Weiße Frau in Berlin im Jahre 1660: Hohenzollern-Jahrbuch VIII, Leipzig 1904, S. 237—242, mit Literatur.) Die ganze grauliche Geschichte ist erfunden, vielleicht um das Kloster Himmelkron interessant zu machen; die Gräfin ist jedoch als Äbtissin gestorben und liegt begraben im ehemaligen Kloster Gründlach = Himmelthron bei Nürnberg, und ihr dortiges Grabmal ist echt. Entstanden ist die Geschichte, weil man im Kloster Himmelkron einen Grabstein sieht, auf dem die Figur eines jungen Ritters als „Gräfin mit dem Schwerte" bezeichnet wurde; eine Inschrift darauf gebe an, daß Otto von Orlamünde und zwei seiner Söhne daselbst begraben seien und 1281 am „Chindel Tag" (d. i. am Tage der unschuldigen Kindlein) das Zisterzienserkloster gestiftet hätten.

Doch ist dieser Grabstein vielmehr das Denkmal der 1529 gestorbenen Äbtissin Ottilia Schenk von Siemau, auf dem zwei noch unschuldigere Putten das Wappen halten! Vergl. Archiv f. Geschichte u. Altertumskunde von Oberfranken 21, II (1900), S. 51. Ganz ähnlich handelt es sich bei dem angeblichen Bildnisse der „Weißen Frau" in der Eremitage zu Bayreuth lediglich um das holdselige Kuntrafey der Markgräfin Sophia Luisa von Brandenburg-Kulmbach, geb. Prinzessin von Württemberg-Teck, der zweiten Gemahlin des Markgrafen und Türkensiegers Christian Ernst. (Nachgewiesen von Friedr. H. Hofmann: Ein Bildnis der ‚Weißen Frau', im Hohenzollern-Jahrbuch VIII, Leipzig 1904, S. 242/3.)

Der Beiname des Königs Waldemar IV. „Atterdag" (1340—1375) wird verschieden erklärt. Nach dem einen soll er ihn erhalten haben: weil er es liebte, unangenehme Angelegenheiten auf den „nächsten Tag" zu verschieben, nach anderen, weil er seinem Volke einen „neuen Tag", durch Wiedererwerbung verlorener Provinzen und Wiederherstellung der Ordnung, gebracht habe. Wir wollen dies auf sich beruhen lassen (vergl. auch oben S. 190). Im März 1368 sandten die Hansestädte*) ihm einen Absagebrief, was wir heute Kriegserklärung nennen würden. Es sollen ihrer siebenundsiebzig gewesen sein, und der König soll geäußert haben:

Seven und seventig Hense —
Seven und seventig Gense.
Bieten mi nich de Gense
Frag' ich en Sch . . . nach de Hense.

Diese Antwort ist aber unerwiesen. (Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen, 2. Aufl. 1881, I, S. 241.)

---

*) Das Wort Hansa (Hanse, hense, hanze), das urkundlich zuerst 1127 in einem Privilege Herzog Wilhelms von der Normandie für die Bürger von Saint-Omer auftaucht, bedeutet nach Colmar Schaube („Festschrift des germanistischen Seminars zu Breslau", Leipzig 1903) zunächst lediglich eine „Handelsabgabe"; bei 13 verschiedenen Orten und Gegenden, wo ein „Hansgraf" erwähnt wird (so 1235 in Lille), ist er zwölfmal nicht Vorsteher einer als hansa bezeichneten Genossenschaft. Erst mit der seit 1250 „hansa" genannten Genossenschaft der nach England handelnden Kaufleute flandrischer Städte kommt dies Wort in der Bedeutung „Genossenschaft" in Aufnahme, und die deutsche Hanse hat die Bezeichnung dann zur allgemeinen Geltung gebracht.

Meist wird geglaubt, Hedwig, die 1369 geborene zweite Tochter Ludwigs I. des Großen von Ungarn, sei mit Wilhelm von Habsburg nur verlobt, doch nie vermählt gewesen; aber aus den Krakauer Stadtbüchern geht hervor, daß das Beilager am 15. Aug. 1385 wirklich vollzogen worden ist (vergl. R. F. Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I, Gotha 1907, S. 281). Dennoch wurde sie von Wilhelm getrennt und schon 1386 die Gemahlin Wladislaws II. Jagiellos von Polen.

Die Erzählung der Heldentat des Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach (1386) lautet dahin: als die Ritter in Reih und Glied gegen die Schweizer andrängen, habe er mit den Worten: „Kommt Kinder, ich will euch eine Gasse machen", eine ganze Menge der von den Rittern den Schweizern entgegengehaltenen Lanzen mit seinen Armen umfaßt und sie sich in die Brust gedrückt. Dadurch entsteht eine Lücke in dem feindlichen Lanzenwalle; die Schweizer dringen ein und gewinnen. Daß das geflügelte Wort „Der Freiheit eine Gasse!" unhistorisch ist, steht schon bei Büchmann (24. Aufl., S. 230); aber auch das Bravourstück kann man vielleicht als erfunden ansehen. Ottokar Lorenz („Leopold III. und die Schweizerbünde", Wien 1860) bestritt die entscheidende Beteiligung Winkelrieds an der Schlacht. Als hierauf Rauchenstein in einem Programm (Aarau 1861) widersprach, erschien Lorenz nochmals auf dem Kampfplatz mit einer Kritik der Sempacher Schlachtlieder (in Pfeifers „Germania" 1861, VI, 161—186), um die Lorbeeren Winkelrieds zu zerreißen. Darauf widersprach Herm. von Liebenau, der schon früher den Stammbaum der „Winkelriede von Stans" urkundlich bis auf den Helden der Sempacher Schlacht nachgewiesen hatte, in seinem Werk „Arnold Winkelried, seine Zeit und seine Tat" (Aarau 1862). Hierauf erschien Otto Kleißner mit einer Schrift: „Die Quellen zur Sempacher Schlacht und die Winkelriedsage" (Göttingen 1873). Indem er die ältesten Darstellungen dieses Kampfes von österreichischer wie schweizerischer Seite vergleichsweise nebeneinander setzt, gelangt er zu einem die volkstümliche Annahme vernichtenden Ergebnisse. Wenn die Ritter nach den Erzählungen der ältesten Berichterstatter ungeordnet gegen

die Schweizer losstürmten und nach mittelalterlicher Sitte jeder auf eigene Faust focht, so gab es eben gar keine geschlossene Reihe und also auch gar keine Gelegenheit zu einer Winkelried-Tat. Bei Gelegenheit der fünfhundertjährigen Jubelfeier des Tages veröffentlichte jedoch August Bernoulli eine gründliche Arbeit: „Winkelrieds Tat bei Sempach" (Basel 1886); darnach hält er Winkelrieds Tat für „möglich und glaubwürdig". So liegen die Dinge gegenwärtig; auch Jos. Hürbins „Handbuch der Schweizer Geschichte" (I, Stans 1900, S. 209), das besonders die Lage des Schlachtfelds in Betracht zieht, tritt für Erni Winkelried ein.

Betreffs der Geschichte Preußens und des deutschen Ordensstaates stellen wir einige Irrtümer zusammen an der Hand von K. Lohmeyers Geschichte von Ost- und Westpreußen (2. Aufl. 1881, Teil I). So ist z. B. der seit der Königskrönung von 1701 offiziell gewordene Name Borussi und Borussia erst im Anfange des 16. Jahrhunderts von einem gelehrten Antiquar gebraucht, dem die Borusker des Ptolemaios vorschwebten (Lohmeyer I, S. 10); die noch von Voigt in seiner Geschichte Preußens angenommene Ableitung der Wörter von po—russi = neben den Russen wohnend, ist sprachlich unmöglich.

Über den Zustand, worin der deutsche Orden die eingeborenen Preußen gefunden hat, wissen wir wenig; das geschilderte Idyll dürfte nie existiert haben.

„Hier ist vollends alles, was Ausführlicheres gang und gebe ist und noch immer allgemein nacherzählt wird, erst durch spätere Schriftsteller hineingekommen und beruht so gut wie ausschließlich auf willkürlicher Phantasie, zumeist auf der des Tolkemiter Mönchs Simon Grunau, der bei seinen Vorläufern noch verhältnismäßig wenig fand" (Lohmeyer, Teil I, S. 26). — Die bekannte Göttertrias der Perkunos, Potrimpos, Pikollos ..... kennt nur Grunau als die obersten Götter, dafür aber auch keine andere Gottheit" (ebenda S. 30).

Grunau (Preußische Chronik, herausgegeben von M. Perlbach, R. Philippi und P. Wagner, Leipzig 1875 ff.) tut hier genau so wie die Griechen und Römer, die auch immer bei andern Völkern gern Gleichklang mit oder mindestens Anklang an ihre eigenen Vorstellungen über das Göttliche suchten — und fanden. „Die Inschrift auf der angeblichen Hauptfahne

der alten Preußen zu Romove, deren Zeichen Grunau anzugeben weiß, ist endlich, nachdem sich so viele Gelehrte an ihrer Erklärung abgemüht hatten, von Voigt als eine der unverschämten Erfindungen des Mönches zurückgewiesen worden". Auch die Geschichte der Eroberung Preußens selbst ist voll von Verschönerungen. König Ottokar von Böhmen (1254) z. B.

„mag wohl, um das Land, welches seine Truppen erobern sollten, wenigstens mit eigenen Augen zu sehen, nach dem entlegenen Samlande geeilt sein, vielleicht an einem Streifzuge sich beteiligt, einige Landesedle aus der Taufe gehoben und auch bei der Auswahl einer zur Anlage der Hauptburg passenden Stelle mitgewirkt haben; aber eine wirksamere Teilnahme am Kampfe, gar die völlige Unterwerfung des Landes darf ihm nicht zugeschrieben werden; denn dazu reichte die Zeit seines Aufenthaltes in jener Gegend selbst, die nur wenige Tage gedauert haben kann, lange nicht aus." (Lohmeyer S. 92).

Die goldene Zeit des Ordens war unter Winrich von Kniprode (1351—1382); aber sie ist von vielen „Historikern" doch zu golden geschildert worden.

„Nicht alles von dem, was die herkömmliche Überlieferung diesem bedeutenden Fürsten, zumal in betreff der inneren Landesverwaltung zuzuschreiben pflegt, ist auf ihn zurückzuführen. Vieles verdankt nur volkstümlicher Sage, welche, unfähig der Entwicklung der Dinge nachzugehn, Vorhandenes an bestimmte Personen anzuknüpfen pflegt, oder willkürlicher Erdichtung seinen Ursprung; manche Einrichtung sogar, für die er gewöhnlich gepriesen wird, hat überhaupt gar nicht bestanden." (Lohmeyer I, S. 214.)

Er hat z. B. nicht das Vogelschießen in Preußen eingeführt, das die Einwanderer aus Deutschland auf eigene Hand mitgebracht hatten.

„Der hohe rechtskundige Rat vollends, welchen er, die bedeutendsten Rechtsgelehrten aller Länder nach Marienburg berufend, um sich versammelt haben, und dem die schwierigsten Fälle nicht bloß aus Preußen, sondern aus der ganzen Welt des römischen Rechtes zur Entscheidung vorgelegt sein sollen, hat niemals bestanden." (Lohmeyer I, S. 256.)

Unter seiner Regierung fand am 17. Februar 1370 die so berühmt gewordene Schlacht bei Rudau etwa 3 Meilen nördlich von Königsberg statt, in welcher die Ordenstruppen die unter Olgierds und Kinstuttes Führung eingebrochenen Litauer und Samaiter zurückschlugen. Diese Schlacht aber

„war nichts weniger als ein geordneter, nach den Regeln der Kriegskunst geführter Kampf, wozu man sie später gern gemacht hat, sondern gleichfalls [wie viele vorhergegangene Kämpfe] ein wüstes Aufeinanderplatzen

der Massen; nur deswegen hat sie sich länger in der Erinnerung der Menschen erhalten, weil sich in ihr größere Heere als sonst gewöhnlich in diesen Kriegen gegenüberstanden, und weil sie in der unmittelbaren Nähe der späteren Hauptstadt des Landes geschlagen wurde. Darum hat sich vorzugsweise auch ihrer die spätere Sage und Erdichtung bemächtigt. Um davon hier nur eins anzuführen: die Erzählung von dem kühnen Schustergesellen Hans von Sagan, der angeblich die dem Orden günstige Entscheidung der schon verloren gegebenen Schlacht herbeigeführt hat, ist vielleicht eine Wappensage des 16. Jahrhunderts."

J. Voigt in seiner Geschichte Preußens schreibt hierüber:

„Es hat sich lange im Volke die Sage erhalten, ein kühner Schustergesell, eines Bürgers Sohn aus Königsberg, Hans von Sagan genannt, habe für den Orden die Entscheidung des Sieges gegeben; denn als im Anfange der Schlacht das Ordensvolk schon gewankt und zum Teil sich zur Flucht gewendet, habe er, obgleich selbst am Fuße verwundet, dem Bannerführer eine Fahne entrissen oder ein vom Feinde erbeutetes Panier gerettet, es hoch emporgeschwungen und also die Weichenden wieder zum Kampfe ermutigt. In dieser Stellung, die Fahne in der Hand, das Schwert zur Seite, den Federhut auf dem Haupte, zeigt man ihn heute noch auf Brunnen und Kirchenfahnen; doch wird auch vermutet, es sei dies das Standbild des heiligen Florian. Der Hochmeister soll ihm als dankbaren Lohn versprochen haben, Königsbergs Bürger alljährlich zu einem Freudenfeste auf der Burg zu versammeln und gastlich zu bewirten. Ihnen zur Feier soll sich das Gastfest bis in spätere Zeiten erhalten haben. So die Sage."

Auf einer ziemlich schäbigen, hölzernen Pumpe in der „Brandenburger Thorstraße" zu Königsberg i. Pr. sieht man noch heute eine Figur des angeblichen „Hans von Sagan", welche die Erinnerung an seine ungeschehenen Heldentaten frisch erhält. (Zu vergleichen Lohmeyer: die Littauerschlacht bei Rudau in Samland 1370, ihre gleichzeitige und ihre spätere Darstellung.)

In das oben (S. 182) gestreifte Kapitel der Übertreibung von Heereszisfern gehört u. a. auch die riesenhafte Verirrung, daß die Polenarmee am 15. Juli 1410 bei Tannenberg zwischen 100000 und 5100000 (!) Mann stark gewesen sei (Scriptores rerum prussicarum III, 405 und 411), während tatsächlich nur 20000 Polen und Litauer über 10000 Ordensritter gesiegt haben; vergl. Lotar Weber, „Mehr Licht in der Weltgeschichte", S. 230 f.

Fragt man, wie die Hohenzollern nach Norddeutschland gekommen sind, so ist die gewöhnliche Auskunft,

der Kaiser Siegmund hätte die Mark Brandenburg 1411 für eine Summe von 100000 Goldgulden beim Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg verpfändet gehabt; da der Kaiser die Schuld nie habe abtragen können, sei die Mark schließlich wie ein verfallenes Pfand in das Eigentum der Hohenzollern übergegangen. Es verhält sich aber nicht so. Vielmehr überließ der Kaiser dem Burggrafen die Mark aus Dankbarkeit für seine ausgezeichneten Dienste; jener Vorbehalt von der Rückgabe gegen eine gewisse Summe wurde lediglich der Form wegen aufgenommen, um Wenzel, des Königs Bruder, zu beruhigen. So Adolf Brecher in seinem Vortrag über „die Hohenzollern und Konstanz" vor der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine Mitte Sept. 1895.

In Naumburg ziehen die Kinder jährlich am 28. Juli auf die Vogelwiese hinaus, um das Kirschenfest zu begehen; ihr Festruf heißt das Husrufen und das Schlagwort: Viktoria, Hussitenkrieg. Bekannt wurde die Erzählung durch Aug. von Kotzebue, der 1801 dem Kirschfest auf einer Besuchsreise beiwohnte; sein Schauspiel: „Die Husiten vor Naumburg im Jahre 1432", dessen Chöre Karl Maria von Weber komponiert hatte, wurde 1803 zuerst in Naumburg aufgeführt. Aber erst 1832 entstand das gleichnamige Volkslied, nach Hoffmann von Fallersleben („Unsere volkstümlichen Lieder", Nachträge S. 178) von dem damaligen Referendarius Carl Seyferth aus Langensalza gedichtet.

Die Husiten sind — das ist quellenmäßig hinreichend durchforscht — niemals vor Naumburg gerückt, haben nie die Stadt belagert, sind demnach nie durch Fürbitte von Kindern zum Abzuge bewogen worden. Ebensowenig aber hat Naumburg im Oktober 1450 während des sächsischen Bruderkriegs (1446—51) direkt zu leiden gehabt: vielmehr schädigten die Bürger selbst Herzog Wilhelm den Tapfern, der gern unangefochten vorübergezogen wäre.

Somit sind sowohl die Angaben des ehemaligen Ratsschullehrers Jak. Franke (handschriftliche ‚Miscellanea Numburgica', um 1685) und des Dompredigers Joh. Zader (ebenfalls handschriftliche Stiftschronik aus derselben Zeit), daß die Husiten

durch einen Bittgang der Kinder zur Umkehr bewogen worden seien, als auch die Versicherung des Domsyndikus Kasp. Matth. Eylenberg (gleichfalls handschriftliche Chronik), daß eine Belagerung durch Herzog Wilhelm den Anlaß zum Kirschfeste gegeben habe, als unglaubwürdig abzuweisen. Vielmehr ist die einfache Mitteilung in der akadem. Dissertation „Cataclysmus Thuringiacus" von G. H. Celius (oder dem Professor G. Göz; Jena 1670) und in dem latein. Programme „De honesta laboris intermissione" vom Stadtschulrektor Joh. Töpfer (Naumburg 1671): das Kirschfest verdanke seinen Ursprung irgend einer [nicht bezeichneten] Errettung vor einem grimmen Feinde, die einzige Grundlage für eine genauere Ansetzung. So wird man die Friedensfeier von 1650, die vermutlich auf die glücklich abgewiesene Belagerung Naumburgs durch den schwedischen General Hans Christoph v. Königsmark (1642) angespielt hat, mit vieler Wahrscheinlichkeit für die Ausschmückung, die bald lawinenartig anschwoll, verantwortlich machen dürfen. Ähnliche Verschmelzungen der Erinnerung an gefährliche Ereignisse des 30jährigen Kriegs mit ältern Schulfesten sind für Dinkelsbühl („Kinderlore" von 1632) und Schleusingen (Isolanis Kroaten, 1634), vielleicht auch für Freiberg (Sa.), Kamenz, Mühlhausen, Pegau, Zofingen u. a. O. zu beobachten.

Daß die ausgeschmückte Erzählung von einer Bewahrung Naumburgs vor Husiten schließlich zum Gemeingute „geschichtlichen Wissens" hat werden können, ist wohl auf die Verbreitung des „Sächsischen Kuriositätenkabinetts" des Mühlstedter Pastors J. R. Marci (Dresden 1743) und noch mehr auf das 1746er Programm des Naumburger Stadtschulrektors Martin Borck zurückzuleiten; 1782 hat Joh. Gg. Rauhes Schrift „Die Schwachheit über die Stärke" die damals bereits eingewurzelte Husitenlegende lediglich nochmals weiter kolportiert und dadurch der nur noch mit Unlust abgehaltenen Feier zu neuer Blüte verholfen. Vergl. Archivrat i. R. Dr. P. Mitzschke, Anfänge und Entwicklung der Naumburger Husitensage (Naumburg 1904).

Bei Aussig sollen 1424 drei- oder vierhundert Langensalzaer gegen die Husiten gefallen sein; doch Kroker hat nachgewiesen, daß nur einige 80 Langensalzaer im kursächsischen Heere mitfochten: die sind allerdings sämtlich zugrunde gegangen.

Eine andere Erfindung ist die der Ziska-Trommel. In der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" vom 1. Jan. 1887 heißt es: nach Ziskas Ableben (11. Okt. 1424)

„verbreitete sich ein seltsames Märchen. Ziska selbst sollte sterbend Vorkehrungen getroffen haben, um nach seinem Tode noch unter den Seinen zu weilen und sie ferner zum Siege führen zu können. Es hieß, er habe auf die Frage, wo er bestattet sein wolle, geantwortet, daß man seinen Leichnam den Tieren des Feldes hinwerfen, aus der Haut aber eine Trommel anfertigen möge, bei deren Schall die Hussiten in die Schlacht ziehen sollten. Sowie die Trommel ertöne, würden die Feinde die Flucht ergreifen. Die Nachricht findet sich schon bei Aeneas Sylvius, und spätere Schriftsteller, wie Albert Krantz, wissen zu berichten, daß Ziskas Befehl ausgeführt worden sei, und daß die Trommel alles geleistet habe, was man von ihr erwartet hätte."

Abgesehen von der späteren „Verbesserung" der Sage durch Hormayr (1833): Ziska habe nur befohlen, die Tierhaut, die er stets unter seinem Panzerhemd getragen, zur Herstellung einer Trommel zu benutzen, wollen wir erwähnen, daß sich schon früh Zweifel an der Sage regten, z. B. bei Zacharias Theobald (Hussitenkrieg, Ausgabe von 1609). Trotzdem hat man an das Dasein der Trommel geglaubt. Die „Spenersche Zeitung" vom 24. Oktober 1743 meldete, daß „vor einigen Tagen" zwei sehr merkwürdige Altertümer aus der Grafschaft Glatz nach Berlin gebracht worden seien, wovon eins die Ziskatrommel war, die 1429, als Prokop Glatz belagerte, in die Hände der Belagerten gefallen sei. Auch in der Korrespondenz zwischen König Friedrich und Voltaire (16. Nov. 1743: Teil XXII, S. 150) wird die Trommel, allerdings etwas ironisch erwähnt. Was aus ihr geworden ist, weiß man nicht. — Die im November 1910 verbreitete und zunächst geglaubte Nachricht von der Auffindung des Grabes Ziskas und seines Schädels in der Peter- und Pauls-Kirche zu Czaslau stellte sich bald als eine böswillige Irreführung heraus: der „alte" Buchdeckel mit einer „lateinischen" Inschrift, die auf die Knochenreste in einer Nische verwies, stammte von einem modernen böhmischen Steuerbüchlein!

Die Buchdruckerkunst, d. h. die mechanische Vervielfältigung der Buchstaben, das Gießinstrument zur Erzielung einer bis auf das kleinste Maß gemeinsamen,

völlig gleichen Kegelhöhe und die Druckerpresse, ist ums Jahr 1447 von „Johann Gensfleisch zu(m) Gutenberg" (gest. 1468; über diese merkwürdigen Namen usw. unterrichtet jetzt am besten die genealogische Untersuchung des Darmstädter Archivdirektors Freiherrn Gustav Schenk zu Schweinsberg in der im Auftrage der Stadt Mainz zum 24. Juni 1900 von Otto Hartwig herausgegebenen „Festschrift") in Mainz erfunden worden, nachdem sich dieser auf Grund seiner Bekanntschaft mit dem Metallschnitt (für Grabplatten, für Buchbeschläge, bei den Goldschmieden), dem Punzen von Einzelbuchstaben auf Buchdeckeln durch Buchbinder und dem Drucken von Metallplatten bereits seit mindestens 1440 mit den ersten Versuchen seiner Art zu drucken beschäftigt hatte; Johann Fust hat ihm seit 1450 Geld vorgeschossen. Diese Tatsachen stehen historisch fest. Wenn oft andere Erfinder genannt worden sind, so verstummen solche Stimmen doch seit den überaus tüchtigen und eindringenden Untersuchungen, die 1900 die Gutenberg-Jubelfeier gezeitigt hat (eine vorzügliche Übersicht darüber von dem noch Ende desselben Jahres verstorbenen hessischen Archivrat Arthur Wyß in der Historischen Zeitschrift 87, 1901, S. 454—474; vergl. auch F. v. Zobeltitz in der Zeitschrift für Bücherfreunde 4, II, 256 ff. 297 ff.), klugerweise mählich immer mehr. „Sicher steht sein Ruhm als Erfinder der Buchdruckerkunst" (Art. Gutenberg im 8. Bande der 6. Aufl. von Meyers Konversations-Lexikon, Leipzig 1904, S. 542). Die Erzählung, Pamfilo Castaldi habe Holztafeldrucke, die durch Marco Polo von China nach Italien gebracht worden seien, gesehen und Nachahmungen davon zum Bücherdrucke verwandt, ja er habe Typen einzeln in Holztafeln geschnitten und 1426 die ersten Druckversuche dieser Art gemacht, ist zu wenig beglaubigt. Nicht viel bedeutender sind die Verdienste Prokop Waldvogels, der 1444—1446 in Avignon Stempel benutzte, die das Buchstabenbild linksseitig und in erhöhter Form tragen und, eingefärbt, direkt zum Abdruck gebraucht werden können; vielleicht auch hat Waldvogel diese Art von Drucktätigkeit erst ausgeübt, nachdem er in den 30er Jahren zu Straßburg mit Gutenbergs Gedanken bekannt geworden war. Am hartnäckigsten werden von seinen Landsleuten, so noch 1904 von Chr. Enschedé zu Haarlem

(„Laurens Jansz. Coster de uitvinder van de boekdrukkunst“), die angeblichen Ansprüche des Holländers Laurens J. Coster (um 1440) mindestens auf die Priorität des Letterngießens verteidigt, dem deswegen 1722 in Haarlem sogar ein Denkmal errichtet worden ist; aber auch die für ihn vorgeführten Gründe ermangeln seit v. d. Linde (1870 ff.) und Wyß (1888) wissenschaftlicher Beweiskraft. Noch schlimmer steht es hierin mit Johann Brito aus Brügge. Vergl. „Die Anfänge der Buchdruckerkunst“, von Heinrich Meisner und Johannes Luther, in der Zeitschrift für Bücherfreunde 3, XI/XII, 409—453: eine vorzügliche orientierende und reich illustrierte Abhandlung, die 1900 auch als Buch bei Velhagen & Klasing in Bielefeld erschienen ist.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455 ereignete sich der sächsische Prinzenraub durch Kunz von Kauffungen, von Mosen und von Schönfeld. Es knüpft sich hieran die Anekdote, daß der Befreier der jugendlichen Prinzen, der Köhler Georg Schmidt (Torubel),

„dem Kurfürsten und dem ganzen Hofgesinde immer und immer wieder habe erzählen müssen, wie bei der Befreiung der Prinzen alles sich zugetragen. Und da er dabei stets die Äußerung getan, daß er Kunz von Kauffungen mit seinem Schürbaum weidlich ‚getrillt‘ habe, so wäre ihm, wie Johannes Vulpius berichtet, von den Höflingen, wie aber spätere, z. B. Galletti in seiner Geschichte Thüringens, 1784, zu melden wissen, unmittelbar vom Kurfürsten der Name „Triller“ beigelegt worden, und dieser hätte mit der Zeit den eigentlichen Familiennamen, Schmidt, ganz verdrängt . . Es findet sich aber, daß die ganze Literatur über den Prinzenraub und die Familie Triller bis zum Jahre 1699, in welchem Vulpius sein Buch „Altenburgs ansehnliche Hoheit“ herausgab, von der angeblichen Äußerung des Köhlers nichts, gar nichts enthält. Erst in dem genannten Buche, also fast zwei und ein halb Jahrhunderte nach dem Prinzenraube wird sie aufgetischt und zwar, ohne daß irgend welche Quelle dabei genannt würde.“ (Ernst Koch, Trillersagen, Meiningen 1884, I, S. 40 u. 41.) Die Familie Triller stammt also nicht vom Retter des Prinzen ab (vergl. denselben Koch, Die Stiftung Kaspar Trillers und der Stammbaum der Tryller, Meiningen 1889).

Über die abenteuerliche Legende vom Bruder Klaus von der Flüe haben wir eine Monographie von Rochholz (Arau 1875). Am 16. Oktober 1467 nahm Klaus, ein Fünfziger, Abschied von Vater und Bruder, von seinem Weibe und zehn Kindern, von denen das jüngste 14 Wochen alt war. Die

Legende erzählt nun, daß ihn auf der Suche nach einem passenden Wohnplatz einmal „beim Erwachen ein himmlisches Licht umgab, dessen Strahl wie ein Blitz jählings ihm in die Eingeweide fuhr und dolchartig darin herumbohrte, und daß er infolgedessen von Stund an weder Hunger noch Durst mehr fühlte und ganz ohne menschliche Nahrung zu leben beschloß". Er zog sich dann in das Melchtal zurück, wo ihm 1468 auf Kosten der Gemeinde eine Zelle gezimmert wurde. Da soll dann der Bruder Klaus neunzehn und einhalb Jahre, ohne zu arbeiten, ohne Lektüre und dergleichen gefastet und gedurstet und außer der Hostie nichts zu sich genommen haben. Angeblich ist er in jener Zelle am 21. März 1487 gestorben. Vorher aber ist er, wie auch Herder in seinem Gedicht „Der Friedensstifter" erzählt, am 22. Dezember 1481 auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Stans erschienen. Er bewegt dort binnen einer Stunde die vertretenen Kantone, auch Freiburg und Solothurn in den eidgenössischen Bund aufzunehmen, und veranlaßt, daß eine wichtige, das Versammlungsrecht der Untertanen beschränkende Übereinkunft getroffen wird, seitdem das Stanser Verkommnis genannt (vergl. Jos. Hürbins ‚Handbuch der Schweizer Geschichte' I, Stans 1900, S. 316). Rochholz bemerkt (a. a. O., S. 2):

„Ein Alpler, der bis in sein fünfzigstes Jahr das Vieh gehütet, bis in sein siebenzigstes Jahr und letztes Lebensjahr weder schreiben noch lesen gelernt hatte, sodann einsiedelnd alle menschliche Gesellschaft mied und kein anderes Geschäft mehr betrieb, als den Rosenkranz an den Kerben seines Bergstockes abzubeten — ein so gröblich unwissender, seiner Familie und Gemeinde entfremdeter, von menschlicher Lebensart und Arbeit hartnäckig sich ausschließender, auf seinen Körperschmutz erpichter Waldbruder erscheint ungerufen in der Versammlung der eidgenössischen Tagsatzungsgesandten, diktiert da den erfahrensten Staatsmännern, den Besiegern Karls des Kühnen*) den nicht gewollten Frieden, rettet dadurch das Vaterland und zählt seitdem in der Geschichte zu den Heroen."

*) Nach Berichten zeitgenössischer Schweizer soll das Heer des Burgunderherzogs 1476 bei Grandson 100—120000 Mann betragen haben; ja für Murten wird sogar das Dreifache angegeben! Tatsächlich aber hatte Karl für die erste Schlacht nur 7000, für die zweite 25000 Mann zur Verfügung, während die Schweizer beträchtlich stärker (18000 und 27000) waren. Natürlich stehen die Verlustzahlen in demselben Verhältnis von Sage und Wirklichkeit: bei Grandson sollen 7000 Burgunder gefallen sein — es waren aber nur 300 gewesen (Jos. Hürbin, a. a. O., S. 296 f. 300; H. Wattelet, Die Schlacht bei Murten, Freiburg 1894).

Die erste Biographie, die von dieser persönlichen politischen Tätigkeit des Bruders Klaus spricht, ist Eichhorns Vita B. Nicolai vom Jahre 1608 (freilich unter Berufung auf den früheren Heinr. Wölflin). Die positive Nachricht gründet sich dann einzig und allein auf des „Petermann Etterlyn Kronica von der Löbl. Eydgenossenschaft" usw., Basel 1567; aber sie lautet nur: der Ortspfarrer Heini Imgrund (Heinrich im Grund) sei zu Klaus geeilt und habe, zurückgekehrt, mit dessen Botschaft den Frieden zustande gebracht. So ist es auch erklärlich, daß Dankschreiben Solothurns und Berns an den (indirekten) Friedensstifter, den Bruder Klaus im Ranft an der Melchaa, vorhanden sind. Trotzdem wurde 1650 auf Gutheißen der Nidwaldner Regierung im unteren Rathausgang zu Stans ein großes Gemälde aufgehängt, das einen persönlichen Auftritt Klausens vor der Tagsatzung darstellt. Den Zweifel findet man zuerst in J. J. Huttingers Helvetischer Kirchengeschichte (1707; II, S. 480).

Die hübsche Erzählung, wie Kaiser Max sich auf der Martinswand bei Zirl, nicht weit von Innsbruck, verirrt und dann gerettet wird, ist durch Gedichte von Heinr. Jos. v. Collin („Kaiser Max auf der Martinswand"; Wien 1812) und vom Grafen A. A. Auersperg (Anast. Grün: „Willkommen Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt, — willkommen Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt"; 1830), sowie durch Gemälde (u. a. das von Leop. Bode, wiedergegeben z. B. in Pfarrer J. Nincks „Deutschem Kinderfreund" 26, IX, vom Juni 1904) bekannt geworden. Es gibt zwei Monographien darüber, von Kirchlechner: „Über Maximilian als Jäger" usw. (Wien 1885), und von Busson: „Die Sage von Max auf der Martinswand und ihre Entstehung" (Wien 1888). Kirchlechner meint, die Sage sei aus dem 20. Abenteuer des Teuerdanks entstanden; doch spricht dagegen, daß das Abenteuer seinen Schauplatz gar nicht auf die Martinswand verlegt. (Der Teuerdank, nach des Kaisers Angabe von dem Propst Melchior Pfinzing ausgearbeitet, hatte hauptsächlich die Brautbewerbung Maximilians um Maria von Burgund zum Gegenstand.) Zwei allegorische Personen, Fürwittig — Maxens eigener jugendlicher Übermut —, und Unfalo, d. i. das Unglück, haben sich verschworen,

den Teuerdank (Max) bei seinen Jagden zu Schaden zu bringen, und reizen ihn dazu, eine gefährliche Gebirgspartie in der Nähe von Innsbruck zu betreten; sämtliche Damen des Gefolges sollen zusehen („*Es mag das gantz Frawenzimmer zusehn*"). Max erlegt mit seinem „Schafft" den aufgetriebenen Gemsbock, kann aber dann nicht weiter, bis ihm der begleitende Jäger den Schaft wieder holt, worauf beide die „Wand" hinabklettern und von den Damen jubelnd empfangen werden. Die Martinswand wird noch nicht genannt. — Die erste Erweiterung der einfachen Erzählung findet sich bei Sebastian Franck (1499—1542), der in seinem „Germaniae Chronicon" (Von des gantzen Teutschlands, aller teutschen Völcker herkommen, Namen, Händeln, guten und bösen Taten, Reden) in der Erklärung zum 20. Bilde des Teuerdanks berichtet, man hätte dem Kaiser, als er auf der Martinswand in Gefahr war, einem damaligen Gebrauch entsprechend das Sakrament gezeigt, wodurch ihm Gott „durch sein freudig Gemüt und seine Geschicklichkeit" herabgeholfen. Fernerhin erfährt die Sage Ausbildungen durch den „Tirolischen Landreim" von 1558, 1574 durch Stephan Winand Pighius (Hercules Prodicius seu principis iuventutis vita et peregrinatio; herausgegeben 1587), durch Philipp Hainhofer (Reise von 1628). Die Benennung stammt sicher von dem gegenüberliegenden Martinsbühel und dem Kirchlein daselbst. Von späteren Berichten sehen wir ab und erwähnen nur noch, daß die dem Kaiser Max angeblich gezeigte Monstranz der berühmten Ambraser Sammlung (Schloß bei Innsbruck) einverleibt worden ist. Der geheimnisvolle Retter ist wahrscheinlich niemand anders gewesen, als der im Teuerdank als Begleiter erwähnte Jäger und vermutlich derselbe Oswald Zypper, dem der Kaiser 1503 eine Pension aussetzte. Verschiedene Adelsfamilien (Hollauer von Hohenstein, von Oheimb) wollen von diesem Jäger abstammen; die Stammsagen gehen aber über die bei solchen Sagen übliche matte Worterklärung nicht hinaus.

Der Kern der von Justinus Kerner gedichteten Ballade vom reichsten Fürsten: vom württembergischen Grafen Eberhard im Bart, dem Kaiser Maximilian unterm 21. Juli 1495 den Herzogsbrief ausgestellt hat (gest. 24. Febr. 1496; nicht zu verwechseln mit Eberhard dem Rauschebart!),

geht zurück auf eine von Phil. Melanchthon 1552 gehaltene Rede (vergl. H. Knapp in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1892, Nr. 209, und Eb. Nestle: ebenda 12. Aug. 1895), also nicht, wie früher angegeben wurde, auf die 1566er Ausgabe von Luthers Tischreden.

Eine förmliche Kette von Mythen schlingt sich um den von der Nachwelt unverdient lediglich als marktschreierischen Schwindler gebrandmarkten, wirklich bedeutenden Chemiker und Mediziner Theophrast von Hohenheim, gen. Bombastus Paracelsus (1493—1541). Sein von der Gebieterin Umwelt tyrannisch diktiertes Befangensein in gewissen unklar-mystischen Anschauungen seiner Zeit hat es verschuldet, daß man später in ihm mehr den absichtlich täuschenden Alchimisten hat erblicken wollen als den die Gegenwart fast modern anmutenden, großen Naturkenner. Vergl. die Paracelsus-Forschungen von Karl Sudhoff (1887/89; 1894; 1898/99), Franz Strunz (1903/04 und 1907) und die Monographie von R. Jul. Hartmann (Stuttg. 1904).

Florian Geier von Geiersberg, ein gleichfalls von der Sage umwobener Führer der fränkischen Bauern im Bauernkriege, war tatsächlich am Kampfe selbst (1525) nie beteiligt, führte aber oft das Wort für die Bauern bei Verhandlungen und fiel nach der Niederwerfung des Aufstandes am 9. Juni durch Wilhelm von Grumbach (der nicht sein Schwager war) bei Schloß Rimpar (nicht Limburg). Vergl. Max Lenz in den ‚Preußischen Jahrbüchern' Bd. 84, 1896.

Die Redensart: „Doa danzt Bornholm hen" (vergl. Reuters „Stromtid" III, 14: Dor fallen hunnertdusend Daler hen!") bezieht sich auf eine Sage, die, anknüpfend an die Tatsache, daß Lübeck den ihm 1525 von Dänemark übertragenen Pfandbesitz der Insel Bornholm einundfünfzig Jahre später wieder abtreten mußte, wie folgt erzählt wird:

„Ein eitler Lübecker Bürgermeister, Johann Wittenborg, geizte, während er als Gesandter in Kopenhagen weilte, nach der Ehre, mit der Königin tanzen zu dürfen, und erreichte dies gegen die Verpflichtung, im Namen Lübecks Bornholm an Dänemark zurückzugeben. Die Lübecker aber ließen ihn diesen Verrat mit dem Tode büßen und fügten zugleich ihrem Ratssilberzeuge einen Becher mit der Inschrift hinzu: „Doa danzt Bornholm

hen", aus welchem dann alljährlich bei offener Tafel die Bürgermeister sich selbst zur Warnung trinken mußten.

Aus der hansischen Geschichte wissen wir freilich, daß Wittenborg schon fast zwei Jahrhunderte früher als Feldherr des ersten unglücklichen Kriegs gegen Waldemar Atterdag [1362] hingerichtet wurde; es wird die Sage daher unberechtigt den Tod dieses unglücklichen Mannes mit der weiteren, ihr entstellt überlieferten Tatsache verbunden haben, daß Lübeck Ratssilbergeschirr besaß, welches mit dem Pfandbesitz von Bornholm, aber wiederum in ganz anderer Weise, in Beziehung stand. 1538 nämlich hatten die Lübecker einen auf Bornholm gegen ihre Herrschaft ausgebrochenen Aufstand unterdrückt und mit schwerer Geldbuße geahndet. Aus dem Ertrage der letzteren hatte der Bürgermeister Jochim Gerken das Silberzeug anfertigen lassen, von dessen uns erhaltenen Inschriften die eine lautete:

Bornholm heft mi ghegeven
Lübeck der guten stadt;
Wer trw bestendig bleven,
Hebbet nen noet gehad.

Dieses Silberzeug überreichte Jochim Gerken 1540 einem ehrbaren sitzenden Rate, damit derselbe solche Kleinodien hinfort der Stadt zu Ehren gebrauche, sowie auch zu ewigem Gedächtnis daran, daß die von Lübeck das Land Bornholm in Besitz gehabt haben, annoch besitzen und darüber die Herrschaft führen." (National-Zeitung vom 12. August 1881.)

Über Georg v. Frundsberg, den als „Vater der Landsknechte" bekannten kaiserlichen Feldhauptmann († 1528), befindet sich im Archivio Gonzaga zu Mantua eine Reihe von Urkunden, die auf seine letzten Jahre ein unerwartetes Licht werfen. Daraus machte der Direktor des Staatsarchivs zu Mantua, Alessandro Luzio, im Februarheft der Deutschen Revue von 1909 interessante Mitteilungen. Die deutsche Geschichtschreibung berichtete bisher bei der Schilderung des Einmarsches der Landsknechte nach Italien im Herbst 1526 übereinstimmend, daß Frundsberg in wunderbarer Weise einer Falle entging, die ihm von dem Markgrafen von Mantua, Federico Gonzaga, gestellt worden sei. Dieser soll die Landsknechte in das „Serraglio" von Mantua gelockt haben, um sie von dem Heere der heiligen Liga (Bündnis zwischen Frankreich, dem Papste, England und den italienischen Fürsten gegen Kaiser Karl V.) umzingeln und niedermachen zu lassen; und man glaubt, wie Gregorovius schreibt, den Marsch der Zehntausend unter Xenophon vor sich zu sehen, wenn man liest, mit welcher Tapferkeit und Ausdauer diese deutschen Söldner alle Gefahren überwanden und die

verräterischen Anschläge vereitelten, mit denen ihnen der Weg verstellt wurde.

Diese Darstellung der Ereignisse ist der urkundlich beglaubigten Wahrheit diametral entgegengesetzt, wie ein Feuilleton der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 169 vom 26. Febr. 1909 sehr nett darlegte. Federico Gonzaga war ein Fürst, der ganz und gar nach den Lehren der machiavellistischen Politik handelte: als Generalkapitän des Papstes und der Florentiner zeigte er sich der Liga scheinbar ergeben; aber im stillen begünstigte er um seines persönlichen Interesses willen die Kaiserlichen in jeder Weise. Er war Lehensträger des Reiches und wollte sich die Dankbarkeit Karls V. erwerben, der in der Tat ihn später zum Herzog machte und die Frage Montferrat zu seinen Gunsten entschied. Am 14. September 1526 war der Schwager Frundsbergs, Graf Ludwig von Lodron, heimlich nach Mantua gekommen, um dem Markgrafen den Anmarsch der Landsknechte anzukündigen und für sie um freien Durchzug durch seine Staaten zu ersuchen, und Federico Gonzaga hatte ihm ein förmliches Versprechen gegeben, das Unternehmen der kaiserlichen Söldner zu erleichtern. Die Offiziere des Markgrafen erhielten Befehl, den Durchmarsch Frundsbergs in jeder Weise zu begünstigen; dagegen wurde ihnen bestimmte schriftliche Weisung erteilt (das Schriftstück ist noch vorhanden), unter verschiedenen Vorwänden Giovanni de' Medici, gegen den Gonzaga wegen verschiedener Kränkungen eine unversöhnliche Feindschaft hegte, den Weg zu versperren. Das Serraglio, welches das Grab der Landsknechte hätte werden können, wurde in Wirklichkeit ihr rettungbringender Zufluchtsort; Frundsberg gewann dort die nötige Zeit, um von Ferrara die Geschütze zu erhalten, mit denen er dem Heere der Liga die Stirn bot. Einer der ersten Schüsse tötete Giovanni de' Medici. Mit seinem Tode verlor Italien den einzigen tüchtigen Feldherrn, der es vielleicht noch hätte retten können. Frundsberg bestätigte dem Kaiser Karl V. den wertvollen Dienst, den ihm der Markgraf von Mantua geleistet hatte, und der Kaiser sprach in einem offiziellen Schreiben, das in den Akten vorhanden ist, seine höchste Befriedigung aus.

Wie oft ist ferner nicht das Märchen wiederholt worden, daß Frundsberg nach Italien gekommen sei mit einer goldenen

Schnur, die er für den Hals des Papstes bestimmt habe! Auch dies steht mit der geschichtlichen Wahrheit nicht im Einklang. Federico Gonzaga hätte nach der Eroberung Roms durch die Kaiserlichen (1527) gerne schleunigst auch offiziell jede Beziehung zu dem gefangenen Papste Klemens VII. abgebrochen und teilte dies dem infolge eines Schlaganfalles in Ferrara zurückgebliebenen Frundsberg mit. Einen Brief des markgräflichen Abgesandten vom 19. Juni 1527 beantwortete nun Frundsberg dahin: Kein Deutscher würde jemals seinen Herrn in seinem Unglück verlassen; anders zu handeln wäre eine unauslöschliche Schmach. Daher dürfe Federico Gonzaga dem Papste keinen neuen Stoß versetzen, der ihm sicherlich zum größten Kummer gereichen und ihn grausam verwunden würde. Diese Regung aufrichtigen Mitgefühls für die traurige Lage Klemens' VII. läßt sich nicht in Einklang bringen mit dem Rufe eines Papstwürgers, in den man den Feldhauptmann der Landsknechte gebracht hat. Nach den von Luzio mitgeteilten Aktenstücken war Frundsberg im Mai 1528 mit dem in Mantua gefaßten Vorschlag einverstanden, wonach der Papst aus seiner Neutralität heraustreten und ein förmliches Bündnis mit Kaiser Karl V. schließen solle. In diesem Falle war ein Trupp deutscher Landsknechte, die unter Führung des Herzogs von Braunschweig in Italien neu eingetroffen waren, bereit, mit Frundsberg nach Florenz zu marschieren, um das Haus Medici (dem der Papst entstammte) dort wieder einzusetzen. Diese Expedition schlug dann durch die Unentschlossenheit des Papstes und vor allem durch die tödliche Krankheit Frundsbergs fehl. Nach einem letzten vorübergehenden Aufzucken kriegerischer Lebenskraft mußte Frundsberg sich beim Herannahen des Herbstes 1528 über die Alpen zurückziehen, um in seiner Heimat Mindelheim ruhig zu sterben, getröstet — durch den päpstlichen Segen.

Ein „historisches" Gemälde von Hans Makart († 3. Okt. 1884) machte 1879 Aufsehen, Karls V. Einzug in Antwerpen darstellend: zu jeder Seite des Kaisers schreiten zwei nackte Mädchen, ohne daß sie selbst oder sonst jemand auf dem Bilde sich besonders darüber zu wundern scheinen. Veranlaßt war Makart zu der Anbringung der Nackten durch

eine Notiz in Albrecht Dürers Reisetagebuch, der 1520 in Antwerpen dem Einzuge beigewohnt hatte. Dieser erzählte 1526 dem Melanchthon, auf einem großen Triumphbogen hätten weibliche Gestalten in unverhüllter Schönheit gethront; auf das Pflaster der Straße herab hat jedoch lediglich Makarts Phantasie die Damen versetzt. Die Stelle aus „Albrecht Durer in de Nederlanden", herausgegeben von Frederic Verachter (Antwerpen 1840) lautet (Original holländisch, S. 53):

„Auch habe ich einen Stüver gegeben für einen gedruckten Einzug zu Antwerpen, worin beschrieben wird, wie der König auf eine prächtige Weise empfangen ist. Da waren die Tore schön geschmückt mit Schauspielen (kamerspelen), großer Freude und schönen Jungfrauen, wie ich sie selten gesehen habe. Ich habe einen Gulden zum Zehrgeld gewechselt."

Bemerkungen des Stadt-Archivars Verachter: Cornelii Graphaei Gratulatio Caroli V. Imperatoris 1520. Antverpiae, apud Joan. Croccium. 8.

„Diese Mädchen" sagt Verachter, „waren die schönsten der Stadt Antwerpen, beinahe ganz nackt und nur mit einer „dunne gaze kleeding" bedeckt."

Das war damals eine Ehre für die Mädchen, wie heute das weißgekleidete Jungfrauentum. Was bei dem Bilde auf Makarts eigene Rechnung kommt, ist danach leicht zu ermessen.

Ein anderes bekanntes „historisches" Gemälde von Karl Becker (zu Berlin in der Nationalgalerie; gestochen von Zimmermann) stellt dar, wie Kaiser Karl V. von dem reichen Kaufmann Anton Fugger in Augsburg empfangen wird. Da der Kaiser, wie berichtet wird, über Kälte klagt, brennt im Kamin ein Feuer (man erzählt: von Sandelholz); Fugger wirft die Schuldverschreibung des Kaisers über das zum Zuge nach Tunis vorgestreckte Geld ins Feuer, während seine schöne Tochter dem hohen Herrn einen Pokal kredenzt. Nach Hans Karl Dippoldt (gestorben 1811 in Danzig) muß jedoch die Wahrheit dieser Szene angezweifelt werden: „In keiner einzigen der sämtlichen gleichzeitigen Geschichtsquellen findet sich eine Andeutung jener Erzählung." Vergl. Rich. Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger (Jena 1896), S. 168—170. Nur das ist Tatsache, daß die Fugger bis 1650 auf ihre Forderungen an die Habsburger mindestens 8 Mill. Gulden (= 260 Mill. M. nach heutigem Kaufwerte) verloren haben. Der Kamin ward noch 1893 zu Augsburg im Hôtel zu den drei Mohren, das

bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts im Besitze der Fugger war, gezeigt; er stammt aber sicherlich nicht aus der Zeit Karls V., sondern ist um ein Jahrhundert jünger. Als Ergänzung zu der Inschrift auf dem Kaminmantel („In diesem Kamin verbrannte im Jahre 1536 Anton Fugger die Schuldscheine Kaiser Karls V., in einem Feuer von Zimmtholz“) schlug ein Berliner Humorist, der die Geschichte jenes Aktienhôtels kannte, launig folgende Fassung vor: „In diesem Kamin verbrannten im Jahre 1886 die Aktionäre des Hôtels ihre wertlosen Aktien“. (Gartenlaube von 1874, Nr. 13, und Frankfurter Zeitung vom 21. Mai 1896.)

Auch fehlt das Verdienst der Ursprünglichkeit. Der durch seine Katze und das zurückrufende Läuten der Glocken *(Bow Bells)*:

Turn again Whittington
Thrice Lord Mayor of London!

bekannte Whittington soll dem König Heinrich V. (1413—1422) ein Fest gegeben und dabei Schuldverschreibungen im Betrage von 60000 Pfund Sterling in einem Feuer von Zimmet verbrannt haben.

Als Kaiser Karl V. 1547 Wittenberg belagerte, soll er der in der Stadt befindlichen Kurfürstin Sibylle von Sachsen durch einen Herold haben melden lassen, wenn sie die Stadt nicht gleich übergebe, werde er ihr das Haupt ihres in seiner Gefangenschaft befindlichen Gemahls — à la Johannes des Täufers — auf einer Schüssel senden; die Meldung ist erfunden. — Nach der Einnahme Wittenbergs soll der Kaiser auf die Aufforderung Herzog Albas, die Leiche Dr. Luthers*) an den Galgen hängen zu lassen,

*) „Alles, was in Chroniken, Predigten usw. zwischen 1546 und 1904 über Luther berichtet wird, ohne durch wirkliche Quellen bezeugt zu sein, muß ausgeschieden und in das Reich der Legendenbildung verwiesen werden“: so der Göttinger Professor Paul Tschackert („Eine neue Legende über Luthers Lied ‚Ein' feste Burg ist unser Gott‘“: in der Neuen kirchlichen Zeitschrift 14, III; Erlangen 1904; vergl. dazu auch oben S. 17). Daß die von übereifrigen — um keinen schärfern Ausdruck zu gebrauchen — Ultramontanen (Paul Majunke [1842—99], J. Deckert [= A. J. Philalethes!] und Genossen) in die Welt gesetzte und trotz aller Gegenbeweise mit boshafter Hartnäckigkeit verteidigte Fabel von dem Selbstmorde Martin Luthers heute von keinem ernsthaften Katholiken mehr vertreten wird, sondern ihre besten Widersacher gerade in diesem Lager (Ludw. Pastor und Nikolaus Paulus) gefunden hat, ist eine der andern Konfession besonders wohltuende Tatsache.

dieses abgelehnt haben mit den Worten: „Ich führe Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Toten" (vergl. E. Gretschel, Geschichte des Sächsischen Volkes und Staates I, Leipzig 1843, S. 530; Konr. Sturmhoefel, Illustr. Geschichte der Sächsischen Lande und ihrer Herrscher I, 2, Leipz. 1899, S. 1199). Ein sehr schönes, in der Lutherhalle daselbst befindliches Bild von Teich stellt diesen Auftritt dar. Die Erzählung stammt nach James H. Stirling *(The cloister life of the Emperor Charles V, London* 1853) aus Juncker (Vita Mart. Luteri, Frankfurt 1699), der wiederum Sleidan (De statu religionis et reipublicae, 1555) als Autorität angibt. Allein Luthers bester Freund, Joh. Bugenhagen, und der gewissenhafte Chronist Menz erwähnen den Ausspruch nicht.

Er steht übrigens fast wörtlich bei Diodor (Fragment bei Konstantin Porphyrogennetos: „Von Denksprüchen"). Der Karthager Hamilkar Barkas erwidert dort den Herolden des C. Fundanius Fundulus (243 v. Chr.), die um Erlaubnis zur Bestattung ihrer Toten bitten: er gestatte das Begraben, indem er Krieg mit den Lebenden führe; mit den Toten sei er ausgesöhnt. Ähnlich Hannibal, dem Mago den Leichnam des Sempronius Blaesus schickt, worauf die Truppen diesen zerhauen und die Stücke verstreuen wollen; aber Hannibal erklärt, man dürfe nicht Rache nehmen an einem Körper, der nichts mehr fühle (Fragment Diodors ebenda: „Von Tugenden und Lastern"). Vergl. auch S. 141.

Über den Eintritt Karl V. in das Kloster von Yuste (nach dem Flüßchen Yuste, nicht etwa nach einem Heiligen so genannt; 1556) erzählt de Thou (Historia sui temporis), er wäre beim Aussteigen niedergekniet und hätte ausgerufen: „Ich grüße dich, o gemeinsame Mutter: nackt kam ich aus dem Mutterschoß, um die Schätze der Erde zu empfangen; nackt kehre ich jetzt zum Busen der Allmutter zurück." Sein Sekretär macht in seinen Briefen auch nicht die leiseste Anspielung, die diese Anekdote rechtfertigen könnte. (J. Stirling, *The cloister life of the emperor Charles V,* S. 24.) Der Schotte Will. Robertson (1721—93) hat Schuld an der Verbreitung der Fabeln, die über den Klosteraufenthalt Karls V. erzählt werden. Angesichts der zahlreichen, aber nicht gleichgehen wollenden Uhren soll er es bereut haben, alle seine Untertanen zu einer Religion haben zwingen zu wollen. Obwohl man darin mit Alfred Baldamus einen tiefen Sinn

erblicken darf, etwa des Inhalts, daß das Lebenswerk Karls V. scheitern mußte, weil er sich dem Individualismus, der Geistesfreiheit widersetzt und es nicht verstanden hatte, seiner Zeit den Puls zu fühlen und ihren noch unklaren Strömungen die Wege zu weisen, obwohl also auch aus dieser Anekdote ein im Unterrichte gut verwertbarer Kern herauszuschälen ist, so bleibt sie drum erfunden. Im Nachlasse des Kaisers waren nur vier oder fünf Uhren verzeichnet, für die er allerdings laut Strada (De bello belgico I, 13) eine unleugbare Vorliebe gehabt hat. In der Geschichte der Deutschen von Ed. Duller wird der kaiserliche „Eremit" — der dennoch stets der genußliebende Aristokrat geblieben ist — sogar mit Pendeluhren abgebildet: ein drolliger Zeitverstoß, da Chr. Huygens erst 1650 die Theorie des Pendels erkannte und 1656 die Pendeluhr erfand, deren erste 1657 durch Costa im Haag ausgeführt wurde (Huygens, Horologium, Haag 1657; Huygens, Oeuvres II, 209).

Im Maschinenbau waren Pendel allerdings längst als Regler bekannt (Feldhaus: Deutsche Uhrmacher-Zeitung 1908, S. 160 u. 1910, S. 23). Eine Pendeluhr mit Zentrifugalpendel baute 1578—87 J. Bodecker (nicht Borgen, Borgi, Burgi, Byrgi) in Osnabrück (Feldhaus: D. Uhrm.-Ztg. 1908, S. 160). Galilei fertigte nur ein Zählwerk mit Pendel. Seine Beobachtung der Pendelschwingungen im Dom zu Pisa ist Sage (Wohlwill, Galilei, Bd. I. 1909).

Religiöse Toleranz sowie überhaupt die einfache Tatsache, daß es niemand in der Welt etwas angeht, was jemand für religiöse Ansichten und ob er überhaupt welche habe, und daß es im allgemeinen eine Ungehörigkeit ist, danach zu fragen, war für den Kaiser, wie überhaupt für die ganze damalige Zeit etwas Unfaßbares. Nach Llorente (*Histoire de l'inquisition d'Espagne*, II, S. 157; vergl. weiter hinten unter Philipp III. von Spanien) ist der Kaiser vielmehr bis zuletzt überzeugt gewesen, daß man die Ketzer verbrennen müsse; er hat es bedauert, daß er Luther aus Worms gemäß dem versprochenen freien Geleit entlassen habe (Karl Ad. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen I, S. 58). Auf dem Bronzestandbilde von Livolsi aus Susa, das man 1630 dem Kaiser auf der Piazza Bologni zu Palermo errichtet hat, wird er als „Purgator" (Reiniger) gefeiert, der der 7-köpfigen „Lutherica hydra" den Garaus gemacht habe.

Nach Delepierre (*Historical difficulties*, S. 128 f.) hat Karl überhaupt nicht Mönchsgewand getragen, wie es auf dem Bildnisse Tizians dargestellt wird (vergl. auch das von Alfred Arago), auch nicht im eigentlichen Kloster gewohnt, sondern in einem daneben für ihn besonders aufgeführten Gebäude; auch bestand sein Gefolge nicht aus nur zwölf Personen, wie Robertson behauptet, sondern aus mehr denn fünfzig. — Betreffs des Begräbnisses des Kaisers zu seinen Lebzeiten (31. August 1558), worüber Robertson berichtet, wollen wir diesen in deutscher Übersetzung hören:

„Die Kapelle war schwarz ausgeschlagen und der Glanz von Hunderten von Wachslichtern genügte kaum, die Dunkelheit zu zerstreuen. Die Mönche in ihren Klosterkleidern und des Kaisers ganzes Gefolge in tiefer Trauer versammelten sich um einen mächtigen, gleichfalls mit Schwarz behangenen Katafalk, der in der Mitte der Kapelle errichtet worden war. Die bei einem Begräbnis üblichen Gebete wurden dann verrichtet und vom traurigen Wehklagen der Mönche begleitet, die für die abgeschiedene Seele flehten, daß sie in den Wohnplatz der Seligen eingelassen werden möge. Die bekümmerten Begleiter wurden durch diese Darstellung des Todes ihres Gebieters zu Tränen bewegt oder sie waren gerührt, vielleicht auch nur aus Mitleid über diese bedauerliche Entfaltung von Schwäche. Karl, in einen dunklen Mantel gehüllt, mit einer brennenden Kerze in der Hand, stand mitten unter seinem Gefolge als Zuschauer seiner eigenen Obsequien, und die wehmütige Zeremonie schloß damit, daß der Kaiser die Kerze in die Hände des Priesters gab, als Zeichen dafür, daß er seine Seele dem Allmächtigen zurückgebe."

Spätere Schriftsteller legen den Kaiser bei dieser Zeremonie sogar schon in seinen Sarg und lassen ihn von da aus mitsingen. (!) Graf Viktor Duhamel (*Histoire constitutionelle de la monarchie espagnole*) geht noch weiter. Nach ihm ließ man den Kaiser in seinem Sarg allein in der Kirche. Er hätte sich dann nach einer Weile in seinem Totenlaken erhoben und sich zu den Füßen des Altars hingeworfen. Ein furchtbares Delirium wäre die Folge gewesen, und am nächsten Tage wäre er in seiner Zelle gestorben. — Allein weder des Kaisers Majordomus, noch sein Sekretär, noch sein Arzt, die in ihren Briefen ausführlich über sein religiöses Leben berichten, besonders wenn es mit seiner Gesundheit zu tun hat, sprechen von der ungewöhnlichen Zeremonie vom 31. August; obwohl sie doch anführen,

„daß er am 15. August zur Kirche getragen wurde und dort das Sakrament sitzend empfing". Auch ist der Kaiser erst am 21. September gestorben. Die im Grunde genommen doch frivole Zeremonie, durch ein im 14. Jahrhundert zu Toulouse gehaltenes Konzil noch besonders verboten, stimmt kaum zu dem Ernste, womit der Kaiser sein ganzes Leben religiöse Fragen behandelte, und auch nicht zu der geistlichen Klarheit, die bis zuletzt sein eigen war. — Das schöne Gedicht von Platen „Der Pilgrim von St. Just":

„Nacht ist's, und Stürme sausen für und für;
Hispansche Mönche, schließt mir auf die Tür usw."

enthält sonach fast so viele Irrtümer wie Zeilen. (Zu vergleichen ferner Barthélemy, *Erreurs et mensonges historiques; série* III, 912).

Über Philippine Welser, die Augsburger Patrizierstochter, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Österreich, hat sich durch Jacques Aug. de Thou (Thuanus; 1553—1617) und nach ihm durch Köhlers „Historische Münzbelustigungen" eine der Wahrheit durchaus widersprechende Tradition gebildet. Zunächst war sie nicht die Tochter des ungeheuer reichen Bartholomäus Welser, sondern des nur mäßig wohlhabenden Franz Welser; geboren war sie 1527, demnach zwei Jahre älter als ihr Gemahl (geb. 14. Juni 1529). Das in Reise-Handbüchern als ihr Geburtshaus bezeichnete Haus am ehemaligen Rindermarkt (späteren Heumarkt, jetzt Philippine-Welser-Straße genannt) ist es nicht. Nach Dr. Ad. Buff (gest. 1901) wohnte Franz Welser damals am ehemaligen Weinmarkt (jetzt Maximilianstraße). Nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) soll der Erzherzog sie beim feierlichen Einzuge Kaiser Karls V. im Erker ihres väterlichen Hauses erblickt haben; in Wirklichkeit ist er damals gar nicht in Augsburg gewesen, hat Philippinen wohl erst 1556 und zwar nicht in Augsburg kennen gelernt und sich 1557 im geheimen mit der Dreißigjährigen trauen lassen. Im Jahre 1559 verzieh der Kaiser Ferdinand dem Sohne. Ein Fußfall Philippinens und ihrer Kinder vor dem Kaiser, wie er so oft gemalt worden, hat nicht stattgefunden; wahrscheinlich hat er sie sogar niemals gesehen (Jos. Hirn, Geschichte des Erzherzogs Ferdinand; 1887).

Jeder kennt den Beinamen, der den ersten großen Oranier, der sich aus dem Pagen und Günstling Kaiser Karls V. zum bittersten Feinde seines Sohnes, König Philipps II. von Spanien, entfaltet hat, von den übrigen, ebenfalls Wilhelm getauften Gliedern jenes Fürstenhauses unterscheidet: er heißt der „Schweiger". Und doch paßt keine Bezeichnung auf diesen ruhig heitern, offenherzigen und mitteilsamen Edelmann so schlecht wie gerade diese. Tatsächlich haben ihn die Zeitgenossen nicht so genannt, sondern den „Vater" die Holländer, den „Schlauen" die Spanier (so zuerst 1574 in einer anonymen, lateinisch geschriebenen Flugschrift: im Gegensatze zu den Grafen Hoorne und Egmond, die Alba ins Netz gegangen waren). Anscheinend trägt lediglich ein Mißverständnis die Schuld, daß das Werk van Meterens daraus den „Schweiger" gemacht hat; hieraus ist es in Stradas Beschreibung des Aufstandes und alle späteren Geschichtsbücher („le Taciturne" bei Gachard, „the Silent" bei Motley) übergegangen. So R. Fruin im „Volksalmanak, uitgegeven door de maatschappij tot nut van't algemeen" (Amsterdam 1864). Die Ergebnisse seiner Untersuchung anerkennend, hat dann Ed. Schulte (Sonntagsbeilage Nr. 39 zur Vossischen Zeitung vom 29. Sept. 1895) — namentlich im Hinblick auf Moltke — dem Beinamen eine recht gelungene Rechtfertigung zuteil werden lassen. Also bleibt es dabei: „De Zwijger boven!" —

Der Reformator der Astronomie Nikolaus Kopernikus (genauer: Coppernicus oder Koppernigk; 1473—1543) ist ebensowenig, wie der Reformator der Religion Martin Luther, ohne Verschönerung durch den Treppenwitz der Weltgeschichte davon gekommen. Bekanntlich folgt es aus seinem Systeme unnachsichtlich, daß Merkur und Venus als Planeten, die der Sonne näher kreisen als die Erde, uns Phasen zeigen müssen, wie der Mond; allerdings müßte dies nach dem ptolemäischen auch schon der Fall sein, sobald man annimmt, daß diese beiden Planeten ihr Licht von der Sonne erhalten. Daß man diese Phasen nicht bemerken konnte, war seit langem ein stehender Einwurf gegen die kopernikanische, die Sonne in den Mittelpunkt setzende Theorie; auch war dieser Einwurf dem Kopernikus bekannt. In seinen weitverbreiteten „Wundern

des Himmels" (1834 ff.) ergeht sich nun Jos. Joh. v. Littrow über die Kühnheit, womit Kopernikus die Entdeckung der Phasen der Venus vorhergesagt habe. Diese Endeckung hat denn auch Galilei im Februar 1609 gemacht, sehr bald nach der Erfindung des Fernrohrs: aber Kopernikus hat sie nie vorausgesagt (A. v. Humboldt: Kosmos II, S. 362 und III, S. 538). Auch daß Kopernikus sein System vorsichtig oder bequem nur als „Hypothese" vorgetragen habe, ist unrichtig. Gegen seinen Willen war jedoch seinem Werke eine vielleicht von bester Absicht diktierte, ängstliche Vorrede von Andr. Osiander vorgedruckt worden, die jenem Gedanken Ausdruck gab (L. Prowe, Leben des Kopernikus, Berlin 1883, II, S. 524). Daß Kopernikus die Wasserleitung in Frauenburg (am Frischen Haff, wo er Domherr war) erbaut habe, ist ebenfalls eine Fabel (Prowe in den Neuen preußischen Provinzial-Blättern 1865, S. 320 ff.). Auch hatte Kopernikus in keiner Weise bessere Instrumente zur Beobachtung der Gestirne als seine Vorgänger.

Sodann wird die Todesstunde (24. Mai 1543) des großen Astronomen dramatisch hergerichtet. P. Gassendi erzählt in seinem Leben des Kopernikus, daß er auf seinem Sterbebette den ersten Abzug seines die Sternkunde reformierenden Werkes empfangen habe und wenige Stunden darauf verschieden sei. Wie ergreifend! Leider steht aber der Todestag des großen Mannes nicht ganz fest. (Kosmos II, S. 344 und 497; vergl. auch Prowe.)

Von Kopernikus wird ferner folgende Anekdote erzählt in einem Aufsatz vom Pfarrer Hein zu Allenstein, veröffentlicht 1796 im 7. Jahrgang des „Preußischen Archivs", S. 711:

In meiner jetzigen Wohnstube über dem Kamin schrieb einst Kopernikus mit eigener Hand folgendes Symbolum:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.

(Nicht fordere ich eine Gunst, wie sie Paulus zuteil ward, noch die Verzeihung, die Petrus erhielt, sondern bitte heiß nur um die Gnade, die du einst am Kreuzesstamme dem Schächer gespendet hast.)

Allerdings fügt er gleich hinzu, daß schon sein Amtsvorgänger das „Symbolum", da es fast ganz erloschen war, habe erneuern müssen, und zu seiner Zeit seien nur noch die vier Löcher in der Mauer kenntlich gewesen, an der einst Kopernikus jene Schrift mit ebenso viel Nägeln befestigt hätte.

„Die erwähnte sapphische Strophe ist nicht ein Denkspruch des Kopernikus, noch weniger, wie man bis in die neuesten Zeiten hinein geglaubt hat, von ihm selbst gedichtet worden. Sie ist mit ihm erst in Beziehung gebracht, als ein jüngerer Landsmann, Dr. Pyrnesius, sie zur Unterschrift für ein Bild von Kopernikus wählte, welches er in die Pfarrkirche St. Johann zu Thorn stiftete. Sie ist vielfach abgedruckt und übersetzt worden, indem man sie besonders gern als eine Grabschrift ausgab, die Kopernikus sich selbst, von Reue über sein wissenschaftliches Vorgehen erfaßt, gedichtet habe. — Es ist Hiplers Verdienst, diesen letzteren Mythus zerstört zu haben (im Pastoralblatt für die Diözese Ermland 1874, S. 30 ff.). Er hat das Gedicht aufgespürt, dem die Strophe entnommen ist, eine 34 Strophen lange Ode, welche Aeneas Sylvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., im Jahre 1441 gedichtet hat." (Leopold Prowe a. a. O. I, 2, S. 134 f.)

Das Fernrohr wurde 1608 in Holland entdeckt, wie man erzählt, durch einen spielenden Knaben, Sohn des Brillenhändlers Lippershey, der durch zwei Glaslinsen in der Entfernung voneinander, wie sie im Fernrohr angebracht werden, die Spitze des Kirchturms beobachtete und, von der Wirkung überrascht, ausrief: „Sieh' Vater! der Hahn kommt vom Turm herab!" François Arago in seinem Bericht über das Daguerreotyp (1839) und Littrow in seinen „Wundern des Himmels" haben die Anekdote verbreitet; sie ist aber nicht wahr (vergl. Poggendorff, Geschichte der Physik, S. 190). In der gründlichen „Geschichte des Fernrohres" von H. Servus (Berlin 1886) wird sie ganz übergangen. Auch der treffliche Vortrag Jul. Hirschbergs über die Erfindung der Brille (wahrscheinlich durch Salvino degli Armati in Florenz, gest. 1317), gehalten 1906 in der Novembersitzung der Berliner Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaft und Medizin, räumt mit verschiedenen Irrtümern und Fälschungen ordentlich auf.

Der Ausdruck „verballhornisieren" stammt von Johann Balhorn, Buchdrucker in Lübeck (gest. 1573; Werke aus seiner Druckerei tragen die Jahreszahlen 1528—1643), weil er von einer Fibel eine „verbesserte" Auflage herausgegeben

habe, bei der die Verbesserung darin bestanden hätte, daß er dem auf der letzten Seite der Fibel üblichen Hahne die Sporen nahm und neben ihn ein paar Eier legte. Es ist dies aber nicht wahr. Balhorn ist unschuldig durch einen mißverstandenen Witz Karl Arn. Kortums in so schlechten Ruf gekommen. In der Jobsiade (ed. Bobertag, 2937 ff.) heißt es: „Was betrifft die zugefügten Buchstaben, so stehen selbige schon in ältern Ausgaben; wenigstens fft, sp und sch dienen als Varianten da . . .

Es scheint zwar sich weniger zu schicken
Bei dem Hahn ein Ei auszudrücken . . .“

Also haben sich die Doppelbuchstaben als Varianten schon in älteren A-B-C-Büchern gefunden; hingegen wird das Hinlegen eines Eis zum Hahn aus andern Gründen, aber als ein neuer Gedanke Jobsens verteidigt. (Vergl. D. Simonsen, in der Zeitschrift für Bücherfreunde VI, 2, S. 343; W. Schorn: „Oprindelsen til ordet Ballhornisere“, in der dänischen Buchgewerbe-Jahresschrift „Bogvennen“ 1898/99, S. 86—89; A. Kopp: „Von allerley Ballhornerey“, in der Zeitschrift für Bücherfreunde VI, 1, S. 169—191, und sein „Johann Balhorn“, Lübeck 1906; Curtius im Zentralblatt für Bibliothekswesen 23, 1906; endlich auch Büchmanns „Geflügelte Worte“, ([24]526 f.).

Der Ursprung des Dreißigjährigen Krieges wird auf den Tag angesetzt, an dem die Böhmen unter Führung des Grafen H. M. Thurn die kaiserlichen Statthalter J. B. v. Martinitz und W. Slávata und den Geheimschreiber Mag. Philipp Fabricius vom Sitzungssaal auf dem Hradschin in Prag aus dem Fenster warfen, wobei jedoch alle drei mit dem Leben davonkamen. (23. Mai 1618.) Das ist historisch. Daß aber Fabricius dabei auf die andern gefallen sei und sie deshalb beim Aufstehen um Entschuldigung gebeten habe, ist unhistorisch. Der Treppenwitz der Weltgeschichte liebt etwas Frivolität beim Beginne wichtiger Ereignisse. Wenig bekannt geworden ist übrigens die bereits 1894 erfolgte Feststellung Laur. Winteras (am Stiftsobergymnasium der Benediktiner zu Braunau), daß eine der beiden unmittelbaren Veranlassungen des 30-jährigen Kriegs: die Sperrung der protestantischen Kirche zu Braunau durch den Abt Selender von Braunau,

ins ungeheure Reich der Fabel zu verweisen ist. Vergl. den von Köpl in der Festschrift des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen (Prag 1902) veröffentlichten Originalbericht der von Kaiser Matthias 1618 nach Braunau entsandten Kommission und nochmals L. Wintera in seiner Programmabhandlung „Braunau und der 30=jährige Krieg" (Braunau 1903).

Verbreitet ist die selbstverständlich durch ein schönes Denkmal verewigte Sage von dem Bürgermeister Deimling und den vierhundert Bürgern von Pforzheim, durch deren Heldentod in der Schlacht bei Wimpfen (6. Mai 1622) Markgraf Georg Friedrich von Baden der Gefangennehmung durch Tilly entgangen sein soll. Untersuchungen haben jedoch ergeben: 1. daß Berthold Deimling 1622 gar nicht Bürgermeister in Pforzheim war, 2. daß die 400 Pforzheimer weder die Garde noch das „weiße Regiment" bildeten, von dem ein ungenannter Augenzeuge der Schlacht am 11. Mai erzählt, es hätte sich gewehrt „bis auf den letzten Mann", wovon jedoch zwei andere zeitgenössische Berichte nichts erwähnen, 3. daß der Kommandeur des „weißen Regiments" ein Oberst Helmstätter war, und 4. daß die 400 Pforzheimer nicht alle in der Schlacht gestorben sind, obwohl E. L. Posselts Schrift „Vaterlandstod der 400 Bürger von Pforzheim" (Karlsruhe 1788) die angeblich Gefallnen namentlich aufführt; W. Vogels Schauspiel „Markgraf Georg Friedrich" (Karlsruhe 1810) zählt in der Vorrede wenigstens ihrer 84 auf. Berthold Deimling ist keinesfalls auf dem Schlachtfelde geblieben, da laut den Taufbüchern der Stadt ihm am 19. November 1622, 24. November 1627, 1. April 1629, 26. August 1631 und 20. Februar 1635 Kinder geboren worden sind, während er selbst 1634/35 an der Pest verstorben ist. Ferner zeigen die Geburtslisten keinen Rückgang der Geburten in den nächstfolgenden Jahren, was bei einer Kleinstadt nach einem Verlust von 400 waffenfähigen Bürgern unwahrscheinlich wäre. Vergl. Karl Frhr. v. Reitzenstein, Der Feldzug des Jahres 1622 am Oberrhein und in Westfalen bis zur Schlacht von Wimpfen (München 1891); Bernheims Lehrbuch der historischen Methode ([5] S. 350—352) und Othmar Meisinger in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 185 von 1906.

Über die zum Teil unerhörten Vorwürfe, die gegen den Grafen Adam von Schwarzenberg (1584—1641) erhoben wurden, der unter Georg Wilhelm (1620—40) eine hervorragende Stellung im Staatsdienst inne hatte, existiert ein aus archivalischen Quellen geschöpftes Werk von dem Berliner Konsistorialrat Cosmar: Beiträge zur Untersuchung der gegen den kurbrandenburgischen Geheimen Rat Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen (Berlin 1828). Danach stammen diese Vorwürfe hauptsächlich erst aus dem Handbuch der Brandenburgischen Geschichte von Gallus († 1797). Sie sind mitunter ganz unvernünftig, z. B. der gegen die Politik Schwarzenbergs, der für das damals schwache Brandenburg mit Recht ein Festhalten an Kaiser und Reich verlangte; — zum Teil erlogen, z. B., daß er vom Kaiser Gehalt bezogen und daß er den Kurprinzen habe ermorden lassen wollen, um selbst Kurfürst zu werden: der Große Kurfürst soll 1665 oder 1666 seinem Leibarzte Gahrling von der Mühlen vertraulich mitgeteilt haben, Schwarzenberg habe ihm, der als Kurprinz der einzige Erbe war, verräterisch nach dem Leben getrachtet, weil er nach der Kurwürde gestrebt habe. Veröffentlicht wurde diese Mitteilung 1769 durch Dr. Delbrichs zu Greifswald in den „Nachrichten von dem Leben und Schriften des berühmten Dr. Gustav Casimir Gahrling von der Mühlen". Sie ist aber sehr schlecht erfunden: selbst wenn Schwarzenberg auf den verrückten Gedanken gekommen wäre, nach dem Kurhute zu streben, so hätte er außer dem Kurprinzen noch sieben andere Erben, allerdings nicht Söhne Georg Wilhelms, mit umbringen müssen, ehe der Thron erledigt gewesen wäre. Andere weniger schlimme Anschuldigungen übergehen wir; sie erklären sich meistenteils daraus, daß man das gespannte Verhältnis zwischen Preußen und Österreich seit dem Regierungsantritt Friedrichs II. (1740) unberechtigter Weise auf die frühere Zeit übertrug (Cosmar, a. a. O., S. 240 ff. und Beilage 5). Auch daß der Große Kurfürst den Grafen habe heimlich enthaupten lassen, ist eine Fabel (a. a. O., Beilage 11). Vergl. Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven, 54. u. 55. Band von Otto Meinardus (Leipzig 1893); Derselbe: Artikel Schwarzenberg im 33. Bande der Allgem. Deutschen Biographie.

Dem Grafen Tilly ist bei der Einnahme Magdeburgs (20. Mai 1631) ein boshafter Ausspruch in den Mund gelegt worden, der durch Schiller populär geworden ist. Als ihn Offiziere aufforderten, der Plünderung und Zerstörung Einhalt zu tun, soll er geantwortet haben: „Kommt in einer Stunde wieder, ich will mich eines weiteren besinnen. Der Soldat muß etwas haben für seine Arbeiten und Gefahren". Es lag gar nicht in Tillys Interesse, die Stadt zu zerstören, die ihm in guter Verfassung der beste Stützpunkt für weitere Operationen hätte sein können (vergl. den Verlust, den Napoleon I. 1812 durch den Brand Moskaus erlitten hat). Er hat, als er durch die mit Leichen bedeckten Straßen ritt, Brot an die hungernden Menschen austeilen lassen und die gefangenen Soldaten ausgescholten, daß sie die Stadt so schlecht verteidigt hätten.*) Schiller selbst hat sich über seine Geschichtschreibung am 10. Dezember 1788 in einem Brief an Karoline von Wolzogen (Ältere Ausgabe von Fielitz I, 167) offen ausgesprochen:

„Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden; ich werde stets eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden."

Gustav II. Adolf war Politiker genug, sich so zu stellen, als glaube er, Tilly hätte die Brandstiftung angeordnet, ohne daß er dies jedoch jemals ausdrücklich zu behaupten wagte. Nach H. Teitge: „Die Frage nach dem Urheber der Zerstörung Magdeburgs 1631" (Dissertation, Halle 1904) und Joh. Rammelt: „Wer hat Magdeburg zerstört?" (Wittenberger Gymn.-Programm, 1910) hat man daran festzuhalten, daß die Einäscherung durch die räumlich beschränkte Brandstiftung Pappenheims an der Hohenpforte, um dort den verzweifelten Widerstand der Gegner zu brechen, und ihre eigenmächtige Wiederholung anderwärts durch kaiserliche Soldaten verschuldet und durch einen zufällig mitwirkenden Nordoststurm rasch weitergetragen worden ist.

*) Anderseits ist zu betonen, daß nach damaligem Kriegsbrauche den Soldaten das Recht einer 3-tägigen Plünderung zustand; Gustav II. Adolf hat z. B. sogar das protestantische Frankfurt a. d. O. nach der Erstürmung seinen Schweden preisgeben müssen.

Daß Wallenstein (ermordet 25. Febr. 1634) jemals am Kaiser habe Verrat üben wollen, hat zuerst 1850 Aug. Friedr. Gfrörer bestritten; auch Leopold von Ranke sprach sich in seinem „Wallenstein" (1869) betreffs dieser Frage mit großer Zurückhaltung aus. 1879 veröffentlichte Hermann Hallwich ein Buch: Wallensteins Ende, ungedruckte Briefe und Akten (2 Bände), das 1350 Briefe aus der Zeit vom 1. Januar 1633—25. Februar 1634 enthält; nach ihm wäre an einen Verrat nicht zu denken. Wallensteins Plan wäre vielmehr gewesen, daß der Kaiser mit den protestantischen Kurfürsten Frieden machen und sich dann mit diesen zusammen zunächst gegen Schweden, dann aber gegen Italien und, nach endgültiger Befriedung Mitteleuropas, mit ganzer Wucht gegen die Türken wende. An dieser „Rettung" hält Hofrat Hallwich, der nicht weniger als 23000 Stück bisher unbekannter und ungedruckter Akten gesammelt hat, auch in seinem abschließenden Werke fest (Fünf Bücher Geschichte Wallensteins; Bd. 1—3: Leipzig 1910): danach ist W. das Opfer des unüberbrückbaren Gegensatzes zu Herzog Maximilian I. von Bayern und, was Wien betrifft, das einer gewaltigen Verschwörung (Pater Lamormain und Genossen) geworden. Gindely in seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges (Leipzig 1882) hält dagegen Wallenstein für einen Verräter. Nach seiner Darstellung wird aber der „Verrat" an dem geistig versimpelten, ganz von seinem Beichtvater abhängigen Kaiser in ein milderes Licht gerückt.

In diesem Zusammenhange dürfte ein Hinweis auf die Doppelzüngigkeit Ferdinands II. angebracht sein. Am 25. Februar 1623 übertrug der Kaiser dem Herzog Maximilian von Bayern die Pfälzer Kurwürde auf Lebenszeit, erklärte sich aber bereit, den Pfalzgrafen Friedrich V. im übrigen zu begnadigen, d. h. ihm seine Besitzungen zurückzugeben, wenn er sich zur schuldigen Abbitte verstehen und von allen feindlichen Umtrieben ablassen wolle. Die Ansprüche der Kinder und Agnaten des Pfälzers auf die Kur wollte er untersuchen und zu diesem Zwecke mit Jakob I. von England, dem Schwiegervater des gestürzten „Winterkönigs", verhandeln oder, wenn dies erfolglos bliebe, mit dem Rate der Kurfürsten eine Entscheidung fällen. Wie gerecht, wie väterlich-milde gedacht! Aber unter genau demselben Tag, am 25. Febr. 1623, gab der Kaiser in einem geheimen Revers das Versprechen, daß, wenn der Spruch der Kurfürsten zugunsten der Agnaten ausfalle, er sich nicht darum kümmern, sondern nach „Recht und Billigkeit" handeln werde! Vergl. Hubers „Geschichte Österreichs" V, 274 Anm. 1;

auch S. 472 Anm. 2. — Ein anderer Fall von reservatio mentalis, die einen scharfblickenden Zeitgenossen doch wohl zu einiger Vorsicht nötigen mag, betrifft einen ebenfalls geheim gehaltenen Protest Alexanders VII. vom 18. Febr. 1664 gegenüber der öffentlichen Abbitte, die dieser Papst durch seinen Neffen Sigismondo Chigi in Paris vor Ludwig XIV. zu leisten sich gezwungen sah.

Die Erzählung von der (auch durch Schiller benutzten) Klausel im Revers der Offiziere zu Pilsen vom 12. Januar 1634, daß sie Wallenstein treu bleiben würden, „solange er dem Kaiser die Treue bewahren würde", die dann in dem wirklich unterzeichneten, untergeschobenen Revers weggelassen sein soll (vergl. Hallwich im „Daheim" von 1882 Nr. 31 und 32, wo der Revers selbst nachgebildet ist), ist unhistorisch. Im Gegenteil findet sich in einem zweiten „Schluß" vom 20. Februar, daß die Obersten es im Verein mit Wallenstein an der schuldigen Treue gegen den Kaiser nicht fehlen lassen wollen (Gindely III, S. 29).

Die Frage: War Octavio Piccolomini der Verräter Wallensteins? wird in dem gleichnamigen Aufsatze von O. Elster („Grenzboten" 63, XXI vom 26. Mai 1904) mit Nein beantwortet. Piccolomini war nur als treuer Soldat dem kaiserl. Kriegsherrn gehorsam und hat in dieser Gesinnung zur Unschädlichmachung eines, den er für einen Rebellen hielt, die Hand geboten. Aus Irmers „Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser von 1631—1634" (Teil I, Leipzig 1888) erwähnen wir noch, daß die zeitgenössischen Geschichtschreiber aller Parteien an Wallensteins Verrat geglaubt haben.

. . . „Einer der Unterhändler Wallensteins, Jaroslav Sezyma Rašin von Riesenburg, hat über die geheimen Verhandlungen, welche er in dessen Auftrage mit Schweden, Kursachsen und den böhmischen Emigranten in den Jahren 1631, 1633 und 1634 geführt hatte, die überraschendsten Enthüllungen veröffentlicht. Wollte man seinen Angaben vollkommen Glauben beimessen, so würde man in Wallenstein einen der schwärzesten Verräter zu sehen haben, die die Geschichte kennt, einen Mann, der in allerfrivolster Weise mit Treue und Glauben umgegangen ist und das Vertrauen seines Herrn in gröbster Weise mißbraucht hat. Aber die Glaubwürdigkeit Sezyma Rašins konnte schon aus dem Grunde nicht unbestritten bleiben, weil es feststand, daß der Verfasser seine Schrift im Auftrage des Kaisers abgefaßt und durch die Preisgebung seiner Geheimnisse sich seine böhmischen Güter wieder erkauft hat. Dazu kommt, daß dieser Kronzeuge in der Beurteilung

seiner Vertrauensstellung zu Wallenstein, weil wir dieselbe nur aus seiner eigenen Erzählung bisher gekannt haben, wesentlich überschätzt worden ist .... Trotzdem ist der „gründliche Bericht" bis zu unserm Jahrhundert im wesentlichen die Grundlage aller späteren Biographien Wallensteins geblieben." (Einl., S. XV.)

Obgleich Schiller den Wallenstein in seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" noch ganz im Sinne des Rašinschen Berichtes darstellt, hat er in seiner Wallenstein-Trilogie ein Bild des gewaltigen Friedländers gegeben, das, wenn auch wesentlich idealisiert, doch eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit dem bietet, das später Hallwich gezeichnet hat: „er rebellierte, weil er fiel, und nicht fiel er, weil er rebellierte".

Edmund Schebeks „Lösung der Wallensteinfrage" (Berlin 1881) spricht die Ansicht aus, daß der 1618 in Prag aus dem Fenster geworfene Slávata (S. 229) der Urheber der landläufigen Verleumdungen über Wallenstein gewesen sei; andere Feinde waren später der Hofkriegsratspräsident Collalto, der Oberst Aldringen, der Pater Valeriano Magni. Der Anfang der Größe Wallensteins, besonders seines Reichtums ist mit Handlungen verknüpft, die nicht gerade angenehm berühren; doch war er auch nicht schlechter „als die Kreise, woraus er hervorging, und worin er lebte" (Felix Stieve: „Zur Geschichte Wallensteins", in seinen posthumen „Abhandlungen, Vorträgen, und Reden", Leipzig 1900, S. 283). Die Quellen des Wallensteinschen Reichtums waren: a) Kriegsbeute; b) Gewinn von Sold für Regimenter, die auf dem Papier als vollzählig gerechnet wurden, es aber nicht immer waren, und an Sold für gefallene und entlaufene Soldaten; c) Weiterkauf von billig erstandenen konfiszierten Gütern; d) Entrichtung des Kaufpreises für solche Güter mit schlechtem Gelde („langer Münze"): Wallenstein hat das von der Regierung sowieso schon minderwertig ausgemünzte Geld durch Fälschung noch mehr entwertet (Stieve, a. a. O., S. 284. 287 f.).

„Am 18. Jan. 1622 wurden in einem Vertrage die Münzstätten von Böhmen, Mähren und Niederösterreich an ein Konsortium überlassen, darunter Wallenstein, de Witte und ein Jude Bassevi. Es war ihnen gestattet worden, aus der Wiener feinen Mark Silbers 79 Gulden zu prägen, also das dreifache des wahren Wertes; sie prägten aber 110 Gulden aus der Mark, und Wallenstein erhielt den Löwenanteil davon." (Gaedecke: „Die Ergebnisse der neuen Wallensteinforschungen" im Historischen Taschenbuche 1889, S. 16.)

Er war also ein Münzfälscher — wie manch andre „Helden" der damaligen Kriegszeit auch —; das geht selbst aus dem neuesten „Hallwich" (1910) hervor. Aber er wuchs mit seinen höheren Zwecken. Seine nationale Gesinnung geht u. a. hervor aus der Antwort, die er den Gesandten der Hansestädte gab, die ihm vorschlugen, er möchte die Belagerung von Stralsund gegen Zahlung von 80000 Talern aufheben:

„es wäre ihm nicht ums Geld zu tun, er müsse die Stadt haben; wenn sie in ihrer „Bestialität" verharre, müsse er sie mit Gewalt zwingen. Er hätte es dem Arnim übergeben. Das wäre ein guter Mann, auch ein Deutscher, kein Wälscher, auch ein Märker, kein Katholischer, sondern lutheranisch; mit dem müßten sie unterhandeln." (Droysen, Gustav Adolf; I, Leipzig 1869, S. 330.)

Die Bemerkung dagegen: „Stralsund" (von dem er später, 24. Juli 1628, abziehen mußte) „müsse herunter, und wenn es mit Ketten an den Himmel gebunden wäre" ist nach Ranke (Geschichte Wallensteins, S. 124) nicht genügend beglaubigt; doch hat Irmer (H. G. von Arnim als kaiserlicher Heerführer in Pommern: „Forschungen" XIX, 273) nachgewiesen, daß diese Ausdrücke sich in gleichzeitigen Flugschriften finden. Wenig sicher sind auch die drei zugespitzten Antworten der stralsundischen Gesandten auf seine Forderungen: 1. die Stadt zu übergeben: „dat do wi nich", 2. eine Kontribution zu zahlen: „dat hewwe wi nich" und 3. als ihm darauf einige ‚unwillige Ausdrücke' entfahren: dat sind wi nich".

Gerade die unglückliche Belagerung Stralsunds liefert ein unwiderlegliches Zeugnis für die schon oben gekennzeichnete haltlose Schwäche Kaiser Ferdinands II. Er hatte der Stadt schreiben lassen: er habe bereits seinem General Auftrag gegeben, mit aller Schonung gegen sie vorzugehen; sie brauche keine Garnison in ihren Mauern aufzunehmen usw. Dabei war daran kein wahres Wort; der Feldherr hatte nie eine solche Weisung erhalten! Um dieselbe Zeit hatte der Diktator ein kaiserliches Patent erwirkt, wonach ein Herzog von Friedland, selbst wenn er sich des Hochverrats schuldig machen sollte, nie an seinem Besitztum (durch Konfiskation) gestraft werden sollte, sondern nur an Leib und Leben: die Herrschaft selber würde dann dem nächsten Erben verbleiben. Und unmittelbar darauf läßt der Kaiser diesen Mann einfach fallen.

Mit der Wahrheit hat man es überhaupt am Wiener Hofe damals nicht allzugenau genommen. So beklagte sich Wallenstein mit Recht, daß ihm *keine Gelder* von der Hofkammer angewiesen worden seien. Endlich kann ihm der Kaiser einmal erfreut schreiben: nach einem Berichte dieser Behörde sei ihm ein Drittel des geforderten Betrages doch schon ausgezahlt worden, was für den Augenblick genügen müsse. Das Traurige war nur, daß die Kammer, um Ruhe zu haben, den eigenen Monarchen belogen hat. Unzweifelhaft müssen auch *Briefe* und Akten über den Friedländer dann in Wien *vernichtet* worden sein. So ist eine Quittung der Hofkammer über ein wallensteinsches Darlehen von 3½ Millionen Gulden nicht zu finden. Auch andere Korrespondenzen sind nicht aufzufinden. So der Briefwechsel mit dem Präsidenten des Hofkriegsrates, Collalto, aus dem Jahre 1627. Nach einer Notiz eines älteren Inventares im gräfl. Harrachschen Archive zu Bruck a. d. Leitha sind endlich zwei Faszikel des Briefwechsels zwischen W. und seiner Gemahlin nach dem Tode der Herzogin einer kaiserlichen Behörde übergeben worden und seither trotz der umständlichsten Nachforschungen nicht zu finden gewesen.

Die Ansicht, der schwedische König *Gustav II. Adolf* (1611—32) wäre der „Retter Deutschlands" und des Protestantentums gewesen und hauptsächlich deshalb herübergekommen, um dieses zu schützen, hat schon Droysen in seinem Werke „Gustav Adolf" (2 Bände, Leipzig 1869 und 70) auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Gustav Adolfs Beweggründe waren in *erster* Linie *politischer* Natur, wie schon daraus hervorgeht, daß er 1624 in Unterhandlungen mit Richelieu, dem allmächtigen Minister des katholischen Frankreichs, trat, der, ein Kardinal der römischen Kirche, hierbei sowie in seiner Bekämpfung der Protestanten in Frankreich lediglich von politischen Motiven geleitet wurde. Was Gustav Adolf wollte, war: die schließliche Beherrschung der Ostsee als schwedischen Binnenmeers und später (nach Breitenfeld) auch die deutsche Kaiserkrone. Friedrich Bothe weist überdies in seiner sorgfältigen Studie „Gustav Adolfs und seines Kanzlers wirtschaftspolitische Absichten auf Deutschland" (Frankfurter historische Forschungen, IV; 1910) nach, daß rein geschäftliche, *kaufmännische* Absichten (Halten

und Heben des Kupferpreises, Brechen des spanischen Welthandels u. a.), die ihm der kalvinistische Holländer Willem Usselinx suggeriert hatte, wesentlich mitgesprochen haben. Daß sich Gustav Adolfs Schwager, Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, ihm nicht gleich begeistert anschloß, ist daher sehr natürlich, und der Tadel, der deshalb häufig gegen diesen ausgesprochen wird, ungerecht. Am 6. Juli 1630 landete der König auf der Insel Usedom (nicht auf Rügen); in einem bald darauf erlassenen Manifest führte er sieben verschiedene Beschwerden gegen den Kaiser auf — religiöse Fragen werden darin gar nicht berührt. So Droysen:

„Den religiösen Gesichtspunkt hob er erst dann hervor, in seinen Reden und Proklamationen nannte er sich erst dann Befreier der Deutschen von der Übermacht des Kaisers, Beschützer der protestantischen Religionen usw., als er die ungeheure Wirkung gewahrte, welche eine solche mit Glück durchgeführte Rolle hervorbringen konnte." —

„Aber es heißt dennoch den Charakter der Zeit und des Königs völlig verkennen, wenn man die Mitwirkung seines Glaubenseifers in Abrede stellt" (Fel. Stieve, Gustav Adolf: in seinen posthumen „Abhandlungen" usw., S. 205).

Nirgends hat man den König bei seiner Ankunft als Befreier empfangen und gefeiert. Überhaupt, ganze Völker können eigentlich gar nicht befreit werden, und jedes befreite Volk ist dadurch allein schon ein am Wege stehendes. Die Ausnahmen, die man hiergegen anführen könnte, beruhen auf wunderlichen Zufallsspielen. — Der römische Feldherr T. Quinctius Flamininus verkündigte 196 vor Chr. bei den isthmischen Spielen die „Freiheit Griechenlands", worauf ein Jubelruf entstand, so brausend, daß die Vögel tot aus den Lüften herabfielen. Was für eine Freiheit das war, ist ja zur Genüge bekannt; ebenso, daß Nero (vergl. S. 145) später den Scherz wiederholt hat.

Über den Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen (16. November 1632) hat Schiller einen Roman zusammengemunkelt, um ihn schließlich selbst zu verwerfen, nämlich den, daß der König durch eine Kugel des Prinzen Franz Albert von Lauenburg gefallen sei, der, durch seine Mutter Marie von Braunschweig mit dem Hause Wasa verwandt, in Schweden seiner Zeit freundliche Aufnahme gefunden hatte. Als Jüngling soll ihm der König einmal eine Ohrfeige gegeben

haben, diese Ungehörigkeit jedoch sofort bereut und, soviel er konnte, wieder gut gemacht haben. Die Ohrfeige wäre aber doch der Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft des Herzogs geworden. Dieser trat später in kaiserliche Dienste und in Verbindung mit Wallenstein, erschien aber in Nürnberg bei Gustav Adolf.

„Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt, und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde, bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt (!). Er ist der Erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen und, bei der Ermordung Wallensteins als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er aufs neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden."

Seine Quellen für diese Erzählung, die ohne die novellenhafte, auf einem bloßen „man sagt" beruhende Ohrfeige am Anfange ziemlich unverständlich ist, gibt Schiller nicht an, gesteht jedoch, daß sich Gustav Adolf stets wie der gemeinste Soldat der Gefahr bloßstellte, und verwirft den geäußerten Verdacht schließlich, „um die Würde der menschlichen Natur nicht zu entehren". Dieser empfindsame Grund hält nicht Stich. Das Übertreten aus dem Dienste des einen Kriegführenden in den des andern war im Dreißigjährigen Kriege an der Tagesordnung. Gewisses wissen wir über des Königs Ende nicht: „weder die Zahl seiner Wunden, noch die Zeit, den Moment der Schlacht, da er fiel, noch die näheren Umstände seines Falls". Der ganze Tag war trübe und nebelig; daher es denn noch eine andere Lesart gibt: einer seiner Dienstknechte habe den König ermordet, um ihm seine Brille zu stehlen (?). Die Märchen über den Tod des Königs stammen aus einem (vielleicht untergeschobenen) Berichte von Hastendorf anno 1633 den 16. Juni:

„Derselbe, zum Teil sogar in holprigen Versen abgefaßt, ist eine grausame Lügengeschichte, die der gute Herr vielleicht so lange und so oft erzählt hatte, bis er sie selber glaubte. Der Verfasser will 50 Schritt von Gustav Adolf am Boden gelegen und gesehen haben, wie der König erschossen worden ‚von einem Verräter, das sag ich Dir' . ."

Über die rührende Erzählung vom „Pagen Leubelfing“ — gewissermaßen das gute Prinzip, wie Lauenburg das böse — benutzen wir einen Aufsatz von H. Schmolke (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 13. Januar 1884). Der sogenannte „Leubelfingsche Bericht“ — es gibt deren eigentlich zwei — wurde zuerst mitgeteilt durch G. v. Murr im „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur“ (VII, S. 65, Nürnberg 1777) und in den „Beiträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ (ebenda 1790). Der Originaltitel lautet: „Extractus ex Originali. Aus unterschiedlichen Schreiben, als aus Naumburg von dem 11. u. 28. Nov. 1632, Erfurth vom 17. und 18. ejusd., wie auch meines lieben Sohnes Augusti von Leubelfing Bericht und Aussag vor seinem seel. Hintritt“. Nach dem „Bericht und Aussag“ erzählt der Vater, August von Leubelfing hätte zu den Begleitern des Königs in dem Treffen gehört.

„Unangesehen“, sagt uns sein Vater, „in Deroselben Dienst ist er nicht gewest“.

Also ist schon die Bezeichnung „Page Leubelfing“ nicht gerechtfertigt. Er wurde in der Schlacht mit „2 Schuß und 3 Stich“ schwer verwundet und starb 9 Tage später in Naumburg. Davon, daß der junge Leubelfing als letzter beim Tode des Königs zugegen gewesen sei, steht kein Wort in diesem Bericht; vielmehr weiß dies erst der Vater.

Als der König gefallen war, erzählt Vater Leubelfing, sei sein Sohn „zugerennt, von seinem Pferde abgestiegen, solches dem König praesentirt, mit Vermelden, ob Ihro Maj. auf seinem Klepper wollen sitzen; es sei besser, er sterbe, als Ihro Maj. Da haben Sie Ihme beede Hände dargebotten, meinem Sohn aber unmöglich gewest, Ihro Maj. allein zu erheben, gestalt dann dieselbe Ihnen selbst nicht mehr helfen können. Unterdessen nun des Feindes Kürassier solches sehend, sind sie darauf zugeritten und wissen wollen, wer dieser sey, aber weder der König noch mein Sohn es sagen wollen, hat Ihrer Maj. einer das Pistol angesetzt und deroselben durch den Kopf geschossen“.

Darauf erst, also mit dem Schuß durch den Kopf, sagt er: „Ich bin der König in Schweden selbst gewest“ und stirbt. Läßt man aus dieser Erzählung den jungen Leubelfing weg, so bleibt der Hergang, wie er bald nach dem Tode des Königs im Lager allgemein, aber ohne jede zuverlässige Quelle,

geglaubt wurde. Vater Leubelfing hat wohl nur, um seinem so früh dahingegangenen Sohn eine Verherrlichung zu bereiten, sein Geschick absichtlich mit dem des gefallenen Heldenkönigs verflochten: sein Sohn habe, „als der letzte unter allen sich bei Ihro Maj. befunden, Deroselben bis an ihr letztes Ende beigewohnt". Etwas abweichende Einzelheiten findet man im *Swedish Intelligencer* (3. Teil, 1633); dieser kennt zwei Personen, die sich in der Überlieferung darum streiten, bei den letzten Augenblicken Gustav Adolfs zugegen gewesen zu sein, und will zwischen beiden nicht entscheiden. Der eine ist ein Kammerjunker Truchseß, der andere unser Junker Leubelfing. Quelle hierfür ist ein Brief eines gewissen Nicephorus Kesel, Predigers bei Herzog Bernhard von Weimar:

Der „junge Edelmann" (Loebelfinger), erzählt der Prediger, habe in der Schlacht drei Wunden erhalten und für tot unter den Toten gelegen, sei aber nachher gefunden und noch lebend weggebracht worden; doch sei er seinen Wunden erlegen, „sobald als er nur weggeschafft war, so daß er weder Zeit noch Kraft hatte, mehr zu erzählen" als folgendes: „Einige feindliche Reiter, welche abgestiegen waren, um die Leichen zu plündern, hätten den (daliegenden) König gefragt, wer er wäre, worauf dieser geantwortet: „Ich bin der König von Schweden, der die Religion und die Freiheit der deutschen Nation mit seinem Blute besiegelt". Hierauf habe er noch hinzugefügt: „Ach meine arme Königin", und dann seine Seele Gott befohlen. Nun schießt ihn einer von den Kaiserlichen in den rechten Schlaf, so daß die Kugel am linken herausfährt, ein anderer stößt ihm das Schwert in den Leib und in die rechte Seite, und derselbe oder ein dritter gibt ihm noch einen Stich ins Bein, worauf sie ihn nackend mit fünf Wunden liegen lassen, da die Schweden eben von neuem chargieren".

Vergleicht man die beiden Berichte, so sieht man leicht, was für „poetische Licenzen" Vater Leubelfing sich erlaubt hat; aber auch der Keselsche Bericht ist verdächtig. Für tot liegt der junge Edelmann am Boden, und doch hört er ausführliche Reden Gustavs. Er hat vor seinem rasch eintretenden Tode nicht mehr Zeit und Kraft, viel zu erzählen, und doch liefert er einen recht ausführlichen, in sich zusammenhängenden Bericht. Leubelfing mag an der Schlacht teilgenommen haben, auch gefallen sein (begraben ist er in der St. Wenzelskirche zu Naumburg, wo der Leichenstein noch zu sehen ist; vergl. P. Mitzschke, Naumburger Inschriften 1877/81) — das übrige samt dem „letzten Wort" Gustav Adolfs ist erfunden. Kurz:

die ganze Erzählung gibt in ihrer Zuverlässigkeit den nachträglich verherrlichenden Familienüberlieferungen nichts nach, auf denen die römische Geschichte zum Teile beruht (S. 109; vergl. auch die 400 Pforzheimer, S. 230). Konrad Ferd. Meyer hat in seiner Novelle „Page Leubelfing" zum Überfluß aus dem Pagen ein verkleidetes Mädchen gemacht, das dem König aus Liebe folgt (!), eine Nachahmung von Byrons Lara. Bei Romanschreibern ein sehr beliebter Trumpf.

Um 1640 treffen wir auf vier noch heute bekannte Lieder, mit deren Ursprung verschiedene Sagen verknüpft sind. Simon Dachs (1605—1659) „Ännchen von Tharau" war zuerst, abweichend von Dachs andern Poesien, in samländischer Mundart

(„Anke von Tharaw öß, de my geföllt,
de öß mihn Lewen, mihn Goet ohn mihn Gölt")

gedichtet; Herder aber übertrug es in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" ins Hochdeutsche, wodurch es allgemein bekannt wurde (desgl. Friedrich Matthisson). Ins Englische ist es später durch den Amerikaner H. W. Longfellow übersetzt worden. Man hat erzählt, der Dichter habe es an die liebliche Tochter des Pfarrers Andreas Neander zu Tharau in Ostpreußen gerichtet, der er in Liebe zugetan gewesen sei, die ihn aber verschmäht habe. Diese Annahme einer unglücklichen Liebe hat nicht nur in einem Gedicht von Gabriel Seidl Ausdruck gefunden, sondern die Sage davon ist auch auf die Bühne gebracht worden durch ein Drama von Wilhelm Häring (Wilibald Alexis) und eine von Heinrich Hofmann zu einem Text von Roderich Fels komponierte lyrische Oper in 3 Aufzügen, zum ersten Male aufgeführt im Krollschen Theater zu Berlin 2. Juli 1886. Außer den Namen ist in der Oper eigentlich alles unhistorisch. Seidls Dichtung schließt mit der Strophe:

„Doch Simon Dach verbleibet ihr treu bis in den Tod;
In Liedern nur ergießt er des Herzens herbe Not;
Und daß noch jetzt des Ännchens von Tharau wird gedacht,
Hat nicht das Gold des Reichen, hat Simons Lied gemacht."

Es ist dem Dichter aber gar nicht eingefallen, „ihr treu bis in den Tod" zu bleiben, sondern nachdem er das Lied 1637

— nach Heinr. Stiehler („Simon Dach", Königsberg i. Pr. 1896) als Hochzeitstanzliedchen seinem Freunde, dem Trempener Pfarrer Joh. Portatius, zu Liebe — gedichtet, hat er sich 29. Juli 1641 mit Regina Pohl, der Tochter des Hofgerichtsadvokaten Christoph Pohl, verheiratet und mit ihr nach allen Berichten seiner Zeitgenossen in glücklicher Ehe gelebt. Ännchen jedoch hat keine glänzende Laufbahn gehabt, ist dreimal Witwe geworden und zuletzt, da sie gänzlich unvermögend gewesen, von ihrem Sohne erster Ehe und nach dessen Tode von dessen Witwe unterhalten worden und am 28. Sept. 1689 in Insterburg, 74 Jahre alt, verstorben.

Neben dem einen weltlichen noch drei Kirchenlieder; es sind: „Nun danket alle Gott", „Wer nur den lieben Gott läßt walten", und „Befiehl Du Deine Wege". Der Dichter des ersten ist Martin Rinckart (geb. 23. April 1586, † 8. Dez. 1649), der den Gedankengang aus Jesus Sirach 50, 24—26 genommen hat; komponiert ist es von dem Berliner Johann Krüger. Die verschönernde Sage erzählt aber, Rinckart habe es, als er die Nachricht vom Abschlusse des Westfälischen Friedens (1648) empfangen, gedichtet, komponiert und von der Kanzel gesungen — alles sozusagen in Einem Atem; es ist jedoch aus seinen Manuskripten nachweisbar, daß das Lied älteren Datums und schon fünf Jahre vor 1648 entstanden war, „als man infolge der eingeleiteten Friedensverhandlungen mit Schweden und Frankreich anfing, an den Frieden zu glauben". (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung vom 21. April 1886.) Nach andern verdankt das Lied, bereits 1630 fertig, seine Entstehung der 100jährigen Jubelfeier der Übergabe der Augsburgschen Konfession.

Über das zweite meldet Albert Richter in der Beilage zur „Leipziger Zeitung" vom 23. Juli 1882, wie folgt:

„Durch Friedrich Kinds Dichtung: „Georg Neumark und die Gambe" hat eine Sage große Verbreitung erlangt, welche zuerst wohl von Amaranthes (J. Herdegen), dem Geschichtschreiber der „Pegnitzschäfer", schriftlich aufgezeichnet ist. Er berichtet in seiner „Historischen Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnberg, 1744" (S. 384), angeblich auf Grund einer ihm gewordenen mündlichen Mitteilung eines „noch lebenden berühmten Gottesgelehrten": „In Hamburg lebte im Jahre 1653 Neumark dienstlos in großer Armut, sogar, daß er seine

Viola di Gamba, welche er vortrefflich spielen konnte, versetzen mußte. Endlich ward er rekommandiert an den schwedischen Residenten, Hrn. v. Rosenkranz; der gab ihm zur Probe etwas, an die Reichsräte in Schweden aufzusetzen, und da es wohl geriet, nahm er ihn zum Sekretario mit 100 Talern schwer Geld zur Gage. Als Neumark seine Viola di Gamba wieder eingelöset, machte er das Lied (Wer nur den lieben Gott läßt walten usw.), und da er es komponieret, spielte er es das erste Mal mit Vergießung vieler Tränen." — In populären Literaturgeschichten, in Volksbüchern u. dgl. findet sich diese Sage oft als wirkliches Ereignis dargestellt; in der Kindschen Dichtung, sowie in einer wesentlich ausgeschmückten Prosadarstellung hat sie auch Aufnahme in Schullesebücher gefunden. Eine poetische Bearbeitung der Sage, weitschweifiger als die von Kind, bot auch J. D. Wördel in seinem „Ehrengedächtnis evangelischer Glaubenshelden und Sänger" (Leipzig 1830), und eine Jugendschrift von Gust. Nieritz, die denselben Stoff behandelt, hat vier Auflagen erlebt."

Ihre Unrichtigkeit geht aus Neumarks (1621—1681) eigenem Bericht hervor, wonach er das Lied auf einer Reise von Gotha nach Königsberg in Pr., während deren er die größten Drangsale erlitt und ganz ausgeraubt wurde, 1640 in Kiel gedichtet hat. Dieser Bericht findet sich in einer längeren Anmerkung zu einer nicht lange vor seinem Tode gedichteten Danksagung an drei Fürsten aus dem Hause Weimar, betitelt „Thränendes Haus-Kreutz usw.", das beim Hofbuchdrucker Johann Andreas Müller zu Weimar gedruckt worden ist.

Die bekannte Erzählung: der Berliner Prediger Paul Gerhard habe, nachdem er sein Amt in Berlin 1667 aus Gewissensskrupeln aufgegeben und die Stadt verlassen hatte, um nach Sachsen zu gehen, in einem Gasthof, während seine Frau ununterbrochen jammerte, das Lied „Befiehl Du Deine Wege" gedichtet, es seiner Frau vorgelesen und sei darauf durch die Ankunft der Boten des Herzogs Christian von Sachsen der Sorge um seinen Lebensunterhalt enthoben worden, findet darin ihre Widerlegung, daß jenes Lied bereits auf Seite 436 einer Sammlung enthalten ist, die acht Jahre vor Gerhards angeblicher Reise gedruckt wurde. Die Sammlung führt den Titel: „Geistliche Seelenmusik usw. zum Druck befördert von Henrico Müllern" (Rostock 1659; vergl. Albert Richter in der Beilage zur Leipziger Zeitung vom 30. Juli 1882). Vielleicht ist es ein anderes Lied gewesen, was aber lange

nicht so gut in die Situation passen würde. Ein diese Anekdote verherrlichendes Gedicht Gg. Phil. Schmidts von Lübeck („Zu Brandenburg einst waltet" usw.) wird oft in Schulen gelernt, wegen des „Fingers Gottes". Auch wird noch im Städtchen Lübbenau die Laube gezeigt, in der Gerhard das Lied gedichtet haben soll*).

Im Jahre 1884 machte auf der Ausstellung in Berlin ein Bild von Fritz Neuhaus (Düsseldorf) Aufsehen, das den Großen Kurfürsten als jungen Prinzen darstellt, einem Gelage entfliehend, dessen Temperatur ihm etwas zu heiß geworden zu sein scheint; jetzt befindet es sich im herzoglichen Schlosse in Braunschweig. Im Katalog (1886) stand dabei folgende Erklärung:

„Der Kurprinz geriet bei seinem Aufenthalt im Haag auf Anstiften ihm feindlich Gesinnter in die Gesellschaft der sogenannten Media nocte, trotzdem man ihn davor gewarnt hatte. Als er jedoch merkte, daß es auf

*) Die Neigung, für beliebt gewordene Texte und Melodien eine romantische Entstehungsgeschichte zu erfinden, scheint unausrottbar zu sein. Im Oktober 1884 fabelte die Zeitung „Echo des Siebengebirges", daß Uhland als „Student zu Bonn am Rheine" die Tochter des Wirts in dem Burghofe auf dem Drachenfels geliebt habe. Ihre Eltern hätten die Neigung als eine Torheit behandelt. Das Mädchen, Maria Riegel, wäre 25 Jahre alt am 22. Mai 1825 verstorben; Uhland aber habe ihr eine rührende Grabschrift setzen lassen. Das allbekannte Lied „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein" sei seine Klage gewesen über das entschwundene Glück. Nun war aber Uhland 26. April 1787 zu Tübingen geboren, hat dort, nicht zu Bonn studiert und das Lied 1809 gedichtet, als Maria Riegel 9 Jahre alt war! Ja, wenn die böse Chronologie nicht wäre! Diese crux stört ebenfalls recht bei einer Untersuchung des Geschichtchens von der Liebe B. Spinozas zu Clara Maria, der Tochter seines Lehrers van den Ende, die durch B. Auerbachs Roman „Spinoza" (1837) bekannter geworden ist (vergl. Kuno Fischers „Geschichte der neuern Philosophie"[3] I, 2, S. 122f.). — In Memel erzählt man, Aug. von Kotzebue habe auf seiner Reise von Berlin nach Petersburg, als der Postweg noch über die Kurische Nehrung ging, durch Eisgang am Übersetzen gehindert, in dem Memel gegenüber auf der Nehrung gelegenen Sandkruge das Lied gedichtet: „Es kann ja nicht immer so bleiben". Es läßt sich aber nichts darüber nachweisen; in Kotzebues „Selbstbiographie" (Wien 1811) wird ein Aufenthalt in Memel erwähnt, aber nichts von dem Liede. Nach Hoffmann von Fallersleben („Unsere volkstümlichen Lieder"; Leipzig 1869, S. 46) ist es zuerst gedruckt im Februarheft des „Freimütigen", 1803, einer Zeitschrift, die K. damals zusammen mit Garlieb Merkel herausgegeben hat.

Verführung abgesehen war, sprang er entrüstet von der Tafel auf und entfernte sich mit den Worten: „„Ich bin es meiner Ehre, meinem Lande und meinen Eltern schuldig, diese Gesellschaft zu verlassen““. Er flüchtete aus dem Haag zu seinem Vetter, dem Prinzen von Oranien, welcher vor Breda lagerte. Dieser empfing ihn mit den Worten: „„Vetter, Ihr habt eine größere Heldentat vollbracht, als wenn ich Breda erobert hätte; denn wer in seiner Jugend sich selbst überwindet, wird dereinst Großes leisten““.

Die Sache liegt etwas anders. Als der Kurprinz mit seinem Hofmeister Romilian Kalkum von Leuchtmar in Cleve war, hielt dieser es nicht für richtig, mit ihm nach dem Haag zu gehen, weil da ein gar zu üppiges Leben wäre. 1636 ist dieser Hofmeister in einer politischen Angelegenheit im Haag gewesen; ob er da den Kurprinzen mitgenommen hat, weiß man nicht. Dagegen ist der Kurprinz bei der Belagerung von Breda durch Friedrich Heinrich zugegen gewesen. Friedrich der Große hat die Anekdote in seinen Werken nicht. Sie findet sich jedoch in dem Werke von C. D. Küster (Konsistorialrat zu Magdeburg): Das ruhmwürdige Jugendleben des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (Berlin 1791, Seite 39 und 40) und bei G. W. von Raumer (1800—56): Jugendjahre des Großen Kurfürsten.

Nach dem Gedicht von Julius Minding drängt am 28. Juni 1675 in der Schlacht bei Fehrbellin der Stallmeister Em. Froben dem Großen Kurfürsten sein Pferd auf, da er vernommen, die Schweden wüßten, daß der Kurfürst einen Schimmel reite, und würden auf dieses leicht sichtbare Ziel besonders schießen. Der Kurfürst willigt ein, und Froben fällt von feindlichen Kugeln durchbohrt. Pöllnitz bringt diese Geschichte; auch Friedrich der Große hat sie aufgenommen (*Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg 1746;* doch fehlt die Ergänzung in der Ausgabe von 1762). Die gleichzeitigen Geschichtschreiber wissen aber gar nichts von diesem Edelmute; die Erzählung davon taucht erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf (Menzel a. a. O. IV, S. 591). Auf einer Medaille sieht man Froben vor dem Kurfürsten fallen (J. K. K. Oelrichs, Erläutertes Brandenburger Medaillenkabinett 43, 44, 45, 46); die Umschrift lautet: a domino hoc factum est et mirabile in oculis nostris (Psalm 118, 23; zitiert vom Erlöser, Ev. Matthäi 21, 42). Die Tat Frobens

bestand darin, daß er, ohne eigentlich im Kriegsdienste zu sein, seinem Herrn folgte und vor ihm herreitend von einer Kugel niedergestreckt wurde, die sonst wohl den Fürsten selber getroffen hätte. (Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte, 1874, I, S. 321 und IV, 604.) Im Beiblatt zum Militär-Wochenblatt 1875 (Heft 5/6, S. 69 f. der Beilagen) erwähnt von Witzleben eine Notiz aus dem Kirchenbuche zu Seetzke im Havellande:

„„Friedrich Wilhelm ritt einen Schimmel in der Schlacht, und da sein neuer Leibjäger Uhle bemerkte, daß man viele Kanonen nach dem Pferde richte, so bat er den Kurfürsten, sich auf sein braunes zu setzen. Kaum hatte Uhle das weiße Pferd bestiegen, als eine Kugel es ihm unter dem Leibe wegriß. — Für seine Treue belohnte ihn der Kurfürst mit der damals sehr einträglichen Landjägerstelle zu Alt-Ruppin und dem Titel eines Landjägers. Er war eines Oberförsters Sohn aus dem Thüringischen.““

„Es scheint also die Sage von Frobens Opfertod eine Zusammenschweißung der beiden Wahrheiten, daß Froben bei Fehrbellin geblieben und daß Uhle mit dem Kurfürsten das Pferd getauscht und der Schimmel unter ihm erschossen wurde.“

Auch die anmutige Geschichte von dem Kinde, das der Kurfürst in einem verlassenen Hause in einer Wiege gefunden habe, das sich, von ihm mitgenommen, an seinem Harnisch festklammerte und nun gleich einem Schutzgeiste durch die Schlacht getragen wurde, ist eine Erfindung. — In derselben Schlacht mußte der damals 43jährige Prinz Friedrich von Hessen-Homburg (mit dem silbernen Bein, † 24. Jan. 1708), nachdem der rechte Flügel der Schweden wesentlich durch ihn vernichtet, damit die Schlacht gewonnen und der Feind bereits auf dem Rückzuge war, auf Befehl des Kurfürsten mit seinen von den Märschen und dem vorangegangenen Kampfe ermatteten Reitern einen neuen Angriff auf den völlig unberührten linken schwedischen Flügel machen, wurde von der schwedischen Reiterei aber geworfen. Diese unwesentliche Niederlage führte ein kleines Zerwürfnis mit dem Kurfürsten herbei, infolgedessen der Prinz wenige Tage nach der Schlacht, unbedankt, das brandenburgische Heer verließ (vgl. u. a. Theod. Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“). Später hieß es: nach der Schlacht habe ein Kriegsgericht über den Prinzen gehalten werden sollen, weil er eigenmächtiger Weise den Angriff unternommen; aber

der Kurfürst, obwohl er zugegeben, daß der Prinz nach der Strenge der Kriegsgesetze das Leben verwirkt, habe den Antrag abgelehnt. Auch diese Geschichte findet sich in den Memoiren des Barons Pöllnitz, sowie in denen Friedrichs des Großen am oben angeführten Orte. Heinrich von Kleist aber hat in seinem Drama „Der Prinz von Homburg" den Prinzen (wie Goethe den Grafen Egmond) verjüngt, zu einem phantastisch-träumerischen Liebhaber gemacht, nimmt den Konflikt mit dem Kurfürsten auf und läßt den Prinzen sogar wirklich zum Tode verurteilt und erst im letzten Akte begnadigt werden. [Der Große Kurfürst hat den Prinzen ebensowenig begnadigt, wie er bei der Unterzeichnung des Friedens von Saint-Germain-en-Laye (29. Juni 1679) den Vers Vergils (Aeneide 4, 625) zitiert hat: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor", der besser auf den 1538 gestorbnen Filippo di Filippo Strozzi paßt; vergl. Rankes Histor.-biogr. Studien, Leipz. 1877, S. 408 f. und S. 442.] Die Vorliebe, mit der die Sage später gerade die Schlacht bei Fehrbellin ausgeschmückt hat, beruht wohl darauf, daß sie nach den entsetzlichen letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges die erste war, in der deutsche Tapferkeit und Kriegskunst wieder zu Ehren kam, und daß von ihr die deutsche und europäische Stellung des brandenburgisch-preußischen Staates herdatiert: „Das deutsche Volk fühlte diesen Sieg der Brandenburger als eine nationale Tat. — Brandenburg wurde zum ersten Male volkstümlich" (v. Zwiedineck im 7. Bande von Helmolts „Weltgeschichte", Leipzig 1900, S. 484). Im „Theatrum Europaeum" (1682) und im „Hochverdienten Helden-Lorbeer (1685) steht nichts von jenen Sagen (H. v. Kleists Sämtliche Werke, herausgegeben von Zolling, III, S. 274).

Am 29. Oktober 1685 unterzeichnete der Große Kurfürst in Potsdam das Edikt, wodurch er den aus Frankreich durch die Aufhebung des Edikts von Nantes vertriebenen Hugenotten seine Staaten öffnete. Hugo Vogels Bild: „Der Große Kurfürst empfängt französische Réfugiés in Potsdam am 10. Nov. 1686" (im Besitz der „Verbindung für historische Kunst"), zeigt jedoch einen Urwald, der nie existiert hat, und ein Portal des Schlosses an einer Stelle, wo dieses nie

eins gehabt hat (Sello, Potsdam und Sanssouci; Breslau 1888, S. 37). — Das geistliche Lied „Jesus meine Zuversicht“ rührt nicht von der ersten Gemahlin des Großen Kurfürsten, Luise Henriette von Oranien (1627—67) her, sondern von ihrem Freund und dem Erzieher ihrer Kinder, O. v. Schwerin. Das ist keine ganz neue Wissenschaft; trotzdem findet sich die falsche Angabe immer noch z. B. in dem offiziellen k. s. Landesgesangbuche von 1904. Dasselbe gilt von dem Kirchenlied „Ich will von meiner Missetat zum Herren mich bekehren“ u. a. Vergl. „Andachtsbuch Luise Henriettes von Brandenburg, herausgeg. von Runge 1653“, neubearbeitet von Irenäus (Berlin 1879); F. L. C. v. Medem, Zur Hymnologie (Berlin 1876).

Hinsichtlich des Feldherrn des Großen Kurfürsten, des Generalfeldmarschalls Georg Derfflinger, verweist Ernst Fischer in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Kurbrandenburgischen Feldmarschalls Georg Reichsfreiherrn von Derfflingen“ (Berlin 1884) verschiedene landläufige Anekdoten in das Reich der Fabel, die namentlich durch K. A. Varnhagens „Biographische Denkmäler“ (I, 3. Auflage, Leipzig 1872, S. 244 ff.) verbreitet worden waren.

„So bedeutend die stilistischen Vorzüge seiner [Varnhagens] Darstellung sein mögen, sachlich ist seine Arbeit überaus mangelhaft. Von eigner Forschung oder Kritik ist nichts zu entdecken. Die berichteten Tatsachen durch Zitate zu stützen, hält er für überflüssig; dafür gibt er am Schlusse eine „Nachweisung der gebrauchten Hilfsmittel“ und zählt auf drei Seiten die Titel von Büchern auf, welche er zum Teil nachweislich nicht durchgelesen hat .... Das Bestreben, anziehend und fesselnd zu schreiben, scheint ihm den Sinn für die historische Wahrheit gänzlich abgestumpft zu haben: Derfflingers Jugendzeit ist unter seinen Händen zu einem Roman geworden, der jeder Begründung entbehrt.“ — Bekanntlich hat man an zahlreiche Bosheiten in den Tagebüchern Varnhagens v. Ense genau denselben kritischen Maßstab anzulegen.

Es ist nicht richtig, daß Derfflinger ein Schneidergesell gewesen ist (Pöllnitz), sondern nur, daß er „der gemeinen Sage nach eines Schneiders Sohn [aus Neuhofen in Oberösterreich] gewesen, der aber statt seines Vaters Handwerk zu erlernen lieber sein Glück unter den Fahnen gesucht“. — Bei der Belagerung Stettins 1677 sollen die Einwohner, „weil der General-Feldmarschall v. Dörfling ein Schneiderbursch gewesen“, am Marienturm ein Bild aufgehängt haben, worauf

ein Schneider mit der Schere und Elle gemalt wäre; über diesen Schimpf war er so erbittert, daß er den Kurfürsten bat, ihm Rache zu erlauben oder aus dem Dienst zu gehn. „Der gütige Kurfürst ließ zu und mäßigte, soviel er konnte". Diese Geschichte hat 1838 Leop. v. Orlich („Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert" II, 258) in die historische Literatur eingeführt. „Alle bedeutenderen Berichte der Zeitgenossen wissen davon nichts"; der Turm der Marienkirche ist zwar damals in Brand gesteckt worden, aber durch eine lüneburgische Glühkugel. — Es ist ferner unwahr, daß Derfflinger weder lesen noch schreiben konnte; sein Stil war jedenfalls nicht schlechter als der Blüchers anderthalb Jahrhunderte später. Vergl. auch W. v. Unger, Feldmarschall Derfflinger (Berlin 1897).

Das Testament des Großen Kurfürsten († 7. Mai 1688) ist von Gustav zu Putlitz 1859 auf die Bühne gebracht worden. Die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Glücksburg, hat ihn überredet, seine Länder nicht dem ältesten Sohne allein, sondern zum Teil auch seinen Söhnen aus zweiter Ehe (Philipp, Karl, Albrecht und Christian) zu vermachen; doch hat die Kurfürstin dies nicht etwa aus egoistischem Interesse oder in dem ihrer Kinder getan, sondern weil sie den Kurprinzen — den einzigen Sohn aus erster Ehe, der den Vater überlebt hat — nicht für kraftvoll genug gehalten hatte, einen größeren Staat zu regieren. Als dann aber nach des Großen Kurfürsten Tode der junge Kurfürst im Beisein seiner Stiefmutter an den kaiserlichen Gesandten eine pathetische Rede hält, sieht sie ein, daß sie sich geirrt hat, und zerreißt das Testament, nachdem sie sich gleichfalls in längerer Rede geäußert, die mit den Worten endigt: „und also schrieb er's nicht. — Hier liegt's zerrissen" (Akt 5, Auftritt 6). In Wirklichkeit aber hat der Große Kurfürst seinen Ältesten zum Universalerben eingesetzt und den jüngeren Söhnen nur die Einkünfte einiger Gebiete angewiesen (Minden, Halberstadt, Ravensberg, Lauenburg-Bütow-Naugard, Amt Egeln und das Herrenmeistertum von Sonnenberg), damit sie nicht aus Mangel an Einkünften katholisch würden, wie es damals sehr an der Tagesordnung war. Doch sollten die

jüngeren Söhne keine Militärhoheit haben, kein Recht, Bündnisse zu schließen und Durchmärsche zu gestatten, und Räte und Beamte nur mit Vorwissen und Beraten des Kurfürsten anstellen und entlassen. Selbst diese Bestimmungen hat Friedrich III. (als König: Friedrich I.) aufgehoben; so ist die Kurfürstin-Witwe gar nicht in die Lage gekommen, irgend ein Testament zu zerreißen. („Ungedrucktes und unterdrucktes merkwürdiges Testament Friedrich Wilhelms des Großen, Churfürstens zu Brandenburg, vom 20. Merz 1688", in des Freiherrn Friedr. Karl v. Moser „Patriotischem Archive", Bd. IX, Mannheim 1788, S. 137—244: teilweise auch heute noch mit Gewinn zu lesen; in manchen Punkten richtiggestellt durch J. G. Droysen: Zur Geschichte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. von Preußen, Leipzig 1870, S. 129—194).

Über die mit dem Glaubenswechsel Friedrich Augusts I. von Sachsen (Augusts II. von Polen) verknüpften Umstände sind ebenfalls noch immer abenteuerliche Versionen verbreitet. So ist noch 1906 (im ‚Hausvater' Nrr. 4. 5 und 11) der protestantische Pastor Gandert auf das schwindelhafte „Glaubensbekenntnis und Abschwörungs-Formular Friedrich August II. Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen bei seinem Übertritt von der Lutherischen zur Römisch-Katholischen Kirche abgelegt am 2. Juni 1697 in Baden bei Wien gegen den Bischof zu Raab" (Gera 1845) entrüstet hereingefallen. Vergl. Paul Haake: Histor. Vierteljahrschr. X, 1907, 382—392.

Vom Prinzen Eugen von Savoyen, der, 1683 in österreichische Dienste getreten, am 11. September 1697 den glänzenden Sieg bei Zenta errang, erzählt man, er hätte am Morgen des Tages einen Brief des Hofkriegsrats oder einen Befehl des Kaisers, sich nicht zu schlagen, uneröffnet liegen lassen; nachher sei er für den Sieg zur Verantwortung gezogen worden. Beide Angaben sind erfunden.

„Prinz Eugen müßte uns, sollte man denken, aus seiner Autobiographie, aus der sechshundert Stück umfassenden Sammlung seiner Briefe und aus seiner Lebensbeschreibung von Kausler hinlänglich bekannt sein; aber die Briefe sind erdichtet, die Lebensbeschreibung beruht auf den Briefen und die Autobiographie hat den Fürsten Ligne zum Verfasser." Lord Acton: Die neuere deutsche Geschichtschreibung (deutsch von J. Imelmann; Berlin 1887, S. 24).

Die gefälschten Briefe sind 1812 von Sartory herausgegeben worden (vergl. Böhm, Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen, Freiburg 1900).

Über ein am Hause Heiligegeiststraße 38 in Berlin angebrachtes Wahrzeichen (vergl. auch unten das in der Abteilung „Engländer" über die altnorwegische „Neidstange" Gesagte), den sogenannten Neidkopf, wird folgendes erzählt und zwar zuerst im Gubitzschen Volkskalender für 1857 von Fr. Bertram:

„Als am 15. August 1695 der Kurfürst Friedrich III. der feierlichen Grundsteinlegung zur Parochialkirche in der Klosterkirche beiwohnte, drängte am Schlusse der Zeremonie sich ein Jüngling durch die Versammlung und überreichte knieend dem Kurfürsten ein Schriftstück. . . . Der Jüngling, ein Goldschmidt namens Beyrich, erzählte, wie ihm im Traume der Auftrag geworden, eine silberne Königskrone anzufertigen und sie am Tage der kirchlichen Grundsteinlegung dem Kurfürsten an dem Orte zu überreichen, wo einst dessen Ahn (Friedrich I. von Hohenzollern) die Huldigung der Mark im „hohen Hause" empfangen. Obwohl nur arm, habe er doch getan, wie der Traum ihm geboten. Und mit dem Hinzufügen, daß dieses sein geringes Werk (wie die Traumverheißung ebenfalls lautete) mit in den Grund gesenkt werden möge, überreichte er dem Kurfürsten eine kleine, silberne Krone. Friedrich III., eingedenk der Prophezeiung am Tage seiner Taufe, daß er dereinst die Königskrone tragen werde, blickte nachdenklich auf die ihm dargereichte Krone hin und brach dann in die Worte aus: „Es ist Gottes Wille und ein Geheimnis vor der Welt"*); die Krone aber wurde mit in den Grundstein gelegt. — Beyrich empfing darauf von dem Kurfürsten Geldmittel, um sich eine eigene Werkstatt einzurichten. Als sechs Jahre später Friedrich der Dritte als König Friedrich der Erste in Berlin einzog, erinnerte er sich jener Begebenheit bei der Grundsteinlegung und sandte dem Meister Beyrich ein Gastmahl in sein Haus, damit auch er sich erfreue an der Königskrone. Wieder sechzehn Jahre später (wie zuerst 1831 Cosmar berichtet in seinen „Sagen und Miszellen aus Berlins Vorzeit") besuchte

---

*) Also eine ähnliche Äußerung wie oben S. 246. Sie wird übrigens dem Großen Kurfürsten auch bei einer andern Gelegenheit in den Mund gelegt. Zwei Brüder waren desertiert, um ihre sterbende Mutter noch einmal zu sehen; der Kurfürst will einen von ihnen begnadigen; sie müssen daher um ihr Leben würfeln. Da sie dreimal hintereinander jeder immer drei Sechsen werfen, zieht der Kurfürst seinen Hut, zitiert den Bibelspruch und begnadigt beide — eine Wanderanekdote. Mitunter hat sie die Variante, daß einer der Würfel in zwei Stücke springt und so der zuletzt Würfelnde 19 wirft. — Denselben Bibelvers soll auch Elisabeth von England hergesagt haben, als man ihr die Nachricht vom Tod ihrer Stiefschwester Maria, der sie auf den Thron rief, überbrachte.

Friedrich Wilhelm I. den strebsamen Meister und bestellte bei ihm ein goldenes Service. . . . . Als es vollendet war, bemerkte der hohe Auftraggeber unter andern Verzierungen auf einer der Schüsseln einen zur abscheulichen Fratze gestalteten weiblichen Kopf. Auf Befragen erzählte der Meister, wie in dem gegenüber gelegenen Hause ein anderer, reicher Goldschmied wohne, dessen Frau und Töchter, aus Ärger über das unverhoffte Glück ihres Nachbarn, ihm die sonderbarsten Grimassen von dem Fenster ihrer Wohnung aus geschnitten. Da habe er es denn nicht unterlassen können, neben den Arabesken eine dieser Fratzen nachzubilden. Um den strebsamen Fleiß zu belohnen, dem hämischen Neid aber die ihm gebührende Strafe, zu erteilen, ließ der Monarch das armselige Haus niederreißen und ein stattlicheres für seinen nunmehrigen Hofgoldschmied errichten. Inmitten der Front aber, zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk, befahl der königl. Baumeister die Anbringung jenes Zerrbildes, dem die Berliner alsbald den Namen „der Neidkopf" beilegten. Diese Benennung hat das Haus im Volksmunde bis auf den heutigen Tag behalten. Durch die Forschungen des Geheimen Hofrats L. Schneider, vorgetragen 1. März 1865 im Verein für die Geschichte Berlins, ist festgestellt worden, daß das fragliche Haus 1711—1746 einem Goldschmied, namens Lieberkühn gehörte; dagegen hat ein goldenes Tafelservice am Hofe des haushälterischen, jedem Luxus abholden Königs nie existiert. Christian Lieberkühn wurde 1738 mit der Herstellung des silbernen Chores im Rittersaale des Schlosses betraut (den Friedrich der Große später einschmelzen ließ) und mußte, was von seiner Wohlhabenheit zeugt, 42000 Taler, sowie sein Haus als Kaution für das ihm zur Anfertigung des Chores gelieferte Silber stellen. Hierdurch wird die Sage inbetreff des Services und der Armut des Goldschmiedes hinfällig, wie denn auch kein anderer Goldschmied eines der gegenüberliegenden Häuser zu damaliger Zeit besessen hat. Bezüglich der Grundsteinlegung der Parochialkirche hat Küster eine ausführliche Beschreibung, doch ohne Erwähnung jenes Vorfalls, so daß auch in diesem Punkte das Poetische der Sage der Wahrheit entbehrt."

Am 4. Juni 1841 wurde der Neidkopf von der Besitzerin des Hauses abgenommen. Der Verein für Märkische Geschichte wollte ihn ankaufen; man forderte aber 10 Friedrichsd'or. 1857 wurde er jedoch bei einem Antiquar für 6 Friedrichsd'or erstanden und am 5. Juni 1858 wieder an seine alte Stelle gesetzt, worauf unterm 27. Oktober desselben Jahres ein Vertrag mit dem Besitzer des Hauses geschlossen wurde, daß der Neidkopf ohne Zustimmung des königlichen Fiskus nicht wieder entfernt werden dürfte (Abbildung in Nr. 14 des 1875er Jahrgangs der „Gartenlaube"). Seit 1875 befindet er sich dennoch in einem Berliner Museum. Vergl. E. v. Freydorf: „Der Neidkopf" (in „Über Land und Meer" Oktober 1897, Nr. 24), der mit Glück und Geschick den altdeutschen Rechtsgrundsatz

nachbarlicher Aussichtsbeschränkung und der Befreiung von einer derartigen Servitut zur Erklärung des im Laufe der Jahrhunderte vollständig verschollenen und darum gründlich mißverstandenen Brauchs heranzieht.

Am 12. Juli 1703 wurde das von Schlüter verfertigte Reiterstandbild des Großen Kurfürsten auf der Kurfürstenbrücke in Berlin enthüllt. Der Kurfürst ist als römischer Imperator dargestellt, also das Pferd ohne Hufeisen. Weil man, dicht vor dem Standbild stehend, nur das eine, aufgehobene Bein des Pferdes sieht, ist wohl die Sage entstanden, der Künstler hätte nur dies eine Hufeisen vergessen, und als er es bemerkte, sich aus Gram sofort in der darunter wegfließenden Spree ertränkt. A. Schlüter ist jedoch, nachdem er 1706 in Ungnade gefallen, nach Rußland ausgewandert (1713) und dort verstorben (1714; vergl. Archiv des Vereins für die Geschichte Berlins, Referat über einen Vortrag vom 25. Januar 1876). Die Anekdote, daß Künstler wegen einer an einem ihrer Meisterstücke vergessenen Kleinigkeit sich das Leben nehmen, ist recht beliebt. So soll Hubert Le Sueur, der Verfertiger eines Denkmals für Karl I. von England (Charing Croß, London), den Gurt des Pferdes vergessen und deshalb Selbstmord verübt haben. Vergl. auch die Anekdote über das Ende Georg Bährs (1666—1738), des Erbauers der Dresdner Frauenkirche.

Nach den Niederlagen am Schellenberg und bei Höchstädt (2. Juli und 13. Aug. 1704) war Kurfürst Max Emanuel von Bayern geflüchtet, während sein Land von den siegreichen Österreichern wie ein erobertes Gebiet behandelt wurde. Ein großer Teil des Adels, der Geistlichkeit und sogar des Beamtentums sympathisierte mit den Österreichern. Das arg bedrückte Landvolk wollte dagegen von der Fremdherrschaft nichts wissen. Bei den Aufständen, die an verschiedenen Orten Ober- und Niederbayerns ausbrachen, haben sich die Bauern an dem Gedanken begeistert, daß der landflüchtige Kurfürst mit ihnen im Einverständnisse sei. Tatsächlich hat aber nach der neuern Forschung Max Emanuel diese Putsche nicht veranlaßt, sondern erst nachträglich von ihnen Kenntnis erhalten. Am bekanntesten ist von den verschiedenen Aufstandsversuchen der zu Sendling

so unglücklich verlaufene um deswillen, weil sich, allerdings erst im neunzehnten Jahrhundert, die Poesie seiner bemächtigt hat. Vieles, was über den Schmied von Kochel und andere Volkshelden dieser Erhebung geschrieben worden ist, gehört ausschließlich der Sage an. Geschichtlich beglaubigt ist dagegen, daß die oberbayerischen Gebirgsbauern, unter denen die Schützen von Tölz die Hauptrolle spielten, im schneereichen Winter des Jahres 1705 einen Marsch zur Befreiung Münchens angetreten haben. Obwohl verschiedene Münchner Bürger bei der Sache beteiligt waren, ist doch die erhoffte gleichzeitige Erhebung der hauptstädtischen Einwohnerschaft ausgeblieben. Die Österreicher hatten durch Verrat von der Sache Wind bekommen und sofort Maßregeln getroffen, daß die schlecht bewaffneten Bauern von zwei Seiten gefaßt würden. Bei der hochgelegenen Kirche von Sendling fand die Tragödie in der „Mordweihnacht" vom 24. auf den 25. Dezember ihren Abschluß, nicht, wie vielfach angenommen wird, mit einer Schlacht, sondern mit dem Niedermetzeln 800 Wehrloser, die bereit waren, die Waffen zu strecken, und sie auch wohl gestreckt haben. Ob alle Greuel, die dem österreichischen General Kriechbaum vorgeworfen werden, beglaubigt sind, mag dahingestellt bleiben. So viel scheint sicher zu sein, daß von den aufständischen Oberländern nur wenige entkommen sind, während, um Schrecken zu erregen, ganze Wagenladungen von Leichen nach München geschafft und dort auf die Straßen geworfen wurden. Insgesamt dürften bei den verschiedenen Aufständen gegen 3000 bayerische Landleute ums Leben gekommen sein.

Eine Petition der Vertreter der preußischen Stände gegen seine Steuerreformen („Das ganze Land werde ruiniert werden") soll König Friedrich Wilhelm I. mit der Marginalbemerkung abgelehnt haben: „*Tout le pays sera ruiné?* Nihil kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität *Nie pozwalam**) wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souverainität wie einen *Rocher* von *Bronce*." Den richtigen Wortlaut dd. 25. April 1716

*) Polnisch gleich „ich erlaube nicht", jenes Veto, womit es jedem Mitgliede des polnischen Reichstages frei stand, einen Beschluß zu verhindern.

gibt Büchmann ([24] S. 530 nach Droysen, Geschichte der preußischen Politik IV, 2, S. 198). Der *rocher von bronce* hält danach stand; die andern Zitate aber erweisen sich als ein bloßes Schlingkraut, das später um den Felsen herumgewuchert.

Das landläufige Bild Königs Friedrich Wilhelms I. ist ganz verzeichnet. Selbst seine Liebhaberei für lange Soldaten war nicht so verkehrt, wie sie auf den ersten Blick erscheint, sondern vom darwinistischen Standpunkt aus sogar recht vernünftig. Im übrigen aber steht der König nach Charakterstärke und Urteil bewunderungswürdig da; die kleinen Schatten gehören mehr seiner Zeit an als ihm. Abhold der Prachtliebe seines Vaters, begnügte er sich mit einem Anteil an den Staatseinkünften, der etwa ein Zehntel der Summe betrug, die jener bezogen hatte; hierzu traten nur sein Gehalt als holländischer General und eine kleine jährliche Summe, welche die holländischen Generalstaaten als seine Paten für ihn ausgesetzt hatten.

Geld ausgeben kann jeder, besonders in hoher Stellung; das „Sich nach der Decke strecken" zeigt den Mann von Charakter, der sich selbst achtet. Und sein klares Urteil zeigt ihn als den Sohn der „philosophischen Königin" Sophie Charlotte. Er haßte theologisches Gezänke; mit dem Dominikaner Raym. Bruns stand er zuletzt auf so vertrautem Fuße, daß man sogar glaubte, der König sei auf dem Totenbette katholisch geworden! Er verbot zuerst unter allen Fürsten die schändlichen Hexenprozesse (vergl. S. 259 f.). Was aber die rohe Behandlung seiner Kinder betrifft, namentlich des nachmaligen Königs Friedrich II. und der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, so stammen die Nachrichten darüber größtenteils aus den Memoiren der genannten Markgräfin, 1810 deutsch zu Tübingen (Cotta) und im selben Jahre, also zur Rheinbundszeit, in französischer Sprache zu Braunschweig (Vieweg) erschienen. (Vergl. Rich. Fester, Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen, Berlin 1902.) Es existieren verschiedene von der Markgräfin eigenhändig verfertigte, aber voneinander zum Teil abweichende Handschriften davon; eine kritische Ausgabe liegt noch immer nicht vor.

Über die unglückliche Doris Ritter (Tochter des Rektors der „großen Schule" in Potsdam), für die König Friedrich II. als Prinz eine nicht unerwiderte Neigung empfunden hat, findet sich das Historische bei Wagener, Garnison-Schullehrer, in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams" (IV, S. 336). Danach wäre die Neigung rein platonisch geblieben und auf die entgegengesetzten Angaben der Markgräfin von Bayreuth nichts zu geben. Friedrich Wilhelm I. ließ das unglückliche Mädchen mehrere Male auspeitschen (Befehl vom 6. Sept. 1730) und alsdann „auf ewig" nach Spandau in das Spinnhaus bringen. Nachdem sich Vater und Sohn jedoch wieder ausgesöhnt hatten, verrauchte des Königs Zorn; als daher der Vater des Mädchens 1733 um deren Begnadigung einkam, schrieb der König auf das Bittgesuch eigenhändig „gut". Sie heiratete dann einen Materialwarenhändler Schomer in Berlin; und, als dieser später um eine Anstellung einkam, genehmigte es König Friedrich II. Sonst aber hat er sich nicht weiter um sie oder ihre Kinder bekümmert. Die Szenen eines späteren Wiedersehens mit ihr stammen nur aus Romanen.

König Friedrich Wilhelm I. soll an der Entwaldung der Kurischen und der Frischen Nehrung schuld sein. Er hätte sich beim Alten Dessauer beklagt, daß er doch Gebiete hätte, die ihm gar nichts einbrächten, z. B. Ostpreußen; dieser aber hätte sich erboten, ein Mittel anzugeben, auch diesem Teil etwas abzugewinnen, und zu diesem Zwecke die Wälder auf den Nehrungen abholzen und das Holz verkaufen lassen. Das stimmt nicht. Schon Pierre de la Cave, Gouverneur von Pillau unter dem Großen Kurfürsten, hat aus militärischen Rücksichten: weil er fürchtete, die Schweden würden sich unter dem Schutze des Waldes heranschleichen, die Abholzung des herrlichen, fast bis an die Festung reichenden Waldes sowie des auf der Spitze der Frischen Nehrung angeordnet. Die Abholzung der Kurischen Nehrung aber hat der russische Kommandant von Memel während des Siebenjährigen Krieges, Major von der Felden, auf seinem Gewissen. (v. Hasenkamp, Ostpreußen unter dem Doppelaar, Königsberg 1866, S. 208 und 339.)

Die beiden Gegner Maria Theresia und Friedrich II. sind jeder von der Geschichte mit ihren Treppenwitzen ausgestattet worden. Von allen Seiten bedrängt, flüchtete sich die Königin von „Ungarn und Böhmen" nach Preßburg; hier soll sie denn, ihren kleinen Sohn, den nachmaligen Kaiser Joseph II., auf dem Arme, vor den ungarischen Edeln erschienen sein und sie durch eine rührende und würdevolle Rede zu dem bekannten Ausrufe begeistert haben: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!" Die Szene ist oft gemalt worden, weil sie eben sehr malerisch ist; merkwürdigerweise hat man schon an ihrem Krönungstage (25. Juni 1741) in Preßburg Transparente gesehen, worauf Maria Theresia auf dem Thron abgebildet war, ihre Kinder (die 3jährige Erzherzogin Maria Anna und den 6 Monate alten Erzherzog Joseph) dem Wohlwollen der ungarischen „Status et ordines" empfehlend (Ant. Szirmay, Hungaria in parabolis, 1804, S. 83). In Wahrheit aber hat die Königin den Prinzen nicht auf dem Arme gehabt, indem derselbe erst 10 Tage später (20. September 1741), vor den gegen die Hauptstadt vorrückenden Bayern und Franzosen geflüchtet, nach Preßburg kam (Gabr. Kolinovics [Augenzeuge!], Nova Ungariae Periodus, Buda 1790, S. 491). Mit dem Madonnenbilde ist's also nichts, weder als die Königin 7. Sept. 1741 die Notabeln auf das Schloß berief und eine ergreifende Ansprache an sie hielt, noch 11. Sept., als sie die Mitglieder beider „Tafeln" ebendahin berufen hatte und sie in Trauerkleidern, die Krone auf dem Haupt, empfing. Bei dieser letzteren Gelegenheit haben die Versammelten nach der lateinischen Ansprache der Königin gerufen: „Damus vitam et sanguinem". Ein Augenzeuge, Graf Michael Teleki, schrieb am 17. Sept. 1741 folgendes an den Baron Johann Lázár: „Es gibt jetzt eine personalis insurrectio, da Österreich gegen die ruchlosen Praetensionen des Bavarus betreffs Ungarns und der andern Länder bereits alle zusammentrommelt. Eben darum rief uns Ihre Majestät 11. mo praesentis in das Schloß zu Preßburg; sie proponierte selbst e throno in medio statuum mit einer sehr schönen lateinischen Adhortation, worauf der Fürstprimas antwortete, die Status aber finita propositione uno ore zugleich ausriefen:

,Damus vitam et sanguinem'". (Béla v. Tóth, Szájrul szájra, S. 52 f.) Auch in der Einleitung des Gesetzartikels 1741, LXIII heißt es: „Vitam et sanguinem sese impensuros unanimi assensu polliciti sunt". Zum Überflusse schreibt Maria Theresia unterm 18. Mai 1742 an den Bischof von Neutra, Grafen Emerich Esterházy: „Pro Mea domusque Meae conservatione vitam et sanguinem profundere tam alacriter sese obtulit bellicosa Hungarica gens" (Századok XX, 913); dieselbe Wendung begegnet in einer Wiener Urkunde vom 17. Mai 1746, worin die Kaiserin das Totiser Majorat des Grafen Joseph Esterházy anerkennt. Daß die Worte Moriamur usw. überhaupt nicht gerufen worden sind, steht also fest.

Ein bekanntes Bild von Al. Liezen-Mayer (1867) schildert jenen rührenden Vorgang, wie Maria Theresia dem Kind einer armen Kranken auf der Straße ihre Brust gibt — auch dies poetische Ereignis hält vor der Kritik nicht Stich; die Fürstin hat, nach Prof. Heinr. Marczali in Budapest, keins ihrer 16 Kinder selbst genährt. Daß Franz v. Schönthan trotzdem die Legende in seinem übrigens recht netten Lustspiele „Maria Theresia" (1903) verwertet hat, ist das gute Recht des Dramatikers.

Der berüchtigte Brief der Kaiserin an die Marquise von Pompadour (1756), der mit *ma chère cousine* anfängt, ist ebenfalls unhistorisch; nur der Minister Graf Kaunitz (1750—53 Gesandter in Paris, seitdem Kanzler) hat ihr ein Billet voll Huldigungen und Schmeicheleien geschrieben. Daß die Kaiserin die Urkunde über die erste Teilung Polens (1772) mit den Worten unterzeichnet habe: „placet, weil so viele und große Männer es wollen; wenn ich aber längst tot bin, wird man erfahren, was daraus hervorgehen wird", ist ebensowenig nachweisbar wie die Tränen, welche die Kaiserin dabei vergossen haben soll.

Während Friedrich gleich nach seiner Thronbesteigung den Gebrauch der Folter*) so weit einschränkte, daß es einer

*) Das 57te Alinea des Gesetzes des ungarischen Königs Koloman (1095—1116): „De strigis, quae non sunt, nulla quaestio fiat", wird allgemein so verstanden, daß dieser liberale Herrscher Hexenprozesse verboten habe, da es keine Hexen gäbe. Für seine Zeit wäre das allerdings

Abschaffung fast gleich kam, unterzeichnete Maria Theresia erst unterm 2. Januar 1776 die Aufhebung. Josef von Sonnenfels hatte lange dafür gewirkt. Man erzählt, er hätte ihr einst, der Hofsitte gemäß, knieend einen Vortrag darüber gehalten. Als die Kaiserin wahrgenommen, daß ihm diese Stellung beschwerlich wäre, hätte sie zu ihm gesagt: „Knie er sich näher und lege er seine Schriften mir auf den Schoß." Sonnenfels wäre dieser Aufforderung nachgekommen, und seine Rede hätte sich „wie ein Feuerstrom" ergossen. Am Schlusse hätte die Kaiserin geweint. Da wäre Sonnenfels, alle Hofetikette vergessend, aufgesprungen und in die Worte ausgebrochen: „Wenn Europa diese Tränen in den Augen der größten Monarchin unserer Zeit gesehen hätte, so würde es keinen Augenblick zweifeln, daß die Tortur in Österreich sogleich abgeschafft wird." Die Kaiserin hätte dann ihre Hand auf des Redners Schulter gelegt und gesagt: „Laß er's gut sein, die Tortur wird abgeschafft." Nach Wilibald Müllers biographischer Studie „Josef von Sonnenfels" (Wien 1882) ist diese bühnengerechte Szene aber unhistorisch. Auch verdient bemerkt zu werden, daß Sonnenfels die Tortur gegen geständige Verbrecher zur Erzwingung der Angabe ihrer Mitschuldigen nicht aufgehoben zu sehen wünschte.

---

eine auffallend freie Weltanschauung gewesen. Aber wir haben nicht nötig, ein solches Wunder anzunehmen: unter striga ist hier nicht „Hexe" zu verstehen, sondern „Alp", von dem das Volk glaubte, daß er, in Tiergestalt sich wandelnd, den Schläfer drücke. Diesen Aberglauben verwarf auch die Kirche damals schon als unsinnig. Dagegen leugnet Koloman selbst die Existenz von Hexen durchaus nicht; vielmehr gebietet das 60te Alinea seines Gesetzes: „Malefici, per nuncium archidiaconi et comitis inventi, iudicentur". Vergl. B. v. Tóth, Szájrul szájra, S. 10—13. Über den Hexenwahn und seine späte Bekämpfung vergl. außer den großen Werken von Siegm. Riezler („Geschichte der Hexenprozesse in Bayern", Stuttg. 1896) und Jos. Hansen („Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozesse im MA.", 1900, und „Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns", 1901) namentlich den Aufsatz von Fel. Stieve in den Beilagen zur Allgem. Zeitung vom 17. und 18. Februar 1897, wieder abgedruckt in seinen „Abhandlungen, Vorträgen und Reden" (Leipzig 1900, S. 300—318), der besonders auch auf die verdienstvolle Abhandlung von C. Binz ([2] Berl. 1896) über Dr. Joh. Weyer, den ersten Bekämpfer des Hexenwesens [1563], hinweist. Über Inquisition vergl. weiter hinten das unter König Philipp III. von Spanien Gesagte.

Daß am 22. Mai 1741 zu Nymphenburg kein Vertrag zwischen Frankreich und Bayern geschlossen worden sei, dessen angeblicher Text einige Monate später in der Presse der feindlichen Staaten zu allgemeiner Kenntnis gebracht worden ist, hat K. Th. v. Heigel wiederholt entschieden und zwingend dargetan, zuletzt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 2 und 3 vom 3. und 5. Januar 1903. Gust. Ad. Schröters Königsberger Dissertation „Der Nymphenburger Vertrag" (Berlin 1911) vermutet im Fälscher einen Beamten des Berliner französ. Gesandten Valory (S. 108).

Friedrich soll bei der Huldigung in Breslau (7. Nov. 1741), als das Reichsschwert vermißt wurde, seinen eigenen siegreichen Degen gezogen und sich dessen bei der Zeremonie bedient haben, ihn zum Kusse darreichend, wie es 1855 Adolf Menzel in einem Bilde verherrlicht hat. Diese Erfindung des unzuverlässigen Barons v. Bielfeld (*Lettres familières*, 1763; deutsch, Breslau 1838) ist von Colmar Grünhagen („Friedrich der Gr. und die Breslauer 1740—41", Breslau 1864, S. 215) widerlegt worden. Bielfeld († 1770) „gab wohlweislich seinen Memoiren die Form vertraulicher Briefe, die den Eindruck machen sollten, als seien sie wirklich zu der Zeit geschrieben, in welcher die darin erzählten Ereignisse stattfanden". (Hamilton, Rheinsberg; deutsch von Dielitz, Berlin 1882, I, S. 213.)

Überhaupt ist der Sagenkreis, der sich um Friedrich angesetzt hat, größer als selbst der über König Artus oder über Karl den Großen. Namentlich sind die „Anekdoten aus dem Leben Friedrichs des Großen" (Neuwied, 12 Hefte in 2 Bänden), worin „größtenteils falsche und sehr mißverstandene Erzählungen zusammengestoppelt sind", unzuverlässig. Nicht viel besser steht es um die „Beiträge zu den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II." (Berlin 1788), die „eine Menge völlig erdichteter Erzählungen, Unterredungen, Einfälle sind, welche dem Geiste des Königs gar nicht ähnlich sehen"; vergl. auch C. D. Küsters Schrift „Die Lebensrettungen Friedrichs des Zweyten im 7jähr. Krieg und besonders der Hochverrath des Barons v. Warkotsch, aus Original-Urkunden dargestellt" (Berlin 1792). Friedr. Nicolai, dessen „Charakteristischen Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen

Personen, die um ihn waren" (Berlin und Stettin 1788—92) wir jene Urteile entnehmen, erwähnt noch zwei französische Schriften, die gleichfalls sehr unzuverlässig seien: *La vie privée du roi de Prusse ou mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire, écrits par lui-même* (Amsterdam 1785), die höchstwahrscheinlich nicht von Voltaire herrührt, und *Vie de Frédéric, roi de Prusse,* (4 Bde., Straßburg 1787), die auch ins Englische übersetzt worden ist.

Die Sagen der beiden ersten schlesischen Kriege — ce sont là jeux de prince: on respecte un moulin, on vole une province (Andrieux; vergl. S. 15 und weiter unten das Geschichtchen vom Müller von Sanssouci) — findet man kritisch beleuchtet in Grünhagens Buch „Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen. Gefahren und Lebensrettungen in den schlesischen Kriegen" (Breslau 1864). Vor der Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741) soll der Bauer Margner aus Gindel, der die Stellung der österreichischen Armee gekannt, den König und zwei Offiziere, die in größter Gefahr schwebten gefangen zu werden, gerettet haben, indem er einen der Offiziere sowie die drei Pferde in den Keller geschafft und über dessen Eingang Holz aufgeschichtet, während der König und der andere Begleiter sich haben ins Bett legen müssen, worauf Margner durch Anzündung übelriechender Stoffe die Schlafkammer mit einem durchdringenden Geruch erfüllte. Österreicher kommen, suchen und ziehen, getäuscht, wieder ab.

„Doch hätten ihre Patrouillen immer noch die Gegend unsicher gemacht, so daß Margner, um seine Schützlinge aus dem Dorfe zu bringen, zu einer neuen List habe greifen müssen. Er habe sich vom Pfarrer einen Priesterrock geliehen, denselben dem Begleiter des Königs angelegt und diesen selbst als Küster figurieren lassen. Dann sei er kühn mit seinem Wagen zum Dorfe hinausgefahren und habe den Patrouillen, die ihn anhielten, gesagt, der Pfarrer fahre, um einem halbtoten Edelmann in der Nähe das Abendmahl zu reichen; so sei der König glücklich wieder zu seiner Armee zurückgekommen."

Daß Margner dem Könige wichtige Dienste geleistet, hat dieser unterm 31. Oktober 1780 anerkannt; er spricht jedoch nur von einer „rühmlichen Handlung" ohne weitere Angabe. Nach Aussage des Schwiegersohnes des Bauers hat diese rühmliche Handlung in wertvollen Mitteilungen über den

Stand des österreichischen Heeres und die beste Art des Angriffs bestanden, nach einer andern Angabe darüber, daß der Bauer den König mit eigener Lebensgefahr vor einem feindlichen Trupp warnte, der in einem Graben auf ihn lauerte. — Bei dem berühmten Ritt des Königs auf dem Mollwitzer Schimmel, als er auf Schwerins Andrängeu nach dem ungünstigen Beginn der Schlacht wenigstens seine Person in Sicherheit bringen wollte, weist schon Ranke (Neun Bücher Preußischer Geschichte II, 241; die 1. Aufl. von 1848 zweifelt auf S. 246 noch nicht daran!) einen sagenhaften Zug nach. Nachdem nämlich Friedrich bis Oppeln (über 52 km) geritten war, dieses schon von den Österreichern besetzt gefunden hatte und weiter geflohen war, soll er den verfolgenden Husaren zugerufen haben: „Adieu, meine Freunde, ich bin besser zu Pferde als ihr alle!"

„Wogegen man mit Recht eingewendet hat, daß der König nach einem Ritte von 7 Meilen (soviel beträgt die gerade Entfernung von Mollwitz bis Oppeln) schwerlich Veranlassung gehabt hätte, so herausfordernd auf die Schnelligkeit seines Pferdes zu pochen ....; wer wollte auch glauben, daß Friedrich gerade in jenem Momente zu solchem kecken Ausrufe aufgelegt gewesen wäre?"

Eine andere Sage über den Ritt nach Oppeln berichtet, ein altes Weib habe den König unter einer Maischbütte versteckt und dadurch gerettet. Sie wird zuerst erwähnt 1826 in einem Gesuche des Korbmachers Franz Schreier zu Oppeln an den König, der für seine Großmutter Rosalie Schreier oben erwähntes Verdienst in Anspruch nahm; er erhielt 30 Taler. 1860 wurde die Geschichte in der Schrift des Brieger Buchdruckers Falch: „Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzählen" so geschickt ausgemalt wiedererzählt, daß die Regierung zu Oppeln ernstlich mit dem Plan umging, das „historische" Haus Nr. 11 in der Odervorstadt zu Oppeln mit einer Gedenktafel zu versehen, als sich der Gymnasiallehrer Dr. Wahner in seiner Abfertigung Falchs das Verdienst erwarb, die Anekdote zu widerlegen; laut Vermerk des alten Hypothekenbuchs ist die Rosalie Schreier erst 1748 in den Besitz des erwähnten Häuschens gelangt.

Eine dritte Sage erzählt, der König hätte einem feindlichen Husaren, der ihn beinahe erreicht hatte, zugerufen: „Laß

mich gehen, ich will dir's lohnen". Der Husar hätte den König (am dunklen Abend!) nach seinem Bildnis erkannt und geantwortet, indem er seinen Säbel senkte: „Topp, nach dem Kriege!" Dieser Husar sei später preußischer Generalleutnant, Chef eines Husarenregiments, Ritter eines hohen preußischen Ordens geworden und hätte Paul Werner geheißen. Es verlohnt sich nicht der Mühe, diese Geschichte zu widerlegen. (Vergl. Nicolai, Charakteristische Anekdoten von Friedrich II. usw., S. 185).

In der Kirche zu Kaménz in Schlesien befindet sich folgende Inschrift:

Hier
stand und sang
Friedrich II. König von Preußen
verkleidet im Cistercienser-Chorkleide
im Jahre 1745
mit dem Abt Tobias und dem
Geistlichen die Metten während
dem die feindlichen Croaten ihn
in hiesiger Kirche suchten
und nur seinen Adjutanten fanden,
den sie gefangen fortführten.

Dieser Vorgang, oft bildlich dargestellt, ist besonders deshalb viel geglaubt worden, weil Friedrich für den Abt Tobias Stusche eine auffallende Zuneigung zeigte und ihm die reichste Abtei Schlesiens, Leubus, verschaffte. Vor den Augen der Historiker hat die Geschichte jedoch, wie Grünhagen bemerkt (a. a. O., S. 26), niemals Gnade gefunden.

„Orlich, der Geschichtschreiber der schlesischen Kriege, erwähnt nicht nur kein Wort davon, sondern gibt auch nicht einmal die leiseste Andeutung über militärische Operationen, welche auf irgend eine Weise mit jener Geschichte in Verbindung gebracht werden könnten; Ranke fertigt sie ganz kurz durch das Wort „abenteuerlich" ab, und Stenzel, der, wie ich aus handschriftlichen Notizen ersehen kann, diese Angelegenheit genau bis auf die Quellen verfolgt hat, läßt sie in seiner Darstellung vollständig unbeachtet. In der Tat läßt sich eben nichts ermitteln, als daß im Jahre 1745 Friedrich fast den ganzen Monat Mai im Kloster Kamenz, wo er sein Hauptquartier hatte, zugebracht hat, in welcher Zeit aber natürlich für eine Geschichte wie die obige keine Gelegenheit gefunden werden könnte."

Über den demokratischen, sozialen oder auch sozialistischen Zug, der in allen diesen erfundenen Anekdoten zum Ausdruck kommt, bemerkt Grünhagen treffend (a. a. O., S. 30):

„Es ist eine häufig uns begegnende Eigenschaft des Volksgeistes, welche in dem Gefühl der Genugtuung wurzelt, mit welchem der Niedriggeborene den Hochgestellten, zu dem er nicht ohne einen gewissen Neid hinaufblickt, denselben Gesetzen menschlicher Hinfälligkeit unterworfen sieht wie jeden andern Sterblichen; diesem Gefühle verwandt ist das Interesse, welches das Volk an Geschichten nimmt, welches das Los eines großen Helden in gewissen Augenblicken in die Hand irgend eines unbedeutenden Mannes legen; das Volk freut sich der Ironie der Weltgeschichte, welche in solchen Fällen die Entscheidung der Geschicke der Welt nicht an die Spitze der menschlichen Gesellschaft knüpft, sondern sie in dunklen unbekannten Tiefen von namenloser Hand treffen läßt."

Aus Fr. v. Blankenburgs „Charakter und Lebensgeschichte des Herrn von Seydlitz" (Leipzig, 1797) stammt eine Erzählung über Friedr. Wilh. von Seydlitz. Sein Husaren-Rittmeister-Patent datiert vom 23. Juli 1743; er ist vom Kürassier-Kornet direkt zum Husaren-Rittmeister ernannt worden. Daß er aber dazu über ein Brückengeländer in die Spree gesprungen, sich das Patent also gewissermaßen „ersprungen" und „erschwommen" habe, entbehrt eines wissenschaftlichen Beweises. (Vergl. Deutsche Heereszeitung 1882, Nr. 16.)

Bei Beginn des Siebenjährigen Krieges (1756; die neueste, recht verdienstvolle Klarlegung der heikeln Frage, wer daran eigentlich schuld sei, bei Reinh. Brode: Friedrich der Große und der Konflikt mit seinem Vater, Leipz. 1904, S. 17—27) soll der König mit Beziehung auf Österreich geäußert haben: „derjenige wird siegen, der den letzten Taler in der Tasche hat". Das Wort ist aber jünger. An den Marquis d'Argens schreibt der König: Peterswaldau, 6. Sept. 1762. . . . . „*et pour nous nous guerroierons avec cette reine obstinée jusqu'à ce que sa bourse se trouve à sec, et alors elle sera la princesse la plus pacifique de l'Europe,* und am 26. August 1778 (*Oeuvres de Frédéric le Grand,* Band 26, S. 444) seinem Bruder Heinrich:

„*Un mois de fourage pour votre armée, mon cher frère, me coûte quatre cent mille écus: deux mois que l'on*

prend sur l'ennemi, font huit cent mille écus; et il faut que nous épargnions à présent chaque sou, pour avoir le dernier écu quand la paix se fait; cela décide presque autant des affaires qu'une bataille."

Gegen Ende der Schlacht von Kolin (18. Juni 1757) oder nach andern der von Kunersdorf (12. August 1759) soll Friedrich, um fliehendes Fußvolk zum Stehen zu bringen, ärgerlich ausgerufen haben: „Ihr verfluchten Kerls, wollt Ihr denn ewig leben?" Der Ausspruch findet sich in verschiedenen Büchern, u. a. auch in Goethes „Kunst und Altertum" (Stuttgart 1822, Band 3, Heft 3, S. 161) und Henri Martins „*Histoire de France*" (15, XCVIII). Er ist aber ebenso unerwiesen wie die Antwort eines Grenadiers: „Fritz, für acht Groschen ist's heute genug", oder wie Förster („Leben und Taten Friedrichs des Großen"; Leipzig 1875, I, S. 495) berichtet: „für 13 Pfennige". — Um dieselbe Zeit soll er einem Ausreißer, den er abgefaßt, auf dessen Entschuldigung, er wäre so heruntergekommen und es wären so schlechte Zeiten, erwidert haben: Nun, versuche er es noch einen Tag, und wenn es dann nicht geht, wollen wir zusammen desertieren. Carlyle meint, diese Erzählung hätte das Verdienst einer Mythe — kaum!

Am 16. Okt. 1757 besetzte der österreichische Feldmarschallleutnant Andreas Had(d)ik mit 7000 Mann — auf 24 Stunden — Berlin; er verlangte von der Stadt eine Leistung von 300000 Talern, begnügte sich aber mit 215000 und nahm beim Abzug (er flüchtete vor dem heranrückenden Moritz von Dessau) den Ruf mit sich, daß seine Forderung mäßig und die Mannszucht seines Streifkorps bewunderswert gewesen seien. Die Akten des Magistrats über die Hadiksche Kontribution sind noch erhalten. Darin sind alle außerordentlichen Geschenke an die österreichischen Offiziere, alle feindlichen Requisitionen bei den Einwohnern usw. genau verzeichnet — von einem Pack Damenhandschuhe aber, die verlangt worden seien, um sie nach Wien zu schicken, wo sie zum Andenken an die Eroberung getragen werden sollten, steht nichts darin. Dennoch ist die Sache leidlich gut beglaubigt. Denn in dem authentische Aufzeichnungen eines Zeitgenossen ver-

wertenden Werke von K. E. Schmidt-Lötzen „Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich von Lehndorff, Kammerherrn der Königin Elisab. Christine von Preußen" (Gotha 1907) ist auf S. 354 zu lesen: „Außer dieser Summe hatten sich die Abgesandten des Feindes noch zwei Dutzend Handschuhe geben lassen, womit sie ihre Kaiserin beschenken wollten". Bezeugt sind sie außerdem als Teil der Hadik-Kontribution auf S. 66 f. des Buchs von Karl Harbauer: Kolin—Berlin—Breslau (Wien u. Leipzig 1908), und zwar als Extragabe an den österreichischen Obersten Baron Ried. Die Anekdote von den Handschuhen — später werden 100 Paar linke daraus! — findet sich wohl zuerst in den von J. E. Biester herausgegebenen „Berlinischen Blättern" (II. Jahrg.; 1798, I. Vierteljahr, S. 200) erwähnt, übrigens hier mit Fragezeichen versehen. Gleichzeitig wird dort auch die „Rache" dafür — ebenfalls unter Zweifeln — aufgetischt, wonach gramerfüllte Berliner hofften, daß Herzog Ferdinand von Braunschweig-Bevern aus dem Lager von Breslau den General Zieten entsandt hätte, Wien zu nehmen, um sich dort Müffchen für die Damen Berlins ausfolgen zu lassen! Vergl. auch Kriegsgeschichtl. Abteilung II des Großen Generalstabs: Urkundl. Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preuß. Heeres, 4. Heft (Berlin 1902).

Im Jahre 1758/9 hat, so lautet eine außerordentlich zähe Anekdote, Papst Clemens XIII. dem österreichischen Feldmarschall Grafen Leop. Daun, dem Sieger von Kolin und Hochkirch, einen geweihten Hut und Degen geschickt, wie Friedrich II. selbst in seiner *Histoire de la guerre de sept ans* (S. 223) sowie in einem Brief an den Marquis d'Argens erzählt. Wenn auch die Erzählung in der 1791 zu Wien erschienenen „Lebensgeschichte Laudons" von Pezzl als ein „schaler Spaß" bezeichnet worden ist, so schien doch bis vor kurzem aus den „Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen, Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt" (herausgegeben von Reinhold Koser; Leipzig 1884, S. 492) hervorzugehen, daß der geweihte Hut und Degen historisch seien. Hatte doch ohnedies z. B. E. v. Eynern in den Preuß. Jahrbüchern (Bd. 52, 1883, S. 393—404) gegen Majunkes Schrift „Der geweihte

Degen Dauns" (Paderborn 1883) mindestens eine feindselige Haltung des Papstes für erwiesen und die Degenweihe nicht für unwahrscheinlich gehalten: es seien eben nur alle Spuren nachträglich verwischt und abgeleugnet worden. Aber die Gerechtigkeit verlangt, in diesem Falle der Gegenbeweisführung der katholischen „Geschichtslügen" Recht zu geben: die Erzählung von einer Übersendung des vom Papste geweihten Hutes und Degens' an Daun ist eine Mythe. Das hat 1897 K. Th. (von) Heigel in seinen „Geschichtlichen Bildern und Skizzen" (München) mehr als glaubhaft gemacht. Und gegenüber dem angeblich einwandfreien Zeugnisse der Gazette d'Utrecht (6. März 1759) und der Gazette d'Amsterdam (9. März), die in diesem Falle lediglich aus einem Münchener Blatte geschöpft hatten, haben wir uns doch wohl nur an das Schriftstück aus dem Vatikanischen Archive zu halten, wovon Walter Friedensburg dem eben genannten Münchener Historiker eine Abschrift übermittelt hat (K. Th. v. Heigel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 15. Okt. 1902). Es ist ein von der Secretaria brevium italienisch abgefaßter Erlaß an den Wiener Nuntius vom 18. Aug. 1759, worin namentlich die diplomatischen Fehler und Ungereimtheiten des angeblichen Breves vom 30. Juni 1759 — allerdings stammt eine allgemein gehaltene Nachricht über eine päpstliche Degenweihe in der „Gazette de Cologne" schon vom 19. Jan. — einzeln festgenagelt werden. Solche Gaben pflegten nur für Siege gegen die Ungläubigen verliehen zu werden — unter ganz anderen Formeln und Redewendungen. Daß Friedrich dem geschickt in die Welt gesetzten Gerüchte geglaubt und es sich rasch und ebenso geschickt zu Nutze gemacht hat, ist schließlich kein Wunder: à la guerre comme à la guerre! Napoleon I. hat dies Mittel keineswegs verschmäht. Darum brauchen wir Leute von heute, die mit Zeitungsenten förmlich gefüttert werden, erst recht nicht daran festzuhalten. Und es ist vom Standpunkt historischen Gerechtigkeitsgefühls aus zu beklagen, daß Georg Winters Wendung: der Papst habe, „wie seit März 1759 übereinstimmend in verschiedenen Zeitungen gemeldet wurde", Daun einen geweihten Hut und Degen übersandt („Friedrich der Große", Berlin 1907, S. 630), zum

mindesten dem Fortleben des bisherigen Irrtums Vorschub geleistet hat; kein Wunder, daß die olle Kamelle nun in Ad. Kohuts Kompilation „Friedrich d. Gr. als Humorist" (Leipzig 1908, S. 41—45) von neuem präsentiert wird.

Ebensowenig beglaubigt ist die Widmung eines Ehrenschwertes durch den großen König an George Washington, obwohl ein solches mit der Inschrift „Der älteste General dem größten General der Welt" im Kapitole von Albany (seit 1798 Hauptstadt des Unionsstaats New York) als Geschenk Friedrichs an den nordamerikanischen Freiheitshelden aufbewahrt wird. Auf Anregung des New Yorker Staatshistorikers Hugh Hastings ist nämlich die amerikanische Botschaft zu Berlin der Angelegenheit auf den Grund gegangen und hat festgestellt, daß keinerlei Mitteilung über jene Widmung aufzufinden sei (vergl. Berliner Tageblatt, Morgenausgabe vom 15. Okt. 1902).

Bildlich oft dargestellt ist die Geschichte, wie Zieten (14. Mai 1699—27. Jan. 1786) im hohen Alter an der königlichen Tafel eingeschlafen ist; dazu wird erzählt, der König hätte, die den Schläfer wecken wollten, bedeutet: „Lasset uns sachte reden, damit wir ihn nicht stören! er hat lange genug für uns gewacht". So erzählt Geißler, Leben und Taten Hans Joachims von Zieten (Leipzig 1788, S. 226). Das Historische davon berichtet Nicolai (a. a. O. Heft IV, S. 69) nach einem Augenzeugen; danach hat sich die Szene 1760 auf dem Marsche von Schweidnitz nach der Lausitz ereignet, als das Heer, auf die Ausfüllung eines Morastes wartend, hatte Halt machen müssen. Der König stand an einen Baum gelehnt vor einem Feuer; die Generalität lagerte sich um ihn, und einige schliefen, auch Zieten. Bei dieser Gelegenheit sagte der König zu einem sich nähernden Offizier, der etwas zu melden hatte, „Stille, wecke Er mir Zieten nicht; er ist müde". Des größeren Kontrastes wegen hat man dies Ereignis an die königliche Tafel verlegt und des Königs Worte theatralisch zugespitzt mit Anlehnung an die von Plutarch in den „Denksprüchen von Königen und Feldherren" berichtete Äußerung Philipps von Makedonien über Antipatros: „ich schlief ruhig, denn Antipatros wachte".

Eine Menge unhistorischer Zieten-Anekdoten stammen aus der „Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten“ der Frau von Blumenthal, geb. von Platen (Berlin, 1797). Graf Ernst zur Lippe-Weißenfeld („Zieten, das alte Husarengesicht“, Berlin 1880) bemerkt darüber:

„Hätte die Blumenthalsche Zietenbiographie sich beschränkt auf Nachrichten über häusliche und Familien-Angelegenheiten, item auf Kochbuchs- und Zärtlichkeitssachen, so wäre Frau von Bl. in ihrer Sphäre geblieben.“

Eine mit kritischer Sorgfalt angefertigte Arbeit ist dagegen das 2 bändige Werk von Georg Winter: „Hans Joachim von Zieten, eine Biographie“ (Leipzig, 1886). Danach ist unhistorisch jene Erzählung, die Friedrich von Sallet in ein — bei deutschen Jungen mit vollem Rechte beliebtes — Gedicht gebracht hat:

„Der große König wollte gern sehn,
Was seine Gen'rale wüßten;
Da ließ er an alle Briefe ergehn,
Daß sie gleich ihm schreiben müßten,
Was jeder von ihnen zu tun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.“

Zieten habe darauf beim Empfang des Schreibens mit Unwillen ausgerufen:

„ . . . Husar, das bin ich, potz Element;
Kein Schreiber oder verpfuschter Student!“

und dann auf einen weißen Bogen in der Mitte einen Klex gemacht, ihn mit zwei Strichen durchkreuzt, mit kleineren Klexen an den vier Enden verbunden und als Erklärung auf des Königs verwunderte Anfrage bemerkt:

„Der große Klex in der Mitte bin ich,
Der Feind einer dort von den Vieren,
Der mag nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschieren,
So rück' ich auf einem der Striche vor
Und hau ihn, wo ich ihn treffe, aufs Ohr.“

In Wirklichkeit hat Zieten ebenso wie die andern aufgeforderten Offiziere der Anordnung des Königs natürlich entsprochen, worauf dieser Zietens Arbeit und die des Rittmeisters von Ostrowsky für die besten erklärt hat. Winter bemerkt ferner:

„Die kleine Erzählung ist nicht die einzige in ihrer Art; sie teilt mit ihnen allen die Eigenschaft, weder historisch noch psychologisch wahr zu sein,

so hübsch und poetisch sie auch erfunden ist. Hans Joachim von Zieten schrieb tatsächlich eine feste und energische Handschrift, echt militärisch und echt martialisch. Seine militärischen Rapporte aus dem Kriegslager, welche uns in sehr großer Anzahl erhalten sind, zeigen überall dieselben energischen und wuchtigen Züge. Freilich, mit den Gesetzen der Orthographie nahm es der Held des Schwertes nicht allzu genau."

In der Nacht vom 18. zum 19. Nov. 1744 gelang den Österreichern der Übergang über die Elbe trotz des heldenmütigen Widerstandes, den K. H. v. Wedell mit zwei Bataillonen und 300 Husaren beinahe fünf Stunden lang leistete. Hierbei soll Zietens Pferd verwundet worden sein, worauf ihm ein Unteroffizier, namens Farkas, das seinige angeboten; Zieten aber hätte dies Anerbieten abgelehnt mit den Worten: „Nein, mein Freund, ich nehme sein Pferd nicht! er ist von den Österreichern desertiert und, gerät er in deren Hände, so wird er gehängt." Erst als ein zweiter Unteroffizier, namens Püschel, ihm sein Pferd anbot, bei dem dieser Übelstand nicht vorlag, habe er es angenommen. Die Erzählung ist ein schönes Zeugnis dafür, welches Wohlwollen die Soldaten sich gewöhnt hatten bei ihrem Feldherrn vorauszusetzen; aber sie ist sehr schlecht beglaubigt: Zieten ist bei diesem Kampf wahrscheinlich gar nicht zugegen gewesen (Winter. a. a. O. I, Seite 77 f.)

Am 17. Mai 1745 war es für König Friedrich von der größten Wichtigkeit, dem Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt in Oberschlesien eine Mitteilung zukommen zu lassen, daß er sich sofort mit ihm vereinigen möge. Einzelne Boten durch die umherschwärmenden feindlichen Truppen zu senden, war nicht mehr möglich; sogar ein Kommando von 120 Mann kam unverrichteter Sache zurück. Da ist denn Zieten selbst mit 600 Mann durch die feindlichen Truppen hindurchgeritten und hat den Befehl überbracht; soweit ist der Bericht historisch. Allein jene anmutige Erzählung, ein Vorklang der mimicry unserer heutigen Naturforscher (vergl. oben die Anekdoten über Agathokles, S. 86) *),

*) Daß allerdings Verkleidungen im Kriege gelegentlich — wenn nicht ausgeführt, so doch — geplant worden sind, schienen bis vor kurzem Frh. A. v. Helferts gesammelte Aufsätze „Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage" (Stuttg. 1900, S. 155 f.) zu beweisen, wo

„wie Zieten seinen ganzen Plan darauf gebaut habe, daß die Uniform seines Regiments der eines feindlichen ähnlich war, wie er sich dann ohne weiteres, auf diesen Umstand vertrauend, an ein feindliches Regiment angeschlossen und die Feinde in die Täuschung versetzt habe, als gehöre er zu ihnen, wird ganz oder doch zum großen Teil in das Reich der Fabel verwiesen werden müssen." (Winter a. a. O., I, Seite 84.)

Schließlich erwähnen wir noch der Schlacht bei Prag (6. Mai 1737). Zieten soll in dieser, ähnlich wie Prinz Eugen von Savoyen (S. 251), durch Handeln gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs den Sieg entschieden haben. Auch das ist irrtümlich (Winter I, S. 173). Sein hervorragender Anteil an dem Siege bleibt davon unberührt.

Wir kehren nunmehr zu König Friedrich II. selbst zurück.

Am Tage der Schlacht bei Leuthen (5. Dez. 1757) soll sich im Schlosse zu Lissa folgendes ereignet haben:

„Der König war kaum dicht vor der Schloßtür angekommen, als verschiedene österreichische Offiziere mit Lichtern in den Händen aus den untern Zimmern und von den Treppen herabgestürzt kamen, um in der finstern Nacht ihre auf dem Schloßplatz haltenden Reitpferde zu finden und wegen des Schießens davonzujagen. Der König stieg mit seinem Adjutanten ganz ruhig vom Pferde und sagte zu den österreichischen Offizieren: ‚*Bon soir, Messieurs!* Gewiß haben Sie mich hier nicht vermutet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?'"

Diese Novelle erzählt zuerst Nicolai („Charakteristische Anekdoten von Friedrich II.", 1788). Später finden sich nicht nur eine etwas abweichende Lesart, sondern auch weitere Ausschmückungen. Der König soll den Besitzer des Schlosses, Baron Mudrach, ehe er es betrat, gefragt haben: „Ist alles reene?" Nachdem dieser es bejaht und der König trotzdem soviel feindliche Offiziere darin angetroffen, soll er jenem bedeutet haben, er verdiene, daß ihm der Kopf vor die Füße gelegt werde (doch habe sich Friedrichs Zorn bald geglättet);

---

die österreichischen Szekler Husaren dadurch vom Verdachte der Blutschuld gereinigt wurden. Doch nach Herm. Hüffer in dem 1. Bande seines Werks „Der Krieg des Jahres 1799 und die Zweite Koalition", Gotha 1904) ist es „unzweifelhaft, daß die Mordtat wirklich und zwar ausschließlich von Szeklern ausgeführt wurde und zwar infolge einer ihnen erteilten Anweisung. Offenbar ist diese im ersten Ursprung auf den Brief des Generals Schmidt an den Oberstleutnant [Adolf] Mayer [von Heldenfeld] zurückzuführen". Ähnlich K. Th. v. Heigel, Deutsche Geschichte 1786—1806, II, Stuttgart 1911, S. 340.

nach einer anderen Quelle soll sich jedoch der Baron „über die harte Rede zu Tode gegrämt haben“ (letzteres ist entschieden unwahr). Aber die ganze Anekdote und ihre Ausschmückung sind zu verwerfen, wie aus gleichzeitigen Briefen des Königs und des Barons hervorgeht; vergl. die Einzelheiten bei Koser: Vor und nach der Schlacht bei Leuthen (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte I, S. 281—294). Der Auftritt mit den österreichischen Offizieren wird häufig (z. B. in den früher so beliebten „Souvenirs de Fréderic le Grand“) abgebildet, mitunter, indem sie alle gemütlich um einen Tisch bei der Abendmahlzeit sitzen; die Unterschrift ist dann immer *Bon soir, Messieurs.* In der National-Galerie in Berlin gibt es ein Gemälde von A. Kampf, wo die Szene nicht ganz so gemütlich dargestellt wird; aber die Unterschrift ist dieselbe.

Über Friedrichs Rückkehr nach Berlin, das er seit dem 12. Januar 1757 nicht gesehen hatte, hat Karl Wilh. Ramler in seiner Ode „Der Triumph“ gedichtet:

„Siehe er lenkt dem Ehrenbogen aus und unsern goldbehangten Rossen und besteigt den prahlenden Wagen nicht.“ Einen „prahlenden Wagen“ hat der König am 30. März 1763 allerdings nicht bestiegen; doch durch den Ehrenbogen fuhr er ruhig und wurde von der Bevölkerung herzlich empfangen.

Den Dichter Fr. de Béculard d'Arnaud, der später Voltairen zu Gefallen aus des Königs Nähe weichen mußte, soll Friedrich einmal bei Tafel gefragt haben, ob er noch immer an Gott glaube; dieser hätte erwidert: *j'aime à croire à un être supérieur aux rois.* Leider ist diese Anekdote schlecht beglaubigt.

In Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ (2. Auflage, Leipzig 1876) steht auf S. 351:

„Es wird erzählt, daß sich Friedrich nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges bald nach seiner Ankunft [in Berlin] nach Charlottenburg begeben und Musiker und Sänger ebenfalls dahin bestellt habe, mit dem Befehl, das Tedeum von Graun in der Schloßkapelle aufzuführen. Auf solche Anordnung habe man dem Erscheinen des gesamten Hofes entgegengesehen. Aber der König sei ohne Begleitung in die Kapelle eingetreten und habe das Zeichen zum Anfang gegeben. Als die Singstimmen mit den Worten des Lobgesanges eintraten, habe er das Haupt in die Hand gestützt und geweint.“

Darstellungen dieser Szene sind häufig. Die ganze Erzählung ist aber nur eine „unausrottbare Anekdote". Hierfür genügt ein Hinweis auf einen Brief des Königs an seinen Bruder Heinrich (*Oeuvres de Frédéric le Grand*, XXVI, Berlin 1856), dd. Charlottenburg, 16. Juli 1763. Der König schreibt u. a.:

„D'Alembert ist hier. Der alte Baron (Poellnitz) pilgerte herbei. Gestern hörten wir in der Kapelle das schöne Graunsche Tedeum; es waren viele Leute dort *(il y avait beaucoup de monde)*."

Der König war schon am 30. März aus dem Kriege zurückgekehrt; doch hatten vor der erwähnten keine Musikaufführungen stattgefunden, und diese fand statt, damit d'Alembert das Graunsche Tedeum kennen lernen möchte. — Gleichfalls unhistorisch sind die Worte, die dem König beim Anblicke der Verwüstungen zu Charlottenburg in den Mund gelegt werden; denn es war dort inzwischen so ziemlich wieder alles in Ordnung gebracht worden. Die Anekdote, daß der (Münz-) Jude Ephraim den Schaden an zerbrochenem Porzellan habe bezahlen müssen und dafür die Scherben erhalten, ist zu verwerfen.

Nach 1763 hat König Friedrich die Geschichte des Siebenjährigen Krieges geschrieben; als die Handschrift druckfertig war, soll sie durch die Unachtsamkeit eines Pagen verbrannt sein. Da hätte der König weiter nichts gesagt als „Wohl, nun schreiben wir diese Geschichte noch einmal". Diese Angabe wird durch Th. Vilmar (Über die Quellen der *Histoire de la guerre de sept ans* Friedrichs des Großen", Kassel 1888) in das Reich der Fabeln verwiesen.*)

Beim englischen Gesandten Sir Hugh Elliot soll sich

*) Dasselbe gilt von der Erzählung, Mommsens „Römische Geschichte" sei nur deshalb ein Torso geblieben (erschienen sind Bd. I—III und V), weil beim Brande seiner Villa das Mſ. zu Bd. IV mit vernichtet worden sei. Vielmehr wird man nicht sehr fehlgehn, wenn man annimmt, der große Historiker habe das verbindende Mittelstück überhaupt zu verfassen deshalb gänzlich unterlassen, weil er sonst beim Schildern der Regierung des Augustus wesentliche Stücke seiner Darstellung von Jul. Caesars Herrschaft selber hätte desavouieren müssen. Vergl. Helmolt im „Dresdner Anzeiger" (Sonntagsbeilage Nr. 46 vom 21. Nov. 1909 und Nr. 355 vom 31. Dez. 1909, S. 4).

Friedrich nach dem Einfalle Haider Alîs (von Maisur) ins Karnatik (1780; vergl. Helmolts „Weltgeschichte“ Band II, Leipzig 1902, S. 457) erkundigt haben, wer denn dieser eigentlich wäre. Der Gesandte soll, auf Schlesien und Westpreußen anspielend, erwidert haben: *c'est un vieux despote qui a beaucoup pillé ses voisins, mais qui, Dieu merci, commence a radoter* (faseln, kindisch werden). Carlyle (XXI, 5) verwirft jedoch diese Anekdote; es wäre auch ein schlechter Gesandter, der dem Fürsten, bei dem er beglaubigt ist, dergleichen versteckte Beleidigungen zu sagen unternimmt, und ein geradezu tölpelhafter*), wenn man an die „Eroberungen“ Englands in Indien denkt.

Die Anekdote, daß Friedrich gesagt habe, es sei billig, wenn er die hessischen nach Amerika verkauften Soldaten bei Minden den üblichen Viehzoll zahlen lasse, um so deren Landesvater daran zu erinnern, daß er die Seinigen wie das Vieh verkaufe, setzt bei dem Könige zwar die ihm eigne Vorliebe für beißende Ironie, aber eine „sentimentale und burschikose“ Auffassung voraus, die ihm fern lag. Übrigens gehört sie zu den von den Feinden der englischen Regierung in England, Frankreich und Holland zahlreich ausgesprengten Sensationsnachrichten jener Zeit und findet sich zuerst in einer in solchen Dingen verdächtigen Quelle, in einem Briefe Franklins, damals amerikanischen Gesandten, dd. Paris, 1. Mai 1777, an John Winthrop. Joh. Friedr. Chr. Kortüm (Geschichte der nordamerikanischen Revolution; Zürich 1829, S. 148) hat sie ihm nacherzählt; vielleicht hatte sie Franklin selbst erfunden. Eine Anordnung Friedrichs oder ein gleichzeitiger deutscher Bericht fehlt durchaus. „Eine lyrisch angehauchte Demonstration dieser Art in Szene zu setzen, liebte der ergraute Staatsmann nicht.“ Allerdings hat er den Menschenhandel und dessen

*) Daß freilich selbst Diplomaten gelegentlich auch mal grobe Ungeschicklichkeiten unterlaufen können, das bezeugt das Bekenntnis des Grafen Jos. Alex. v. Hübner, der im April 1854 den Prinzen Gustav von Wasa unvorsichtigerweise vor dessen eignem Schwiegersohne, dem spätern König Albert von Sachsen, als den „König der Langweiligen“ bezeichnete („Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris“, I, Berlin 1904, S. 133 f.).

Unternehmer aufs tiefste verachtet; in einem Schreiben vom 18. Juli 1776 hat er Voltaire gegenüber die Ehre abgelehnt, der Lehrer des Landgrafen Friedrich von Hessen gewesen zu sein, der einen Katechismus für Fürsten geschrieben und an Voltaire geschickt hatte: „wäre er aus meiner Schule hervorgegangen, so hätte er den Engländern seine Untertanen nicht verkauft, wie man Vieh verkauft, um es auf die Schlachtbank zu schleppen". Vielleicht ist hieraus die Anekdote zugespitzt worden. Seine eigene Handlungsweise aber bemaß der König immer nach den Aufgaben und Interessen seines Staates. Den Beleg dafür bildet die Antwort, die er unterm 24. Okt. 1777 dem Markgrafen Karl Alexander von Ansbach, seinem Neffen, auf dessen Gesuch um Durchzug der Vermieteten zugehen ließ: bitter spricht er sich darin über den Menschenhandel aus und gewährt keine Erlaubnis zum Durchzug durch seine Staaten mit der Bemerkung, daß es ja kürzere Wege zum Einschiffungshafen gebe. Im Jahre 1778 sah sich der König freilich genötigt, aus politischen Rücksichten sein Verbot zurückzunehmen. Und der Dichter J. G. Seume, der einst von Hessen verkauft worden war, ist später von Preußen zum Soldaten gepreßt worden: im Grunde kein allzugroßer Unterschied. Vergl. Kapp, Der Soldatenhandel Deutscher Fürsten nach Amerika (2. Auflage, Berlin 1874, S. 159 ff.); „Friedrich II. [von Hessen] und die neuere Geschichts-Schreibung" (2. Auflage, Melsungen 1879; versucht das „Märchen" vom hessischen Soldatenhandel zu widerlegen); O. C. Freih. v. Verschuer, Die Hessen und die andern deutschen Hülfstruppen im Kriege Großbritanniens gegen Amerika 1776—1783 (Braunschw. 1901, S. 38).

Daß auf Adolf Menzels berühmtem Gemälde „Das Flötenkonzert in Sanssouci" (1852) die ungeliebte Königin Elisabeth Christine unter den zuhörenden Damen zu sehen sei, obwohl sie an keiner einzigen Gesellschaft in Sanssouci teilgenommen hat, ist ein Tadel (ausgesprochen von Th. Preuß in der 5. Beil. zur Voss. Zeitung vom 18. Dez. 1908; nach der Monographie der Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem über die unglückliche Königin aus demselben Jahre), der sich deshalb nicht aufrecht erhalten läßt, weil die im Mittelgrunde sitzende Zuhörerin die Schwester des Königs, Wilhelmine von Bayreuth,

darstellt (vergl. Max Jordan, Das Werk Ad. Menzels, München 1905, S. 50).

Das berühmte Wort: „*Ja, wenn das Berliner Kammergericht nicht wäre*“, ist vielleicht nichts als ein nach dem Vorbild einer persischen Erzählung aus dem 6. nachchristlichen Jahrhundert (s. Büchmann[24] 302; vergl. R. Alexandre, Le musée de la conversation, 4. Ausg., Paris 1902, S. 447) hergestelltes Seitenstück zu einem Akte von königlicher Kabinettsjustiz gegen den Müller Arnold im Kreise Krossen, wobei der König, wenn auch mit bester Absicht, eine Ungerechtigkeit beging (1779; vergl. „Aechte Darstellung der bekannten Müller-Arnoldischen Sache“, 1787, Neudruck 1904, und „Erlebnisse der verhafteten Kammergerichts- und Regierungsräte auf der Festung Spandau im Jahre 1780“, 2 Hefte, ebenfalls Berlin 1904). (Wahrscheinlich) *zuerst* findet sich das Seitenstück bei dem Verfasser des Buches „Über die Einsamkeit“, Joh. Gg. Ritter von Zimmermann, den Friedrich in seiner letzten Krankheit zu sich kommen ließ. Zimmermanns Gespräche mit dem Könige sind in ihrer ursprünglichen Form veröffentlicht worden in „Zimmermanns Briefen“, herausgegeben von Rengger (Aarau 1830); schon mehr überarbeitet dagegen in Zimmermanns Werk: „Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm“ (Leipzig 1788). Hier heißt es auf S. 222, wie folgt:

„Eine Windmühle, die dem König sehr mißfiel, stand dicht über der Orangerie zu Sanssouci. Er ließ darum dem Besitzer sagen, er verspreche ihm ein sehr beträchtliches Geschenk an Gelde und an einem andern Orte drei sehr schöne Windmühlen, wenn es ihm beliebe, dem König diese Mühle abzustehen. Trotzig und schnöde erwiderte der Windmüller: Meine Windmühle hat mich und meine Kinder nun lange ernähret, und ich habe auch da eine schöne Aussicht; also will ich auf meiner Windmühle leben und sterben! Mit dieser Antwort begnügte sich der König, und der Müller behielt seine Mühle.“

Vom Kammergericht ist, wie man sieht, keine Rede; auch fehlt jede nähere Angabe über Datum und Quelle. Zimmermann wiederholt die Geschichte in seinen „Fragmenten über Friedrich den Großen“ (1790, II, S. [illegible]). Schon in diesem Stadium ist sie vielleicht nur ein Seitenstück zu der Erzählung von der Tyrannei König *Ahabs*, der seinen Nachbar Naboth

töten läßt, um sich in den Besitz von dessen Weinberg zu setzen (1. Buch der Könige, 21). — In Preuß' Biographie „Friedrich der Große" (III, Berlin 1833; S. 381—413) wird der Arnoldsche Prozeß ausführlich mit vielen Quellenangaben besprochen. Dort wird auf S. 413 die Geschichte vom Müller von Sanssouci zwar als weltgeschichtliche Tatsache angeführt, doch zu dieser „weltgeschichtlichen Tatsache" weder Datum noch Namen oder irgendeine Autorität angegeben. Dagegen wird hinzugesetzt, daß die Geschichte besonders von den Franzosen überschwänglich verherrlicht worden sei: Dieulafoy habe „Die Mühle von Sanssouci" als Lustspiel auf die Bühne gebracht *„Le moulin de Sans-Souci, fait historique, vaudeville en un acte"* (Paris 1798) und Andrieux, *de l'Institut national* (vergl. oben S. 15), seine poetische Erzählung gedichtet: *„Le Meûnier de Sans-Souci, Anecdote, lu à la séance publique de l'Institut National, le 15 germinal, an 5"* (in den Mémoires de l'Institut National des sciences et arts pour l'an IV de la République, Abt. Littérature et Beaux-arts, t. I, Paris 1797, S. 244 ff. und in seinen „Contes et opuscules", Paris 1800). Aus dieser Fabel des Andrieux stammt des Müllers Antwort auf die Drohung des Königs, er werde ihm seine Mühle mit Gewalt wegnehmen: *„Vous, de prendre mon moulin? Oui, si nous n'avions pas des juges à Berlin."* Mit dieser unhistorischen Pointe geschmückt findet sich die Erzählung bei Hebel, dem sie das Schulbuch „Der Preußische Kinderfreund" entnahm, und in einem Gedicht von Curtmann; auch in Eylerts „Charakterzügen usw. aus dem Leben König Friedrich Wilhelms III." (III, 2, Magdeburg 1846, S. 378) ist sie enthalten. Eylert erzählt zugleich, Napoleon habe, als man ihm im Herbst 1806 die Mühle zeigte und die Anekdote erzählte, den Bericht darüber für ein Märchen erklärt. Verwertet ist sie übrigens auch in des Spaniers Luc. Franc. Comella juristischer Tragödie „Federico II en Glatz" (vergl. A. Ludwig, Friedrich d. Gr. im spanischen Drama: Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, 1904).

Wie es sich in Wirklichkeit mit der Sache verhalten hat, finden wir nach den Original-Akten angegeben in dem Aufsatz von L. Schneider: „Die historische Windmühle bei Sanssouci"

(„Märkische Forschungen", VI, 1858, S. 165 ff.). Die Mühle ist erbaut worden infolge eines Bittgesuchs des Müllers Grävenitz an König Friedrich Wilhelm I. vom 7. Dezember 1736, von diesem genehmigt unterm 6. Februar 1737; bald darauf genehmigte der König auch unentgeltliche Gewährung von Bauholz. Als aber König Friedrich den Bau von Sanssouci begonnen hatte, fing Juni 1746 der Müller mit seinen Klagen an; das Schloß, die Gartenmauer, die hohen Bäume hätten ihm den Wind genommen usw.; er bäte, die Mühle an einer andern Stelle aufbauen zu dürfen (auf Kosten des Königs), was der König auch genehmigte. Da aber der Beamte, der den Kostenanschlag zu machen hatte (Neubauer), erfuhr, der König lege Wert darauf, daß die Mühle stehen bliebe, indem sie dem Schloß zur Zierde gereiche, so blieb es beim alten; 1753 kaufte sie der Müller Kallatz für 800 Taler, machte aber bankrott, und 1764 in der Subhastation der Müller Vogel für 770 Taler. Dieser fing 1771 an, Bittgesuche verschiedener Art beim Könige einzureichen, worauf der König ihm unterm 29. Mai 1778 jede Pachtzahlung erließ. Am 10. Nov. 1781 verpachtete Vogel die Mühle an den Müller Hering für 45 Taler jährlich, der sie besser zu bewirtschaften verstand; die Mühle sollte daher auf Veranlassung des Königs wieder 22 Taler Pacht zahlen, und zwar sollte Hering diese Summe von seiner Zahlung an Vogel zurückbehalten. Hierüber erhob nun Vogel ein großes Geschrei. Als aber eine königl. Verfügung vom 10. August 1784 ihn abwies und zu einem Prozeß gegen den Fiskus aufforderte, erwiderte er unterm 16. Nov. 1784: „Ich bin viel zu wenig und zu entkräftet, um einen Prozeß gegen den Fiskus anstrengen zu können." Dies ist also das eigentliche Wort des Müllers von Sanssouci. Am 31. Oktober 1839 kam die Mühle wegen Erbteilung zur Versteigerung und wurde vom Müller Walsleben für 4050 Taler erstanden; am 29. Nov. 1841 endlich ging sie in den Besitz des Kron-Fideicommißfonds über.

Eine hübsche Anekdote ist auch die, wonach König Friedrich II. den oben erwähnten hannöverschen Leibarzt Zimmermann, nachdem er ihn 1786 hat zu sich rufen lassen, mit den Worten empfängt: „Hat er schon viele Menschen

in die andere Welt befördert?" worauf der Arzt antwortet: „nicht so viel als Euer Majestät, aber auch nicht mit so vielem Ruhme". Der König hat aber, wie Zimmermann (S. 287) selbst erzählt, die Frage schon 1771 an ihn gerichtet; und von der Antwort bemerkt er: „sie wäre schön, ich muß es selbst gestehen; aber sie ist erdichtet". In dem „Leben Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen, skizziert von einem freimütigen Manne" (Amsterdam 1789, S. 155) wird erzählt, Friedrich hätte die entsprechende Frage an den englischen Arzt Baylies gerichtet, den er aus Dresden zu sich kommen ließ; und dieser hätte geantwortet: „Sire, nicht so viele wie Sie", worauf ihm Friedrich den Rücken zugekehrt habe.

Endlich hat man dem Könige († 17. August 1786) das „letzte Wort" in den Mund gelegt: „Ich bin es müde über Sklaven zu herrschen". Es läßt sich aber nicht nachweisen, daß er es gesagt hat. Vielleicht ist es aus einem kurz vor seinem Tod erlassenen Schreiben an den Kammerpräsidenten Freiherrn v. d. Goltz in Königsberg, dd. 1. August 1786, herausgearbeitet worden (Preuß, Friedrich der Große; IV, S. 259). Es heißt dort (wo von der Trockenlegung eines Morastes die Rede ist):

„... Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigentümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in Meinen Ämtern aus der Leibeigenschaft gesetzet, und als Eigentümer auf ihren Gütern angesetzet werden können. Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Diffikultäten haben könne, und bin Euer gnädiger König."

Dies gibt aber, wie man sieht, so ziemlich einen entgegengesetzten Sinn. — In Carlyles *„History of Frederic II"* (Buch 21, Kap. 9) steht ein anderes „letztes Wort" des Königs: *„La montagne est passée, nous irons mieux"*; doch bleibt auch dies zweifelhaft. Daniel Chodowiecki hat den König dargestellt, wie er in hohem Alter im Freien sitzt, in Decken gehüllt (geschehen April 1786 auf der Freitreppe des Schlosses in Potsdam) und nach der Sonne blickend mit der Unterschrift: „Bald werde ich Dir näher sein". Eine andere Quelle für dieses Wort gibt es wohl nicht; vielleicht ist es entstanden in Anlehnung an die an Zimmermann am 5. Juli

1786 gerichtete Bemerkung des Königs: „Ich habe immer das Licht geliebt“ (Zimmermann a. a. O., S. 105). — Auch daß er jemals zu seinem Neffen und Nachfolger (Friedrich Wilhelm II.), als der Arzt wieder Hoffnung machte, bemerkt hätte: „*pardon, mon neveu, si je vous fais attendre*“, scheint erfunden zu sein. Erdichtet sind ferner die Angaben, Friedrichs letzte Kabinettsorder sei ein Todesurteil gewesen (Preuß, a. a. O. IX, S. 264), und die schöne — übrigens im Nebenzimmer stehende — Uhr mit des Titus Bildnis und der Inschrift diem perdidi (vergl. oben, S. 147) zu eben der Zeit stehen geblieben oder abgelaufen, als der König zum letzten Male die Augen aufgeschlagen habe (IV, S. 266). Es ist dies dieselbe Uhr, die Napoleon I. später nach Frankreich schleppte und testamentarisch seinem Sohne vermachte; von Blücher aber zurückgeholt, steht sie seitdem wieder in Sanssouci.

Eine bekannte Mythe erzählt, daß die Taler vom Jahre 1786, bei denen das Münzzeichen A zwischen zwei Punkten steht („17 . A . 86“), am Sterbetage des Königs geprägt worden seien, daher der Name Sterbetaler. Die beiden Punkte bedeuten jedoch weiter nichts, als daß die betreffenden — bereits Ende Juni hergestellten — Münzen nicht in der alten Münze zu Berlin (Unterwasserstraße), sondern in der neuen Münze (Münzstr. 10/12) geprägt worden sind. Es gibt Sterbe-Medaillen auf den Tod des Königs, aber keine Sterbetaler. (Graf zur Lippe in den „Jahrbüchern der deutschen Armee und Marine“ XXVI, 1878, S. 17f.; „Brandenburgia“: Dr. Bahrfeldts Vortrag vom 1. Dez. 1896).*)

Beliebt ist die Erzählung von dem Pagen, der, um seine arme Mutter zu unterstützen, nicht nur die ihn selbst treffenden Nachtwachen abhält, sondern auch gegen Entschädigung für andere Pagen eintritt, dabei vom Schlafe übermannt und

---

*) Dagegen gibt es wirkliche Sterbetaler auf König Friedr. Wilh. IV. († 2. Jan. 1861), in einer Auflage von 10000 Stück auf Veranlassung König Wilhelms I. zwischen dem 7. Febr. und 6. März 1861 geprägt. Daß diese angeblich schon Ende 1860 hergestellten Taler noch vor dem Tode des Königs zu Zahlung von Beamtengehältern (Silvester 1860) benutzt worden seien, ist natürlich Legende.

vom Fürsten überrascht wird, der aus dem angefangenen Briefe des Eingeschlafenen an seine Mutter den Adel seines Verhaltens ersieht und ihm heimlich eine Rolle von Goldstücken in die Tasche steckt. Es gibt ein kleines Theaterstück dieses Inhalts („Der Edelknabe") von dem Aufklärungsphilosophen Joh. Jak. Engel. In Anlehnung daran erschien 1789 zu London ein Schauspiel: *The English tavern at Berlin, a comedy in 3 acts (London, printed for Elizabeth Harlow).* Aus dem Pagen ist ein *groom* namens Lambert und aus dem Fürsten ist König Friedrich II. geworden; im übrigen strahlt aus jeder Zeile die haarsträubende Unwissenheit, die damals über alles Nicht-Englische in England Mode war. Der König empfängt u. a. das Gesuch eines Geistlichen um eine Pfarre, obwohl dieser schon zwei Pfarren (*livings*) hat, und läßt den Brief seines „Premierministers" 14 Tage uneröffnet liegen, um ihn zu demütigen! (Nicolai, a. a. O., Heft 4, Vorwort S. XXII.)

Eine der bekanntesten Erzählungen aus dem Leben des großen Mathematikers Leonhard Euler (geb. 1707 in Basel, gest. 1783 in St. Petersburg) ist die von einer in wenigen Tagen mit Anspannung aller Kräfte ausgeführten astronomischen Riesenarbeit, die den Verlust der Sehkraft des einen Auges zur Folge gehabt haben soll. Der Gewährsmann ist Nikolaus Fuß, der nach der vollständigen Erblindung Eulers viele Jahre hindurch sein Gehilfe bei seinen Arbeiten war und nach Eulers Tode auch durch Heirat sich der Familie verband. Fuß hatte in seiner Lobrede auf Euler (Éloge de M. Léonard Euler; St. Petersb. 1783, Basel 1786) erzählt, daß dieser sich einmal der Petersburger Akademie gegenüber anheischig gemacht habe eine ungeheuere astronomische Rechnung (Berechnung einer Mittagsverbesserungstafel), die die Akademie möglichst bald ausgeführt zu sehen wünschte, in drei Tagen zu liefern, während andere Gelehrte dafür die Zeit von einigen Monaten beansprucht hätten. Euler habe unter größter Anstrengung in der Tat sein Versprechen gehalten, sei aber infolge der Überanstrengung in eine heftige Krankheit verfallen, die das rechte Auge gekostet habe. — Gustav Eneström, der schwedische Historiker der Mathematik, weist in der von ihm herausgegebenen „Bibliotheca

mathematica" (1911) nach, daß die Erzählung legendenhaft ist. Freilich hätte die Rechnung, um die es sich handelte, nach der bis dahin allein bekannten Methode Monate erfordert; aber Euler ersann eben eine andere Formel, bei deren Benutzung die Rechnung wenig zeitraubend war. Hierauf ist somit die Erblindung, die kurz nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg (1766) tatsächlich eingetreten ist, nicht zurückzuführen. Von der ganzen Geschichte bleibt nur das übrig, daß Euler jene Rechnung ausgeführt hat und in der fraglichen Zeit einige Wochen hindurch krank gewesen ist.

Das bei Chorin (Brandenburg) vorkommende Geröll soll von dem Amtmann Nobbe (1743—1806) heruntergeschlagen worden sein, um das darin befindliche Eisen zu gewinnen. Als dann Nobbe nach Berlin gefahren war, um seine Entdeckung zu verwerten, soll er dort gefänglich eingezogen und hingerichtet worden sein. Den Anknüpfungspunkt für diese Sage bildet das Grabmal des Amtmanns, das eine von einer Kugel gekrönte Säule zeigt. (Lehrer Bredow in der Dez.-Sitzung der „Brandenburgia", 1905.)

In der „Stammliste aller Regimenter und Korps der Kgl. Preuß. Armee" (Berlin 1806) findet man (S. 255) unter den Mitteilungen aus der Geschichte des Husarenregiments Nr. 2 (ehedem „Zietensche Husaren") die aus einem Berliner Kalender für 1789 entnommene Nachricht, das erste „Bataillon", d. h. die eine, fünf Schwadronen starke Hälfte jenes Husarenregiments, habe während des Feldzugs 1787 in Holland das „sonderbare Glück" gehabt, eine Fregatte zu erobern. — Erwähnter Kalender fügt an einen Bericht von der Einnahme der Festung Gorkum, den 17. September 1787, die Notiz: „Zugleich, wer sollte es glauben? — ward eine Holländische Fregatte auf dem Wasser von Preußischen Husaren auf dem Lande erobert! Dies taten . . . die Ebenschen Husaren mit einer armierten Fregatte in der Mitte des Lecks". — Ein Gedicht von Fedor Koeppen verherrlicht diese Eroberung. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache folgendermaßen:

Generalmajor Freiherr Fr. von Eben, Chef des Husarenregiments Nr. 2 (1786—1795), war mit einigen Offizieren und 5 Ordonnanzen seines Regiments zur Stelle, als der

Kapitän eines im Rhein (Leck) auf eine Sandbank geratenen Schiffes, durch preußische Füsiliere angegriffen und durch 2 preußische schwere Geschütze bedroht, kapitulierte. Das ist alles.

Daß eine einmal geborene Geschichtslüge durch kein Mittel vom Leben zum Tode gebracht werden kann, lehrt die von einem leichtfertigen Jüngling aus Cleve Anf. Januar 1798 dreist in die Welt gesetzte „herrliche Kabinettsorder" des Königs Friedrich Wilhelm III. an den Feldmarschall Grafen W. v. Möllendorf zur Herbeiführung eines bessern Verhaltens von jungen Offizieren den Bürgern gegenüber. Obwohl sie nämlich schon in der „Königl. privilegierten Berlinischen Zeitung" vom 3. Febr. 1798 durch Möllendorf selbst als Fälschung gebrandmarkt war, was z. B. von der Gothaischen politischen Zeitung unterm 9. Februar weitergegeben ward, so ist die Kabinettsorder, die in Gera von Christ. Gottl. Steinbecks „Aufrichtig teutscher Volkszeitung" bereits am 9. Jan. 1798 als echt gebracht und entsprechend verherrlicht, in der Nummer vom 20. Febr. aber ausdrücklich verabscheut worden war, versehentlich in Karl Biedermanns kulturgeschichtlichem Werke „Deutschland im 18. Jahrhundert" von neuem als bezeichnender Beleg für das damalige Verhältnis des Militärs zum Zivil angeführt und hieraus wieder durch die Magdeburger Volksstimme vom 11. Juni 1895 in sozialdemokratischem Sinne verwertet worden. Die geharnischte Aufklärung, die daraufhin der Kriegsminister W. Bronsart von Schellendorff unterm 26. August 1895 im Reichsanzeiger erließ, wird einen zukünftigen Mißbrauch jener immerhin interessanten Fälschung schwerlich auf die Dauer verhindern.

Über die Zusammenkunft der Königin Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen auf der Flucht vor Napoleon teilte Rudolf Kögel, seit 1863 Hofprediger in Berlin, nach Kaiser Wilhelms I. eigener Erzählung in der Zeitschrift „Daheim" (Jahrgang 1876) folgendes mit:

„Als die Königin uns im Schloß von Schwedt auf unserer Fluchtreise einholte und wir ihr auf der großen Treppe entgegeneilten, blieb sie stehen, umarmte uns und sagte etwa folgende Worte zu uns: „„Ihr seht mich in Tränen; ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat. Der König

hat sich in der Tüchtigkeit seiner Armee und ihrer Führer geirrt*), und so haben wir unterliegen sollen und müssen flüchten.""

In den meisten Biographien der Königin wird diese Anrede folgendermaßen erzählt:

„Ihr seht mich in Tränen; ich beweine den Untergang meines Hauses, den Untergang unseres Ruhmes; es gibt keinen preußischen Staat mehr. Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die großen Ereignisse, die uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtnis zurück; weinet meinem Andenken Tränen, wie ich sie jetzt in diesem schmerzlichen Augenblicke dem Umsturz meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit den Tränen allein; entwickelt eure Kräfte, werdet Männer, handelt, laßt euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen! Befreiet dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet, suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern. Könnt ihr mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat."

Dieser Text (vergl. auch Alwin Lonkes Lebensbild „Königin Luise von Preußen", Leipzig 1904, S. 166 f.) ist unhistorisch; die edle Fürstin dürfte auch schwerlich in der Stimmung gewesen sein, ihren Söhnen in der Eile gleichsam ein ganzes Programm für die Zukunft zu entwerfen. Kaiser Wilhelm I. hat darüber zu Kögel bemerkt:

„Jene Gedanken und Worte mag die Königin zu unserem Erzieher Delbrück dort und wohl auch später gesagt haben; denn wir haben sie später ebenso von ihm zu uns äußern hören."

Dagegen hat derselbe Sohn von dem in den breitesten Volksschichten ungeheuer beliebten Bilde seiner Mutter, dessen 1879 von Gust. Richter gemaltes Original in Köln hängt, rund heraus erklärt:

„Sehr schön; aber meine Mutter ist das nicht."

Getreuere Abbilder der Fürstin finden sich u. a. im Dresdner Körnermuseum.

Goethes tiefsinnige Verse:

---

*) Friedrich Wilhelm III. hat selbst, als er erfuhr, daß den 50000 Preußen bei Auerstedt nur 27000 Franzosen gegenübergestanden hatten, seinen Aufzeichnungen die Nachschrift hinzufügt: „daß — zu unserer Schande sei es gesagt — der Feind nicht stärker als 30000 Mann gegen uns war."

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

soll die Königin Luise auf der Flucht vor Napoleon, nach der Darstellung eines vor einiger Zeit viel bewunderten Bildes von Hans Heydeck, in das Fenster einer Bauernhütte mit ihrem Diamantring eingeschrieben haben. Das Bild ist sehr hübsch; aber, was es darstellt, hat nie stattgefunden. Die Königin hat diese Verse am 5. Dezember 1806 auf der Flucht vor Napoleon zu Ortelsburg in ihr — nach P. Bailleu allerdings gar nicht existierendes! — Tagebuch geschrieben (vergl. Lonke, a. a. O., S. 178).

Aufgetauchten Zweifeln zum Trotze muß daran festgehalten werden, daß die Stadt Hersfeld, die auf Befehl Napoleons I. am 20. Februar 1807 von den Soldaten ausgeplündert werden und dann in Feuer aufgehen sollte, abgesehn von der unerwartet eingetretenen Windstille, die eine Verbreitung des angelegten Brandes vereitelte, gerettet worden ist durch den braven Sinn des damaligen Oberstleutnants Joh. Bapt. Lingg (unterm 1. November 1827 durch Kurfürst Wilhelm II. von Hessen geadelt als „Lingg von Linggenfeld"), der die offizielle Aufforderung zum Plündern an sein badisches Jägerbataillon mit den wirkungsvollen Worten schloß: .... „Ich hoffe aber nicht, daß ich in Zukunft eine Schar von Räubern, statt biederen Deutschen, befehligen soll." Vergl. „Das Linggdenkmal zu Hersfeld" (Hersfeld 1897), S. 12.

Aus derselben Zeit erwähnen wir, daß Baron Courbière, unterm 16. März 1807 zum dritten Male durch den französischen General Savary (Herzog von Rovigo) aufgefordert, die Festung Graudenz zu übergeben, auf die Mitteilung, sein Herr habe den Franzosen alle seine Rechte überlassen, da er ihnen seine Staaten preisgegeben hätte („en nous abandonnant ses états"), den Überbringer des unverschämten Briefes, den Oberstleutnant Aymé, mit den Worten unterbrochen hat: „Votre général me dit ici ... eh bien, ça se peut; mais s'il n'y a plus un Roi de Prusse, il existe encore un Roi de Graudenz" (vergl. Walter Berg, Der Held von Graudenz,

in den ‚Grenzboten‘, Bd. 63, besonders S. 406). Er hat aber damit nicht gemeint: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so will ich König von Graudenz sein“ (so leider immer wieder z. B. auch in E. Spielmanns gemeinverständlicher Darstellung „Aufgang aus Niedergang“, Halle 1906, S. 91, und Generalm. a. D. C. v. Zepelin in der „Woche“ vom 22. Febr. 1908, S. 331), sondern: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so gibt es doch noch einen König von Graudenz“; d. h. sein Herr sei immer noch Herr von Graudenz. Durch Berg (a. a. O., S. 402) ist auch die Fabel von der furchtbaren Grausamkeit Courbières gegen seine Festungsmannschaften gebührend widerlegt worden.

Am 30. Dezember 1812 morgens 8 Uhr wurde die Konvention in der Mühle zu Poscherun (Poscherau) bei Tauroggen abgeschlossen, wodurch der Generalleutnant Ludw. von Yorck für sein Korps von den Russen zunächst Neutralität zugesichert erhielt. Es waren lauter geborene Preußen, die sie unterzeichneten: für Preußen Yorck selbst, Oberst Röder und Major Seydlitz, für Rußland Generalmajor Diebitsch und die Oberstleutnants Clausewitz und Dohna. — Wir erwähnen dieses wichtige Ereignis, mit dem „die äußere Wiedergeburt des Preußischen Staatswesens beginnt“, um die Stellung, die König Friedrich Wilhelm III. dazu genommen hat, in das richtige Licht zu setzen. Früher ging die allgemeine Ansicht vorurteilslos und unbeeinflußt dahin, daß der König im großen Ganzen keine Neigung gezeigt habe, in entscheidenden Fragen selbst die Initiative zu ergreifen, sondern fast wider Willen von der Erhebung von 1813 mit fortgerissen worden wäre. Vielleicht übertrieb man dabei etwas. Man vergaß die ungemein peinliche Lage, in der sich der König befand; die Zeitgenossen vergaßen sie auch und urteilten demgemäß. Anderseits würde man sich der Gefahr einer vollständigen Verkennung Friedrich Wilhelms III. aussetzen, wollte man annehmen, der König habe nicht nur sofort die durch Yorck geschaffene, völlig veränderte Lage der Dinge durchaus richtig übersehen und, um nicht von Augereaus 12000 Franzosen, in deren Mitte er sich ja noch befand, vergewaltigt zu werden, den Zorn über Yorcks Eigenmächtigkeit lediglich vorgetäuscht,

sondern er habe sogar *durch eine geheime, mündlich übermittelte Kabinettsorder seinen General zum Eingehen des schwierigen Vertragsverhältnisses mit den Russen überhaupt erst veranlaßt und angetrieben!* So sieht nämlich die jüngste Phase im anmutigen Wechsel der Lehrmeinungen über jene im Grunde doch längst gelöste Frage aus; schriftlich niedergelegt ist sie in der Abhandlung Maximil. Blumenthals „Die Konvention von Tauroggen“ (Berlin 1901), die das von demselben preuß. Oberbibliothekar geleitete Sammelwerk „Bausteine zur preuß. Geschichte“ einleitet, sowie in 3 Arbeiten Friedr. Thimmes in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Bd. 13 (1900), S. 246—264, Bd. 15 (1902), S. 194—200, und Bd. 18 (1905), S. 1—59. Es ist ja seit einigen Jahren beinahe Mode geworden, den Hohenzollern, einem Herrschergeschlechte, das an unbestrittnen Verdiensten um sein Volk eine solche Wucht aufzuweisen hat wie kaum eine andere Dynastie Westeuropas um ihr Land, den Lorbeer auch für solche Taten zuzuwenden, die nachgewiesenermaßen von andern geleistet worden sind. Die gesunde Reaktion gegen diese höfische Darstellungsweise verkörpert Hans Prutz in seiner schon deshalb arg verketzerten „Preußischen Geschichte“; doch steht er damit ziemlich allein da. In jene Kerbe der Dynastomanen aber schlagen Blumenthal und Thimme. Mit einem Scharfsinn, der einer bessern Sache würdig wäre, versuchen sie Yorcks Meriten nach Kräften herabzusetzen (selbst von entehrenden Anwürfen wie dem einer ganz „gewöhnlichen Angst“ bleibt der Held von Tauroggen nicht verschont!), um die in Hardenberg repräsentierte königliche Regierung dafür um so mehr preisen zu können. Daß der „unvergleichliche“ Kanzler „wie vom Donner gerührt war“, als er am 4. Januar 1813 bei Saint-Marsan die erste Nachricht über das Vollzogene erhielt, daß dann der König in die Worte ausbricht: „Da möchte einen ja der Schlag rühren!“, wird geschickt (nicht etwa auf die Wirkung der ja von beiden selbst eingefädelten Tat Yorcks, sondern) bloß darauf zurückgeführt, daß dieser General einen „dummen“ Brief an Macdonald geschrieben hatte. Und um bei der Stange zu bleiben, scheut man sich

nicht, die Briefe, die hiernach Fürst Hatzfeld zur Besänftigung Napoleons nach Paris mitnahm, „heuchlerisch" zu nennen, — es ist eben nur das vorletzte Glied in der Kette der großartigen Schauspielerei, die König und Kanzler gezwungenermaßen aufführten. Ist man einmal so weit, dann wundert man sich nicht darüber, wenn schließlich auch die königliche Randbemerkung „Der Nichtexistenz geheimer Instruktionen für den General Yorck darf keine Erwähnung geschehen" als vollständig irrelevant hingestellt wird (Blumenthal, S. 40). Nein! Diese gewundenen Gänge einer „Beweisführung", die sich in der Hauptsache auf einen Brief des Majors Ludw. v. Wrangel vom 18. Juni 1838 (!) und auf immerhin lückenhafte Aufzeichnungen seines gleichzeitigen Tagebuchs stützt (vergl. H. Andrees, Der Einfluß des Flügeladjutanten Freiherrn Ludwig v. Wrangel auf die Konvention von Tauroggen, Berliner Dissertation 1907), vermögen wir nicht mitzugehen; zu unserer Genugtuung sei's gesagt: O. v. Lettow-Vorbeck („Napoleons Untergang 1815", I, S. 491), Albert Sorel (L'Europe et la Révolution française, Bd. VIII, 1904), W[alther] Sch[ultze] (im Liter. Zentralblatt vom 18. Nov. 1905), Max Lehmann (in den Preuß. Jahrb., März 1908) und Werner Voß (Die Konvention von Tauroggen; Königsberger Diss., Berlin 1910, S. 75) auch nicht. Geben wir vielmehr dem General Yorck die Ehre, die ihm gebührt, dann bleibt auch das „Angedonnertsein" Hardenbergs echt und der untilgbare Groll des Königs über den einem preußischen Soldaten nicht ziemenden Ungehorsam (wenn auch seine Folgen zum Heile des Vaterlands ausschlugen) wahrhaft und ehrlich. Auf welcher Seite verliert wohl das Charakterbild Friedrich Wilhelms III. mehr: auf unserer oder auf der „modernen" Blumenthals und Thimmes?

Über Ferdinande von Schmettau finden wir zuverlässige Mitteilungen im „Deutschen Adelsblatt" vom 24. Januar 1886, zusammengestellt von ihrem Bruder, der als Major a. D. in Bad Kösen lebte. Es kränkte die damals fünfzehnjährige, daß die ältern Schwestern ihre Schmucksachen opfern konnten, während sie noch deren keine besaß. Sie bat also ihren Vater, sie nach Breslau mitzunehmen, ließ sich da

heimlich von einem Friseur ihr schönes, langes Haar abschneiden und verkaufte es ihm gleich für fünf Taler. Der Bruder fährt fort:

„Wie diese Tat bekannt geworden, kann ich nicht sagen; zunächst hatte der damals in Breslau lebende Hofrat Heun, als Schriftsteller unter dem Namen Clauren bekannt, davon gehört und die Sache vom praktischen Gesichtspunkt aufgefaßt. Das Haar wurde sofort zurückgekauft, Ringe, Ketten usw. davon gemacht und durch den Verkauf desselben soviel Geld gewonnen, daß vier freiwillige Jäger davon equipieret wurden. Zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Eisernen Kreuzes wurde Ferdinande 1863 nach Berlin entboten, nahm am Festdiner im weißen Saale teil und empfing von der Königin eine goldene Tuchnadel mit dem Bildnisse des königlichen Paares."

Sie starb 24. Mai 1875 und ist in Kösen begraben. Auf einem Bilde von Gust. Graef (1862; in der Berliner National-Galerie befindlich) wird sie dargestellt, wie sie mit aufgelöstem Haar vor der Kommission erscheint, welche die freiwilligen Gaben entgegennahm; diese theatralische Szene hat nie stattgefunden.

Lützows wilde verwegene Jagd ist durch Theodor Körner berühmt geworden; wirklich geleistet hat sie wenig, wie jeder Kenner soldatischen Wesens von vornherein zugeben wird (vergl. Karl Koberstein, Preußisches Bilderbuch, Leipzig 1887, S. 218 ff.). Statt den Kern eines großen deutschen Volksheers zu bilden, wuchs das Freikorps (die „schwarze Schar") nur zu 2800 Mann zu Fuß und 480 Reitern heran. Diese Reiter wurden auf ihrem sorglosen Rückzuge von einem Streifzuge nach Franken während des am 4. Juni 1813 in Pläswitz (also nicht in Poischwitz, wo am 5. Juni lediglich die Ratifikationen ausgewechselt worden sind; vergl. Otto Koischwitz, „Poischwitz oder Pläswitz?" Forschungen zur Brandenburg. und Preußischen Geschichte Bd. 17, Leipzig 1904, S. 246—253) geschlossenen Waffenstillstands, dessen Bestimmungen der Freiherr v. Lützow nicht genau erfahren hatte, am 17. Juni bei Kitzen überfallen und fast aufgerieben.

Den Ruhm dafür, den Vorstoß Oudinots gegen Berlin im August 1813 vereitelt zu haben, darf man wohl nicht mehr dem preußischen General v. Bülow, der für den Sieg vom 6. September den Titel eines „Grafen v. Dennewitz"

erntete, allein zuerkennen: der schwedische Kronprinz Marschall Bernadotte hat entschieden mehr Anteil daran, als ihm bisher zugebilligt wurde; vergl. E. Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzug 1813 (Berlin 1893); R. Friederich, Geschichte des Herbstfeldzugs 1813 (Berlin 1903/05) und namentlich H. Klaeber, Marschall Bernadotte, Kronprinz v. Schweden (Gotha 1910).

Eine halbe Stunde südöstlich von Probstheida bei Leipzig erhebt sich eine 1847 errichtete gußeiserne Spitzsäule mit der Inschrift „18. Oktober 1813“; es ist die Stelle, wo eine irrtümliche Überlieferung die drei Monarchen an jenem Abende vereint sein läßt, als von allen Seiten die Siegesbotschaften eintrafen. Kaiser Franz ist jedenfalls nicht dabei gewesen; daß sich König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander dort getroffen haben, ist möglich (vergl. Friedr. Richter, Historische Darstellung der Völkerschlacht bei Leipzig; neue Ausg., Leipz. 1897, S. 201. 233).

Noch verhängnisvoller ist der Irrtum, der in Leipzig selbst mit einem an sich recht verehrungswürdigen Denkmale vorgekommen ist. Im Jahre 1843 erschien eine „Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814“ von Carl Friccius, worin die Erstürmung des äußeren Grimmaischen Tores (19. Okt. 1813) ausführlich, ja dramatisch bewegt geschildert wird. Stolz gedachte man der tapfern Tat des braven 3. ostpreußischen (Königsberger) Landwehr-Regiments, im besondern der 50 Landwehrleute vom Bataillon des Majors Friccius selbst. Der Maler Georg Bleibtreu verherrlichte diese denkwürdigen Augenblicke des dritten Akts der Völkerschlacht (1857), und der Schlußeffekt war natürlich (vergl. oben S. 36) das eben erwähnte Monument an der Ecke des Johannisplatzes und der Dresdner Straße (1863). Wie schon 1844 im „Soldatenfreund“ (XII. Jahrg.) einwandfrei, aber leider vom großen Publikum fast unbemerkt und dann nochmals 1863/64, aber erst nach der glanzvollen Einweihung des Denkmals, also auf ewig zu spät festgestellt worden ist, gebührt der Ruhm der Erstürmung einzig und allein dem Major Otto Freiherrn von Mirbach und seinen Füsilieren vom 2. Reserve-Infanterie-Regiment (jetzt Inf.-Reg. Nr. 14 in Graudenz). Vergl. Ed.

Bachmann, Die Erstürmung des äußeren Grimmaischen Tors durch Major Friccius oder durch Major v. Mirbach (Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, 6. Band, Leipzig 1900, S. 153—194).

Gewöhnlich nimmt man an, das große Verdienst, nach der Niederlage von Ligny (16. Juni 1815) den Rückzug der Preußen nach Wavre befohlen zu haben, gebühre dem General Neithardt von Gneisenau. Oskar von Lettow-Vorbeck aber hat in seinem Buch über „Napoleons Untergang 1815" (1. und einz. Bd., Berlin 1904) klargestellt, daß sich nach Blüchers Mißgeschick der Chef seines Generalstabs zunächst nur für einen Rückzug nach Tilly entschieden hatte. Doch die Dunkelheit und das Durcheinander der geschlagenen Truppen durchkreuzten den Plan; in Mellery fand Gneisenau seinen Feldherrn vor. Dieser faßte hier unter Gneisenaus abschwächender Mitwirkung am Abend des 17. den Entschluß, die Verbindung mit dem Rhein endgültig aufgebend auf Wavre zu marschieren. Hierdurch ist allein das Eingreifen Blüchers in die Entscheidungsschlacht am 18. Juni möglich geworden. Eine — namentlich im Hinblick auf die von Kaiser Wilhelm II. am 19. Dezember 1903 in Hannover gehaltene Rede, die in England so böses Blut machte — bemerkenswerte Verteidigung Wellingtons, der für den übeln Ausgang bei Ligny (16. Juni) nicht verantwortlich zu machen sei, hat Ende 1903 Jul. v. Pflugk-Harttung („Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance—Wellington"; Berlin) unternommen. An der Hand der Schlachtbefehle weist er nach, daß das preußische Heer nur durch Wellington bei Quatrebras (16. Juni) gerettet worden sei. Die Preußen hätten die Hauptschlacht gegen Napoleon I. allein wagen wollen; ihr schlechtes Meldewesen aber und die an Ungehorsam grenzende Eigenmächtigkeit Bülows hätten das Wagnis nicht gelingen lassen. Dafür hätten dann die Preußen die Engländer bei Waterloo herausgehauen. v. Pflugk-Harttungs Auseinandersetzungen sind nicht unwidersprochen geblieben.

Über Wellingtons Ausspruch vor dem Herannahen der Preußen bei Waterloo heißt es in H. Delbrücks „Leben des Feldmarschalls Graf Neithardt von Gneisenau" (Berlin 1882, II, S. 209):

„„Unser Plan ist ganz einfach: die Preußen oder die Nacht! ausgehalten bis auf den letzten Mann“ war die Ordre (Wellingtons). Dies ist der richtige Wortlaut. Die gewöhnliche Version „Ich wollte, es würde Nacht, oder die Preußen kämen“, faßt die Situation des ganzen Tages dramatisch zusammen und ist insofern nicht ohne eine gewisse innere Wahrheit. Tatsächlich können sie schon deshalb nicht so gesprochen sein, weil die Preußen ja schon von $4^1/_2$ Uhr an im Gefecht waren.“

Fragt man ferner, wo Blücher und Wellington nach der Schlacht vom 18. Juni zuerst einander begegneten, so wird man sehr abweichende Antworten erhalten. Hören wir, was Wellington darüber Mudford mitteilte, als dieser sein „Waterloo“ schrieb:

„Sie wünschen Andeutungen von mir darüber, wo über das Ereignis Auskunft zu finden ist, auf die Sie sich verlassen können. In Beantwortung dieses Wunsches kann ich Sie nur auf meine eignen Depeschen verweisen, wie sie in der *London Gazette* veröffentlicht worden sind. General Alavas Bericht ist von den anderen veröffentlichten offiziellen Berichten der Wahrheit am nächsten; doch selbst der enthält einige nicht richtige Angaben. Die anderen, welche ich gesehen habe, sind unzuverlässig. Einige von diesen mögen die Quelle des Irrtums sein, die seitdem vermittelst nichtoffizieller Publikationen in Umlauf gesetzt worden und von denen die Zeitungen wimmelten. Ein merkwürdiges Beispiel darunter ist der Bericht über eine Begegnung zwischen Marschall Blücher und mir bei *la belle Alliance*; und manche sind so weit gegangen, daß sie den Stuhl gesehen haben, auf dem ich in diesem Bauernhause gesessen hätte. Die Begegnung fand aber nach zehn Uhr abends beim Dorfe Genappes statt, und jeder, der versucht, die Operationen der verschiedenen Armeen in Wahrheit zu beschreiben, wird sehen, daß es gar nicht anders sein konnte. Der Rest ist unwesentlich; aber in Wahrheit kam ich nicht von meinem Pferde herunter, bis ich nach Waterloo zurückgekehrt war, zwischen elf und zwölf Uhr abends.“ (Englisch bei *Timbs, A century of anecdote;* London, ohne Jahr, S. 206 f.)

Bei Delbrück (a. a. O., II, S. 215) heißt es:

„Auch die beiden Oberfeldherrn trafen sich bei einem Gehöft jenseit Belle-Alliance, nicht bei Belle-Alliance, wie Gneisenau glaubte und der preußische Schlachtbericht angibt. Wellington behauptete, das Zusammentreffen habe erst in Genappes stattgefunden. Auch das ist ein Irrtum, da Wellington nicht bis Genappes gekommen ist.“

Bei Blasendorff: „Gebhardt Leberecht von Blücher“ (Berlin, 1887) liest man auf S. 331:

„Es war schon etwas dunkel, als er [Wellington] gleich hinter dem Pachthofe Belle-Alliance (nach Nernst, im Magazin für Literatur des Auslandes 1839 Nr. 90 u. 91: „„nicht 20 Schritt von dem Hause““) mit

Blücher zusammentraf. Es war ein freudiges Wiedersehn, die beiden Führer sanken sich in die Arme."

Nernst war Augenzeuge. — Blasendorff berichtet ferner auf S. 297:

„Man erzählte, Blücher hätte sich, als der Enthusiasmus des Volkes während seines Aufenthalts in London gar zu stürmisch wurde, einen falschen Arm und einen ausgestopften Handschuh machen lassen und diese aus dem Wagenschlag herausgehalten, weil er seinen echten Gliedern die Anstrengung nicht zumuten konnte."

Das ist natürlich eine Fabel; Rückert hat deshalb ein Gedicht darauf gemacht.

Der wahre Name und die Herkunft Kaspar Hausers (gest. 14. Dezember 1833, beerdigt am 20. Dezember) sind immer noch nicht aufgeklärt. Nach einer schändlichen Fabel sollte er der 29. September 1812 geborene Erbprinz*) gewesen

*) Karl Friedrich, geb. 22. November 1728, seit 1746 Markgraf von Baden-Durlach, seit 1803 Kurfürst von Baden, seit 1806 Großherzog, gest. 10. Juni 1811.

1. Gemahlin: Karoline Luise von Hessen, gest. 1783.

2. Gemahlin (1787): Luise Karoline Freiin Geyer v. Geyersberg, 1796 „Gräfin v. Hochberg", 1817 Prinzessin v. B., geb. 26. Mai 1768, gest. 23. Juli 1820

Kinder aus 1. Ehe:

- Karl Ludwig, Erbprinz *14.II.1755, †15.XII.1801 G. Amalie v. Hess.-Darmst. *1754, †1832.
  - Karl Ludwig Friedrich *8.VI.1786, seit 1808 Mitregent, s. 1811 Großherzog, †8.XII.1818. 1806 G. Stephanie v. Beauharnais *1789, †1860.
    - Erbprinz *29.IX., †16.X.1812.
- Friedrich, Markgraf, *1756, †1817.
- Ludwig I. Wilh. Aug., Großherzog (seit 1818), *1763, †1830.

Kinder aus 2. Ehe:

- Leopold, Großherzog (seit 1830), *1790, †1852. G. Sophie v. Schweden *1801, †1865.
  - Ludwig II., Großherzog, *1824, †1858.
  - Friedrich, Großherzog 1856 bis 1907, *9.IX.1826. G. Luise von Preußen *3.XII.1838.
    - Friedrich II., Großherzog seit 1907, *9.VII.1857. G. Hilda v. Nassau.
    - Viktoria *7.VIII.1862 G. Gustav, König von Schweden.
- Wilhelm, Markgraf *1792, †1859. G. Elis. v. Württ. *1802, †1864.
- Maximilian, Markgraf *1796, †1882.

sein, den die zweite Gemahlin des Großherzogs Karl Friedrich, die Gräfin Hochberg, gegen ein anderes eben gestorbenes Kind vertauscht hätte (16. Oktober 1812), um ihren Kindern die Erbfolge zuzuwenden. Diese Erfindung ist widerlegt von Mittelstädt: Kaspar Hauser und sein badisches Prinzentum (Heidelberg 1876). Sie hat ihre weite Verbreitung wie so viele Unwahrheiten, die sich in die Geschichte Hausers eingedrängt haben, durch einen Roman gefunden: „Caspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt von****" (Stuttgart 1834). Über diesen Roman brachte die National-Zeitung vom 14. Juni 1883 folgende Mitteilung des Rechtsanwalts J. F. Widmann in Stuttgart:

„Der Roman erschien im Verlage meines Schwagers P. Balz, einer Firma, in deren geschäftliche Dinge ich eingeweiht war. Der Verfasser war der verstorbene Literat Friedrich Seybold, ein genauer Bekannter von mir. Um (1833) die nötigen Geldmittel zum Unterhalt zu gewinnen, entschloß er sich einen Roman zu schreiben, und wählte hierzu das Leben uud Sterben Kaspar Hausers in Verbindung mit dem damals verbreiteten Gerüchte, dieser sei ein vertauschter badischer Prinz, als einen anregenden, innerlich romantischen Stoff, um so mehr als die Teilnahme des Publikums an Hausers Schicksalen einen guten Absatz versprach. Schon aus dieser Entstehungsgeschichte des Romans und aus dem Mangel jeglicher wirklichen Quellen — denn statt solcher diente für das angebliche badische Prinzentum nur das umlaufende Gerücht — ergibt sich, daß der Roman keinerlei historischen Wert beanspruchte. Was in demselben insbesondere gesagt ist über: a) Kaspar Hausers fürstliche Abkunft und Beziehungen, b) seine Vertauschung, die Gründe seiner Verbergung und die Umstände seiner angeblichen Ermordung, c) Äußerungen und Träume seiner angeblichen Mutter (der Großherzogin Stephanie), d) über eine Staatsratssitzung wegen der ihm angeblich vorenthaltenen Thronfolge — alles dies beruht ganz bestimmt lediglich auf dichterischer Erfindung, und wir haben — ich war damals ein junger Mann — oft unsern herzlichen Spaß daran gehabt, wie Seybold, ein witziger und gewandter Kopf, diese Sache zusammengemacht hat. Auch ist in dem Romane, obwohl er den Namen Kaspar Hausers auf dem Titel führt, über diese Person selbst eigentlich sehr wenig gesagt, eben aus dem Grunde, daß Seybold nichts Verlässiges darüber wußte. Wie ich nun gesehen, daß in den Druckwerken über Kaspar Hauser als Thronerben Badens vom Jahre 1840 (1845), 1870 und 1883 (Coppenrath), mit Veränderung der romanhaften Namen in solche des Badischen Hauses, Hof- und Staatsdienstes, ganze Stücke des Seyboldschen Romanes wörtlich oder fast wörtlich ohne Angabe der Quelle abgedruckt sind und zwar so, als rührten sie aus

wichtigen Dokumenten und Memoiren her, so mußte ich auch wieder weidlich lachen über diesen merkwürdigen Gang der Dinge. Denn dies sind offenbar Plagiate von Seybolds Schrift, nur dadurch unterschieden, daß dieser die seinige ehrlicherweise als das, was sie war, nämlich als einen Roman bezeichnete, während seine Nachschreiber sich mit seinen Federn als Historiker aufputzten."

Im September 1840 erschien anonym zu Bern die erste Auflage des von Seb. Seiler, einem Freunde von K. Marx, verfaßten Buchs „Kaspar Hauser, der Thronerbe von Baden (von N. E. Mesis)". Einem Kaufmann Friedr. Bumüller aus Hechingen wurden die ersten 6 Exemplare übergeben, um einen schweiz. Buchhändler für den Verkauf der nahe an 20000 Stück starken Auflage zu gewinnen. Statt sich seines Auftrages zu entledigen, überreichte jener das erste Exemplar dem großherz. badischen Gesandten Freiherrn v. Rüdt, der es auf schnellstem Wege seinem Hof in Karlsruhe zuschickte, von wo es eine wahre Flut von Zeitungsartikeln, Steckbriefen, Verboten, Fahndungen usw. gegen Verfasser und Drucker regnete. Inmitten dieses diplomatischen Platzregens erschien der großherzoglich badische Oberamtmann Dreyer auf dem Gebiete des Kantons Aargau, um wegen des Ankaufs der ganzen Auflage und Verstummen des „Aargauer Volksboten" im Namen des Ministers F. K. Freiherrn von Blittersdorff zu unterhandeln. Gegen alles Völkerrecht wurde hierauf der Verfasser aus der Republik Aargau verwiesen und ihm dadurch sogar die Gelegenheit genommen, diejenigen Erklärungen unmittelbar folgen zu lassen, die dann erst die 3. Auflage bietet.

Am gründlichsten aufgedeckt ist der ganze Schwindel durch Antonius van der Linde (Kaspar Hauser, Eine neugeschichtliche Legende; Wiesbaden 1887) und Regierungs-Assessor Eberhardt (im ‚März', Jahrg. 1909, Heft 1—3). Von Zeit zu Zeit, namentlich bei politischer Windstille, tauchen in traulichem Vereine mit der Seeschlange immer wieder Feuilletons auf, die sich Hausers erbarmend annehmen. Ja, selbst der alte Freiherr v. Helfert tritt für ihn ein, indem er der Gegenschrift des Barons Alex. Artin, die u. a. wieder Graf Fleury dem dritten Essay seiner „Drames de l'histoire" (Paris 1905) zugrunde gelegt hat, ernste Bedeutung zuspricht (vergl. Oest.

Litt.-Bl. II, Nr. 14, Sp. 426 f. und Allg. Litt.-Bl. XIV, Nr. 9, Sp. 269).

Selbst mit dem Zeugnis von Zeitgenossen hat es oft seinen Haken. So erzählt der württembergische Historiker Wilhelm Zimmermann (gest. 1878), Verfasser einer Geschichte des großen Bauernkrieges, in seiner „Deutschen Revolution" (2. Auflage, 1851): es habe beim Aufstande in Berlin, 18. März 1848, in der „Breiten Straße" daselbst eine Kanonenkugel eingeschlagen mit der Umschrift: „An meine lieben Berliner" wozu er bemerkt „Viele Tausende haben am anderen Tage diese Kugel gesehen und die Umschrift gelesen". Bekanntlich hat wirklich eine Kugel in der Breiten Straße eingeschlagen; am andern Tag aber ist eine Proklamation des Königs erschienen, datiert, „in der Nacht zwischen dem 18. und 19. März", mit den Worten beginnend „An meine lieben Berliner": diese Worte hat dann ein Witzbold über die eingeschlagene Kanonenkugel an die Mauer geschrieben. Die zusammenziehende Wirkung des Hörensagens wird an diesem drolligen Beispiele sehr deutlich.

In jener Proklamation zeigte der König an, daß er Befehl gegeben habe, die Truppen aus Berlin zurückzuziehen. Über die Frage, wer ihn zu diesem Schritt bewogen hat, schwebt ein noch nicht völlig aufgeklärtes Dunkel. Dem gefälligen Bilde, das Felix Rachfahl in seinem Buche „Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution" (Halle 1901) von dem preußischen König entworfen hat, dürfen wir nicht blind vertrauen. „Er scheint gar nicht in Rechnung gezogen zu haben, daß dieser geistvolle und so unendlich reich begabte Herrscher nicht bloß einer feststehenden und unter allen Umständen zu vertretenden Überzeugung und eines klaren und bewußten Willens entbehrt hat, sondern vor allem unfähig war, der Wahrheit, namentlich der ihm unbequemen Wahrheit, ins Gesicht zu sehn, sie anzuerkennen und als für die Folge maßgebend gelten zu lassen, und daß er es daher allzusehr liebte, sich und andere geflissentlich über sie hinwegzutäuschen. Lassen sich doch den feierlichsten Beteuerungen, die in begeisterten Worten seinem beredten Munde entströmten, nur allzu oft unanfechtbar beglaubigte Äußerungen entgegenstellen, die genau das Gegenteil davon besagen und

das dort Gepriesene und Verherrlichte als verwerflich oder gar als verabscheuungswürdig brandmarken" (Hans Prutz, „Rettungen" zur preußischen Geschichte: Beilage zur Allgem. Zeitung vom 13. Nov. 1902, S. 290).

Als es sich 1848 im Deutschen Parlamente zu Frankfurt a. M. um die Wahl eines Reichsverwesers handelte (24. Juni), wurde für diesen verantwortungsvollen Posten Erzherzog Johann von Österreich durch nichts so sehr empfohlen wie durch die Erinnerung an einen Toast, den er 1842 zu Köln bei festlicher Gelegenheit ausgebracht hatte; den Sinn davon faßte man damals dem großdeutschen Gedanken und Ziele zu Liebe in die Worte: „Kein Österreich und Preußen mehr, ein einiges Deutschland, fest und hehr wie seine Berge!" Öffentlich hat der Herzog diese schöne Fassung niemals abgeleugnet — gesprochen hatte er seinerzeit lediglich auf das Zusammengehn von Österreich und Preußen in gemeindeutschen Angelegenheiten.

In der Nähe des Toplitzsees (hinter dem Grundlsee im Salzkammergut) befindet sich ein Denkstein mit der Inschrift: „Am 19. Juli 1819" — weiter nichts. Es ist dies das Datum des Tages, wo Johann (geb. 1782) auf einem ländlichen Fest Anna Plochl, die 6. Jan. 1804 geborene Tochter des Postmeisters von Aussee, kennen lernte (1845 zur Gräfin von Meran erhoben). Hieran hat sich eine Novelle heraufgerankt: Anna hätte, weil gerade kein Postillon zu Hause war, sich als solchen verkleidet und den Erzherzog nach Bruck gefahren usw. usw. Die Erzählung ist hübsch, würde sich auch zur Operette eignen; aber sie ist unhistorisch.

Recht böse können die lieben Koburger werden, wenn man die Heldentaten ihres Herzogs Ernst II. anzweifelt. Seine tatsächlich nicht unbeträchtlichen Verdienste um das Nichteinschlafen des deutschen Gedankens bei Sänger-, Turner- usw. Festen (daher sein harmloser Spottname: „Schützenernst") sollen ihm (der so manches üble Wort verbrochen hat, wo sein Selbstgefühl gekränkt war) durchaus nicht geschmälert werden. Aber der Waffenruhm von Eckernförde (5. April 1849) gebührt zum weitaus größten Teile — da der Koburger, zur entscheidenden Stunde in moorige Wiesen geraten, zum Toiletten-

wechsel nach Gettorf gefahren war — dem schleswig-holsteinischen Hauptmann Eduard Jungmann. Vergl. außer der klassischen Schilderung des interessanten Treffens durch Heinrich v. Treitschke (Histor. Zeitschr., Jahrg. 1896) die Erklärung zu der Tafel „Das dänische Linienschiff Christian VIII. fliegt in die Luft" bei S. 204 des VIII. Bands von Helmolts „Weltgeschichte" (Leipzig 1903).

Über einen bezeichnenden Fall moderner Sagenbildung: bei der Sendung des preußischen Ministers Grafen Brandenburg nach Rußland im Oktober 1850, vergl. H. v. Sybel: Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I., II (1889), 1 ff.

Bisher ging — nicht etwa bloß die liberale, sondern — die allgemeine Anschauung deutscher Patrioten dahin, das Jahrzehnt, das dem Vertrage von Olmütz (29. Nov. 1850) gefolgt ist, als das für die preußisch-deutsche Sache traurigste hinzustellen; nach den aufregenden Hoffnungen der Revolutionsjahre 1848 und 49 schmeckte der Kontrast der Manteuffelschen Ära gar zu bitter. Kürzlich aber ist in Heinrich v. Poschinger selbst dieser schlimmen Reaktionszeit ein beredter Ritter erstanden. Er ist davon überzeugt, daß Ernst Ludw. v. Gerlachs merkwürdiger Ausspruch: Manteuffel sei von Gott zum „Vaterlandsretter ernannt", vollkommen zu Recht bestehe (vergl. seine 3 Bände „Unter Friedrich Wilhelm IV., Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freih. v. Manteuffel"; Berlin 1901). Nun, Herr v. Poschinger sagt's, und wir gehorchen. Oder doch nicht? So wollen wir wenigstens Hans Prutz (a. a. O., S. 291) zu Worte kommen lassen. Der meint: „Man mag Manteuffel als erfahrnen, pflichttreuen und geschäftskundigen Beamten gelten lassen und überzeugt sein, daß seine Handlungen allezeit der Ausfluß ihn durchdringender politischer Prinzipien waren: eigentlich staatsmännische Eigenschaften [Poschinger meint, seine deutsche Politik stelle die eines Vorläufers von Bismarck dar, und findet das jähe Ende der Tätigkeit dieses „großen" Ministers Friedrich Wilhelms IV. „tragisch"] wird man aber vergeblich an ihm suchen und auch in den scheinbar größten Momenten seines Wirkens in ihm doch immer nur den routinierten Bureaukraten erblicken können, den Mann der kleinen Ziele und der

kleinen Mittel, der politisch sozusagen aus der Hand in den Mund lebte."

Nein — eine „große" Zeit waren jene trüben Jahre ganz gewiß nicht. Die rechnet auch der verbissenste Gegner doch erst vom 22. und 23. September 1862 an, da eine gewisse Ministerpräsidentschaft ihren von Mißtrauen begleiteten Anfang nahm (vergl. K. Promnitz' Diss. „Bismarcks Eintritt in das Ministerium", Berlin 1908). Jetzt erst hatte der sehnende Ruf „Nur einen aus den Millionen, nur eine eisern harte Faust!" sein Ziel gefunden.

Als Österreich nach seiner militärischen Niederlage in Italien (1859) eine konstitutionelle Regierung einführen wollte, weigerte sich der ungarische Landtag, Delegierte für den in Wien tagenden Reichsrat zu wählen: Darauf soll der österreichische Ministerpräsident Anton Ritter von Schmerling (1805—1893) gesagt haben: „Die Ungarn werden uns schon kommen, wir können warten". In Wirklichkeit aber hat nicht Schmerling, sondern — nach einer persönlichen Mitteilung von ihm, die freilich Béla von Tóth in einer ebenfalls direkten Zuschrift als irrig hinstellt — der ungarische Abgeordnete Franz v. Deák bei dieser Gelegenheit gesagt „Wir können warten", während Schmerling diese Worte in einer Debatte über das Preßgesetz (22. Oktober 1862) angewandt hat. Vergl. Tóth, Szájrul szájra (Von Mund zu Munde), S. 99.

Der letzte Herzog von Anhalt-Bernburg, Alexander (gest. 19. August 1863), soll einmal gesagt haben: „Ich muß eine Eisenbahn in meinem Lande haben, und wenn es mich tausend Taler kosten sollte". Dieser Ausspruch ist jedoch, wenn nicht ganz erfunden, doch mindestens verdreht. Aber als charakteristisch für unsere kleinstaatlichen Verhältnisse ist er so populär geworden.

Nützlich ist folgende Gegenüberstellung einer dänischen Legende und des wirklichen Vorgangs aus dem Jahre 1864, den im März 1902 der Däne Karl Larsen („Dragon Niels Kjeldsen og hans Drabsmand") — trotz seiner Verteidigung durch Kopenhagner Geschichtsprofessoren unter arger Verketzerung seitens zahlreicher Dänen — festgestellt hat (vergl. Literar. Echo 8, XXII vom 15. Aug. 1906):

Dänische Legende:	Historischer Vorgang:
Dänen reißen vor preußischen Gardehusaren aus, nur nicht Niels Kjeldsen, der 2 Feinde zu Boden streckt und mit der unverwundeten Linken die übrigen fernhält, bis der preußische Offizier ihn hinterrücks durch den Kopf schießt. Dem Offizier legt am Abend der Kommandeur nahe, den Abschied zu nehmen.	Alle Dänen fliehen; aber Niels Kjeldsen bleibt schließlich stehen, verteidigt sich, will sich keinesfalls ergeben und wird deshalb vom Grafen Lüttichau erschossen, der einen der Flüchtigen noch fängt, dekoriert und befördert wird.

Den neudeutschen pater patriae, Otto v. Bismarck-Schönhausen, hat der „Kladderadatsch" bekanntlich stets mit drei Haaren auf fast kahlem Kopfe gezeichnet — diese drei Haare sind eine Erfindung von Wilhelm Scholz. Infolgedessen hat man 1870 bei Ems einen entwaldeten Berg, auf dem nur drei einzelne Bäume stehen geblieben, Bismarckskopf benannt. Ob nicht spätere Geschlechter glauben werden, der Fürst hätte wirklich nur drei Haare gehabt, oder ob sie sich nicht noch ganz andere Geschichten zur Erklärung der Benennung zusammenfügen werden? Vergl. S. 166.

Bismarck hat nicht gesagt, ein Zeitungsschreiber sei ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hat, sondern im Nov. 1862 zu einer der „Loyalitäts-Deputationen", die oppositionelle Presse sei zum großen Teile in Händen von Juden und unzufriedenen, ihren Lebensberuf verfehlt habenden Leuten. Hierbei liegt vielleicht ein Nachklang früheren Lesens zu grunde (vergl. Büchman[24], S. 565). Bismarck hat auch nicht 1864 gesagt: „Wir werden das Geld nehmen, wo wir es finden". Die beiden Stichworte „Eisen und Blut" und „Catilinarische Existenzen" sind wenigstens nicht von seiner Erfindung (vergl. gleichfalls Büchmann[24], S. 563 f.).

Innerhalb des Deutschen Krieges von 1866 gibt es wohl kein Gefecht, das wiederholt so der Wahrheit entgegen geschildert worden ist, wie das bei Trautenau am 27. Juni. Rich. Schmitt hat deshalb recht daran getan, die Ereignisse an

diesem und dem darauffolgenden Tage zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung zu machen. („Die Gefechte bei Trautenau am 27. und 28. Juni 1866“, Gotha 1892). Wir erwähnen dies fesselnd geschriebene Buch auch um deswillen, weil es auf S. 209—241 einen höchst lehrreichen Anhang über „moderne Sagenbildung“ birgt, worin die durch populäre Darstellungen verbreiteten Irrtümer, Entstellungen und Lügen über Verrat und Greueltat gebührend gebrandmarkt werden. Trotzdem können wir — leider! — heute noch dieselbe Erscheinung beobachten. Auf S. 170 des im Jahre 1903 erschienenen IX. Bands des französischen Generalstabswerks über 1870/71 (vergl. Köln. Zeitung vom 10. Juni 1903) steht gedruckt zu lesen: „General Lapasset meldet am 11. August [1870]: ‚Die Preußen führen den Krieg wie Wilde, sie nehmen alles Vieh und alle Pferde weg, die sie wie auch die jungen Männer nach Preußen schicken‘“. Und auf S. 249 des Dokumentenbands heißt es in einem Berichte des 4. Korps: „Der Feind scheint das Land als sein Eigentum zu betrachten und führt das preußische Rekrutierungsgesetz aus wie zu Hause: alle Männer von 18 bis 40 Jahren werden der Familie entrissen und nach Deutschland geschickt“. Daß solche und ähnliche Meldungen irrig gewesen sind, dies festzustellen, dazu hat der französische Generalstab in mehr denn drei Jahrzehnten anscheinend keine Zeit gehabt! — Über die weltgeschichtlichen Vorgänge, die zur „Emser Depesche“ und zur französischen Kriegserklärung geführt haben, vergl. weiter unten bei Napoleon III.

Von der politischen Partei der „National-Liberalen“ soll Fürst Bismarck gesagt haben, er werde sie an die Wand drücken, bis sie quietschten. In einer Unterredung mit Julius Ritterhaus, dem Eigentümer des „Frankfurter Journals“, im Juli 1890 bestritt der Fürst, diese Äußerung jemals getan zu haben, und bemerkte, sie wäre ihm unsympathisch und ekelhaft.

Über den zündenden Funken in der berühmten Reichstagsrede vom 6. Febr. 1888 („Wir Deutsche fürchten Gott usw.“) vergl. ebenfalls am besten Büchmann ([24] S. 586 ff.). — Nach dem Attentat Karl Ed. Nobilings (2. Juni 1878) soll

Kaiser Wilhelm I. haben abdanken wollen. Bismarck hätte es verhindert und darüber geäußert: „Ich brauche ihn noch“. Nach seinem Sturze (20. März 1890) soll er geäußert haben: „*Le roi* [Wilhelm II.] *me reverra*“. Bismarck hat beide etwas respektwidrigen Aussprüche in Abrede gestellt. Und mit vollem Rechte. Denn wenn er es auch so nicht ausgedrückt hat — „treu bis in die Waden“ ist Bismarck stets gewesen; unterm 2. Juli 1861 hat er nämlich an Roon geschrieben: ‚ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendée‘, was nach Horst Kohl vom Herausgeber der Denkwürdigkeiten Roons verlesen worden ist (Berliner Börsenzeitung vom 14. Aug. 1896); dieselbe Wendung begegnet schon in einem Briefe Bismarcks an den Minister Freiherrn v. Schleinitz vom 10. Dez. 1860 (Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn v. Schleinitz 1858—1861; Stuttgart, Cotta, 1905).

Im Januar 1872 brachte eine „Illustrierte Zeitung“ ein Bild von Fr. Schulz mit einem Gedichte von Petsch: „Der Helm von Mars la Tour“.

„Beides sollte den Eindruck schildern, den ein auf dem Schlachtfelde vom 16. August (1870) liegen gebliebener Kürassierhelm, an welchem sieben klaffende Hieb- und Stichwunden sichtbar waren, während die Leiche des tapferen Kürassiers daneben lag, auf den König (Wilhelm) gemacht habe. Er habe — so erzählt das Gedicht — diesen Helm lange betrachtet und dann befohlen, ihn mitzunehmen, so daß derselbe jetzt in den Prachtgemächern des Kaisers aufbewahrt werde.“ (L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms; Berlin 1888, Teil III, S. 228 f.)

Schneider las es dem Kaiser vor.

„Er hörte aufmerksam den schwungvollen Versen zu und sagte dann: ‚Recht hübsch, aber kein Wort davon wahr!‘“

Schneider erinnerte daran, daß ein solcher Helm sich unten im Garderobenzimmer befände.

„Nun dann mögen ihn meine Leute oder sonst irgend jemand mitgenommen haben. Ich habe keinen gesehen, und dessen müßte ich mich doch erinnern, namentlich wenn ich so empfindsame Gedanken dabei gehabt hätte, wie das Gedicht sie mir zuschreibt.“

Kaiser Wilhelm I. ärgerte sich immer, wenn er Darstellungen erblickte, wie Graf Moltke ihm den Sieg bei Gravelotte meldet (L. Schneider a. a. O. III, S. 237). Innerhalb der Rede, die Anton v. Werner 1897 bei der Hundertjahr-Feier des Geburtstags Kaiser Wilhelms I. in der

Hochschule für die bildenden Künste gehalten hat, findet sich folgende Bestätigung hiervon: „Im Jahre 1877 war ich von dem Kaiser befohlen worden, ihm in der Akademischen Kunstausstellung als Führer zu dienen. Beim Anblicke des Bildes von Professor Gg. Bleibtreu, das den König am Abend von Gravelotte darstellt, wie er, auf einer über einen toten Schimmel und eine Wage gelegten Leiter sitzend, die angebliche Meldung des Generals von Moltke empfängt: „Ew. Majestät, wir haben gesiegt", äußerte der hohe Herr: „Merkwürdig, was die Leute von mir wollen! Mir ist absolut nicht erinnerlich, daß ich auf oder neben einem toten Schimmel auf einer Leiter an jenem Abend gesessen hätte; solchen Kadavern geht man ja aus dem Wege, so weit man kann."

Ein Herr F....., 1870 Leibjäger, also in der „nächsten Begleitung" des preußischen Königs, teilt in der Fest-Beilage der „Rheydter Zeitung" 22. März 1897 mit, Wilhelm I. habe sich, nachdem er am 18. August 1870 ununterbrochen 15 Stunden im Sattel gesessen hatte, gegen 9 Uhr am Abend bei Rezonville auf ein zurechtgelegtes Brett gesetzt, das einen französischen Sattel und den Holzstoß eines Marketenders zur Unterlage hatte.

„Generaloberst Graf Waldersee, der damals in der Dunkelheit des Abends den Sitz für den König mit hergerichtet hatte, bestätigte mir (so fuhr A. v. Werner fort) später die Richtigkeit dieser Tatsache, und Generalfeldmarschall Graf Moltke protestierte energisch gegen die ihm untergelegte Äußerung: „Ew. Majestät, wir haben gesiegt". Der Feldmarschall selbst [vergl. Moltkes „Gesammelte Schriften" III, 57 ff.] erzählte mir: „Einen solchen Unsinn habe ich nicht gesagt, sondern einfach gemeldet: ‚Das 2. [pommersche] Armeekorps ist jetzt endlich eingetroffen'." (Der Bär, April 1897.)

Den Unterbau der von Joh. Heinr. Strack entworfenen, am 2. Sept. 1873 eingeweihten Siegessäule auf dem Berliner Königsplatze schmücken 4 Bronzereliefs, Ereignisse von den Kriegen 1864, 66, 70 und 71 wiedergebend. Darunter stellt das westliche, von Karl Keil 1871 in einer Breite von 12 m dreiteilig ausgeführt, im Mittelfelde den weltgeschichtlichen Augenblick dar, wo der vom Pferde abgesessene Graf Reille den Kapitulationsbrief Napoleons III. überbringt.

künstlerische Rücksichten geboten hierbei eine Unwahrheit: Keil brachte den preußischen König mit dem Kronprinzen und dem andern Gefolge zu Pferde aufs Relief, in kurzem Handgalopp dem französischen General entgegenreitend — trotz der berechtigten Kritik des die einfache Wahrheit liebenden greisen Kaisers: „Es ist aber doch nicht wahr. Ich habe nicht zu Pferde gesessen. Das ziemt sich nicht, wenn man jemand so empfängt". Nur mit großer Mühe hat er sich schließlich vom Künstler beschwichtigen lassen, den Fries aber stets für „eine historische Lüge" erklärt (vergl. Berliner Lokal-Anzeiger vom 9. Dez. 1894, 2. Beiblatt).

Im Jahre 1888, das am 9. März den Kaiser Wilhelm I. und am 15. Juni den Kaiser Friedrich abrief, entstanden auch zwei letzte Worte. Kaiser Wilhelm I. soll kurz vor seinem Dahinscheiden gesagt haben: „Ich habe keine Zeit müde zu sein"; hierzu wolle man Büchmann ([24] S. 588) nachschlagen. Kaiser Friedrich soll zu seiner Gemahlin gesagt haben: „Lerne zu leiden (dulden), ohne zu klagen". Das wäre nur eine freie Übersetzung des italienischen Spruchs „soffre e taci" oder der altgriechischen Weisheit Epiktets „ἀνέχου καὶ ἀπέχου" (Gellius, Noctes atticae I, 17, 19). Beide Aussprüche sind — leider — gänzlich unerwiesen. Infolgedessen stehen sie unter den Brustbildern der beiden Kaiser auf ihrem Denkmale zu Hirschberg in Schlesien.

Zum guten Schlusse des Abschnitts über das „Volk der Dichter und Denker" (Büchmann [24] S. 133 f.) einige Treppenwitze über unsere Geistesheroen.

Goethe und Schiller hat man passende letzte Worte zurechtgemacht; für jenen: „Mehr Licht", für diesen: „Einen Blick in die Sonne". Sehr hübsche Seitenstücke (*Aux regards d'un mourant le soleil est si beau:* Lamartine). In dem Goetheschen Ausrufe, der bestenfalls ein paar Tage vor dem Ende gefallen sein mag und am schönsten in einem Gedicht von A. Knapp, vortrefflich auch durch Gust. Eberleins Bildwerk (vergl. Illustrirte Zeitung vom 25. Aug. 1904) verwertet worden ist, hat sogar ein über nicht-englische Sachen mit der bekannten englischen Leichtfertigkeit urteilender, Deutsch vermutlich nur schlecht verstehender Brite die Devise der ganzen

deutschen, ihm zu nebelhaft erscheinenden Literatur gefunden! Der sterbende Goethe aber hat gar nichts gesprochen. Immermann (Memorabilien, III, S. 165) erzählt aus guter Quelle, der alte Herr sei am 22. März 1832 in seinem Lehnstuhl sanft in den ewigen Todesschlaf hinübergeschlummert; selbst die Schwiegertochter, Ottilie von Goethe, die zugegen gewesen sei, habe den Augenblick seines Todes nicht bemerkt. Vergl. Karl Schüddekopf, Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen (Leipzig, Inselverlag, 1907).

Schiller hat allerdings am Abend vor seinem Todestage die Sonne zu sehen verlangt. Ein „letztes Wort" hat er nach Emil Palleske aber auch nicht gesprochen. Beide „letzten Worte" sind vielleicht nur ein Nachklang dessen, was (wohl auch irrtümlich) Rousseau'n zugeschrieben wird: *„Je m'en vais voir le soleil pour la dernière fois."*

Über Goethes Kindheit stammen viele Anekdoten aus B. v. Arnims „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde". Bettina hat aber arg geflunkert, wie H. Düntzer in seinem Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit" (S. 91 ff.) nachgewiesen hat. Mit jener Erbarmungslosigkeit, deren sich Frauen gegeneinander so gern befleißigen, sagt Wilhelmine von Chézy von ihr sogar: „sie lüge nicht immer", während Düntzer nur bemerkt: „Ihre schrankenlose Aufschneiderei, die für wahr hält, was sie sich vorschwindelt, spottet aller Vorstellung". Johanna Schopenhauer endlich hat an Holtei über „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" geschrieben: „Bettina hat ein Lügengewebe, mit Gold und Silber und schreienden Farben staffiert, zu Tage gebracht." Aus dieser trüben Quelle nun stammen die Geschichten, daß die Großmutter nach der schweren Geburt des Knaben, der anfangs für tot gehalten wurde, der Mutter zugerufen habe: „Rätin, er lebt!" was, stark an den Shakespeareschen Trompetenstoß beim Auftreten eines Königs erinnernd (vergl. oben, S. 12), in „Dichtung und Wahrheit" nicht erwähnt wird —, daß er schon mit neun Wochen ängstliche Träume gehabt, daß er in seinem dritten Jahre über ein häßliches Kind außer sich geraten und so lange geschrien, bis es weggebracht wurde. Diese letzte Anekdote wäre (falls wahr) sehr charakteristisch für Goethe, der sich immer gern alles unangenehme vom Leibe hielt

Von Goethes lieblichem Idyll mit **Friederike Brion** fällt auch mancher hübsche Zug. Daß Kaulbachs Illustration dazu ein Phantasiegebilde war, ist selbstverständlich: das Ses[s]enheimer Pfarrhaus besteht nicht mehr; aber ein Bild davon wird im Goethehause zu Frankfurt a. M. aufbewahrt: es hatte keine Veranda, die den Rahmen zu einem Bilde hätte abgeben können. Goethe war bei der Abfassung (in „Dichtung und Wahrheit") auf einen Gleichlauf mit dem ‚*Vicar of Wakefield*' bedacht. In seinen Gesprächen mit Eckermann (17. Februar 1830) hat er bekannt, daß dort, wie in den „Wahlverwandtschaften", kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber auch kein Strich so, wie er erlebt sei. Allein auch das ist noch viel zu viel oder vielmehr viel zu wenig gesagt. Vergl. darüber oben S. 5 und vor allem Hans Glagau, Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle (Marburg 1903, S. 56); das beste Buch zur Ermittelung jener quellenkritischen Behandlung, die darauf ausgeht, aus Memoiren die romanhaften Bestandteile auszuscheiden.

Die Erzählung, daß Goethe in einer Vision sich selbst gesehen habe, zu Pferde und in einem goldgestickten Kleide, wie er wirklich nach acht Jahren (1779) den Weg zurückgeritten sei, dient, wie die Erscheinung der Hexen im „Macbeth", offenbar nur zur Versinnbildlichung des Beweggrundes, der ihn veranlaßte, sich von Friederiken loszureißen: es war die glänzende Zukunft, die er durch eine Heirat mit der Geliebten verscherzt hätte. Selbst der kluge Schopenhauer hat diese Allegorie für bare Münze genommen (Parerga I, 296), während Düntzer in seiner Biographie (Leipzig 1880) sie einfach ignoriert. Zu den späteren Ausschmückungen des ersten Sesenheimer Besuchs gehört wohl auch, wo nicht die ganze Geschichte der Verkappung und Verkleidung, so doch der beste und gefälligste Teil davon. Von der zweiten Verkleidung namentlich sind nachweisbar gerade die bedeutendsten Einzelheiten erfunden, z. B. höchstwahrscheinlich der Wirtssohn aus Drusenheim, der Goethen seine Kleider geliehen, bestimmt auch der Kindtaufkuchen und das romantische Zusammentreffen mit Friederiken im Nachtigallenwäldel. Goethe verschiebt die ganze Erzählung in die schönen Jahreszeiten, Frühling und Sommer, was auch

nicht stimmt, aber für das Idyll wünschenswerter war. Er hat in dieser Zeit wahrscheinlich das Gedicht: „Kleine Blumen, kleine Blätter" verfaßt, nicht etwa schon als Knabe, wie es Gutzkow im „Königsleutnant" uns vorführt. — Später hat Friederiken der verbummelte Reinhold Lenz aus Eitelkeit den Hof gemacht; daß sie ihn wiedergeliebt habe, ist eine von ihm erfundene Fabel. Weitere Einzelheiten bei Phil. Ferd. Lucius [Pfarrer in Sesenheim; gest. 12. Okt. 1885]: Friederike Brion von Sessenheim. Geschichtliche Mitteilungen (3. [unveränd.] Aufl., Straßburg 1904); — Froitzheim: Friederike von Sessenheim, nach geschichtlichen Quellen (Gotha 1893; mag wegen seiner staatsanwaltlichen Ungeheuerlichkeit, Friederikes guten Ruf in Frage zu stellen, erwähnt werden); — Metz, Nochmals die Geschichte in Sesenheim (Hamburg 1894).

Goethe kann auch nicht wohl sein niedliches Märchen von der neuen Melusine, wie wir es jetzt kennen, in der Laube zu Sesenheim vorgetragen haben, wie er uns glauben machen will, ebensowenig, wie er das entzückende Knabenmärchen „Der neue Paris" wirklich als Knabe erzählt hat. Vergl. Meyer von Waldeck: Goethes Märchendichtungen (Heidelberg 1879).

Bei Adolf Weigel in Leipzig erschien 1904 als Nr. 4—5 der Bibliothek literarischer und kulturhistorischer Seltenheiten: „Rheinischer Most. Erster Herbst. O. O. 1775. — (J. J. Hottinger.) Menschen, Tiere und Goethe. Eine Farce. 1775. — (Hch. Leop. Wagner.) Confiskable Erzählungen. 1774. Wortgetreue Neudrucke der seltenen Originalausgaben. Mit einer literarhistorischen Einleitung von M. Desceltes." Die Neudrucke erregen kein besonderes Interesse im Guten oder Bösen; dagegen bietet die Einleitung des Herausgebers eine Fülle von bisher unbekannten Tatsachen aus dem Leben des jungen Goethe. Danach ist „Götter, Helden und Wieland" am 3. Oktober 1773 entstanden, Goethe stellt Mitte Mai 1774 den eben in Frankfurt angekommenen H. L. Wagner der gerade dort anwesenden Sophie von La Roche vor, er schickt dann durch ihn den Prolog zum „Puppenspiel" an Klinger nach Gießen, im August 1774 erhält Klinger von Goethe die Handschrift von „Künstlers Erdewallen", das „Puppenspiel" wird am Abend des 17. Oktobers in Gießen zu einer Familien-

festlichkeit aufgeführt, Wagner teilt Lenz in einem Briefe eine Anzahl von gesicherten Deutungen einzelner Figuren des „Puppenspiels" auf Personen des Goetheschen Kreises mit usw. Als seine Quelle bezeichnet Desceltes die ihm von Frl. Grace Nodier zugänglich gemachten handschriftlichen Reste der Autobiographie von Ramond de Carbonnières. Die Belege und Nachweise zu diesen Zusammenhängen sollten demnächst dem Publikum in einer besonderen Darstellung gegeben werden. Das ist aber nicht geschehen. Die Handschrift, aus der die interessanten Mitteilungen stammen, ist der Nachprüfung nicht zugänglich. Der Verfasser der Einleitung tritt aber auch nicht mit seiner bürgerlichen Person für seine Angaben ein; denn M. Desceltes ist ein Pseudonym, und die Verlagsbuchhandlung ist nicht in der Lage, den wahren Namen des Autors mitzuteilen. So hätten wir eine Anzahl neuer biographischer Angaben über Goethe, die ohne die erforderliche Gewähr in die Wissenschaft einzudringen beanspruchen, und die in der Tat schon mehrfach als Tatsachen behandelt worden sind. Endlich wies Dr. med. Max Morris (Berlin) im „Literar. Echo" XII, Heft 21/22 vom 1. Aug. 1910 an wenigen Prüflingen nach, daß wir es mit einer allerdings recht geschickten Fälschung zu tun haben.

Gelegentlich einer Polemik, die sich Ende 1903 in der „Frankfurter Zeitung" um Wortlaut und Entstehungszeit von Goethes Lied „Über allen Gipfeln" (1780) entspann, führte Eduard von der Hellen (in Nr. 359) den Nachweis, daß die meist als „Urschrift" angesprochene Fassung des Schlusses

„In allen Wäldern hörest Du
Keinen Laut!
Die Vöglein schlafen im Walde,
Warte nur! balde, balde
Schläfst auch Du!"

gar nicht von Goethe, sondern von Joh. Daniel Falk stammt, der 1819 das Gedicht auf 3 Strophen „erweiterte" und dabei verschiedene Änderungen vorgenommen hat (von Friedr. Kuhlau für Männerquartett komponiert). Vergl. Das literar. Echo VI, 9 (vom 1. Febr. 1904), Sp. 632 f., und Wilh. Streitberg in der Frankfurter Zeitung. Nr. 234 von 1904.

Drollig ist auch eine gelungene Mystifikation, die in vielen Biographien spukt, betreffs des Besuchs, den Goethe 1814 seiner Vaterstadt abstattete. George Henry Lewes z. B. erzählt ernsthaft, daß die Stadt ihm, wie Paris dem greisen Voltaire, eine Huldigung im Theater dargebracht habe, weil seine Schilderung des Heimatsortes in „Dichtung und Wahrheit“ die Einwohner so angenehm berührt hätte.

„Im Theater wurde „Tasso“ mit großem Pomp aufgeführt. Sobald Goethe in der für ihn hergerichteten, mit Blumen und Lorbeerkränzen geschmückten Loge erschienen war, wurde Haydns Symphonie gespielt, und das ganze Haus erhob sich mit enthusiastischen Zurufen. Die Symphonie ertönte weiter; aber die Jubelrufe übertönten sie. Endlich erhob sich der Vorhang, und allmählich senkte sich eine feierliche Stille auf das ganze Haus. Ein Prolog begrüßte den Dichter und war das Zeichen für erneuerte Zurufe. Nach dem „Tasso“ kam ein Epilog, während dessen die Lorbeerkronen von den Büsten Ariosts und Tassos genommen und an Goethe übergeben wurden. Und nachdem alles vorüber war, waren die Gänge und Treppen des Theaters mit Bewunderern überfüllt, durch welche er, seinen Dank lächelnd, hindurchschritt.“

Jedenfalls hätte es so sein sollen. In der Tat aber war die einzige kleine Aufmerksamkeit, die man dem Dichter erwies, diese, daß die Theater-Direktion die Aufführung der Oper „Titus“, welche er zu hören wünschte, auf einen passenden Tag verlegte — sonst geschah nichts. Dies ärgerte seinen Freund Willemer, den Gatten der „Suleika“ des „West-östlichen Divans“, so, daß er sich die eben skizzierte Feier erdachte und sie in der Form eines trockenen Berichtes in das „Morgenblatt“ vom 28. September einschmuggelte (Düntzer, Goethes Leben; Leipzig 1888, S. 590).

Um die Marienbader Episode Goethes hat sich im Laufe der Zeit ein ganzer Kranz von Anekdoten gebildet, der um so dichter wurde, als Ulrike v. Levetzow mit dem Stigma der „letzten Liebe Goethes“ lange unter uns wandelte und erst am 13. November 1899 im 96. Lebensjahre zu Trziblitz in Böhmen starb. Nun wurden die alten Mythen von des Dichters Werbung um die 19jährige Ulrike und der übrige, schier vergessene Klatsch über dieses Verhältnis neu aufgewärmt. . . . So wurde starr und steif behauptet, Ulrike habe Goethen ihr Jawort erteilt und es ihm bis zum Tode gehalten. Zu-

vor hätte sie aber Goethes Briefe — die schon längst in Weimar waren — auf einer silbernen Platte verbrennen und sich dann in einer Kapsel die Asche in den Sarg legen lassen. In einer Schrift von A. Kirschner ist das Bild „Ulrike vor ihrem Schmuckkästchen" reproduziert mit der Etikette: „Ulrike im 90. Lebensjahre hinweisend auf die Briefe Goethes". Auf diese Weise wird der falsche Schein erweckt, als wäre noch allerlei literarisch Wichtiges vorhanden — oder vernichtet worden. Auch andere Dinge jener Schrift erregen Bedenken, so, wenn Ulrike als Parforcereiterin und als große Freundin öffentlicher Vergnügungen hingestellt wird. — Und nun das Gegenbild! Als die einsame, wohltätige Greisin tot war, mußte es zur Teilung des in ihrem Nutzgenusse stehenden Besitzes kommen. Ihr Neffe, der 1907 verstorbene Baron Adalbert v. Rauch, verkaufte Trziblitz bei seinen vorgerückten Jahren und bei dem zu beachtenden Umstande, daß die Fortführung der ererbten Herrschaft sehr viel Geld erfordert hätte, an die Stadtgemeinde Brüx, nachdem er für die Erhaltung des Schlosses und der Familiengräber auf dem Friedhofe zu Trziblitz sowie für das treue Personal seiner Tante gesorgt hatte. Gleichwohl wurde alsbald darüber in Zeitungen Lärm geschlagen, daß alle schuldige Pietät außer acht gelassen, Trziblitz der modernen Neuerungswut anheimgegeben und die Erinnerungen und „Andenken" an Goethe und Ulrike aus dem Schlosse in alle Winde verstreut seien. Die Wahrheit ist jedoch, daß Baron Rauch und seine Gemahlin, die von der berühmten Frankfurter Familie Brentano abstammt, die ihnen zugefallenen wertvollen Sachen in sichere Verwahrung genommen und einiges schon jetzt den Museen in Weimar und in Frankfurt a. M. überantwortet haben. Mag sich schließlich auch hier Goethes Wort erfüllen:

„Liegt der Irrtum nur erst wie ein Grundstein unten am Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag!"

(v. R[auch] in der Allgemeinen Zeitung vom 11. April 1908.)

Von Schiller wird erzählt, er wäre als Knabe einst während eines Gewitters bei der Abendmahlzeit vermißt und

dann auf einem hohen Lindenbaum*) gefunden worden, wo er sich überzeugen wollte, „woher denn das viele Feuer am Himmel käme". [Demler,] „Schiller der Jüngling" (Stendal 1806, S. 19). Der grundehrliche Gustav Schwab, der auf diesen Schwindel angebissen hat, macht in seiner Biographie des Dichters dazu die Bemerkung:

„Ist es nicht, als hätte Schiller sich schon am frühen Lebensmorgen im Arsenal der Schöpfung umsehen wollen, um dereinst von ihr jene Flammenblitze zu entlehnen, mit welchen er im Reiche der Geister die lang entweihte Bühne, und von der Bühne aus die Welt der Freiheit und Sittlichkeit zu reinigen unternahm?"

Ohne Zweifel ist es so; schade nur, daß die ganze Anekdote erfunden ist. Auch Edw. Bulwer (Lord Lytton) bringt in der seiner Übersetzung der Gedichte Schillers vorgedruckten Biographie dieses Histörchen. Die Entstehung dieser und ähnlicher Lügengeschichten Demlers, die fast alle Biographen Schillers — Palleske, Düntzer und Weltrich ausgeschlossen — aufgenommen haben, ist dargelegt von Ed. Boas: „Schillers Jugendjahre" (Hannover 1856). Beim Schreiben seiner Werke in der Nacht soll Schiller Rheinwein oder Champagner aus Pokalen getrunken oder auch starken Kaffee oder Weinschokolade zu sich genommen haben: [Demler,] Schiller oder Szenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben (Stendal 1805, S. 68). Daß er dabei die Füße in kaltes Wasser gestellt habe, muß noch eine andere Quelle haben.

„Einen Kram unwahrer und absurder Nachrichten brachten J. G. Gruber**) und K. W. Demler in Umlauf, unter dem frechen Anspruch, den Dichter zu ehren. Man hält es kaum für möglich, wie lange Zeit und in wie weite Schichten hinein diese Fälschungen nachwirkten. Demler hatte eine Reihe von Anekdoten aus der Kindheit des Dichters erfunden, er fabrizierte Tagebücher und Briefe von Schiller, darunter die Briefe von „Karl" Moser; sie trugen das Gepräge der Geziertheit und Unkindlichkeit auf der Stirne;

*) Im „Schillergarten" zu Blasewitz bei Dresden stand eine Linde, die Schiller 1785 an seinem Geburtstage (10. Nov.) gepflanzt haben sollte; die „Gustel von Blasewitz" sei auch zugegen gewesen. Nach dem Urteile von Sachverständigen war jener Baum aber viel älter. Und den Namen „Schillerlinde" hatte er erst 1859 bei der großartigen Hundertjahrfeier des Geburtstags von Schiller durch den damaligen Besitzer der Restauration erhalten.

**) Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie usw. Leipzig 1805.

aber Hoffmeister und Gustav Schwab verwerteten in ihrer Biographie das Material." (Weltrich: Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke; Stuttgart 1885.)

Ob von den Überresten Schillers überhaupt noch etwas „Echtes" vorhanden ist, dürfte zweifelhaft sein (vergl. oben, S. 181). Gegenüber dem pietätvollen Berichte Karolinens von Wolzogen (Schillers Leben, Stuttg. 1830 u. 1883) ist es ratsam, sich an den „grausam" wissenschaftlichen Befund Hermann Vierrodts (Medizinisches aus der Geschichte, Tübingen 1896, S. 8 ff.) zu halten.

„Der Fall Schillers ist allgemein bekannt, er hat verschiedene Anthropologen, u. a. auch den Franzosen Broca beschäftigt (1864). H. Welcker [Schillers Schädel und Totenmaske; Braunschweig 1883] freilich hat den Verehrern des großen Dichters keinen sonderlichen Dienst erwiesen, als er vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus, mit Benutzung der Totenmaske und unter gewissenhaftester Verwertung kraniologischer Tatsachen, die Erklärung abgeben mußte, daß der (allerdings einem ca. 40 jährigen Manne zugehörige) „Schillerschädel" nicht unbedingt echt sein müsse, und daß er mit mindestens eben so großer Wahrscheinlichkeit drei andern von den 22, welche im Kassengewölbe in Weimar mit begraben waren, angehören könne. Soweit sich Erhebungen so lange Zeit nach der Beerdigung überhaupt noch anstellen lassen, konnte oder mußte vielmehr Welcker außer Schiller noch den 47 jährigen Bürgermeister Paulsen und zwei weitere Männer, den 45 jährigen Leutnant v. Thüna und den 61 jährigen Kammerdirektor Riedel, in die engere Wahl stellen. Erst 21 Jahre nach der Bestattung sind Schillers Überreste aus dem „Chaos von Moder und Fäulnis und einzelner Stücke Bretter" herausgelesen worden, worüber Jul. Schwabe „nach Aktenstücken und authentischen Mitteilungen" seines Vaters, des Bürgermeisters C. L. Schwabe, berichtet hat. (Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine 1805, 1826, 1827; Leipzig, Brockhaus, 1852). Der Umstand, daß die mit der Feststellung der Identität des Schädels Betrauten, worunter namentlich auch 3 Ärzte, ihren etwas summarischen Messungen und Vermutungen zufolge verhältnismäßig rasch den ersten Eindruck C. L. Schwabes „das muß Schillers Schädel sein" bestätigen, darf uns nicht bestechen. Auf ein die erwähnte Monographie behandelndes, ausführliches kritisches Referat Schaafhausens (Archiv f. Anthropologie 15. Bd., Suppl. 1885; S. 170—185), welcher den „Schillerschädel" für echt erklärt, nur den ihm zugelegten Unterkiefer für falsch, hat Welcker in einem Aufsatz „Zur Kritik des Schillerschädels" geantwortet (Arch. f. Anthrop. 17. Bd., 1888, S. 19) unter Beibehaltung seiner früher ausgesprochenen Ansichten. Auf Tafeln sind die nötigen Abbildungen gegeben, welche beweisen sollen, daß Schillers Totenmaske und der ihm zugeschriebene Schädel nicht zusammenpassen, erstere vielmehr einen anderen Schädel, der „Schillerschädel" aber ein anderes Profil, als das charakteristische Schillers, erwarten ließe. Die im

September 1826 auf Goethes Betreiben*) von dem Jenenser Prosektor Schröter unter Beihilfe des früheren Bedienten Schillers, des Museumsschreibers Färber, zusammengestellten „Überreste des Schillerschen Knochenbaues" sind in Schwabes Büchlein S. 106—108 verzeichnet. Es ist selbstverständlich, daß es nicht gelang, ein vollständiges Skelett zu konstruieren; auch wird die Echtheit nur da mit einiger Wahrscheinlichkeit angesprochen werden können, wo die immerhin ungewöhnliche Körpergröße in deutlicher Weise sich ausprägen konnte, vor allem an den langen Extremitätenknochen. Da von sonstigen, dem Alter und Geschlecht zukommenden Eigentümlichkeiten nach 25 Jahren kaum mehr etwas zu bemerken gewesen sein dürfte, so wird man sich eben mit einer Auswahl der ungefähr größten unter den zur Verfügung stehenden Knochen begnügt haben. Schiller war in der Tat sehr groß: „der größte Mann in Weimar", 6'2" hoch = 193,6 cm (wenn rheinisches Maß gemeint ist). Im 21. Lebensjahre, 1780 bei seiner Entlassung aus der Militärakademie, war er 6'3" württemb. Maß = 179 cm gewesen (K. Hoffmeister: „Schillers Leben", 5. Teil, Stuttgart 1842, S. 314, und R. Weltrich „Friedr. Schiller", Bd. I Stuttgart 1885, S. 323)."

Verbreitet ist die Auffassung, daß das „E. T. A." auf allen Werken „Hoffmann-Callots" (statt E[rnst] T[heodor] W[ilhelm]) von einem Setzfehler auf dem Titelblatte des ersten Werkes herrühre, den er nachmals nur nicht habe verbessern wollen. In Wahrheit liegt die Sache anders. Auf einem der ersten Mss. spricht Hoffmann selbst zu J. E. Hitzig bloß von einem Schreibfehler. Neuere Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß nicht diese Erklärung Hoffmanns zutrifft, sondern die andere, die er seinem Verleger K. F. Kunz gab: aus Verehrung für Mozart hätte er Wilhelm in Amadäus umgewandelt. Hitzig hat er also zum Besten gehabt, wie er auch sonst so gern tat (Ernst Rowe, Siebzehn Druckfehler in Verfassernamen: Zeitschrift für Bücherfreunde VII, 2, 425). Dabei will es die Ironie des Schicksals, daß Mozart außer

---

*) Vergl.: „Eine Goethesche Rede bei der Niederlegung von Schillers Schädel", eine dem 25. Bande des Goethe-Jahrbuchs entnommene Mitteilung in der Beil. zur Allg. Zeitung Nr. 168 vom 25. Juli 1904, S. 166. Bemerkenswert darin ist folgender Satz des alten Goethe: „Es ist zu vollkommnem Abschluß dieser Angelegenheit höchst wünschenswert, die noch außer diesem teuern Haupte noch vorhandnen Reste des zu früh Geschiedenen nach erfolgter genauer Anerkennung ebenfalls so lange hier [im Piedestal von Danneckers Marmorbüste in der großherzogl. Bibliothek] beigelegt zu sehen, bis man über die Vorschläge zu schicklicher Bestattung und zu würdiger Bezeichnung der Stelle sich vereinigt".

Wolfgang eigentlich gar nicht „Amade“, sondern „Gottlieb“ getauft gewesen ist: ein guter Treppenwitz!

Gg. Wilh. Friedr. Hegels letztes Wort (gest. 1831) soll gewesen sein: „Von allen meinen Schülern hat mich nur einer verstanden“, mit dem Zusatze: „und der hat mich falsch verstanden.“ (Dasselbe wird von Schopenhauer und seinem „indefatigabeln“ Schüler Chr. M. J. Frauenstädt behauptet!) So ähnlich erzählt es auch Heine: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie“, Buch III. Man bezog es gewöhnlich auf Georg Andr. Gabler (1786—1853). In dem Brief aber an Hegels Schwester, worin die Witwe die letzten Stunden des großen Geschichtsphilosophen beschreibt, steht davon kein Wörtchen. Vergl. K. Rosenkranz, Hegels Leben (Berlin 1844, S. 422).

Daß es von der kürzlich auch durch Dr. Näcke („Blätter für Volksgesundheitspflege“, 1904) wissenschaftlich begründeten Regel: Sterbende sprechen meist Unbedeutendes oder Gleichgültiges, schöne Ausnahmen geben kann, ist ja ohne weiteres klar. Ernste Christen seien hierfür namentlich auf die wegen ihrer ungeschminkten Wahrhaftigkeit ergreifende Schilderung hingewiesen, die seine Witwe von den letzten Stunden Friedr. Ernst Dan. Schleiermachers (auf S. 482 bis 485 des Werkes „Aus Schleiermachers Leben“, Bd. II, Berlin 1858) entworfen hat; besonders an den Worten: „In dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir eins“, wird niemand rütteln wollen.

Bei Besprechung eines Gemäldes von Horace Vernet, „Die Begegnung Judas mit der Thamar“, führt Heinr. Heine (Paris, 7. Mai 1843) an, daß, seitdem die Franzosen mit dem Orient in unmittelbarste Bekanntschaft getreten, ihre Maler auch den biblischen Figuren ein morgenländisches Kostüm gäben.

„Auch Landschaft und Tiere des Morgenlandes behandeln seitdem die Franzosen mit größerer Treue in ihren Historienbildern, und dem Kamele, welches sich auf dem Gemälde des Horace Vernet befindet, sieht man es wohl an, daß der Maler es unmittelbar nach der Natur kopiert und nicht, wie ein deutscher Maler, aus der Tiefe seines Gemüts geschöpft hat.“ (Sämtliche Werke, Hamburg 1884, Band 10, S. 164.)

Aus dieser harmlosen Bemerkung Heines*) ist bei Lewes, *Life and works of Goethe* ([1]1855, VI, 2: Wilhelm Meister), ohne daß Heine erwähnt wird, die Angabe entstanden, ein Franzose, ein Engländer und ein Deutscher hätten einst den Auftrag erhalten, der Welt ihre Ansichten über das Kamel mitzuteilen. Der Franzose wäre nun nach dem *Jardin des plantes* gegangen; nach einer Stunde heimgekehrt, hätte er ein Feuilleton in tadellosem Französisch geschrieben, aber ohne unsere Kenntnisse betreffs des Kamels irgendwie zu erweitern, wäre jedoch selbst sehr zufrieden mit seiner Leistung gewesen und hätte gesagt: *Le voilà, le chameau.* Der Engländer wäre gepäckbeladen nach dem Osten gereist, daselbst zwei Jahre das Kamel beobachtend geblieben, worauf er einen dicken Band voller Tatsachen zusammengestellt hätte, ungeordnet und unphilosophisch, aber „schätzbares Material" für alle, die nach ihm kommen würden. Der Deutsche endlich, voll Verachtung der Oberflächlichkeit des Franzosen und des unphilosophischen *matter of fact* des Engländers, hätte sich in seine Studierstube zurückgezogen, um daselbst die Idee des Kamels aus der Tiefe seines moralischen Bewußtseins zu konstruieren — „und er ist noch dabei". Recht lehrreich für die „Entwicklung" historischer Anekdoten.

In vielen, auch wissenschaftlichen Geschichts- und Literaturwerken wird Gottfried Kinkel (dessen „Mosaik zur Kunstgeschichte" in diesem Buche wiederholt benutzt worden ist) als „zum Tode verurteilt" bezeichnet. Aber Joseph Joesten hat in der „Deutschen Revue", 29, X vom Okt. 1904 auf Grund von authentischen Aufzeichnungen des vormaligen preußischen Pioniers und Kommandanturschreibers Joh. Dan. Moog aus Trarbach dargetan, daß das Rastatter Kriegsgericht am 4. Aug. 1849 auf lebenswierige Festungsstrafe erkannt und das General-

*) Wenn sich Heine gelegentlich (Bäder von Lucca, Kap. 6) für mehrere Jahre jünger ausgegeben hat, als er (geb. 13. Dez. 1797) es wirklich war, so hat er es lediglich einem guten Witze zuliebe getan (er sei einer „der ersten Männer seines Jahrhunderts"). — Dagegen ist die von Jung (Histor. Zeitschr. NF. XVII, S. 167) gebrachte Aufstellung, Napoleon Bonaparte habe seinen „wahren" Geburtstag (7. Jan. 1768) um anderthalb Jahre willkürlich auf den 15. Aug. 1769 verschoben, nicht mehr zu halten.

auditoriat in Berlin zwar die Kassation des Kriegsgerichtsurteils beantragt hatte, daß aber König Friedrich Wilhelm IV. am 13. Sept. 1849 „aus Gnaden“ das erste Urteil bestätigt hat mit der erschwerenden Änderung des Abbüßens der Haft in einer Zivilstrafanstalt.

Über Schopenhauer (gest. 21. Sept. 1860) ist namentlich durch Wilhelm Gwinner („Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgange dargestellt“, Leipzig 1862, S. 210, und „Schopenhauers Leben“, Leipzig 1878, S. 530), eine schon vorher in Frankfurt bekannte Anekdote verbreitet worden.

„Bei der Mahlzeit sprach er gerne; doch verhielt er sich aus Mangel an tauglicher Tischgesellschaft öfter beobachtend. So legte er z. B. eine Zeitlang täglich ein Goldstück vor sich hin, ohne daß die Tischnachbarn wußten, was er damit wollte; nach aufgehobener Tafel nahm er es wieder zu sich. Endlich darüber zur Rede gestellt, erklärte er: das sei für die Armenbüchse, wenn die am Tisch sitzenden Offiziere nur ein einziges Mal eine andere ernsthafte Unterhaltung als über ihre Pferde, Hunde und Frauenzimmer auf die Beine brächten.“

Doch David Asher in Leipzig (gest. 2. Dez. 1890) wußte gar nichts darüber, und Dr. Gwinner schrieb persönlich unterm 28. Nov. 1883:

„Die Anekdote vom Goldstück habe ich weder selbst miterlebt, noch kann ich mich erinnern, sie aus Schopenhauers Munde bestätigt erhalten zu haben; sie wurde aber s. Z. hier allgemein — mir ni fallor von Dr. Emden — erzählt, und ich hatte keinen Grund nachmals an ihrer Echtheit zu zweifeln, da die Tischgesellschaft, in welcher sich Schopenhauer in den vierziger Jahren oft langweilte, ganz dazu paßte.“

Wir möchten die Geschichte aber — trotz ihrer Verteidigung durch Paul Armand Challemel-Lacour (Revue des Deux mondes vom 15. März 1870) — doch für erfunden halten, — teils gerade, weil die Tischgesellschaft ganz dazu paßte, teils weil Schopenhauer sie selbst in Abrede gestellt hat, wie aus einem Feuilleton der Wiener „Neuen freien Presse“ (Nov. 1883) von Robert v. Hornstein hervorgeht, der häufig mit Schopenhauer abends zu Frankfurt im „Englischen Hof“ zusammengekommen war, teils — wenn das noch nicht genügt — auch deshalb, weil eine ganz ähnliche Anekdote von dem Dichter Matthisson als von ihm selbst erlebt erzählt wird („Erinnerungen Friedrich v. Matthissons“, Bd. 5, Zürich 1816: Bilder aus Helvetien, Tirol und Italien, S. 121—124; Schriften von F. v. Matthisson,

Ausgabe letzter Hand, 5. Band, Zürich 1825, S. 253—255). Ein Engländer, der sich 1799 in Innsbruck aufgehalten hat, legt einen Louisd'or ebenso vor sich hin in der — immer getäuschten — Erwartung, die jungen Herren vom Soldatenstande würden einmal von etwas anderm reden, als „von Dirnengeschichten und vom Dienst". — Die Anekdote von der goldenen Dose, die Schopenhauer für Abtretung des Rechts, eine kleine Geschichte zu erzählen, erworben und die er dann dem Verkäufer, der diese Geschichte gar zu stümperhaft vorträgt, wieder zuwirft mit den Worten: „Da haben Sie Ihre Dose; meine Geschichte will ich wieder haben" — ist auch unhistorisch (Gwinner Schopenhauers Leben, S. 520).

Die Franzosen

Daß bei dem geistreichen Volke der Franzosen, das gewissermaßen nur auf der Bühne leben, nur in der Arena atmen kann, dem es immer vielmehr am Abstecken als an dem viel wesentlicheren Ausfüllen der Begriffe zu liegen scheint, der Treppenwitz der Weltgeschichte von Dagobert an (vergl. J. H. Albers, König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage, Worms 1882) bis auf Eugénie eine Vielseitigkeit und einen Prunk entfaltet wie bei keinem andern, ist kein Wunder. Es gibt über die zugespitzten Anekdoten der Geschichte Frankreichs das schon öfter zitierte Buch Fourniers *L'Esprit dans l'Histoire*. Wir berücksichtigen daraus, was auch in Deutschland Gegenstand der Anspielung ist.

Empfindsame Seelen besuchen gern das Grab von Abaelard (gest. 21. April 1142) und Heloïse (gest. 17. März 1163) auf dem *Père la Chaise* in Paris. Das berühmte Liebespaar dürfte — seit 1817 — wirklich dort begraben sein: Fournier bemerkt (S. 83): „*les preuves données par MM. Trébuchet et Albert Lenoir dans le Journal de l'Institut historique t. IV. p. 193—199, ne permettent plus de n'y pas croire*". Aber die glühend-heißen Liebesbriefe, soviel bewundert und nachgeahmt, sind untergeschoben; die älteste Handschrift davon in der Bibliothek zu Troyes ist hundert Jahre jünger als Heloïsens Tod (vergl. M. Carriere, Abälard und Heloïse, ihre Briefe und Leidensgeschichte, 2. Aufl., Gießen 1853).

Am 3. Oktober 1371 soll unter Karl V. von Frankreich (1364—80) der Zweikampf zwischen Richard de Macaire und dem Hunde des Ritters Aubry de Montdidier stattgefunden haben: der Hund besiegte den Macaire. Aubry, der Liebling des Königs, war im Walde ermordet worden, der

Hund an der Stelle zurückgeblieben, dann aber nach Paris gelaufen, wo er durch seine wütenden Angriffe auf den Mörder mehrere Personen bewog, ihm nach dem Walde zu folgen; hier wurde dann die Leiche aufgefunden. Dadurch wurde der König schließlich bewogen, die Sache jenem Gottesurteil zu unterwerfen. Die Geschichte ist jedoch weit älter als 1371. Man findet sie schon in der bis 1241 reichenden, zuerst 1698 von Leibniz herausgegebenen Chronik des Alberich von Trois-Fontaines (bei Châlons-sur-Marne; gest. nach 1252) mit der Bemerkung, daß sie sich — angeblich — unter Karl dem Großen zugetragen habe. Ohne den Zweikampf steht sie schon bei Plutarch (Über den Verstand der Land- und Wassertiere, Kap. 13), zur Zeit des Königs Pyrrhos spielend. Sie ist häufig in Romane aufgenommen worden. Der in Frankreich beliebteste Titel *Histoire du chien de Montargis* stammt von einem sie darstellenden Basrelief über dem Kamin eines Saales im Schlosse Montargis (Fournier). Darüber, ob der „Hund des Aubri de Mont-Didier oder der Wald bei Bondy" auf das Theater in Weimar gebracht werden sollte oder nicht, entzweite sich 1817 Karl August mit Goethe, der die Theaterintendantur niederlegte. Vergl. Hans Landsberg in der Zeitschrift für Bücherfreunde 11, II (Nov. 1907), S. 335—342.

Daß die Spielkarten zur Erheiterung des schwachsinnigen Karls VI. von Frankreich (1380—1422) erfunden worden seien, ist nicht haltbar.

Ludwig XI. (1461—1483) ist kein Engel gewesen. Doch viele Schauergeschichten über ihn, deren Abbildungen auf Dorfjahrmärkten mit Drehorgelbegleitung gezeigt zu werden verdienen, sind vor der Kritik unhaltbar. Der König hat z. B. zwar den Herzog von Nemours hinrichten, aber nicht dessen sechs Kinder unter dem Schafott knieen und von ihres Vaters Blute beträufelt werden lassen.

Als Pierre du Terrail Chevalier de Bayard (gest. 30. April 1524), der „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel", im Kampfe gegen die Truppen Kaiser Karls V. bei Gattinara tödlich verwundet, unter einem Baume ruhte, soll der Führer dieser Truppen, der zum Kaiser übergegangene Connétable Karl von Bourbon, ihn noch lebend getroffen und bittere

Vorwürfe über seinen Verrat (vergl. des Grafen Gobineau „Renaissance", Anfang des 5. Teils: ‚Michelangelo') angehört haben. Dieses bühnenmäßige Ereignis hat jedoch wahrscheinlich nie stattgefunden.

„Bei den Umständen des Todes will ich nicht stehn bleiben, auch deshalb, weil sie mir in der Tat zweifelhaft sind. Die Franzosen (Bellay 342) erzählen, in seinen letzten Augenblicken habe ihn Bourbon angesprochen; Bayard habe demselben noch seinen Abfall verwiesen. Es ist schon bedenklich, daß in dem Leben des Bayard (Collect. univ. XVII, 412) sich davon nichts findet. Aber in Italien erzählte man sogar das Gegenteil: er habe noch die Ungerechtigkeiten des Königs, die Unordnungen der französischen Regierung beklagt; dann sei er gestorben (Carpesanus p. 1375: questus de injusta in Borbonium ira, de fortuna et male animatorum hominum factione cuncta in Gallia permiscente.) Sein Gefühl mag wohl zwischen diesen beiden Äußerungen geschwankt haben, die beide ihre Wahrheit hatten. Die Spanier endlich lassen ihn Gott loben, daß er stirbt ‚*en servicio de su rey y a manos de la mejor nacion del mundo*' (*Batalla de Pabia.* MS. Alb.)." (Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, II, Berlin 1839, S. 297 f.)

Franz I. (1515—47) soll nach der Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525) einen Brief an seine Mutter geschrieben haben, der nur die Worte enthielt: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht". Der Brief war jedoch viel länger und matter. Der erste, der die lakonische Form hat, ist (nach Fournier) der Spanier Antonio de Vera (*Vida y hechos de Carlos V*, S. 123): *Madama, toto se ha perdido sino es la honra.* Vergl. das vorletzte von Goethes ‚Zahmen Xenien' IV („Kunst und Altertum", 1820):

„Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren — alles verloren!
Da wär es besser, nicht geboren".

Derselbe König soll in eine Scheibe des Schlosses Chamfort die Verse eingeritzt haben:

Souvent femme varie;
Bien fol est qui s'y fie.

In Wirklichkeit hat er aber zur Seite des Fensters geschrieben:

Toute femme varie.

Man hat nun später erklären wollen, wo denn jene Fensterscheibe, die doch nie existiert hatte, geblieben sei, und hat sich erzählt, daß Ludwig XIV. sie der Lavallière zu Liebe habe vernichten lassen, weil er damals noch an die Ewigkeit der Liebe glaubte! So erzeugt ein Treppenwitz der Geschichte den andern.

Kaiser Karl V. hatte den König gebeten, sich durch Frankreich nach den Niederlanden begeben zu dürfen. Als er in Paris erwartet wurde, soll Franz seinen Narren Triboulet in einem Winkel schreibend bemerkt haben. Befragt, was er tue, soll Triboulet erwidert haben, er hätte den Narrenkalender und schriebe eben den Namen des Kaisers hinein, weil er sich so in die Hände des Königs gebe. „Wenn ich ihn nun aber ruhig ziehen lasse“, soll der König gemeint haben; „dann“, hätte der Narr gesagt, „werde ich seinen Namen ausstreichen und Deinen an dessen Stelle setzen“. Diese hübsche Geschichte kann leider nicht wahr sein, indem erstens Triboulet ein wirklicher Narr, also zu einer so geistvollen Antwort viel zu dumm war, und zweitens, weil er schon fünf Jahre tot war, als der Kaiser 1540 durch Frankreich reiste. Auch ist die Erzählung einer ähnlichen Anekdote nachgebildet, deren Held ein König Alphons gewesen ist.

Eine andere falsche Anekdote über Franz I. ist durch ein „historisches Bild“ in Umlauf gekommen. Leonardo da Vinci nämlich ist nicht zu Fontainebleau in den Armen des Königs gestorben, weil am 2. Mai 1519, dem Todestage des genialen Italieners, weder er noch der König in Fontainebleau gewesen sind, sondern jeder von ihnen an einem andern Orte. Hinzugesetzt wird noch, daß die Hofleute über des Königs Freundlichkeit die Nase rümpften; was der König ihnen mit der Bemerkung verwiesen haben soll, er könne alle Tage Adlige aber Gott nur einen solchen Künstler schaffen wie den, welchen sie zu verlieren im Begriff ständen. Ähnliche Redensarten, die Anerkennung geistiger Größe durch die politische Macht enthaltend, sind das Paradepferd vieler Monarchen

gewesen, die sie ausgesprochen oder sich in den Mund haben legen lassen; bei Franz I. fällt sie natürlich mit der Hauptanekdote.

Seitenstücke hierzu sind: Kaiser Maximilian I., der Albrecht Dürern den heruntergefallenen Pinsel aufhob, und Kaiser Karl V., der 1532 in Bologna Tizian denselben Liebesdienst erwies. Ad vocem Tizian: Anmutig ist die jüngste Deutung seines berühmten Gemäldes „Irdische und himmlische Liebe" (Villa Borghese) durch †Olga Steinmann, geb. v. Gerstfeldt (in Klinkhardt & Biermanns „Monatsheften für Kunstwissenschaft" III, 1910, Heft 10): unter der in prachtvollem Gewande zuhörenden Frau sei Violante, Tizians Geliebte, zu verstehen, die nackte Göttin aber sei Venus, die die spröde Schöne überreden solle. — Isaac Disraeli, der Vater des Grafen Beaconsfield, erzählt uns [*The literary character*, London, 1818, S. 337]: der erste General Europas — Name wird nicht genannt — hätte seinen Marsch unterbrochen, um B. Spinoza zu besuchen, der damals seinen Lebensunterhalt in einem kleinen holländischen Dorfe durch Schleifen von Brillengläsern verdiente. Die Angabe ist erfunden.

Diana von Poitiers (1499—1566) soll die Geliebte sowohl Franz' I. als auch die seines Sohnes Heinrich II. gewesen sein; diese ekelhafte Geschichte ist glücklicherweise nicht wahr: Franz hat zu ihr in keinen intimen Beziehungen gestanden.

Karl IX. (1560—74) hat nicht in der Bartholomäusnacht von seinem Fenster aus auf die Hugenotten geschossen, wie Brantôme und d'Aubigné behaupten, von denen jener überhaupt nicht in Paris war, dieser es drei Tage vorher verlassen hatte; vergl. den König mit dem Schießgewehr in der Hand auf dem Gemälde des Gothaer Malers Jacobi, das auf Schloß Landsberg bei Meiningen gezeigt wird. Die Pariser Kommune beschloß am 29. Vendémiaire des Jahres II (20. Okt. 1793), *qu'il sera mis un poteau infamant à la place même, où Charles IX. tirait sur son peuple*. Dieser „Schandpfahl" blieb längere Zeit stehen; der betreffende Teil des Louvre ist aber erst unter Heinrich IV. erbaut worden. Näheres bei Barthélemy, *Erreurs et mensonges historiques*, *Série III*, S. 144 ff. — Bei der Leiche des Admirals Coligny soll Karl IX. gesagt haben, während seine Begleiter sich die Nase zuhielten: *L'odeur de son ennemi est très-bonne*. Dieser Ausspruch ist aber nur von Vitellius (Sueton, Vitellius 10) auf ihn übertragen worden: „Der schönste Wohlgeruch ist ein

erschlagener Feind, zumal ein Mitbürger". — Walter Scott legt ihn Ludwig XI. von Frankreich in den Mund *(Quentin Durward,* Kap. III). Vergl. Fournier, S. 195 f.

Häufig trifft man auch in Museen und Kunstausstellungen „historische" Bilder, die darstellen, wie Karl IX. seinen protestantischen Leibarzt Ambroise Paré (1517—1590) rettet indem er ihn in der Bartholomäusnacht beim Eintritt der Königin-Mutter hinter einer Fenstergardine verbirgt; erzählt (nicht gemalt) wird auch, daß der König ihn unter sein Bett kriechen ließ. Auch dieser hübsche Zug ist nicht zu halten — Paré war leider katholisch. (Fournier beruft sich auf Malgaigne, *Introduction aux Oeuvres complètes d'A. Paré, I,* S. *CCLXXIX.)* Die unrichtige Angabe stammt von Brantôme und dem verlogenen Sully, der auch von einer Antwort Paré's auf des Königs Vorschlag, katholisch zu werden, berichtet, so albern, daß wir sie nicht hersetzen wollen.

Der berühmte Brief des Vicomte von Orthe an Karl IX. worin er auf den Befehl des Königs, die Hugenotten in Bayonne ermorden zu lassen, antwortet: er hätte daselbst nur gute Bürger und brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker gefunden — dieser Brief ist wohl schon um deswillen unecht, weil der König eine solche Aufforderung gar nicht erlassen hatte, indem er in seinem Rundschreiben vielmehr ausdrücklich erklärte, der Tötung des Admirals Coligny lägen durchaus keine religiösen Motive (vergl. S. 129), sondern nur politische zu Grunde. Der Vicomte war in der Tat im Kriege einer der heftigsten Protestantenverfolger; der König selbst sah sich genötigt, seine Wut zu zügeln. Trotzdem mag ihn ein bloßes Henkeramt angewidert haben; denn in Bayonne hat keine Ermordung der Hugenotten stattgefunden. So viel ist wahr. Der Brief mit der hübschen Pointe aber ist erfunden, Fournier vermutet: von d'Aubigné (*Histoire universelle*).

Heinrich IV. (1589—1610), über dessen Geburt und Kindheit Alex. Dumas („Die großen Männer im Schlafrocke" I, deutsch durch Wilh. v. Blankenburg, Wien 1855, S. 5 ff.) ganz Unglaubliches berichtet, soll bei seinem Einzug in Paris (22. März 1594), auf seine Religionswechsel (24. Aug. 1572 und 23. Juli 1593) anspielend, höchst unvorsichtig gesagt haben:

„Paris — oder, nach anderen: Die Krone — ist eine Messe wert." Auch das ist nicht richtig. Vielmehr hat Maximilian von Béthune Baron von Rosny (seit 1606 Herzog von Sully) dem König auf eine Frage über den Wert des Messehörens erwidert: *„Sire, Sire, la couronne vaut bien une messe"* (vergl. Berriat Saint-Prix, *Recherches sur une réponse attribuée à Sully, Paris 1825)*. — Auf „historischen" Bildern, Heinrich IV. und Sully darstellend, erscheint dieser fast immer viel älter als der König, als eine Art Mentor; er war aber sieben Jahre jünger. Hübsch pointiert ist die Anekdote, wonach der protestantische Sully dem Papst auf ein Schreiben, daß dieser für die Bekehrung des Ministers bete, geantwortet habe: auch er werde nicht aufhören, für die Bekehrung des heiligen Vaters zu beten. In dem wirklichen Briefe, der sehr respektvoll, wenn auch mit einem kleinen Anflug von Ironie, gehalten ist, steht nichts der Art; man muß, wie Fournier sagt, „die Wahrheit brutalisieren", will man es hineininterpretieren, was der Benediktiner Chaudon in seinem *Dictionnaire historique portatif* besorgt hat. — Über den berühmten Ausspruch Heinrichs IV. „Ich wünsche, daß jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe habe" vergl. Büchmann[24], S. 483.

Da den Aufzeichnungen Sullys *(Oeconomies royales*; vergl. Philippson: „Heinrich IV. und Philipp III. 1598—1610", Berlin 1870) „nur sehr bedingter Glaube geschenkt werden" darf, so ist die Wahrheit der Szene *(Oecon. royales* III, S. 401 ff.), wo Sully das Eheversprechen zerreißt, das Heinrich IV. Henrietten von Entragues (geb. 1579, Maitresse seit 1599) übergeben wollte, worauf der König jedoch sofort ein neues ausgestellt hätte (so natürlich auch bei Dumas a. a. O. II, S. 12), stark zu bezweifeln. Es scheint doch, daß, wenn der König und sein Minister auf einem Fuße gestanden haben, der ein solches Vorkommnis möglich macht, jener auch dem vernünftigen Willen des Ministers nachgegeben hätte. — Lediglich aus Sullys Phantasie entsprungen ist sicher der „große Plan" Heinrichs IV., wonach in Europa fünfzehn gleich mächtige Staaten geschaffen und zu einer „christlichen Republik" verbunden werden

sollten, an dessen Ausführung ihn nur seine Ermordung durch Ravaillac gehindert habe. Schon Voltaire bestritt in seiner *Justification du président de Thou* die Richtigkeit der Angabe. Vergl. M. Ritter, Die Memoiren Sullys und der große Plan Heinrichs IV. (München 1871), worin die Entstehung und Entwicklung des Planes ausführlich angegeben ist und auch andere Flunkereien Sullys aufgedeckt werden, der sich nie bedacht hat, Urkunden seinem Bedürfnis entsprechend zu verfälschen oder ganz zu erfinden, um sich selbst in den Vordergrund zu drängen. Die Erzählung findet sich nicht in den Memoiren Villerois, der das Vertrauen Heinrichs besaß; nur die Sekretäre, welche die dem Herzoge von Sully zugeschriebenen *Oeconomies politiques* in dessen 80. Jahre zusammenstellten, reden von jenem Plane.

Über König Heinrich IV. gibt es noch drei hübsche Anekdoten, die nur leider den einen Fehler gemein haben, daß sie auf ihn erst von früheren Herrschern übertragen worden sind. Baudesson, der Maire von Saint-Dizier, soll dem Könige so ähnlich gesehen haben, daß, als er einst zu einer Audienz kam, die Schildwache ihn für den König hielt und herausrief. „Was soll das heißen", rief der König, den Kopf aus dem Fenster steckend, „sind wir jetzt zwei Majestäten?" Als er die Ursache der Verwechselung erfahren, redete er Baudesson an: *„Eh, compère, votre mère est-elle donc allée dans le Béarn?"* (Ah, Vetter, eure Mutter ist also einst in Béarn, meinem Stammland, gewesen?) — *„Non, Sire, c'est mon père qui y demeura."* (Nein, Sire, vielmehr hat mein Vater dort gewohnt.) — *„Ventre-saint-gris! je suis payé."* (Donnerwetter, mir ist richtig heimgezahlt worden.) Hierzu stelle man das Geschichtchen, das Macrobius in seinen Saturnalien (II, 4) erzählt, wonach Kaiser Augustus auf die Frage, ob die Mutter eines ihm außerordentlich ähnlichen, jungen Provinzialen wohl mal in Rom geweilt habe, die verblüffende Antwort erhält: Die nicht, aber mein Vater des öftern. Von Karl August von Sachsen-Weimar erzählt man sich dasselbe.

Ein anderes Mal, heißt es, wollte Sully Audienz haben; er erfuhr aber, Seine Majestät läge zu Bett und hätte das Fieber. Sully wartete und sah eine verschleierte Schöne aus dem Gemach des Königs schlüpfen, ganz grün gekleidet.

Bald darauf kam auch der König: „Was machen Sie hier? Hat man Ihnen nicht gesagt, daß ich das Fieber habe?“ — „Ja, Sire; aber es hat Sie soeben verlassen, ich sah es hier vorbeigehen, ganz in grün.“ Der König lachte, und sie gingen zusammen in das Arbeitskabinett. Diese Geschichte steht mutatis mutandis bei Plutarch, Demetrius (19). — Drittens soll der spanische Gesandte den König einmal gefunden haben, auf allen Vieren laufend, den Dauphin auf seinem Rücken (Stahlstich in der „Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen“, 1837). Die Anekdote stammt aus Plutarch, der sie vom König Agesilaos von Sparta erzählt (25), mit der geringen Abweichung, daß Agesilaos sowie seine Kinder sämtlich auf Steckenpferden reiten.

Von Ludwig XIII. (1610—43), dessen Sittenreinheit man rühmte, erzählt man: er habe nicht gewagt, einer Hofdame einen Brief wegzunehmen, den sie sich in den Busen gesteckt hatte; und als einst ein Ball sich zufällig daselbst verfangen, habe er ihn vermittelst der Feuerzange mit geschlossenen Augen herausgeholt. Beide Geschichten sind erfunden; die zuletzt genannte von dem Prediger, der die Leichenrede auf den König hielt. — Richelieu hatte ihm den Marquis Henri de Cinq-Mars (geb. 1620) als Gesellschafter beigegeben; als jener aber gegen den Gewaltigen Ränke zu spinnen wagte, ließ er ihn am 12. Sept. 1642 in Lyon hinrichten. Ludwig XIII. soll bei diesem Ereignis gesagt haben: „*Je voudrais bien voir la grimace qu'il fait à cette heure, sur cet échafaud*“; aber kein glaubwürdiger Zeuge steht Gewähr für diese häßliche Anekdote. — Als Ludwig XIII. im Sterben lag (Mai 1643), soll er seinen (1638 gebornen!) Sohn, den man eben getauft hatte, gefragt haben: „Wie heißt Du denn, mein Sohn?“ und auf die Antwort des *enfant terrible:* „Ich heiße Ludwig der Vierzehnte“ entsetzt erwidert haben: „Noch nicht, mein Sohn, noch nicht!“ Auch diese Anekdote (Dumas, a. a. O., VIII 1856, S. 183) ist unwahrscheinlich, weil die besten Quellen davon schweigen. — Das Richelieu (und auch Talleyrand) zugeschriebene Wort: „Man gebe mir sechs Zeilen von der Hand des ehrlichsten Menschen, und ich will genug darin finden, ihn hängen zu lassen“, ist gleichfalls unhistorisch

(Fournier, S. 260). Als Zusatz wird manchmal erzählt, jemand hätte die Behauptung „Eins und zwei sind drei" als ganz unverfänglich hingestellt, Richelieu aber sie als eine Ketzerei gegen das Dogma von der Dreieinigkeit bezeichnet!

Der sterbende Richelieu (Dez. 1642) soll auf des Beichtvaters Mahnung, seinen Feinden zu vergeben, geantwortet haben: er hätte keine Feinde gehabt, es seien denn die des Staates (*je n'en ai jamais eu d'autres que ceux de l'état*). Wenn dieses Wort gesprochen worden ist, enthält es eine grobe Unwahrheit. Richelieu hat jeden, der seine literarischen Leistungen verspottet oder die er deswegen in Verdacht hatte, mit teuflischer Rachsucht verfolgt; Hans Blum im „Neuen Pitaval" gibt davon ein geradezu scheußliches Beispiel. — Ein hübsches Seitenstück ist die vielleicht auch erfundene Antwort des im Sterben liegenden spanischen Marschalls Narvaez auf die Aufforderung seines Beichtvaters, seinen Feinden zu verzeihen: „Das hat gar keinen Zweck; sie sind sämtlich tot!"

Rührend ist die Erzählung über Salomon de Caus, der die Kraft des Dampfes erkannt, seine Entdeckung der Krone angeboten haben und deshalb als verrückt bis zu seinem Tod ins Bicêtre gesperrt worden sein soll. Die Anekdote ist unhistorisch (vergl. F. M. Feldhaus, Ruhmesblätter der Technik, S. 253 u. 615), aber ein dankbarer Vorwurf für Maler und Novellenschreiber. Dom. Franç. Arago hat zuerst 1828 im *Annuaire du bureau des longitudes* auf die (1615 in Frankfurt und 1624 in Paris gedruckte) Schrift *Les raisons de forces mouvantes avec diverses machines* von de Caus aufmerksam gemacht. Arago schloß, de Caus sei eigentlich der erste Erfinder der Dampfmaschinen. Sechs Jahre nach dem Artikel von Arago bestellte der Herausgeber des „*Musée des Familles*" bei dem Maler Paul Gavarni (1804—66) gegen Bezahlung eine Zeichnung, die einen Wahnsinnigen hinter Eisenstäben darstellte. Diese Zeichnung kam für die betreffende Nummer zu spät; um sie dennoch nützlich zu verwenden, fabrizierte dann Henri Berthoud, ein Mitarbeiter jener Zeitschrift (wie er später selbst eingestanden hat), einen Brief, angeblich von 1641, von

Marion Delorme, an den S. 327 erwähnten, ihr heimlich angetrauten d'Effiat Marquis de Cinq-Mars, worin sie einen gemeinschaftlich mit dem Marquis von Worcester gemachten Besuch in einem Irrenhause schildert, wo sie den de Caus wahnsinnig habe hinter einem Gitter sitzen sehen; er wäre da eingesperrt worden, läßt sie den Wärter erzählen, weil er den Kardinal mit zu häufigen Anerbietungen seiner Entdeckung belästigt hätte. Hierauf hätte der Marquis das Buch des de Caus zu sehen verlangt und, nachdem er darin ein wenig gelesen, ausgerufen: „Dieser Mann ist nicht wahnsinnig; in meinem Lande hätte man ihn, statt ihn in ein Irrenhaus zu sperren, mit Reichtum überschüttet". Dann hätte er sich zu dem Gefangenen führen lassen, ihn aber infolge der langen Haft wirklich irrsinnig geworden gefunden; 1663 hätte er in seinem gewöhnlich *Century of Inventions* genannten, jedoch eigentlich mit einem längeren Titel versehenen Buche die Entdeckung des de Caus für die seine ausgegeben. Dieser fabrizierte Brief hatte, hauptsächlich wohl, weil er der französischen Nationaleitelkeit schmeichelte, einen fabelhaften Erfolg; sein Inhalt wurde durch Schrift und Bild ungemein verbreitet — es half nichts, daß Berthoud wiederholt offen sich als den Verfasser bekannte. Salomon de Caus war übrigens schon am 27. Febr. 1626 gestorben als *ingénieur du roi*, ohne jemals in einem Irrenhause gewesen zu sein; seine Schriften standen bei den Gelehrten seiner Zeit in hohem Ansehen (Delepierre, *Historical difficulties*, S. 139).

Ein eigentlicher Erfinder oder Entdecker der Dampfmaschine ist kaum zu bezeichnen. Schon Philon aus Byzanz entwarf um 230 v. Chr. ein Räucherbecken mit Dampfgebläse und einen Automaten mit Dampfpfeifen (Philon, Ausgabe von Carra de Vaux, Paris 1902). Auch Vitruv, um 24 v. Chr., und Heron aus Alexandrien, vermutlich im 2. Jahrhundert lebend, kennen die Verwendung der Dampfkraft in kleinen Apparaten (Herons Werke, herausgeg. von Schmidt, 3 Bände, Leipzig 1899 ff.). Die erste brauchbare Dampfmaschine stellte der Franzose Denis Papin im Jahre 1698 zu Kassel her, nachdem er 8 Jahre vorher seinen Dampfkraftapparat in den Acta Eruditorum (1690, S. 410) auseinander gesetzt hatte.

Auch die zweite Dampfmaschine von Papin stand in Kassel und zwar im Jahre 1706 (Feldhaus, Ruhmes-Blätter der Technik, S. 258). Was man aber heute in Kassel als den Dampfzylinder von Papin zeigt, ist der Zylinder der ersten Dampfmaschine, die von England aus auf das Festland kam. Sie arbeitete in Kassel von 1715 bis 1765 (Feldhaus, ebenda S. 260). Der Schotte James Watt schuf in den Jahren 1763 bis 1799 durch viele selbständigen Erfindungen die Betriebsdampfmaschine (Matschoß, Entwicklung der Dampfmaschine, Berlin 1908). Über die unhistorische Erfindung des Dampfbootes im Jahre 1543 s. weiter hinten unter „Spanier".

Von Ninon (Anne) de Lenclos (geb. 15. Mai 1616) wird berichtet, sie hätte in ihrem achtzigsten Jahre noch dem Abbé de Gédoin ein Schäferstündchen bewilligt. Voltaire in seinen *„Mélanges historiques"* bemerkt dazu: *„Je suis son légataire. Je l'ai vue les dernières annés de sa vie. Elle était sèche comme une mommie"*. Der Abbé war ihr vorgestellt worden und besuchte sie zuweilen mit Voltaire zusammen. *„Il était fort éloigné de sentir des désirs pour une décrepite ridée qui n'avait sur les os qu'une peau jaune tirant sur le noir"*. — Wahr ist es dagegen, daß Ninon an ihrem sechzigsten Geburtstag ein Stelldichein mit dem Abbé de Châteauneuf gehabt hat; sie hatte sich den Tag dazu besonders ausgesucht. Gestorben ist sie am 17. Okt. 1706, neunzig Jahre alt.

Das unhistorische Wort J. B. Molières, womit er dem Publikum angezeigt haben soll, der Präsident de Lamoignon habe die Aufführung des Tartüffe („L'imposteur", 1667) verboten: *„Monsieur le président ne veut pas qu'on le joue"*, ist einer spanischen Anekdote nachgebildet. Gutzkow hat es in seinem „Urbild des Tartüffe" dennoch angebracht (vergl. hierzu Paul Lindaus „Literarische Rücksichtslosigkeiten", Leipzig 1871). Auch hat Molière nie gesagt: *„Je prends mon bien où je le trouve"* (vergl. in Xenophons „Apomnemoneumata", Kap. 11 die Antwort der Hetäre Theodote: „[Ich lebe] von dem, was mir einer, der mein Freund geworden ist, zukommen läßt; das ist mein Einkommen"). Daß Molière mit Beziehung auf zwei Szenen aus Cyrano des Bergeracs *„Pédant joué"*

geäußert haben soll: „*Les deux scènes étaient bonnes; elles m'appartenaient de plein droit: on reprend son bien où on le trouve*", beruht nur auf der zweifelhaften Autorität der Biographie des Grimarest — auch dieser Ausspruch ist von jenen Neidern erfunden, die wie der Theaterdichter und -kritiker de Visé nicht müde wurden, auf den „Plagiator" loszuschlagen. Vergl. R. Mahrenholtz, Molières Leben und Werke (Heilbronn 1881; besonders das Kapitel „Der Molière-Mythus" S. 339—343).

Welches ist das charakteristische Motto der Regierungszeit Ludwigs XIV.? Natürlich: „*L'état c'est moi*". Ludwig hat dieses Wort jedoch wahrscheinlich nie gesagt (vergl. Büchmann [24], S. 485).

Als die schöne Maria Mancini, die Nichte des Kardinals Mazarin, der edlerweise das Staatsinteresse lauter sprechen ließ als das seiner Familie, sich vom Könige verabschieden mußte, soll sie die rührenden und bühnengerechten Worte zu ihm gesagt haben: „*Vous m'aimez, vous êtes roi et je pars*". Dieser Ausspruch ist jedoch nur eine gelungene Verbesserung des wirklichen „*Vous pleurez et vous êtes le maître*" (Fournier, S. 278; vergl. auch Regis Chantelauze, Louis XIV et Marie Mancini, Paris 1880; Lucien Perey, Le roman du grand roi, Paris 1894).

Das Zeitalter Ludwigs XIV. ist noch durch mehrere „Lichter" vom Treppenwitz der Weltgeschichte ausgestattet worden. Berühmt ist die Geschichte des „Mannes mit der eisernen Maske", den der neu angestellte Gouverneur der Bastille in Paris, de Saint-Mars, bei seinem Antritt (18. Sept. 1698) mitbrachte und der am 19. Nov. 1703 plötzlich starb. Er hatte übrigens keine eiserne, sondern eine schwarze Samtmaske, ist auch kein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen. Vergl. außer den Untersuchungen von Th. Jung (1873), Lair, Carutti und Funck-Brentano namentlich W. Bröcking, Das Rätsel der Eisernen Maske und seine Lösung (Wiesbaden 1898, 2. Aufl. 1906; vergl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 10. Sept. 1903). In Wahrheit war der Mann mit der eisernen Maske der italienische Graf Ercole Matthioli (geb. 1. Dezember 1640 zu Bologna), der aus persönlichem Vorteil auf Grund

gefälschter Papiere mit Ludwig XIV. verhandelt und einen Vertrag wegen der Übergabe von Casale geschlossen, diesen Plan aber (nicht, wie Bröcking noch in der 1. Aufl. seiner Schrift dargestellt hat: aus patriotischen Bedenken) schließlich verraten hatte. Die Gegen-Vermutung des Kommandanten Le Pippre („Dernier mot sur le Masque de Fer", Paris 1903), daß nicht Matthioli, sondern Dauger der Staatsgefangne gewesen sei, wird von Bröcking (in der Historischen Vierteljahrschrift VII, 3, 1904, S. 378 ff.) zurückgewiesen.

Von demselben Gouverneur Saint-Mars wird noch die abstoßende Geschichte erzählt, wie er eine Spinne getötet hätte, die der gefangene Graf de Lauzun so gezähmt hatte, daß sie ihm aus der Hand fraß, weil ein Verbrecher wie der Graf auch der geringsten Zerstreuung unwürdig sei; Delille in seinem Gedicht über die Einbildungskraft hat die Erzählung in Verse gebracht. Doch gilt Reneville (Über die französische Inquisition oder Geschichte der Bastille; 5 Bände, Amsterdam 1724) nicht für sehr zuverlässig; er war 16. Mai 1702 bis 16. Juni 1713 in der Bastille gewesen, ohne zu erfahren weshalb, und bot sich als Spion gegen seine Mitgefangenen an (Habs, Linguets Denkwürdigkeiten über die Bastille S. 476 und 478).

Als der Herzog Philipp von Anjou sich von seinem Großvater Ludwig XIV. verabschiedete, um in Spanien die Regierung anzutreten, soll der König zu ihm das bekannte Wort gesprochen haben: *„Il n'y a plus de Pyrénées"*. Auch das ist unhistorisch, trotzdem Voltaire es noch anführt; vielmehr hat der spanische Gesandte zum Könige gesagt, als der Herzog seine Reise nach Madrid antreten wollte: *„que ce voyage devenait aisé et que présentement les Pyrénées étaient fondues"*. — Dem englischen Gesandten John Dalrymple Grafen Stair soll Ludwig XIV. auf Vorstellungen ob der Erweiterungen des Kanals in Mardick geantwortet haben: *„Monsieur l'ambassadeur, j'ai toujours été le maître chez moi, quelquefois chez les autres; ne m'en faites pas souvenir"*. Dieser Ausspruch ist vom Präsidenten Hénault erfunden (Voltaire, *Siècle de Louis XIV*, Kap. 28). Ein anderes dem König zugeschriebenes Wort: *J'ai failli attendre* (ich hätte beinahe gewartet), als er

wirklich recht lange hatte warten müssen, hat er auch nicht gesagt.

Françoise Marquise de Maintenon hat, obwohl ausgesprochen klerikal, nicht zuerst den König auf den Gedanken einer Aufhebung des Edikts von Nantes gebracht, wie schon Voltaire hervorgehoben hat. — Als der König im Sterben lag (gest. 1. Sept. 1715), soll er zu ihr gesagt haben „*Nous nous reverrons bientôt*“, worauf sie, sich abwendend, gemurmelt hätte: „*Voyez le beau rendez-vous qu'il me donne; cet homme-là n'a jamais aimé que lui-même*“. Der Herzog Saint-Simon erzählt dies; es ist aber erfunden (Fournier, S. 329).

Eine andere Erfindung ist die Behauptung, Ludwig XIV. habe die Rechnungen über die Kosten seiner Bauten in Versailles ins Feuer werfen lassen, weil er sich ihrer Höhe schämte. Die Kosten sind riesig übertrieben; auch ist oft vergessen worden, wie sehr lange der König regiert hat (Barthélemy, *Erreurs et mensonges historiques*, *Série III*, S. 115). Diese und andere Klatschgeschichten über Ludwig XIV. stammen größtenteils aus den ebenso vergnüglichen wie unzuverlässigen Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, der von sich selbst sagte, *qu'il ne s'est nullement piqué d'être impartial* (er habe sich nie darauf versteift unparteiisch sein zu wollen).

Nicht der privatim übel beleumundete Regent Philipp (II.) von Orléans ist an der argen Zerrüttung der französischen Finanzen schuld, sondern sein Vorgänger Ludwig XIV. Die Not setzte mit dem Beginne des Jahres 1709 ein; der spanische Erbfolgekrieg verschlang bis 1713 weitere ungezählte Millionen. Als der „Sonnenkönig“ am 1. Sept. 1715 starb, hatte sein Land eine Schuldenlast von zwei Milliarden zu tragen. Dafür ist also Philipp von Orléans in keiner Hinsicht verantwortlich zu machen. Als Regent, als Staatsmann hat er sich sogar die redlichste Mühe gegeben, die Finanzen Frankreichs zu ordnen und zu bessern; für seine Person war er gar nicht „interessiert“. Den Schotten John Law zu engagieren, war an sich durchaus kein Fehler. Wenn man sich z. B. die „Histoire du systeme des finances sous la minorité

de Louis XV pendant les années 1719 et 1720“ (im Haag 1739, 6 Bde.) etwas genauer ansieht, so muß man den Weitblick und die Geschäftskenntnis dieses Finanziers im großen Stile, der sicherlich alles andere nur kein Schwindler war, unumwunden anerkennen. Tatsächlich ist ja auch bis Ende 1719 alles ganz gut gegangen. Den mit Februar 1720 einsetzenden Zusammenbruch des Lawschen Systems darf man in erster Linie der Wankelmütigkeit der französischen Nation zuschreiben, die erst mit blinder Vertrauensseligkeit die Riesenunternehmungen des fremden Volksbeglückers leidenschaftlich begrüßte und gierig unterstützte, dann aber ebenso leidenschaftlich auf einmal die eingelegten Summen in bar zurückverlangte. Derart unvernünftige „Runs“ haben bekanntlich auch später noch oft genug anscheinend gut fundierte Banken plötzlich ausgeblasen.

J. J. Rousseau hatte für die Marquise von Pompadour Noten abgeschrieben. Als sie ihm dafür 100 Louisd'or schickte, hätte er, so erzählt man, nur das übliche Honorar behalten und den Rest zurückgesandt. Diese Anekdote stammt aus gefälschten Briefen, angeblich von der Marquise herrührend; in Wahrheit fühlte er sich ihr aufrichtig verpflichtet und hat selbst eine Stelle in der Neuen Heloïse abgeschwächt, die sie hätte verletzen können. — Die Beziehungen der Pompadour zu dem Neffen Rameaus, wie sie in Alb. Em. Brachvogels „Narziß“ (1857) geschildert werden, sind ganz unhistorisch.

Seiner zarten Gestalt und seines bartlosen Gesichts wegen hat Charles Geneviève Éon de Beaumont, bekannt unter dem Namen Chevalier (oder auch Chevalière) d'Éon (1728 bis 1810), jahrzehntelang als Weib gegolten, seitdem er 1755 bei einer geheimen Sendung von Paris nach Sankt Petersburg wiederholt in Frauenkleidung aufgetreten war; 1768 hat der Zweifel über sein Geschlecht in London zu Wetten und Prozessen geführt. Ja, 1777 nach Frankreich zurückgekehrt, mußte er auf Befehl der Regierung weibliche Tracht anlegen. Vergl. außer den Schriften von L. Jourdan ([2]1861) und Ch. Moiset (1892) namentlich Oct. Homberg und F. Jousselin, Le chevalier d'Éon (Paris 1904; mit 2 Bildnissen und einem Faksimile). Die Librettisten Henri Cain und Armand Silvestre haben 1908 eine Ausstattungsoperette „Le Chevalier d'Éon“

(mit Musik von Rodolphe Berger) erfolgreich vom Stapel laufen lassen.

Von einer Erstürmung der Bastille (14. Juli 1789) spricht man eigentlich nur in Deutschland; die Franzosen kennen nur eine *prise*. Die Bastille ist gar nicht mit Sturm genommen worden, sondern die Besatzung ergab sich nach vierstündiger Beschießung; die Ermordung des Befehlshabers und anderer Personen durch den Pöbel war einfach eine Schändlichkeit. Vergl. S. N. H. Linguet (14. Juli 1736 bis 27. Juni 1794), Mémoires sur la Bastille (London 1783; deutsch herausgegeben von Habs, Leipzig 1885); Franz Funck-Brentano, Die Bastille in der Legende und nach historischen Dokumenten (deutsch durch O. Marschall v. Bieberstein, Breslau 1899)*).

Über die erste Zusammenkunft der Königin Marie Antoinette mit Mirabeau (3. Juli 1790), die in tiefstem Geheimnis stattfand und bei der die Königin vor Schreck über seine Häßlichkeit krank geworden, er aber von ihrer Schönheit ganz bezaubert gewesen sein soll, wird zum Schluß noch erzählt, Mirabeau hätte, auf eine am Hofe Maria Theresiens übliche Sitte bezugnehmend, die Hand der Königin zu küssen begehrt und, als ihm dies gewährt worden, ausgerufen: „Durch diesen Kuß ist die Monarchie gerettet". Der bühnengerechte Ausspruch ist jedoch unverbürgt. (K. Mendelssohn-Bartholdy in den Preußischen Jahrbüchern, 31, S. 412.)

Welche Faseleien übrigens der unglücklichen Königin bei Lebzeiten und bis auf den heutigen Tag die unselige Halsbandaffäre mit ihrem Drum und Dran eingetragen hat, das ersieht man schon aus einem oberflächlichen Blick in den bibliographischen Versuch von Tony Kellen: „Cagliostro — Marie Antoinette — Rohan — Der Halsbandprozeß" im Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel vom 9., 10., 12. u. 14. Sept., sowie vom 6. Oktober 1904.

---

*) Hierin wird u. a. auch das wahre Wesen des Schwindlers Henri Aubrespy gen. Masers de Latude (1725—1805) bloßgelegt und gezeigt, daß dieser nichts weniger war als ein „edles Opfer von Tyrannenwillkür": lediglich durch Erpressungen und Selbstdenunzierungen, Klagen und Drohbriefe hat er seit 1749 seinen Weg zur europäischen Berühmtheit gemacht.

Über den historischen Ursprung des Wahlspruches der französischen Republik, der an allen öffentlichen Gebäuden prangt und den Kopf aller amtlichen Schriftstücke in Frankreich ziert, machte Professor Aulard im „Verein für die Geschichte der französischen Revolution“ auf Grund seiner Studien folgende Mitteilungen. Man behauptet zu Unrecht, daß die Formel „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ die amtliche Devise der Ersten Republik oder gar die der großen Revolution gewesen sei. Es gab überhaupt keinen allgemeinen Wahlspruch während der Revolution. Die Nationalversammlung hatte einen Bürgereid eingeführt, der die Formel enthielt: Ich schwöre, der Nation, dem Gesetz und dem Könige treu zu sein. Seitdem erschien die Wortgruppe Nation, Gesetz, König häufig an der Spitze von Aktenstücken und kann darum in beschränktem Sinne als Devise der konstitutionell-monarchischen Regierung von 1789—1792 bezeichnet werden. Mit dem Sturze des Königstums setzte man in den Bürgereid an Stelle jener Dreizahl von Wörtern die Zweizahl: Freiheit, Gleichheit. Von Stund an wurde die Formel häufig, aber nicht ausnahmslos auch in amtlichen Schriftstücken gebraucht. Sie kann also mit derselben Einschränkung als Wahlspruch der Ersten Republik gelten und wurde bis in die Konsulatszeit hinein angewendet. Daneben aber erschienen auch andere Devisen. Die Formel „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ findet sich zum erstenmal in einem Beschluß des Klubs der Cordeliers, der im Juni 1791 verlangte, daß die Nationalgarden auf der Brust ein Schild mit dieser Inschrift trügen. Professor Aulard widerspricht der Behauptung, diese drei Worte hätten zuerst auf den Fahnen der Föderierten der Franche-Comté und des Dauphiné geprangt. Am 29. Juni 1793 befahlen die Gewalthaber von Paris den Einwohnern, in allen Häusern die Inschrift anzubringen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder der Tod! Etwa zwei Jahre später, am 13. Germinal des Jahres III (4. April 1795), wurde angeordnet, daß die Wörter „oder der Tod“ wieder auszulöschen seien. Seit Ende 1793 kam der Spruch „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ mehr in Gebrauch; der Wohlfahrtsausschuß wandte ihn mit Vorliebe an. Aber er hat niemals die kürzere

Formel „Freiheit, Gleichheit" verdrängt. Den Charakter einer amtlichen Devise erhielt er erst unter der Zweiten Republik. In den die Verfassung vom 4. November 1848 einleitenden Sätzen heißt es ausdrücklich unter IV: Die Republik hat zum Grundsatz die Freiheit, die Gleichheit und die Brüderlichkeit.

Am 3. Sept. 1792 wurde Marie Thérèse von Savoyen-Carignan, verwitwete Prinzessin von Lamballe, die Freundin der Königin, so lange vom Pöbel gemißhandelt, bis sie zusammenbrach, worauf sie zwei Kerle auf einen Leichenhügel warfen, wo ihr der Kopf abgeschnitten wurde. Es ist historisch, daß der Kopf auf einer Pike nach dem „Temple" getragen und der Leib mittelst eines Strickes dahin geschleift wurde, damit man beide der dort eingesperrten königlichen Familie zeige. Verdächtig aber sind die „Verschönerungen": daß man den Kopf zu einem Weinhändler getragen habe, um auf seine Gesundheit zu trinken, und daß man einen Coiffeur herbeigeholt, die Haare des Kopfes zu ordnen und seine Wangen zu schminken. (Vergl. G. Bertin, *Madame de Lamballe, d'après des documents inédits*; Paris 1888, S. 121 ff.)

Die Sterbestunde Ludwigs XVI. (21. Jan. 1793), die doch schon an sich tragisch genug war (vergl. die Beilage zu S. 17 des VIII. Bandes von Helmolts „Weltgeschichte", Leipzig 1903), hat sich Charles His, Redakteur des *Républicain français*, gemüßigt gesehen mit einem rührenden Wort auszustaffieren; er läßt den Abbé Edgeworth auf dem Schafott zum Könige sagen: „Sohn des heiligen Ludwig, steige auf zum Himmel"*) — das (nie gesagte) Wort erschien noch in der Abendnummer desselben Tages und machte Glück. Chateaubriands Schilderung beruht auf Sansons, des Henkers, Berichten. Die unter dem Namen des letzteren 1830 erschienenen

*) Woher ja einst (496) nach der offiziellen Legende das heilige Öl, das Bischof Remigius von Reims (gest. 532) bei der Taufe des Frankenkönigs Chlodwig (S. 161) verwandte, durch eine weiße Taube gebracht worden war. Der vom Konvente geschickte Kommissar Rühl warf das von allen Legitimitätsfreunden hoch verehrte Gefäß so gegen die Mauer, daß es zerbrach — trotzdem ist das heilige Öl nach der Restauration der Bourbonen,

„Memoiren" sind ein unzuverlässiges Machwerk L'Héritiers. — Ebensowenig hat der Abbé Sieyès, als es sich um die Bestrafung des Königs handelte, gestimmt: *„La mort sans phrase"*, sondern *sans phrase*, d. i. ohne weitere Motivierung, wie sie im Gegenteil die anderen Deputierten für nötig befunden hatten, nur *la „mort"* (Büchmann[24], S. 491).

Daß die Schauergeschichten der Revolution von den verschiedensten Händen zugestutzt worden sind, läßt sich erwarten: sie sind auch zu einladend dazu. So sollen die jungen Mädchen, die, als Verdun von den Feinden besetzt war, mit preußischen Offizieren auf einem Balle getanzt hätten, deshalb Ende April 1794 sämtlich guillotiniert worden sein, so daß es selbst den Henker erbarmte, solche Jugendblüten zu knicken. Nun ist aber die älteste von diesen „Jugendblüten" 69 Jahre alt gewesen, andere waren allerdings jünger, die jüngste 22; zwei noch jüngere wurden zu zwanzigjähriger Gefängnisstrafe verurteilt, aus der sie Robespierres Sturz befreite. Eine aktenmäßige Darstellung des Prozesses findet man in der „Gartenlaube" 1869, Nr. 4. Ein Ball hat überhaupt nicht stattgefunden: die Damen waren auch nicht auf einem Triumphwagen, sondern auf einem Ackerwagen nach der Übergabe der Festung ins preußische Lager gefahren und da eigentlich von niemand beachtet worden. — Scheußlich ist auch die Anekdote über Mademoiselle de Sombreuil: sie soll von den Septembermördern gezwungen worden sein, ein Glas Blut zu trinken, als Bedingung der Rettung ihres Vaters. Die Wahrheit ist, daß, als sie „durch ihren Mut, ihre Schönheit, ihre Hingebung und ihre Tränen" die Unmenschen entwaffnet hatte, sie in Ohnmacht fallen zu wollen schien. Darauf reichte ihr ein gerührter Barbar ein Glas Wasser, worein ein Tropfen Blut von seiner Hand geträufelt war. — Desgleichen ist die

---

zum letzten Male 1824, wieder in Funktion getreten: der Pfarrer der Kirche Saint Remi, Serveinc, hatte vor der Ablieferung des Fläschchens an den grimmen Revolutionsmann den Inhalt, eine schwärzliche, eingedickte Masse, sorgfältig herausgenommen und durch etwas Ähnliches ersetzt (Berliner Börsenzeitung vom 7. Nov. 1896; vergl. auch die Andr. Saussays „Gloria s. Remigii" [Toul 1661] angehängte „Assertio veritatis sacrae ampullae Remensis").

berühmte Prophezeiung des Dichters Jacques Cazotte (guillotiniert am 25. Sept. 1792), die Schopenhauer in seinem Aufsatz: „Über das Geistersehen und was damit zusammenhängt" erwähnt und Bulwer (Lord Lytton) in seinem Roman „Zanoni" (1842) verwertet hat, eine Erfindung von Jean Franç. de Laharpe, während sie Max Kemmerich in seinen „Prophezeiungen" (S. 303—324; München 1911) den echten Weissagungen zuzählt. Die geängstigte Herzogin von Grammont, der Cazotte Anfang 1788 den Tod auf dem Schafott prophezeit, ruft aus: „Aber einen Beichtvater bewilligen sie mir doch?" Antwort: „Nein, die letzte Person, die mit einem Beichtvater zur Hinrichtung fahren wird, wird der König von Frankreich sein."

Das letzte Gastmahl der Girondisten ist eine Erfindung von Thiers (*Histoire de la Révolution française*, [4] V, S. 460), erweitert und zum Teil dramatisiert von Ch. Nodier (deutsch bei Phil. Reclam), und zu einer farbenprächtigen Schilderung verschönert von Lamartine (*Histoire des Girondins*, VII, S. 47—54; vergl. auch M. Carriere, Die letzte Nacht der Girondisten, Gießen 1849). Bailleul, ihr Gesinnungsgenosse, der sich in Paris verborgen gehalten, soll ihnen, seinem Versprechen gemäß, das Mahl besorgt haben.

„Ausgesuchte Speisen, seltene Weine, kostbare Blumen, zahlreiche Kerzen bedeckten den eichenen Gefängnistisch. Es war der Luxus des letzten Lebewohls, die Verschwendung der Sterbenden, die nicht mehr für den nächsten Tag zu sparen brauchen."

Bailleul war nicht in Paris verborgen, sondern mit seinen Gesinnungsgenossen im Gefängnisse, wo er noch fünf Monate nach der Hinrichtung der Zwanzig (31. Okt. 1793) blieb. Auch war den Girondisten dieser Tag ihrer Hinrichtung gar nicht vorher bekannt gewesen, vielmehr überstürzterweise erst am 30. Oktober (9. Brumaire) angeordnet, kraft eines am selben Morgen erlassenen Dekrets des Konvents. Daß ein Mahl, auch nur in einfachster Weise, nicht stattgefunden hat, geht hervor aus den die Girondisten verherrlichenden *Mémoires d'un détenu pour servir à l'histoire de la tyrannie de Robespierre* (1794 von Riouffe veröffentlicht, der, mit den Girondisten eingesperrt, durch Robespierres Sturz befreit wurde) und aus dem *Bulletin du tribunal révolutionnaire*. Überhaupt

war damals Hungersnot in Paris. Auch daß die Girondisten nach ihrer Verurteilung Hymnen auf Frankreich und die Freiheit gesungen, ist eine Fabel; es waren bloß vier, ihr Schicksal parodierende Verse der Marseillaise (Ch. Barthélemy, *Erreurs et mensonges historiques, série V*).

Auch Robespierre (eigentlich Derobespierre) hat man versucht zu „retten": namentlich hat dies Karl Brunnemann getan in seinem Lebensbilde „Maximilian Robespierre" (2. Auflage, Leipzig 1885). Etwas karikiert scheint das landläufige, an ein Opernscheusal erinnernde Bild Robespierres allerdings gewesen zu sein, namentlich da nach seinem Tode viele ihm Grausamkeiten und Schändlichkeiten in die Schuhe geschoben haben mögen, an denen sie selbst schuld waren.

„Der mit der Sichtung und Herausgabe von Robespierres hinterlassenen Papieren beauftragte Konvents-Deputierte Courtois ist mit einer Parteilichkeit und Gewissenlosigkeit zu Werke gegangen, über welche verschiedene Meinungen niemals bestehen konnten; . . . auch vor direkten Fälschungen ist er nicht zurückgeschreckt." (Eckardt, Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit; Leipzig 1893, S. 9.)

Leider ist Brunnemanns Werk von jener sozialdemokratischen Färbung durchdrungen, die das „Volk" aus lauter edelmütigen Charakteren bestehen läßt, also ohne Sachkenntnis. Auch ist seine Arbeit großenteils aus Hamels 3-bändiger, begeisterter *Histoire de Robespierre* (Paris 1865—67) ausgezogen; seine eigenen Zutaten bestehen eigentlich nur in der Übersetzung von einer oder zwei Reden. Hamel, der auch Saint-Justs Taten verewigt hat, ist übrigens so naiv, die Verherrlichung des Helden, mit dem er gerade zu tun hat, auf Unkosten des Nebenmannes zu inszenieren (Eckardt S. 186). Doch wollen wir nach Brunnemann (S. 191) anführen, daß das berüchtigte Gesetz vom 30. Oktober 1793, wonach das Verfahren gegen einen Angeklagten geschlossen werden konnte, sobald sich die Geschworenen für genügend unterrichtet erklärten, nicht von Robespierre herrührte, sondern von Osselin; vielmehr war es Robespierre zu danken, daß die Bestimmung hineinkam: „nicht vor Ablauf von drei Tagen". Es ist daher nur eine „poetische" Gerechtigkeit, wenn man, weil dieses Gesetz auch gegen ihn angewendet wurde, von ihm ähnlich wie von Charondas (S. 70) erzählt: „er starb durch sein

eigen Kind". Mont-Gaillards Erzählung, Robespierre hätte der Hinrichtung Dantons (5. April 1794) vom *Pont tournant* aus zugeschaut, dürfte auf Erfindung beruhen. Vom 15. Januar bis 13. März 1794 ist Robespierre nach Brunnemann bettlägerig gewesen, gerade als die Schreckensherrschaft am schlimmsten wütete (?). Auch die Berichte über sein Auftreten beim Feste des höchsten Wesens (8. Juni 1794 = 20. Prairial II), sollen absichtlich ins Lächerliche gezogen sein. Doch ist alles dieses zweifelhaft. — Anerkannt wird wohl jetzt, daß Robespierre bei oder nach seinem Sturze nicht versucht hat, Selbstmord zu begehen, wie Thiers angibt, sondern daß es der siebzehnjährige Gendarm Merda war, der ihm durch einen Schuß die Kinnlade zerschmetterte. — Falsch ist es auch, Robespierre sei wegen seiner Grausamkeit gestürzt worden; die ihn stürzten, waren darin schlechter als er: der scheußliche Carrier, der in Nantes wie ein Teufel gehaust hatte, ging, als der zu sprechen Unfähige nach dem Richtplatz gefahren wurde, neben dem Karren, um unaufhörlich „Nieder mit dem Tyrannen!" zu rufen. Gestürzt haben den Tyrannen seine blödsinnigen Gesetze: das „Maximum", das die Bauern zwang, Getreide und Vieh zu einem von der Regierung festgesetzten Preise in Assignaten zu verkaufen (aufgehoben 24. Dez. 1794), und das Verbot des Umlaufs von Metallgeld (vom 11. April 1793, aufgehobeu 25. April 1795; vergl. Courtois, Histoire de la Banque de France, Paris 1875, S. 85).

Eine revolutionäre Legende ist es auch, daß die französischen Freiwilligen (1792—94) die Alliierten zurückgetrieben haben sollen. Der für die Franzosen glückliche Ausgang des Krieges erklärt sich vielmehr aus der Lauheit der Verbündeten, weil ihr Augenmerk mehr auf Polen gerichtet war, das 1793 und 1795 seine beiden letzten Teilungen erfuhr. Jene Freiwilligen waren nicht nur als Soldaten, sondern auch sonst einfach schandbar: sie hielten keine Zucht und wollten keine halten; sie beschimpften und plünderten, die sie beschützen sollten. Da sie ihre Offiziere zum Teil selbst wählten, gelangte zu dieser Ehre, wer am besten schmeicheln, schwatzen oder saufen konnte. Abgesehen davon waren diese Truppen schon gar nicht zu brauchen, weil ihre Bewaffnung und Bekleidung höchst mangel-

haft war. Die *levée en masse* hatte später keine besseren Ergebnisse (vergl. *Rousset, Les Volontaires de 1791—94,* Paris 1870; deutsch mit einem Vorwort von Karl Braun).

Bei dem Worte Vengeur finden wir in einem französischen Schul-Wörterbuch die Erklärung: Name eines französischen Schiffes, das lieber unterging, als sich den Engländern zu ergeben. Das Volk verknüpft demgemäß mit diesem Schiffe die Vorstellung eines heldenhaften Todes für Ehre und Freiheit. Der Vengeur ist in dem Seegefecht bei Ouessant, wo der englische Admiral Howe am 1. Juni 1794 die Franzosen unter Villaret-Joyeuse schlug, untergegangen. Bertrand Barère de Vieuzac, dem die großen Worte wie Honigseim von der Zunge gingen und der im Grunde nur ein feiges Schüftchen war, erstattete über das Ende des Schiffes dem Konvent einen flammenden Bericht: „Stellen Sie sich das Schiff vor, durchlöchert von Kanonenkugeln, nach allen Seiten berstend, rings umzingelt, eine Besatzung von Verwundeten und Sterbenden, kämpfend gegen die Wogen und die feindlichen Kanonen. Plötzlich hören das Getöse des Kampfes, das Ringen der Verzweiflung, die Schmerzensschreie der Verwundeten auf, alle steigen oder werden getragen auf die Schiffbrücke, alle Flaggen und Wimpel werden gehißt, Rufe: Es lebe die Republik, es lebe die Freiheit, es lebe Frankreich! ertönen von allen Seiten. Es ist eher das rührende und lebensvolle Schauspiel eines bürgerlichen Festes, als der Augenblick eines entsetzlichen Schiffbruchs. Einen Augenblick haben sie doch wohl ihr Schicksal überlegen müssen! Nein, nein, Bürger unsere Brüder überlegen nicht, sie sehen die Engländer und das Vaterland, sie lassen sich lieber von der Tiefe verschlingen, als daß sie sich durch Übergabe entehrten, sie zaudern nicht, ihre letzten Gelübde gelten der Freiheit und der Republik!" Der Moniteur fügt dem Bericht über die Rede Barères hinzu: „Eine einmütige Bewegung und Bewunderung geht durch den Saal, Beifallsrufe geben die tiefe Erregung kund, die sich der Versammlung bemächtigt hat, die Zurufe von den Tribünen mischen sich mit denen der Abgeordneten." Der Konvent faßte daraufhin den Beschluß, daß ein Modell des Vengeurs im Pantheon aufgehängt werden sollte, und daß die Namen der tapfern

Republikaner, die mit ihm untergegangen, auf einer Säule eingemeißelt werden sollten. Die Balladendichter griffen den dankbaren Stoff auf und forderten die Manen der Helden von Salamis auf, vor der Besatzung des Vengeurs beschämt den Hut zu ziehen; zahlreiche Gemälde und Stiche verewigten das Ereignis. Der Beschluß des Konvents ist nie ausgeführt worden, und zwar mit gutem Grund, denn der Bericht über den Untergang des Vengeurs war zum größten Teil Schwindel (vergl. Köln. Zeitung vom 27. Februar 1906). Von der Besatzung des Schiffs, die 723 Köpfe zählte, begaben sich 267 in die englische Gefangenschaft, unter ihnen der Kapitän Renaudin, den Thiers ertränkt, den Lamartine in zwei Stücke zerschossen hat, den die Bilder am Hauptmaste unter der Trikolare darstellten, wie er mit kühner Gebärde den Tod herausfordert. Tatsache ist, daß die Besatzung tapfer gekämpft hatte. Als aber jeder Widerstand vergebens war, überlegte der Kapitän sehr ruhig, daß es angenehmer sei, ein lebender Kriegsgefangener zu sein als ein Heros in der Unterwelt: er verzichtete auf einen ruhmreichen, aber unpraktischen Tod, kapitulierte und bat den Feind um Hilfe. Die Engländer entsandten zwei Rettungsboote; ins erste Boot sprang der Kapitän. Wegen des drohenden Untergangs war es nicht möglich, alle zu retten; die Mehrzahl der Zurückgelassenen, zumeist Verwundete, schickten den Booten wilde Schreie der Wut und Verzweiflung nach, andere sahen dem Wellentod als wackere Seeleute gefaßt entgegen und mögen im letzten Augenblick wohl ein Vive la République gerufen haben. Wie erklärt sich nun der falsche Bericht, der dem Konvent erstattet wurde? Aufklärung geben die Denkwürdigkeiten eines Mitstreiters, Gicquels des Touches. Danach befand sich auf dem Schiffe des Admirals Villaret-Joyeuse ein Abgesandter des mißtrauischen Konvents, Jean-Bon Saint-André, der über die Gesinnung des Geschwaders wachen sollte. Obschon Jean-Bon von Marinesachen nicht viel mehr verstand als eine Kuh vom Lauteschlagen, drängte er dem Admiral gebieterisch seine unsinnigen Ratschläge auf und erreichte es dadurch, daß der Sieg der Engländer weit vollständiger wurde, als sie selbst gehofft hatten. Um nun die durch seine Schuld erlittene Schlappe zu maskieren, hat Jean-Bon

aller Wahrscheinlichkeit nach die epische Szene erfunden. Ohne Sang und Klang kehrten später die Überlebenden des Vengeurs aus der englischen Gefangenschaft in ihr Vaterland zurück.

Die irrtümliche, aber begreiflicher Weise von Thronaspiranten immer von neuem genährte Annahme, Ludwig (XVII.), der Sohn des unglücklichen Ludwigs XVI., sei am 8. Juni 1795 nicht wirklich gestorben, sondern zu seiner Rettung mit einem andern toten Knaben vertauscht worden, hat eine förmliche Literatur und sogar eine monatliche „Revue historique de la question Louis XVII“ (1905 ff.) gezeitigt. Und noch heute gibt es Anhänger einer Familie „de Bourbon“, die bei gewissen Jahrestagen der letzten echten Bourbonen die Ansprüche des am 10. August 1845 verstorbenen Prätendenten Karl Wilhelm Naundorf(f) feierlich — vergeblich wiederholen (vergl. Boissy d'Anglas, La question Louis XVII au Parlement: rapport au Sénat; 2. Ausg. Paris 1911). Naundorf war ein Mann, der geistig nicht ganz normal war; man würde vielleicht zu viel behaupten, wenn man sagte, daß er immer gelogen habe. Er mochte wohl an das, was er erzählte, zuletzt selbst geglaubt haben: förmlich der Typus für eine große Gruppe von Vertretern des „Treppenwitzes“. Interessant ist die Tatsache, daß Naundorf zu Beginn des Schwindels von der Geschichte Frankreichs so gut wie gar nichts wußte. Er behauptet einfach, daß er ein Mitglied der königlichen Familie von Frankreich sei, und unterzeichnet seine Briefe mit „Ludwig Burbong“, woraus man schließen kann, daß er den Namen Bourbon nie geschrieben gesehen hatte. Dann unterrichtet er sich nach und nach über das, was „seine Vorfahren“ getan haben. Er erfährt das Datum der Geburt Ludwigs XVII. Er gibt von 1829 an seinen Kindern bourbonische Namen: Marie-Antoinette und Louis-Charles. Als er sich im Jahre 1831 an den König von Frankreich wendet, ist er offenbar über die Sache gut unterrichtet. Er lernt schließlich Französisch schreiben und die Unterschrift Ludwigs XVI. nachahmen. Nun beginnt er sich in seine Rolle hineinzuleben. Er bleibt im übrigen recht vorsichtig und baut sich hinterdrein seine Prätendentenvergangenheit auf. Er klittert eine gefälschte Korrespondenz zusammen, um glauben zu machen, daß er schon in der Zeit, wo er nicht einmal die Geschichte

Frankreichs kannte, auf den Namen Louis' XVII. Anspruch erhoben habe. Er beruft sich auch auf die Zeugnisse längst verstorbener Leute, wie des Ministers Hardenberg oder des Polizeirats Le Coq. Inmitten der Huldigungen seiner Parteigänger hat der kleinbürgerliche Uhrmacher in Paris schließlich glauben müssen, daß alles, was er erzählte, wirklich passiert wäre. Wie soll man sich also darüber wundern, daß andere daran glaubten und es jetzt noch glauben? Hat sich doch sogar Jules Favre überzeugen lassen (Rede zugunsten der Ansprüche der Naundorfianer, 1874). Die Legende war lebensfähig. Die Interessen der einen, die Unbefangenheit der anderen, die romantische Sentimentalität der Träumer und die Gleichgültigkeit der Forscher haben das übrige getan. (Vergl. Otto Tschirch in der Histor. Zeitschr., April 1911, und Exter im Dresdner „Salonblatt" VI, 17 vom 29. April 1911).

Anderseits ist noch 1905 Frédéric Barbey für die Glaubwürdigkeit der von Frau Charl. Atkyns geb. Walpole verfochtenen These eingetreten: Ludwig (XVII.) sei durch einen stummen Knaben ersetzt, befreit und — so hatten F. H. Hanson und Elizabeth E. Evans behauptet — als Eleazar Williams einem Indianerstamm übergeben worden („Une amie de Marie-Antoinette. Madame Atkyns et la Prison du Temple 1758—1836"). —

Keine Dynastie hat so dafür gesorgt, daß ihre Geschichte gehörig bereinigt und pointiert auf die Nachwelt komme, wie die Bonapartes; bei aller sonstigen Verschiedenheit ähnelten sich darin das erste und das zweite Kaiserreich auf das Haar. Am zweiten Kaiserreich ist eigentlich alles Schein, Lüge, Humbug, Goldpapier, Dekoration, Maske, Effekthascherei. Aber auch schon das erste bedurfte der Fälschungen von Taufscheinen*), gemachter Attentate, verlogener Zeitungsberichte usw. Aus den Archiven wurden u. a. (nach Lanfrey) sämtliche Urkunden über die Schlacht von Marengo**) (14. Juni 1800) entfernt und

*) Doch vergl. oben, S. 316, die Anmerkung zu H. Heine!

**) Marengo war ein völlig unverdienter Erfolg Bonapartes; törichte taktische Maßnahmen der Österreicher, im trauten Vereine mit einer unfaßlichen Panik, haben der Wiederherstellung der bereits verlorenen Schlacht durch Louis Desaix und Franç. Et. Kellermann zum Siege verholfen (vergl. die tüchtige, auf den Ergebnissen de Cugnacs und H. Hüffers aufgebaute Arbeit von Alfr. Herrmann, Münster i. W. 1903).

dafür ein mehrere Jahre später abgefaßter Phantasiebericht eingefügt.

Bei Arcole (15.—17. Nov. 1796), nicht bei Lodi, ist Bonaparte (nach Marmonts Memoiren), eine oder mehrere Fahnen in der Hand, seinen Soldaten bei Erstürmung eines Dammes vorangeschritten. Die Kolonne soll darauf zurückgeworfen und Bonaparte in einen tiefen Wassergraben gedrängt worden sein, aus dem er nur mit Mühe gerettet wurde; natürlich könnte man ihm deswegen keinen Vorwurf machen, es sei denn der, daß er als Feldherr seine Person zu sehr bloßstellte. Diese Rettung ist nicht gemalt worden. Dagegen hat Bonaparte durch bestellte „historische" Bilder (ein ganzes Museum davon in Armand Dayots „Napoleon I. in Bild und Wort"; deutsch durch O. Marschall v. Bieberstein, Leipzig 1897) mehrere dankbare Lügen in Umlauf gesetzt, z. B. „Napoleon überschreitet den Sankt Bernhard auf einem sich bäumenden Rosse im Schneegestöber" (von Louis David; vergl. Dayot a. a. O., S. 94 ff.) — es war aber das schönste Wetter von der Welt, und er selbst berichtet in seinen Memoiren von Sankt Helena, daß er an den schwierigsten Stellen sich vernünftiger Weise eines Maulesels bedient habe, der ihm von dem Prior eines Klosters als der sicherste im ganzen Lande empfohlen worden war. Dieser Ritt auf einem Maulesel würde sich allerdings gemalt weniger gut ausgenommen haben. — An der napoleonischen Legende" haben am fleißigsten gearbeitet: erstens Bonaparte selbst auf St. Helena, sowie unter seinen Augen Savary (S. 286) in seinen Memoiren, dann Thiers und zuletzt Napoleon III. Die Kritik vertreten: Oberst J. B. A. Charras, eins der Opfer des Staatsstreiches von 1851 (gest. 23. Januar 1865; durch seine Vermählung mit Mathilde Kestner, der mittelsten der 5 Töchter von Charles Kestner zu Thann im Elsaß, ein Urenkel von „Werthers Lotte": Helmolts „Stammtafel der Familie Buff-Kestner" in O. v. Dassels ‚Familiengeschichtl. Blättern' II, 2—4, S. 126, Mai 1904), der den Nimbus der militärischen Unfehlbarkeit des ersten Napoleon zerrissen hat; ferner Jules Barni („Napoleon I. und sein Geschichtschreiber Thiers") und P. Lanfrey (*Historie de Napoléon*).

Den Rückzug Moreaus (19. Sept. — 24. Okt. 1796) durch die Täler des Schwarzwaldes hat man mit dem des Xenophon verglichen. Napoleon aber spottete darüber.

„Jener Rückzug“, erwiderte der Kaiser, „war der größte Fehler, den Moreau je begangen. Wenn er, statt sich zurückzuziehen, eine Schwenkung gemacht und den Gegner umgangen hätte, so würde er die österreichische Armee vernichtet oder gefangen genommen haben. — Das Direktorium war eifersüchtig auf mich und wünschte, den militärischen Ruhm womöglich zu verteilen, und, da es den Moreau wegen eines Sieges nicht lobpreisen konnte, so geschah dies wegen seines Rückzuges, den es in den lautesten Ausdrücken herausstreichen ließ, obwohl sogar der österreichische Feldherr Moreau deswegen verurteilte.“ (O'Meara, *Voice from St. Helena;* II, S. 40.)

Berühmt wie die todestrotzigen Bonmots der Spartaner in den Thermopylen ist die Ansprache Bonapartes vor der Schlacht bei den Pyramiden: „Soldaten, von der Höhe dieser Denkmale schauen vierzig Jahrhunderte auf euch herab!“ Die Schlacht wurde am 21. Juli 1798 geschlagen. Aber erst im Jahre 1802 berichtet Vivant Denon in seinem Werke Voyage dans la Basse et la Haute Egypte das Wort der quarante siècles qui vous observent. Der Ingenieur Martin bringt in seiner 1815 erschienenen Histoire de l'expédition française en Egypte eine andere Wendung: Français, songez que du haut de ces monuments quarante siècles ont les yeux fixés sur vous. Die klassisch gewordene Form hat Thiers geprägt: Songez que, du haut de ces pyramides, quarante siècles vous contemplent. Gleichzeitige Berichte und Briefe erwähnen den effektvollen Ausspruch überhaupt nicht. Nach einem seltenen Werkchen: Napoléon Bonaparte, sa vie civile et militaire von Charles D . . ., das 1815 herausgekommen ist, soll Napoleon die Worte nicht als säbelrasselnder General vor der Mamelukenschlacht, sondern später als beschaulich empfindsamer Tourist geäußert haben. Einige Tage nach der Schlacht habe er die Gräber von Memphis besucht und bei dieser Gelegenheit ausgerufen: Du haut de ces pyramides, quarante siècles nous contemplent! Diese Mitteilung wird bestätigt durch die bisher nicht veröffentlichten Erinnerungen des Hauptmanns Perrimond (vergl. Köln. Zeitung vom 24. Dez. 1904). Perrimond, der mit 14 Jahren ausgehoben worden war, machte das ägyptische Abenteuer als Einundzwanzig-

jähriger mit, quittierte 1814 den Dienst und zog sich auf ein kleines Dorf zurück. Seine Erinnerungen sind in ein kleines Büchlein eingetragen, das äußerlich den Eindruck eines Tagebuches macht. Die Aufzeichnungen scheinen jedoch erst später aus dem Gedächtnis niedergeschrieben worden zu sein; ein genügender Beweis ist schon der Umstand, daß meist von Napoleon, nicht von Bonaparte die Rede ist. Die Einzelheiten sind indessen sehr treu wiedergegeben, weder erfunden, noch auf größere Wirkung hin ausgeschmückt. Perrimond erzählt nun folgendes: Nach der Niederlage der Mameluken hielt Bonaparte dafür, daß seine Truppen ruhebedürftig seien; ehe er den Kampf gegen Ibrahim Bey fortsetzte, zog er in Kairo ein und benutzte die Ruhetage, um mit seinen Gelehrten die Ruinen von Memphis und die Pyramiden zu besuchen; Perrimond war unter dem Gefolge. Napoleon drang in die größte Pyramide ein, von der Perrimond eine genaue Beschreibung gibt. Fünf Gänge, die von oben nach unten oder horizontal laufen, führen alle gegen Mittag und münden in zwei übereinanderliegende Gemächer in der Mitte der Pyramide. Im untern Gemache ließ sich Napoleon auf eine Granitlade von 8 Fuß Länge und 4 Fuß Breite nieder. Angesichts der unzerstörbaren Steinmassen, an denen die Zeit abprallt, äußerte er jenen Gedanken einer großen Seele: du haut de ces pyramides quarante siècles nous contemplent.

Nach Bonapartes Staatsstreich am 18. Brumaire (9. Nov. 1799) soll der Abbé Em. Jos. Sieyès (vergl. oben, S. 338) sich über Bonaparte wie folgt geäußert haben: *Messieurs, nous avons un maître; ce jeune homme fait tout, peut tout et veut tout.* Sieyès hat aber immer bestritten, daß er es gesagt habe. Er bestritt gleichfalls, daß er auf die Frage, was er während der Schreckensregierung getan, geantwortet habe: *j'ai vécu.* — Der Titel seines Buches „*Qu'est-ce que le tiers état? rien; que doit-il être? tout!*", wodurch er 1789 berühmt geworden war, stammt nicht von ihm, sondern von de Lauraguais.

Über die Art, wie Bonapartes offizielle Bulletins zustande kamen (vergl. W. Bröckings netten Aufsatz „Bonaparte und die Dolche der Fünfhundert" [vom 10. Nov. 1799] in der

Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 159 vom 12. Juli 1906), fällt Gräfin Claire de Rémusat, Palastdame der Kaiserin Josephine (Memoiren, Paris 1880; deutsch von Adolf Ebeling Köln 1880) folgendes Urteil:

„Napoleon gefiel sich darin, nachträglich in seinen Berichten gewisse Umstände zu erfinden, durch welche er Eindruck machen wollte . . Es passierte ihm, je nach dem Grade von Rücksicht, die er seinen Untergebenen zuteil werden ließ, oder je nach dem Grade des Vertrauens, das sie ihm einflößten, gewisse Siege zu verschweigen oder irgend einen Fehler irgend eines Marschalls in einen Erfolg zu verwandeln. Mitunter erfuhr ein General durch ein Bulletin eine Schlacht, die er niemals geschlagen, oder eine Rede, die er niemals gehalten hatte. Ein anderer sah sich plötzlich in den Zeitungen mit Lob überschüttet und suchte vergeblich nach der Ursache, aus welcher er es verdient hätte. Man tat Einsprache gegen die Verschweigung oder Entstellung; aber wie sollte man auf das zurückkommen, was schon vergangen, gelesen und durch neuere Nachrichten überholt war? Denn die Schnelligkeit Napoleons im Kriege lehrte jeden Tag etwas Neues. Dann legte er demjenigen, der reklamiert hatte, Stillschweigen auf, oder, wenn es ihm nötig schien, den Beleidigten zu versöhnen, so gab er ihm eine Summe Geld oder die Erlaubnis zu plündern, eine Kontribution zu erheben, und so endigte der Streit.

Daß Napoleon sehr roh und rücksichtslos sein konnte, ist bekannt; doch sind die Erzählungen davon häufig übertrieben. So hat Chr. Waas Ende des 6. und Anfang des 7. Bandes von Gerh. Seeligers ‚Histor. Vierteljahrschrift‘ (Leipzig 1903/04) in einer kritischen Untersuchung, wobei „die Art, wie moderne Legenden entstehen, an geradezu typischen Beispielen gezeigt werden“ konnte, die landläufige Darstellung von Bonapartes Grausamkeiten in Jaffa (1799) ein für allemal als Entstellung gebrandmarkt. Freilich, Baron Gros’ ergreifendes Gemälde „Die Pestkranken von Jaffa“ (Paris, Louvre) ist auch nicht wahrhaft: Bonaparte hat die hier gemalte Berührung nie ausgeführt.

Über Napoleons Krönung durch Papst Pius VII. (2. Dezember 1804) erzählt der Kardinal Ercole Consalvi in seinen Memoiren (II, S. 404), wie folgt: *L'empereur se couronna lui-même, après avoir saisi brusquement la couronne, avant même que le pape étendit la main pour la prendre.*

„Das ist wohl richtiger als die auch von Theiner (II, 214) wiederholte Version, Napoleon habe die Krone dem Papste aus den Händen genommen.

Consalvi war nicht zugegen, aber ohne Zweifel aufs genaueste unterrichtet." (Ranke, Historisch-biographische Studien; Leipzig 1877, S. 24.)

Die unrichtige Erzählung ist wohl dem Bericht nachgebildet, den Voltaire über die Krönung Karls XII. von Schweden gibt. Frau von Rémusat erzählt in ihren Memoiren (II, S. 96; deutsch):

„Als er bald darauf erschien, kam er uns bei seiner kleinen Statur in den weiten Gewändern, namentlich in dem schweren Krönungsmantel, ein wenig gedrückt vor; aber als er aus den Händen des Papstes die Krone [den goldnen Lorbeerkranz] empfing und sich selbst aufsetzte, hatte er unleugbar etwas Majestätisches; er sah mit seinem marmorblassen Antlitz aus wie ein antiker Imperator."

Aus dem sonst dem Kaiser übelwollenden Inhalte der Memoiren darf man wohl schließen, daß Frau von Rémusat den häßlichen Auftritt erwähnt haben würde, falls er sich wirklich zugetragen hätte.

Übrigens bediente sich Napoleon bei seiner Krönung des angeblichen Zepters Karls des Großen (jetzt in der *Galérie d'Apollon* im Louvre), das jedoch bloß der Taktstock eines Kapellmeisters des 17. (?) Jahrhunderts war, oben mit der Figur Karls auf dem Thron und der Inschrift darunter, ‚Sanctus (!) Carolus Magnus'.

„Der Taktstock befand sich im Louvre, dessen Direktor, Vivant Denon, ihn hervorholte, die auf den früheren Besitzer hindeutende Inschrift des Handgriffs wegfeilen ließ und ihn Napoleon als authentisches Zepter Karls des Großen vorlegte. Napoleon mochte wohl Zweifel an der historischen Echtheit des Objekts hegen, er hatte aber kein Interesse daran, der Sache auf den Grund zu gehen; im Gegenteil, er proklamierte die „Entdeckung" Denons mit großer Freude seinem Hofe, und Paris bewunderte bei seiner Krönung die ehrwürdige Reliquie, deren Anwesenheit das Prestige der Zeremonie nicht wenig erhöhte."

Die Wahrheit war ihm überhaupt Nebensache. Der merkwürdigste der 22000 Briefe der Korrespondenz Napoleons, der vom 28. März 1808 über seine spanische Politik, durch den Thiers sich täuschen ließ, ist gefälscht und zwar von Napoleon selbst.

Jean Lannes wurde in der Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai 1809)*) durch eine Kanonenkugel dermaßen ver-

*) Nicht 75000 Österreicher haben damals 90000 Franzosen gegenübergestanden, sondern am ersten Tage haben 35000 Franzosen gegen 105000 Österreicher gefochten, und am zweiten Tage war die Zahl der Franzosen auf das doppelte gestiegen; diese haben nicht 44300 Tote und Verwundete, sondern nur rund 20000 Mann verloren.

stümmelt, daß er am 31. Mai in Wien starb. Napoleon hat ihm ein langes „letztes Wort“ in den Mund gelegt: „*Sire, je meurs avec la conviction et la gloire d'avoir été votre meilleur ami*“. Vergl. Dayot, a. a. O., S. 232. Zu Metternich („Aus Metternichs nachgelassenen Papieren“, Wien 1880 I, S. 282) hat Napoleon später gesagt: „*Vous avez lu la phrase que j'ai mise dans la bouche de Lannes — il n'y a pas pensé*“; die richtigen Worte sind: „*Au nom de Dieu, Sire, faites la paix pour la France; moi, je meurs*“ — sie waren offenbar für ein Bulletin nicht zu brauchen.

Eine der Personen, die Bonaparte am meisten haßte, war Germaine Baronin von Staël: für diese beiden gab es kein Schachbrett, auf dem sie gemeinsam spielen konnten. Bekannt ist die Erzählung, Frau von Staël habe — nach einer Artigkeit angelnd — den aus Italien zurückgekehrten General Bonaparte gefragt, welche Frau er für die größte halte, und er hätte dann von seinem militärisch-populationistischen Standpunkt aus geantwortet: „Die, welche die meisten Kinder hat“. Die eigentliche Quelle für diesen Bericht sind jedoch Bonapartes Aufzeichnungen auf St. Helena; wahrscheinlich hat er ihn erfunden. Sophie Gay, die Gemahlin des Präfekten in Aachen, hat der Kaiser mit den Worten angefahren: „Madame, meine Schwester wird Ihnen gesagt haben, daß ich geistreiche Frauen nicht liebe“. — „Ja, Sire, aber ich habe es nicht geglaubt“. Von der Antwort etwas betreten, fuhr er fort: „Sie schreiben ja! Nun, was haben Sie denn zu Tage gefördert, seit Sie im Lande sind?“ — „Drei Kinder, Sire!“ — Wahrscheinlich hat also Napoleon nicht bloß die beiden Damen verwechselt, sondern er hat sich auch von dem gesunden Sinn in der Antwort der Frau Gay so sehr imponieren lassen, daß er später etwas jener Antwort Ähnliches sich selber zuschrieb. Vergl. Lady Blennerhassett, Memoiren (II, Berlin 1888). Diese Verfasserin bestreitet auch, daß Frau von Staël gesagt habe, Bonaparte wäre Robespierre zu Pferde.

Nach der Schlacht bei Ebersberg a. d. Traun (3. Mai 1809) hat eine Schildwache — der Mann hieß Coluche — Napoleon instruktionsmäßig mit den Worten angehalten: *Personne ne passe* (Lithographie von Charlet: Dayot, S. 169). Der

Zusatz: *même si vous étiez le petit caporal*, ist erfunden, weil Coluche faktisch nicht wußte, daß es der Kaiser war; da dieser den Ruf nicht zu hören schien, drohte Coluche ihn niederzustechen, worauf ein großer Lärm entstand. Der pflichttreue Soldat erhielt von Napoleon den Orden der Ehrenlegion; auch Napoleon III. hat ihn noch in Audienz empfangen.

Zu den besonders in deutschen Schulbüchern breitgetretenen Legenden gehört auch die, daß die Große Armee 1812 in Rußland infolge des russischen Winters zu Grunde gegangen sei. Zu vergleichen sind: Fézensac, der den Krieg als Regiments-Kommandeur mitmachte, und das Werk „Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinrich von Brandt“, I (Berlin 1868); auch von Brandt war als Offizier der Warschauischen Armee bei Moskau*) mitgewesen.

„Ich habe später vielfach mit Offizieren aller Grade und mit verständigen Unteroffizieren über die Auflösung der Armee gesprochen, namentlich mit solchen, die bis Orsza und Bobr in Reih und Glied gestanden. Sie waren einstimmig der Meinung, daß die Unordnung und liederliche Zucht in der Armee den Grund zu deren Auflösung gelegt. Lange vorher, ehe die Kälte oder der eigentliche Mangel an Lebensmitteln begann, gab es tausend Unbewaffnete, die bei den unübersehbaren Wagenburgen und Bagagen sich herumtrieben usw. usw.“ (v. Brandt, S. 502.)

---

*) „Wer hat Moskau im Jahre 1812 in Brand gesteckt?“ So lautet der Titel einer Abhandlung von G. Tzenoff (Berlin 1900). Danach hat der etwas phantastisch angelegte Gouverneur Fedor Graf Rostoptschin, der 1823 ausdrücklich („La vérité sur l'incendie de Moscou“) geleugnet hat, der Urheber des heldenmütigen Opfers à la „Dietrich v. Falkenberg“ (vergl. S. 232) gewesen zu sein, zwar tatsächlich mit dem Anbrennen der Stadt gedroht, aber die Öffentlichkeit dazu nicht aufgereizt. Ferner hatte die Plünderung bereits begonnen, ehe die ersten Flammen aufgingen. Deshalb will Tzenoff, daß der Brand durch die plündernden Soldaten Napoleons — also zunächst gegen dessen Absicht oder Wunsch, jedenfalls nicht auf Befehl Rostoptschins — entstanden sei; das Feuer, durch die französischen Generale nicht am Weitergreifen verhindert, sei schließlich als Druck zum Frieden dem Kaiser nicht unwillkommen gewesen. Diese letzten Schlußfolgerungen sind nicht zu halten; hierfür dringt die — übrigens nur auf den gedruckten Stoff basierte — Abhandlung nicht tief genug in die eigentlichen Probleme ein. Allenfalls ist das fortan sicher: der russische Gouverneur hat den Brand Moskaus nicht auf dem Gewissen. Vergl. auch die Greifswalder Dissertation von H. Schmidt: Die Urheber des Brands von Moskau im Jahre 1812 (1904).

Das Machtgebäude Napoleons war zuletzt so kompliziert geworden, daß er verkrachen mußte — wie ein Eisenbahnkönig.

Wahrscheinlich unschuldig ist Napoleon an den bei seiner 9stündigen Zusammenkunft mit Metternich im Marcolinischen Palais zu Dresden ihm in den Mund gelegten Worten: „Sagen Sie, Metternich, — wieviel hat Ihnen England dafür gegeben?“ Am 26. (nicht wie Metternich angibt: am 23.) Juni 1813 in Dresden, trafen der Kaiser und der Fürst einander. Metternich selbst erzählt darüber:

„Ich hatte auf die Jugend der französischen Soldaten hingewiesen und die Meinung ausgesprochen, daß Frankreich keine neue Armee mehr aufbringen könne. Als Napoleon diese Worte hörte, entflammte sein Zorn im höchsten Grade. — Er wurde bleich. — Sie sind nicht Soldat, fuhr er mich in höchst gereiztem Tone an; Sie wissen nicht, was in der Seele eines Soldaten vorgeht. Ich bin im Felde großgezogen worden, und einen Mann wie mich, den kümmert es wenig (ich wage es nicht, mich des energischen französischen Ausdrucks zu bedienen, dessen Napoleon sich hier bediente), ob eine Million Mann zugrunde geht. Er warf hierauf seinen Hut, den er bisher in der Hand gehalten, in die Ecke des Zimmers. Ich blieb ganz ruhig und stützte mich auf die Ecke einer Konsole, die zwischen den zwei Fenstern stand; dann sagte ich, tief bewegt nach dem, was ich eben gehört hatte: Warum haben Sie mich gewählt, mir das, was Sie eben sagten, unter vier Augen zu sagen? Wir wollen die Tür öffnen, Ihre Worte werden dann von einem Ende Europas an das andere gehört werden usw. usw.“

Der oben erwähnten Beleidigung gedenkt Metternich nicht. Man läßt aber gerne mit den Geistern, den Prinzipien, auch die Körper aufeinander platzen; deshalb wurde es damals allgemein erzählt. Unwahrscheinlich ist es hauptsächlich deshalb, weil Napoleon immer geradezu meisterhaft denen, mit denen er verhandelte, die Motive vorzuhalten verstand, die auf sie unter den gegebenen Verhältnissen zu seinem Vorteile wirken mußten. Wenn er nun hier ganz aus der Rolle gefallen wäre, so wäre wohl eine Erklärung hierfür möglich: der jähe Glückswechsel; ob sie aber befriedigt?

Napoleon I. hat auch nicht gesagt: *Grattez le Russe et vous trouverez le Cosaque* (Kratzt den Russen, und ihr werdet auf den Kosaken [Tataren] stoßen). Vielmehr stammt dieses Wort vom Fürsten Karl Jos. von Ligne.

„Nicht ohne Interesse dürfte es übrigens sein, die kritischen Ansichten Metternichs über die Schriftsteller zu vernehmen, die sich vorzugsweise mit der Geschichtschreibung jener wichtigen Zeitperiode befaßten. — Was vor allem Fain [„*Manuscrit*"] betrifft, so liegt uns darüber ein kurzes, aber prägnantes Urteil Metternichs vor, indem er (an Gagern 1833) schreibt: „„Von dem, was Fain von meinen persönlichen Verhandlungen mit Napoleon im Juni 1813 schreibt, ist nichts wahr. Fain stand im Kabinett Napoleons, und er folgte treu den Befehlen des Herrn. So wollte dieser letztere, daß man die Dinge glauben sollte, und so gewürdigt bietet sein Werk ein lebendiges Interesse."" — „„Ebenso reichhaltig"", fährt Meternich fort, „„sind die Memoiren Bourriennes in dem, was die Persönlichkeit Napoleons betrifft. Wahren historischen Wert haben de Pradts „*L'ambassade de Varsovie*" und Ségurs „*Campagne de 1812*". Alles andere gehört zur Spreu, aus der nur einzelne Körner gesammelt werden können, Autoren- und Buchhändler-Spekulationen, welche nur dazu dienen, das Wahre in den Dingen zu verfinstern." (Aus Metternichs Papieren, herausgeg. von seinem Sohne, I, Wien 1880, S. 253.)

Zur Beurteilung des Verhaltens des Marschalls Bernadotte im Herbstfeldzug 1813. Vergl. oben S. 291.

Fast immer unrichtig sind die Worte, von Generalen in der Schlacht gesagt. Erstens ist das Kampfgewühl überhaupt nicht der geeignete Ort, wo einem treffende Redensarten einfallen, und zweitens ist es unwahrscheinlich, daß sie jemand hört oder selbst, wenn sie einige hören, daß sie darauf achten und sie sich einprägen. Auch hier sind die Worte Sterbender am verdächtigsten. Gegen den berühmten Ausruf „*La garde meurt, et ne se rend pas*" (Waterloo) hat General Pierre Graf Cambronne lebhaft Einspruch erhoben (vergl. Büchmann[24], S. 500). Zwei Grenadiere bezeugten jedoch unter Napoleon III. die „Geschichtlichkeit" jener in Wahrheit von dem Journalisten Rougemont (oder auch vom General Michel) geprägten Worte, weshalb sie auf Cambronnes Denkmal in Nantes gesetzt wurden. Was Cambronne wirklich und zwar nachdrücklich dreimal gesagt hat, klingt bedeutend prosaischer. Vergl. „La phrase et le mot de Waterloo" von Alfred Marquiset (Paris 1906). Daß Napoleons Landsmann und Todfeind Karl Andr. Graf Pozzo di Borgo den das englische Kriegsschiff ‚Bellerophon' besteigenden Exkaiser verhöhnt habe, ist auch eine Erfindung.

Die jenem von Thiers in den Mund gelegten „letzten Worte" sind ebenfalls unhistorisch: *Je vais rejoindre Kléber,*

Desaix, Lannes, Masséna, Bessières, Duroc, Ney!... Ils viendront à ma rencontre ... Nous parlerons de ce que nous avons fait ... A moins là-haut, comme ici-bas, on n'ait peur de voir tant de militaires ensemble". Vermutlich sind sie von einem Journalisten erfunden.

König Jérôme von Westfalen, von dem wohl niemand mehr redete, wäre er nicht der Bruder Napoleons gewesen, ist eben darum nach seinem Sturze vielfach die Zielscheibe des Spottes gewesen. Doch laufen dabei Übertreibungen mit. So schlecht, wie sie verschrien, ist seine Regierung nicht gewesen; vergl. Lily Braun, Im Schatten der Titanen (Stuttgart 1908). Vor allem: er habe häufig in Rotwein gebadet, und dieser wäre nach dem Gebrauche verkauft worden, infolgedessen in Kassel niemand mehr Rotwein habe trinken wollen. Der Rektor der Volksschule in Coethen, R. Klinkhardt, versicherte, sein Vater, Hofmusikus a. D. Friedrich Klinkhardt habe ihm wiederholt erzählt, er hätte, als er 1810—12 in Kassel in Garnison stand, in einer Weinstube, wo er allein noch mit einem andern Gaste Rotwein, alle andern aber weißen Wein tranken, infolgedessen die Bekanntschaft jenes Gastes gemacht. Dieser hätte ihm darauf mitgeteilt, er möge den Rotwein nur ruhig weiter trinken: zum Bade benutzter Wein sei es jedenfalls nicht; er sei der königliche Kastellan und habe das Rotweinbad für den König zu besorgen, das nach dem Gebrauche weggeschüttet werde. Auf Veranlassung dieses Kastellans hat sich dann auch der Hofmusikus Klinkhardt die Badeeinrichtung im Schlosse angesehen und die zum Abfluß des gebrauchten Badeweins dienende Rinne entsprechend rot gefärbt befunden. — Ein Seitenstück zu dieser Geschichte erzählt man von — Aristoteles; er habe in einer Badewanne in warmem Öl gebadet und dann das Öl verkaufen lassen. (Diogenes Laërtios, Aristoteles, Kap. 10.)

Daß Murat 1815 durch Sturm gezwungen gewesen sei, bei Pizzo zu landen, ist nur seiner eignen Entschuldigung zuzuschreiben: es war Windstille und heiteres Wetter — aber die Aufnahme von seiten der Unteritaliener war unfreundlich; darum scheiterte das allzu kühne Unternehmen, das schließlich zur Erschießung Murats am 13. Oktober im Vorhofe

des Kastells Pizzo führte. Vergl. J. V. Widmann, Calabrien und Apulien (2. Aufl., Frauenfeld 1904), auf Grund von Tommasinis Reisebuch von 1828.

Bei Büchmann ([24] S. 500) findet man die vergnügliche Geschichte der Entstehung des dem Grafen von Artois 1814 auf Vorschlag des Grafen Beugnot, des Sekretärs Talleyrands, zugeschriebenen Ausspruchs: *„Il n'y a rien de changé en France; il n'y a qu'un Français de plus"*. König Ludwig XVIII. soll, als Blücher gedroht hatte, den *pont d'Jéna* in die Luft zu sprengen, gesagt haben: *Je m'y ferai porter et nous sauterons ensemble.*

Selbst Talleyrand versichert dies in seinen Memoiren und teilt den Wortlaut eines Briefes des Königs an ihn mit, worin die Worte stehen „Quant à moi, s'il le faut, je me porterai sur le pont; on me fera sauter, si l'on veut" (datiert „Paris, le 15 juillet 1815. Samedi, 10 heures": Mémoires du Prince de Talleyrand, herausgeg. vom Duc de Broglie, III, Paris 1891, S. 236, Anm. 1). Dagegen berichtet jener Beugnot ganz anders. Talleyrand habe ihm befohlen, zu Blücher zu eilen und um jeden Preis die Vernichtung der Brücke zu verhindern; da habe er ihm erwidert: „Was soll ich denn sagen? Welche Argumente, welche Drohungen soll ich anwenden? Ich sehe keine Mittel, auf den preußischen General Eindruck zu machen. Soll ich etwa sagen, der König werde sich mit in die Luft sprengen lassen?" Der Minister habe sich aber nicht auf Instruktionen eingelassen, sondern ihn mit den Worten ‚Sagen Sie, was Sie wollen!' verabschiedet. Beugnot erzählt dann weiter, wie er ins preußische Hauptquartier gefahren sei und nur mit der größten Mühe durchgesetzt habe, daß sich Blücher mit einer Umtaufe der Brücke begnügte — ohne daß von dem heldenhaften Entschlusse des Königs die Rede gewesen sei. Er selbst habe niemals ernsthaft an so etwas gedacht und jene Wendung nur gebraucht, um Talleyrand zu zeigen, wie ratlos er sich fühle. Zu seiner Verwunderung habe er aber einige Tage später von Andern gehört, daß sich Ludwig XVIII. dem Opfertode habe weihen wollen, und daß er solches seinem Minister schriftlich erklärt habe. Nach abermals einigen Tagen sei die Sage vom Hofe angenommen worden; man habe dem König ob seiner Heldenhaftigkeit Huldigungen dargebracht, und dieser habe sich die Schmeicheleien gefallen lassen, ohne mit den Wimpern zu zucken, und schließlich selber an die Fabel geglaubt.

Der Sohn Napoleons, der anfangs den Titel eines Königs von Rom (vergl. Henri Welschinger, „Le roi de Rome", Paris 1897) und später den eines Herzogs von Reichstadt führte, wurde nach des Vaters Sturze zu seinem Großvater, dem Kaiser Franz I., nach Wien gebracht, von diesem

stets in seiner nächsten Nähe behalten und durchaus gütig behandelt.

„Der Umstand, daß die Existenz des Herzogs von Reichstadt für das Erzhaus und für Metternich etwas Unbequemes hatte, ist vielleicht der Grund für die Entstehung des albernen Gerüchtes gewesen, daß das Leben des Herzogs [gest. 22. Juli 1832] entweder durch Verführung zu Ausschweifungen oder durch Gift in berechneter Weise verkürzt worden sei. Wie es scheint, rührt das Gerücht von einem Franzosen, namens [Aug.-Mars.] Barthélemy, her, der 1828 nach Wien kam, dem Herzog vorgestellt zu werden wünschte, als eifriger Bewunderer des Kaisers aber nicht zugelassen wurde. Er rächte sich dafür, indem er in einem dem Sohne Napoleons gewidmeten Gedichte [„Le fils de l'homme"] jene Verdächtigungen aussprach." (Eduard Schulte: Marie Louise und der Herzog von Reichstadt, in der Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung vom 28. Nov. 1886.)

Über Talleyrands Ende (gest. 17. Mai 1838) erzählt Louis Blanc in seiner *Histoire de dix ans* (V, S. 290), jener habe zu dem ihn besuchenden König Louis Philippe gesagt: *„Je souffre comme un damné"*; worauf der König bemerkt habe: *„Déjà?"* Talleyrand habe sich wegen dieser Beleidigung noch rasch durch Überlieferung kompromittierender Staatsschriften an andere gerächt. Die besten Quellen wissen jedoch von diesem Zwiegespräche nichts; und die Pointe findet sich schon in einer Antwort, die 1778 Dr. Bouvard einem Kardinal oder dem Abbé Terray gegeben haben soll. Spätere haben es sogar dem Talleyrand selbst in den Mund gelegt — eine Wanderanekdote. Die richtige Angabe findet sich in den „Erinnerungen alter und neuer Zeit" von Ferdinand Eckbrecht Grafen Dürckheim-Montmartin (Stuttgart 1887, Band 1). Dem Verfasser hat Talleyrands Intimus, Graf Montrond, folgendes mitgeteilt:

„Das ist ein Irrtum. Im Munde des Königs wäre dieses Wort eine nicht zu rechtfertigende Grausamkeit gewesen, deren Louis Philippe unfähig war. Ich allein konnte mir mit dem Kranken diesen etwas gewagten Scherz erlauben, weil der Fürst mich zu genau kannte, um nicht zu wissen, daß er nichts Boshaftes gegen seine Person enthielt. Dieser Scherz zwang ihm das letzte Lächeln ab; er starb wenige Tage nachher gefaßt und mit der römischen Kirche in bester Ordnung."

Ist Louis Philippe wirklich als König gewohnheitsmäßig bei schlechtem Wetter mit aufgespanntem Regenschirm durch die Pariser Straßen gegangen? Heinrich Heine sagt

in den „Französischen Zuständen" (Sämtliche Werke; Ausgabe von 1862, VIII, S. 49):

„Ich weiß nicht, ob Ludwig Philipp sich dieser Äußerungen noch zu besinnen weiß; denn es ist schon lange her, seit er das letzte Mal mit rundem Hut und Regenschirm durch die Straßen von Paris wanderte und mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, schlichten Hausvaters spielte . . . ."

Nach Carné („Mémoires", S. 237) ist der König im September 1830, also bald nach seiner Thronbesteigung mit einem Regenschirm gesehen worden; es könnte aber sein, daß er an dem einen Male genug gehabt hätte: die Pariser sollen allerhand schlechte Witze darüber gemacht haben.

Den vielbelachten zahmen Adler, der in dem Putsch Louis Napoleons zu Boulogne (6. August 1836) eine Rolle spielte, hatte nach einem Bericht eines Teilnehmers der Expedition, des Grafen Orsi, in „Fraser's Magazine" (Augustheft 1879) Louis Napoleon nicht bestellt; er hat überhaupt nichts davon gewußt. Ein anderer Teilnehmer, Oberst Parquin, kaufte ihn, als er noch einmal in Gravesend ans Land gestiegen war, um sich Zigarren zu besorgen, von einem Knaben für einen Sovereign. Der Vogel wurde an den Mast gebunden, und niemand dachte weiter an ihn, bis ihn die Boulogner Polizisten auffanden. Wenn diese Geschichte Napoleon III. später fortwährend unter die Nase gerieben worden ist, namentlich von Henri Marquis de Rochefort-Luçay, samt dem Specke, den er im Hute getragen haben soll, damit der Adler sich bei der Landung auf seine Schulter setze, so kommt dies daher, weil sie wirklich sehr zu seinem Charakter paßte.

Der Marquis Antoine de Castellane gab 1909 in der „Revue hebdomadaire" folgende Aufklärung über das Wort „J'y suis, j'y reste", das Mac Mahon zugeschrieben wird. „Es war im Laufe der Diskussion über die Verlängerung der Vollmachten des Marschalls Mac Mahon", so erzählt der Marquis, „und ich war entschlossen, die Sache öffentlich vom Rednerpult aus zu verteidigen. Ich setzte eine Rede auf. Aber am Tage vor meinem Auftreten auf der Tribüne wollte es mir doch scheinen, als ob mein oratorischer Entwurf der rechten Schlagkraft noch entbehre; er erschien mir nicht überzeugend,

nicht mitreißend, es fehlte ihm ein Relief. Schließlich ging ich zu meiner Frau. „Ich brauche“, so sagte ich ihr, „irgend eine Phrase, irgend ein knappes Wort, das mitreißt und meine Argumentation gewissermaßen krönt.“ Und wir begannen nun gemeinsam das Leben des berühmten Militärs durchzugehen. Meine Frau erinnerte sich, daß Mac Mahon am 8. Sept. 1855 seinen Platz im Turme der Bastion Malakow behauptet hatte, auf die Gefahr hin, mitsamt dem Bauwerk in die Luft gesprengt zu werden. Am nächsten Tage (18. Nov. 1873) kam die Stunde meiner Rede; sie schloß wie folgt: „Und tut heute für Frankreich das, was Mac Mahon vor 18 Jahren für die Armee tat. Es war vor dem Malakow. Als erster dringt er in die Zitadelle; sie ist unterminiert, sie wird ihn unter ihren Ruinen begraben, aber was liegt daran; er eilt zum Feldtelegraphen, und seinem Oberbefehlshaber sendet er die Worte, die in ihrer Einfachheit etwas Erhabenes haben: „J'y suis, j'y reste“.

Über die Schlacht bei Solferino (24. Juni 1859), die Napoleon III. mitmachte, berichtete der Moniteur vom 29. Juni: „Der Kaiser Napoleon übertraf sozusagen sich selbst; überall war er zu sehen, die Schlacht kommandierend; jedermann um ihn her schauderte vor der Gefahr, die ihm unablässig drohte; er allein schien nichts davon zu merken“. Bekanntlich blieb der Kaiser trotz alledem völlig unversehrt. Da aber auch von seinem Gefolge, den Cent-Gardes, niemand fiel, sondern nur einem einzigen die Uniform verletzt wurde, so wußte der Moniteur zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung keinen andern Ausweg als: *„La protection dont Dieu l'a couvert, s'est étendue à son état-major!“*

Entstellt sind die Berichte über die letzte Zusammenkunft König Wilhelms mit dem französischen Gesandten Vinc. Benedetti in Ems (13. Juli 1870). So war es z. B., um eine Nebensache zu erwähnen, gar nicht der Flügel-Adjutant Graf Lehndorff, der die Botschaft des Königs an Benedetti ausrichtete, sondern der Prinz Anton Radziwill. Die von der damaligen napoleonischen Regierung den Kammern gemachten Mitteilungen waren nicht nur übertrieben, sondern geradezu erlogen. „Es gab in Ems“, hat Graf Benedetti später selbst er-

klärt, „weder Beleidigte noch Beleidiger“ (vergl. hierzu besonders die „Lebenserinnerungen“ des Generalleutnants z. D. von Chappuis, damals stellvertretenden Adjutanten beim Prinzen Albrecht von Preußen, der zusammen mit seinem königlichen Bruder die Emser Kur gebrauchte, und die 3. Aufl. von „Heinrich Abeken“ von Hedw. Abeken, geb. v. Olfers, Berlin 1904). Der König hatte einfach abgelehnt, den Gesandten zu ermächtigen, nach Paris zu telegraphieren, daß er die Hohenzollersche Kandidatur in Spanien niemals zugeben werde (Benedettis Telegramm: „La roi a absolument refusé de m'autoriser à vous transmettre une semblable déclaration“). Vergl. die gut aufklärende Rede des Reichskanzlers Leo von Caprivi*) im Reichstag am 23. November 1892 (abgedruckt

*) Durch das Nebeneinanderstellen des Wortlauts der Urdepesche Abekens und des ihrer Redaktion durch Bismarck (der „Chamade“ und der „Fanfare“, woraus die sozialdemokratische Presse das Märchen von der „Fälschung“ der Emser Depesche gesogen hat; vergl. W. Liebknecht, Die E. D., 5. Aufl. Nürnberg 1892) ist Hans Delbrücks Aufsatz „Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahre 1870“ in den Preuß. Jahrbüchern, Okt. 1895) besonders lehrreich. Das innerste Wesen der weltgeschichtlichen Tat Bismarcks bestand darin, eine etwaige zweite und stärkere Demütigung Preußens gründlichst vereitelt und die französische Regierung äußerst geschickt öffentlich ins Unrecht versetzt zu haben. Die Wucht dieser verwandelten Fassung zu vertuschen, dazu liegt schlechterdings keine Veranlassung vor (vergl. Walther Schultze: Die Thronkandidatur Hohenzollern und Graf Bismarck, in der Dümmler-Festschrift des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins, Halle a. d. S. 1902, und Gottl. Egelhaaf im 8. Bande von Helmolts „Weltgeschichte“, Leipzig 1903, S. 325). Übrigens ist in ähnlicher Weise die berühmte Bulle „Ausculta fili“ Papst Bonifaz' VIII. von 1301 durch die Juristen des französischen Königs Philipp IV. des Schönen verkürzt und unter den Anfangsworten ‚Deum time‘ in schrofferer Form bekanntgegeben und — verbrannt worden. — Eine ganz andere Frage ist die nach dem eigentlichen, dem schuldigen Urheber des 70er Krieges. Da werden auch heute noch Viele geneigt sein, die Kaiserin Eugénie dafür voll verantwortlich zu machen; erinnert man sich doch gern ihres angeblichen dringenden Wunsches: „Quand aurai-je ma petite guerre?“ Hatte Heinr. v. Sybel schon in seinem großen Werke über „die Begründung des Deutschen Reiches“ die Schuld der Kaiserin nach Kräften abgeschwächt und dies in der ‚Historischen Zeitschr.‘ (Sommer 1895) im einzelnen begründet, so half dieser Verteidigung auch der „Intermédiaire des chercheurs et des curieux“ (vom 10. Okt. und vom 20. Dez. 1895) mit den Worten nach: „Certainement l'impératrice ne s'est jamais exprimée de la sorte“. Doch habe sie die „lâcheté“ ihres Gatten und

im Reichsanzeiger vom 24. November). Dennoch ist auch in Deutschland am meisten verbreitet die verschärfte Lesart über den Vorfall, wie sie Dr. Kreusler in Arolsen gegeben hat in seinem volksmäßigen Gedicht: „König Wilhelm saß ganz heiter usw." (Neue Preußische Zeitung vom 14. September 1870).

Die Enthüllung eines französischen Denkmals für die todesmutigen Reiterangriffe bei Floing (nördl. von Sedan),

---

seiner Generale heftig getadelt, so daß dann die Variante „Cette guerre est ma guerre" (L'intermédiaire vom 10. April 1896) einige Berechtigung hätte. Inmitten der streitenden Meinungen wird man gut tun, mit Egelhaaf („Der Anteil der Kaiserin Eugenie am Kriege von 1870", in den ‚Grenzboten' vom 16. Juni 1904, S. 628—632) einen Mittelweg einzuschlagen, der ungefähr so aussieht. In der entscheidenden Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1870 hat die Kaiserin zwar für den Krieg gesprochen, aber nur unter dem Eindrucke zweier Telegramme. Die eine Depesche, die sie zu der kriegerischen Haltung bestimmte, enthielt die falsche Darstellung [Gramonts] von der Abweisung des herausfordernden Benehmens Benedettis; die zweite brachte die unerwartete Nachricht von Bismarcks Forderung gegenüber Lord Loftus: Frankreich solle Genugtuung geben wegen seines Verlangens eines königlichen Entschuldigungsbriefes. Da meinte Eugénie, ohne hinterhaltige Ränke gesponnen zu haben: nun könne und dürfe die Dynastie, wenn sie nicht überhaupt den Thron riskieren wolle, nicht länger für Erhaltung des Friedens eintreten. — Den wirklichen Sündenbock darf man — abgesehen vom Kaiser selbst — in Emile Ollivier, dem damaligen Ministerpräsidenten, erblicken — trotz seiner bändereichen Reihe über das „Empire libéral". Hatte schon im Mai 1874 die ‚Indépendence Belge' von dem Gramontschen Entwurf (einer Antwort auf L. A. Cocherys Interpellation in der Kammer am Tage vorher) einen Wortlaut veröffentlicht, der Zusätze Napoleons und namentlich Olliviers erkennen ließ, die den Eindruck von Gramonts ursprünglichem, sowieso wenig friedlichem Texte nur verschärfen konnten, so hat die am 13. Dez. 1902 im Hôtel Drouot zu Paris vorgenommene Versteigerung jenes interessanten Schriftstückes vom 6. Juli 1870 die völlige Gewißheit erbracht (vergl. Leipziger Zeitung 1902, Nr. 294, und andere größere Tagesblätter von Mitte Dez. 1902; interessant ist auch der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906, Nr. 134, erschienene Bericht über die leidenschaftliche Bekämpfung des angeblich deutsch-freundlichen Historikers de la Gorsse durch Ollivier in der über die Verteilung des Prix Gobert beratenden Sitzung der Académie Française vom 9. Juni 1906). Durch Zustimmung zu dem aufreizenden Schlußpassus Olliviers hat sich freilich außer den andern Ministern besonders auch Gramont zum Mitschuldigen gemacht. Der Stein war ins Rollen gekommen — binnen einer Woche war er zur Lawine geworden, die das ganze Zweite Kaisertum in den Abgrund reißen sollte.

womit sich die Franzosen am 1. Sept. 1870 der eisernen Umklammerung der Deutschen zu entziehen trachteten, hat Ende Aug. 1910 die Legende, die den General Galliffet jene Attacke befehligen läßt, ziemlich stark erschüttert.

In einem frühen Stadium der Schlacht wurde Marschall Mac Mahon schwer verwundet und mußte den Oberbefehl abgeben, der an General Wimpffen überging; während der kurzen Zeit der Verwirrung, die mit diesem Wechsel im Oberkommando notwendig verbunden war, erteilte General Ducrot dem Brigadegeneral Margueritte den Befehl, mit den beiden seinem Befehl unterstehenden Kavalleriebrigaden der schwer bedrängten französischen Infanterie Luft zu machen. Gleich beim Beginn der infolgedessen ausgeführten Attacken erhielt Margueritte die schwere Wunde, der er fünf Tage später erlag.

Wie nun erzählt wird, hätte Margueritte, als er weggeführt wurde, den Obersten Galliffet als seinen Nachfolger mit der Fortsetzung und Durchführung des Angriffs betraut. Dagegen wird nun aber geltend gemacht, daß Margueritte zu einem solchen Auftrage weder kompetent, noch aus rein physischen Gründen fähig war. Denn seine Wunde, Schuß durch beide Backen und Zerschmetterung der Zunge, hatte ihn der Sprache beraubt. Der älteste Oberst aber, dem seine Nachfolge zufiel, war nicht Galliffet, der in der Brigade Marguerittes das 3. Regiment Chasseurs d'Afrique befehligte, sondern Oberst Bauffremont. Dieser befehligte ursprünglich in der 2. Brigade das 1. Husaren-Regiment, war aber nach den zu Beginn der Schlacht durch ein Granatensprengstück getöteten Brigadier Tilliard an dessen Stelle getreten. Ihm fiel also das Kommando zu.

Dieses Sachverhältnis würde entscheidend sein, wenn es nicht durch einen weiteren Umstand kompliziert würde. Es wird nämlich behauptet, Galliffet sei am 30. August, also kurz vor der Schlacht, zum Brigadegeneral ernannt worden und hätte damit selbstverständlich vor Bauffremont, der nur Oberst war, den Vorrang erhalten. Allein dieser Einwand besteht die Probe nicht. Ein vom „Figaro" veröffentlichter Brief des Marschalls Mac Mahon weist nach, daß allerdings von ihm dem Kaiser ein Dekret vorgelegt worden war, das Margueritte zum Divisionsgeneral und Galliffet zum Brigadegeneral ernannte. Es wurde jedoch nicht unterzeichnet, erst drei Monate später auf Galliffets Ersuchen von Napoleon zurückdatiert und durch seine Unterschrift in Wirksamkeit gesetzt.

Der nur durch die Legende verdunkelte Verlauf war nach den französischen Berichten wie folgt:

Nach dem Ausscheiden Marguerittes erhielten die beiden Obersten Bauffremont und Galliffet beinahe gleichzeitig von General Ducrot den Befehl zum Angriff; die Lage hatte sich so kritisch gestaltet, daß längeres Zögern verderblich war und jede Untersuchung über die Kompetenz Ducrots sich verbot. Nach Ducrots Anordnung sollte jedes Regiment geradeaus anreiten und sich rücksichtslos auf die ihm gegenüberstehende deutsche Infanterie werfen.

Das vom Obersten **Bauffremont** befehligte 1. Husaren-Regiment war das **erste**, das den Befehl ausführte und, seinen Kommandeur an der Spitze, gegen die deutschen Linien anritt; mit gleicher Bravour folgten die drei Chasseurs-Regimenter und die Trümmer eines vierten. Die Art, wie dann von „oben" her die Fassung des entsprechenden Teils der Geschichte des 1. Husarenregiments zugunsten Gallifets beeinflußt wurde (Figaro vom 30. Aug. 1910), spricht entschieden für die besseren Ansprüche Bauffremonts.

Wie man weiß, scheiterten alle Angriffe an der Kaltblütigkeit der deutschen Infanterie, die dem Ansturm der Kavallerie standhielt und die tapferen Reiter unter ungeheuren Verlusten abwies. Es waren die berühmten Angriffe, die König **Wilhelm** den Ruf schmerzlicher Bewunderung entlockten, die als einzige Inschrift („Ah! ces braves!") auf das Denkmal gesetzt worden sind, das von dem dankbaren Frankreich jenen wackeren Reitern errichtet ward.

Als der einäugige **Gambetta** (gest. 31. Dez. 1882) 1870 nach dem Sturze des Zweiten Kaiserreichs Diktator von Frankreich war, wurde erzählt, er hätte als Knabe seinen Vater gebeten, ihn in eine andere Schule zu senden, zuletzt mit der Drohung, sich sonst ein Auge auszustechen. Da die Drohung nicht gewirkt, hätte er sich dann in der Tat ein Auge ausgestochen und seinem Vater geschrieben: wenn er ihn nun nicht wegnehme, würde er sich auch das andere zerstören; worauf dann der Vater nachgegeben hätte. Diese Erzählung ist eine Fabel. Gambettas Auge wurde verletzt, als er, acht Jahre alt, einem Messerschmied bei der Arbeit zusah, und mußte 2 Jahre später ganz herausgenommen werden (vergl. seine 1879 erschienene Biographie und Tournier: Gambetta, Souvenirs anecdotiques, 1893). Sie diente aber damals (1870) geschickterweise als Illustration des Widerstandes *à outrance*.

Die Zerstörung einer Heroinen-Legende aus dem deutsch-französischen Kriege hat sich im August 1911 der Pariser „Matin" zur Aufgabe gemacht, wie aus einem Feuilleton in den „Münchner Neusten Nachrichten" vom 18. August hervorgeht. In allen Schulbüchern über den Krieg wird unter den heldenhaften Französinnen jener tragischen Zeit eine gewisse Juliette **Dodu** an hervorragender Stelle genannt. Diese damals zwanzigjährige Dame, übrigens eine geborene Kreolin, hätte nach diesen Darstellungen in ihrem Amte als Leiterin des Telegraphen-Bureaus von Pithiviers bei Orleans während der

deutschen Besetzung der Stadt die Depeschen des Feindes abgefangen und mit Gefahr ihres Lebens die Loire-Armee gerettet, die nahe daran war, umzingelt zu werden. Sie wurde von einer Magd angezeigt und kriegsgerichtlich zum Tode durch Erschießen verurteilt, aber von dem Prinzen Friedrich Karl begnadigt. Sie wurde auf dem Tagesbefehl der Armee genannt, 1877 mit der Militär-Gedenkmünze und im folgenden Jahre mit der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Nun erklärte aber im August 1911 der Maire von Pithiviers, Devaux, während der Preisverteilung in der höheren Töchterschule, bei der Aufzählung der großen Patriotinnen der französischen Geschichte: „Man darf darüber nicht erstaunt sein, daß ich bei dieser Aufzählung den Namen Juliette Dodus weglasse. Wenn die Darstellung ihrer Heldentaten ihr gewisse Bewunderung zu verschaffen vermochte und selbst einigen politischen Persönlichkeiten imponierte, so kann dasselbe nicht bei den Einwohnern unserer Stadt der Fall sein. Es gibt in Pithiviers noch zu viele Überlebende von 1870, die wohl wissen, was an der Geschichte Wahres ist, einer Geschichte, die eine Legende bildet und deren Ursprung nicht sehr empfehlenswert erscheint."

Der „Matin" hat sofort einen Berichterstatter nach Pithiviers gesandt, um die näheren Aufklärungen darüber von Herrn Devaux zu erhalten. Dieser wies denn auch recht anschaulich nach, daß von den Heldentaten des Fräulein Dodu im Jahre 1870 nirgends eine Erwähnung zu entdecken ist und daß die Personen, die zuerst davon hätten Kenntnis haben müssen, wie der Maire von Pithiviers in der Zeit der deutschen Besetzung, der Präfekt des Departements u. a. m., nie ein Sterbenswörtchen von dem Patriotismus der Telegraphenleiterin verlauten ließen. Er selbst hätte geschwiegen und die Legende respektiert, wenn nicht gewisse übereifrige Leute, die ganz vergaßen, daß noch hinreichend zahlreiche Personen aus jener Zeit leben, Propaganda für eine Bildsäule der Juliette Dodu in Pithiviers gemacht hätten. Die inzwischen verstorbene Dame hätte übrigens selbst die über sie geschaffene Legende verlacht und ausgerufen: „Wenn ich mir das alles ansehe, was man über mich schreibt, so muß ich mich wirklich fragen, ob Jeanne

d'Arc tatsächlich alles das getan hat, was man von ihr erzählt!" — Ihr Heldinnenruhm wäre in Enghien-les-Bains bei Paris gegründet worden, wohin sie nach dem Kriege als Leiterin des Telegraphen-Bureaus berufen wurde. Dort machte sie die Bekanntschaft Villemessants, des Gründers des „Figaro", der kurz darauf in seinem Blatte eine wahre Dithyrambe auf die Heldin von Pithiviers veröffentlicht hätte. Schon damals war es bezeichnend, daß die Lokalblätter von Pithiviers die Aufnahme dieses Artikels verweigerten.

Interessant ist die Erwiderung der Verwandten Juliette Dodus, die natürlich an ihrer Heldin mit aller Energie festhalten, daß die deutschen Zeitungen selbst Lobartikel auf sie bei der Enthüllung der Gedenkplatte des Souvenir Français gebracht hätten. So hätte also Deutschland eine französische Heldinnen-Legende, an die die eigenen Landsleute nicht glauben wollen, bekräftigt.

Bei einem Besuche der Kriegsschule von Saint-Cyr wurden Mac Mahon, dem damaligen Präsidenten der Republik, die besten Schüler vorgestellt, darunter ein in Cayenne geborener Neger. Mac Mahon erkundigte sich bei ihm, wie es ihm in Frankreich gefalle, wandte sich dann an den Direktor mit der Frage, wie er mit dem Neger zufrieden sei, und schüttelte diesem, der als ein trefflicher, fleißiger und ordentlicher Schüler belobt wurde, die Hand mit der freundlichen Aufmunterung: „Fahren Sie sofort!" (C'est vous le nègre — continuez!") Der Besuch in St. Cyr fand kurz nach dem 16. Mai 1877 statt, an dem Mac Mahon durch Entlassung des gemäßigten Ministeriums Simon mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Reaktion eingelenkt war. Es herrschte große Erbitterung gegen ihn, und seine Gegner gefielen sich darin, ihn als naiven Dummkopf zu stempeln. Am Abend des Besuches befand sich der Schriftsteller, nach dessen Erzählung die Kölnische Zeitung vom 11. Dez. 1906 dies Geschichtchen wiedergibt, im Salon der Frau Adam. Edmond About, der die politischen Gespräche durch seine Scherze zu erheitern pflegte, erzählte die Neger-Anekdote in der volkstümlichen Fassung. Die Anwesenden, unter ihnen Gambetta, Girardin, Challemel-Lacour, lachten bis zu Tränen über die vermeintliche Albernheit des

Marschalls; am andern Tage eilte das Wort auf Flügeln des Windes durch ganz Paris. Diese glaubwürdig klingende Erzählung ist aber auch aus der Luft gegriffen. Dem Marschall ist in St. Cyr nie ein Neger vorgestellt worden. Der dies dem „Eclair" mitteilte, ist kein anderer, als der Neger selbst, der zu jener Zeit in St. Cyr weilte. Er heißt Liontel, war lange Jahre Generalprokurator in Cayenne und weilte 1906 in Paris. Da er linkisch war und sehr unter dem Klima litt, stand er zu Saint-Cyr hinter seinen Kameraden zurück; dagegen „ochste" er mit außerordentlichem Fleiße und gehörte in den theoretischen Studien zu den besten Schülern. Seine Kameraden, die ihn auf dem Exerzierplatz auslachten, zollten ihm im Schulsaale Beifall ob seines ernsten Strebens und der Satz: c'est le nègre, il continue wurde stehend bei seinen unbeholfenen Leibesübungen wie bei Auszeichnung durch gute Noten. Liontel blieb nur ein Jahr in St. Cyr, da seine Gesundheit für das rauhe Kriegshandwerk zu schwach war, und wandte sich der Rechtswissenschaft zu. Erst im Jahre 1879, als er, aus entlegenen Kolonien zurückkehrend, Frankreich besuchte, erfuhr er die Anekdote, deren Held er war. Zuerst ärgerte er sich darüber, dann machte er gute Miene zum bösen Spiel. Im Jahre 1890 führten ihn amtliche Geschäfte von Cayenne nach Paris, wo er dem Präsidenten Sadi Carnot einen Bericht erstatten mußte. Nachdem die Besprechung beendet, zögerte Carnot, Liontel zu entlassen, und fragte ihn plötzlich, während das gewohnte melancholische Lächeln die amtliche Steifheit durchbrach: „Noch ein Wort . . hat man mir recht berichtet, als man mir sagte, daß Sie . . . ?" „Daß ich der Neger wäre, nicht wahr, Herr Präsident?" Carnot konnte das Lachen nicht verhalten, und Liontel wies ihm die Haltlosigkeit der boshaften Anekdote nach. „Ich kämpfe jetzt nicht mehr dagegen an", sagte Liontel, „ich lache über die legendäre Persönlichkeit, die ich bin. Ich werde sterben, und wenn man mir eine Leichenrede hält, wird es darin heißen: Er war der Neger des Marschalls. Ganz sicher werde ich dann keinen Einspruch mehr erheben. Alles in allem, das ist der Ruhm. Ich kenne manchen Ruhm, der besser begründet ist, aber keinen, der so unzerstörbar wäre! Die Legende ist, wie der Neger: sie fährt fort!"

Zum Schlusse, wie bei Deutschland, drei literarische Größen und einen ethnographischen Reinfall. Zunächst François Rabelais (1483—1553). Um ihn hat sich ein ganzer Efeu von lustigen Anekdoten und Schnurren herumgerankt. Die Universität zu Montpellier, heißt es, sandte ihn zu dem Kanzler Duprat in Paris, um ihm eine Bitte betreffs der Wiederherstellung des der medizinischen Fakultät gehörigen, durch Kriegsereignisse aber aufgehobenen Kollegiums der Gironne vorzutragen. Rabelais hatte erfahren, daß es schwer sei, zu dem vielbeschäftigten Manne Zutritt zu erlangen. Er ging daher in einer auffallenden Kleidung vor der Tür des Kanzlers auf und ab; Neugierige sammelten sich; endlich ließ der Kanzler fragen, wer der so seltsam Gekleidete sei. Dem französisch fragenden Pagen antwortete Rabelais lateinisch; gleich darauf einem Schreiber, der ihn lateinisch anredete, in griechischer Sprache; dem ihn darauf griechisch Anredenden auf hebräisch usw. spanisch, italienisch, englisch und deutsch, worauf denn der Kanzler selbst den wunderlichen und gelehrten Mann kennen lernen wollte und die bewußte Angelegenheit schnell geordnet wurde. Rabelais verstand alle diese Sprachen; aber die Anekdote stammt aus Rabelais' berühmten Werk „Gargantua und Pantagruel" (II, 9). Etwas Ähnliches mag ihm vielleicht einmal selbst begegnet sein, aber gewiß nicht siebensprachig.

Als ihm in Lyon das Reisegeld ausgegangen war, soll er kleine Säckchen mit der Aufschrift: „Gift für den König", „Gift für die Königin", im Gasthofe absichtlich haben liegen lassen und infolgedessen sofort per Schub nach Paris befördert worden sein, wo man ihn kannte und gleich entließ; es soll dies der Ursprung der Phrase sein *le quart d'heure de Rabelais*. Voltaire hat diese drollige Geschichte in das Reich der Fabeln verwiesen. Die Zeiten waren zu solchen Scherzen nicht angetan. (Etwas anders wird der Ausdruck *„le quart d'heure de Rabelais"* erklärt bei Büchmann, 23. Auflage S. 477, nach den 50—60 Jahren nach Rabelais' Tode geschriebenen „Elogia Rabelaesina" von Antoine Le Roy.)

Man erzählt ferner, er habe nach Empfang der letzten Ölung geäußert: *„On m'a graissé les bottes pour un grand voyage";* sodann ein langes „letztes Wort" von ihm. Er soll

gesagt haben: „*Allez dire à mon ami le cardinal que je vais quérir un grand peut-être*“ und dann, nach einigen Zwischenbemerkungen: „*Tirez le rideau; la farce est jouée*“. Vergl. dazu Hellmanns Ausgabe der Briefe Liselottens an Polier (Bibliothek des Literar. Vereins 231; Tüb. 1903): Nr. 116 vom 29. April 1707, S. 69. Nach Fournier (S. 40) hat ihm Freigius in seinen *Commentaires sur Cicéron* zuerst diese berühmt gewordene Redensart in den Mund gelegt; Fournier weist auch auf das ähnliche letzte Wort des Demonax hin, das uns Lukian in dessen Leben berichtet.

Man berichtet auch, daß Rabelais sich auf seinem Sterbebette einen Domino habe anziehen lassen, weil in der Bibel steht: „beati qui moriuntur in Domino“. Sein Testament soll gelautet haben: „Ich habe nichts, ich bin sehr viel schuldig, das übrige vermache ich den Armen“. Diese Worte finden sich aber schon 1527 in einem Briefe von Erasmus an Beda (Arnstädt, Franç. Rabelais und sein Traité d'éducation, Leipzig 1871, S. 30).

Über Blaise Pascal, den großen Mathematiker (1623 bis 1662), wird eine Anekdote betreffs der ersten Betätigung seiner Begabung für Geometrie erzählt. Sein Vater hatte, wie seine Schwester (Gilberte Périer; 1687) berichtet, verboten, daß er sich mit Mathematik beschäftige, und ihm alle mathematischen Bücher wegnehmen lassen. Aber sein Hang dazu war unvertilgbar. Man überraschte ihn 1635, Figuren auf den Boden zeichnend, aus denen hervorging, daß er die einzelnen Sätze der Geometrie in derselben Ordnung aufgefunden, wie sie im Euklid stehen, als ob das die natürliche Folge wäre, in der ein Selbstsuchender jene Sätze finden würde! Die Szene ist oft gemalt worden.

Was François-Marie Arouet gen. Voltaire (1694 bis 1778) betrifft, so ist es heute wohl kaum mehr nötig zu sagen, daß die Charakteristik, wie sie lange in Deutschland und besonders auch in England geläufig war, durchaus falsch ist. Voltaires Fehler waren (um ein Wort von Montyon über Colbert abzuändern) die seiner Nation. Aber seine Vorzüge waren seine eigenen, und er hat der Menschheit durch Erlegung von Ungeheuern der Dummheit und der Heuchelei wichtige und unentreißbare Vorteile errungen. Schärfe des Urteils, Kühnheit der Kritik und weiter Horizont des Geistes waren seine Gaben. Die Ent-

fremdung zwischen Voltaire und Friedrich II., diesen beiden einzigen Menschen, ist wohl größtenteils nur durch Klatschgeschichten hervorgerufen und überhaupt übertrieben worden. Der König soll zu Julien Offray de Lamettrie über Voltaire geäußert haben: *J'aurai besoin de lui encore un an tout au plus; on presse l'orange et on jette l'écorce;* wenigstens hat man dies Voltaire so hinterbracht. Voltaire dagegen behauptete, das einzige, was ihn um des Königs Gunst gebracht, sei ein verleumderisches Wort von Pierre L. M. de Maupertuis. Der habe nämlich ausgesprengt, General Chr. H. von Manstein sei einst bei ihm, Voltaire, gewesen, um sich seine Denkwürdigkeiten über Rußland durchsehen zu lassen; da habe ein Läufer ein Gedicht des Königs überbracht, worauf Voltaire zu dem General gesagt: *Mon ami, à une autre fois. Voilà le Roi, qui m'envoie son linge sale à blanchir: je blanchirai le votre ensuite.* Diese geradezu ungezogene Äußerung soll der höfliche Franzose getan haben, und in einer Form, die den, an den er sie richtete, gleichfalls beleidigen mußte! Noch 1770 schrieb Voltaire an den König: „*J'ai toujours sur le coeur le mal irréparable que Maupertuis m'a fait; je ne penserai jamais à la calomnie du linge donné à blanchir à la blanchisseuse, à cette calomnie insipide qui m'a été mortelle, et à tout ce qui s'en est suivi, qu' avec une douleur qui empoisonnera mes derniers jours*". (Vergl. Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden; Berlin, 1838, S. 182.)

Schließlich der auf S. 367 angekündigte „Reinfall". Mit Unterstützung des Staatsministers und Ministers des kaiserl. Hauses Grafen Walewski gab der Abbé Em. Domenech eine in der Pariser Arsenalbibliothek verwahrte Handschrift aus Kanada als „Manuscrit pictographique américain", mit einer Notiz über die Ideographie der Rothäute, 1860 in Form eines Faksimile-Prachtwerks in 228 Tafeln heraus, dessen angebliche Indianerzeichnungen leider der (spätere Alpenschilderer) Heinrich Noé alsbald als das Zeichenheft eines von niederdeutschen Eltern stammenden Hinterwäldlerjungen festnagelte. Vergl. J. Petzholdt, Das „Buch der Wilden" (Dresden, 1861), und J. P. Meißner, Wahre Erklärung des „Buchs der Wilden" (Leipzig 1862).

Die Briten

Unter den Engländern geht eine Legende, daß sie weniger lögen als andere Nationen, oder gar niemals. Jedenfalls lassen sich die Briten den Vorzug der relativen Wahrhaftigkeit nicht gern nehmen, obwohl er auf schwachen Füßen steht; alles in allem lügen sie gerade soviel wie ihre meisten Nachbarn, nicht mehr, aber auch nicht weniger (vergl. J. Timbs, Things not generally known; London 1857). Seit 1793 (vergl. Wilhelm Feldmann in der Frankf. Zeitung Nr. 124 vom 5. Mai 1909) hat „Albion" das stehende Beiwort „*perfide*", was gewiß viel sagen will, und die Engländer definieren selbst ihre Diplomaten als *men sent abroad to lie for the benefit of their country*. Der Ausspruch stammt von Sir Henry Wotton (1568—1639), der ihn lateinisch in das Album seines Freundes Fleckamore zu Augsburg auf seiner Reise nach Venedig schrieb: Legatus est vir bonus peregre missus ad mentiendum rei publicae causa. Und 1911 hat der Wiener Botschafter Sir Fairfax Cartwright mit jenen Ableugnungen des Interviews in der „Neuen Freien Presse" vom 25. August genau nach demselben Rezepte gehandelt.

Als erster „Lichteffekt" in der Geschichte Großbritanniens möge hier die wunderliche Erzählung vom jus primae noctis Platz finden. Es gibt über dieses „Recht" eine geschichtliche Untersuchung von Karl Schmidt (Freiburg i. Br., 1881). Es heißt dort, S. 196:

„In der Geschichte der Schotten von Hektor Boeis, die zuerst im Jahre 1526 erschien und in zweiter Auflage im Jahre 1574 von Ferrerius herausgegeben wurde, findet sich folgende Erzählung. Zur Zeit des Kaisers Augustus regierte in Schottland König Evenus der Dritte, ein Mann von schlechtem Lebenswandel; derselbe erließ ein Gesetz, wonach „„jeder Herr einer Ortschaft die Gewalt haben sollte, die erste Keuschheit der neuvermählten Jungfrau zu genießen""; Versuche späterer

Könige, dies Gesetz abzuschaffen, scheiterten am Widerstand der jungen Magnaten; erst durch König Malcolm III. Canmoir (1059—1093) wurde auf Andrängen seiner Gemahlin, der heiligen Margarete, jenes Gesetz aufgehoben und an Stelle desselben eine Steuer eingeführt, wonach bei der Hochzeit einer verlobten Jungfrau ein Goldstück als Loskaufsgeld an den Ortsherrn gegeben werden sollte; diese Steuer führte den Namen marcheta."

Nachdem dann auf die Unglaublichkeit hingewiesen worden, daß eine solche Sitte mehr als tausend Jahre hätte bestehen können, heißt es weiter (S. 197 f.):

„Über die alte Geschichte Schottlands herrscht im allgemeinen großes Dunkel; die in den öffentlichen Archiven Schottlands aufbewahrten Urkunden gingen nach dem Tode des Königs Alexander III. von Schottland, zur Zeit des Königs Eduard I. von England (1272—1307), verloren; die Geschichtsquellen Schottlands aus der Zeit bis zum Tode des Königs Malcolm Canemore oder Canmoir beschränken sich im wesentlichen auf Nachrichten fremder Schriftsteller und auf mündliche Überlieferungen. Daraus haben spätere Chronikschreiber eine Geschichte hergestellt.

„Hektor Boeis oder, wie er selbst [in Erinnerung an Anicius Manlius Torquatus Severinus B., 470—525] schrieb, Boëthius, geboren zu Dundee in der Grafschaft Angus, Professor der Philosophie zu Paris, dann seit 1500 bis zu seinem um 1550 erfolgten Tode Vorsteher der Universität zu Aberdeen, wird als Wiederhersteller der schönen Wissenschaften und als ein Schriftsteller von gutem Geschmack gelobt, steht aber im Ruf großer Unzuverlässigkeit und Leichtgläubigkeit."

Auf Seite 2 des Werkes heißt es:

„Dieselbe Lehre wurde in allen Formen von Unterhaltungsschriften weit verbreitet. Schon Beaumont und Fletcher machten jenes Recht zum Mittelpunkt eines Schauspiels, *„Custom of the country"*. Auch Voltaire und Beaumarchais schrieben Schauspiele darüber. Castelli folgte mit einer epischen Dichtung. Aus dem Schauspiel von Beaumarchais entnahm Mozart den Text zur „Hochzeit des Figaro". Auf dasselbe Recht beziehen sich komische Opern von Martini und Laval und von Boieldieu und eine Vaudeville von Delacour und Jaine, ferner ein Roman von Charles Fellens und eine mittelalterlich geschriebene romantische Erzählung, Historial du Jongleur, die von Malivoir herrührt, endlich eine [ganz entzückende] Novelle in Briefen [„Das Herrenrecht"] von dem Wiener Publizisten David Spitzer [1877]."

Es ist bekannt, wie Beaumarchais' „Folle journée" („Hochzeit des Figaro") seiner Zeit (1784) die Gemüter aufregte, welche Ränke sieben Jahre lang bei Hofe gespielt hatten darüber, ob das Stück aufgeführt werden dürfte oder nicht, und daß es einen der wesentlichsten Anstöße zur französischen Revolution gegeben hat (vergl. S. 122).

Es mag Herren gegeben haben, die aus Roheit ihren Untertanen Entsprechendes zu bieten wagten; so lautet ungefähr das Ergebnis der kleinen Untersuchung von E. de Hinojosa „Le ius primae noctis a-t-il existé en Catalogne? (S. 224 bis 226 der Annales internationales d'histoire, Congrès de Paris 1900, 2e section, Paris 1902: „seulement comme un abus engendré et soutenu par la violence de quelques seigneurs"). Aber ein „Recht" ist das wohl nie und nirgends gewesen und die ganze Sage nur entstanden aus Abgaben und Förmlichkeiten, die bei Verheiratung von Untertanen zu leisten und zu beobachten waren. Die Hörigen zahlten also für ihr jus primae noctis eine Abgabe an den Herrn, eine einfache Ehesteuer (vergl. Ad. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart; 3. Aufl. von El. Hugo Meyer, Berlin 1900, S. 375). Verschwiegen darf jedoch nicht werden, daß noch im 10. Bande der 6. Auflage des Meyerschen Konv.-Lexikons (Leipzig 1905, S. 393) daran festgehalten wird, daß — da eine Abgabe, der Jungfernzins, bestanden hat — diese hervorgegangen sei aus einer Ablösung des „jus" durch den Ehemann. Zu erklären sei die von den Adyrmachiden und Kephalenen, Germanen, Schotten, Iren und Basken, Südamerikanern und Orientalen, Eskimo, Wa Teita und andern Australnegern bezeugte Unsitte aus der Tatsache, daß der Einzelehe einst die Gesamtehe im Stamme vorausgegangen ist (vergl. Wilutzky, Vorgeschichte des Rechts, Breslau 1902/03, 3 Teile).

Da wir einmal beim Heiraten sind, so sei im Vorbeigehn angemerkt, daß der durch seine raschen Verehelichungszeremonien berühmte Schmied von Gretna-Green (am Innenwinkel des Solway Firth in Schottland) niemals existiert hat; und seit Lord Brougham's Act von 1856 ist es dort auch dem Laienpriester nur verstattet, nach einer Anstandsfrist von 3 (2) Wochen die Trauung zu vollziehen (vergl. Hans Sendling in Velhagen & Klasings Monatsheften, Jan. 1907).

Den alten heidnischen Germanen war das Pferd ein heiliges Tier. Bei Opfern wurde es geschlachtet und verzehrt, mit Ausnahme des Kopfes, welcher der Gottheit geweiht war. Daher schreibt sich die (auf niedersächsischen Bauernhäusern

noch heute zu beobachtende) Wichtigkeit der Pferdeschädel. Man steckte sie im alten Norwegen auf die sogenannte Neidstange (vergl. auch das über den Berliner „Neidkopf" Gesagte, S. 252) mit dem aufgesperrten Rachen nach der Gegend hin, von woher der Feind erwartet wurde, und glaubte, den Feinden dadurch zu schaden. Zwei solchen vorangetragenen Pferdeköpfen verdanken wohl Hengist und Horsa, die Anführer der Angeln, Sachsen und Jüten bei der Landung in Britannien (449), ihr Dasein in den Chroniken.

Was ist wohl der Kern des Sagenkreises von König Artus' (Arthurs) Tafelrunde, seinen Rittern, seinen unerhörten Heldentaten, seinem wunderlichen Seneschall, seiner treulosen Gattin nebst deren Lancelot vom See? Th. de la Villemarqué, vom französischen Ministerium nach England gesandt, um den Ursprung jener Mythen zu erforschen, hat gefunden, „daß im Anfang des sechsten Jahrhunderts in Wales ein kleiner Häuptling, namens Arthur, gelebt hat, der unverdrossen mit den eingedrungenen Sachsen kämpfte, dessen unbedeutende Taten jedoch vergessen sind. Aus dem ist also, der Himmel weiß warum, eine so glänzende, viele Jahrhunderte hindurch in unzähligen Liedern, Romanzen und Romanen gefeierte Person geworden" (*Contes populaires des anciens Brétons, avec un essay sur l'origine des épopées sur la Table ronde,* 2 Bde., 1842; vergl. auch Ritson, *The life of King Arthur, from ancient historians and authentic documents,* 1825). In dem gelehrten Streite, wo die Quellen der Artus-Romane zu suchen seien, haben sich John Rhys („Studies on the Arthurian legend", Oxford 1891) und Gaston Paris (Histoire littéraire de la France", Bd. 30, Paris 1888) für Wales, H. Zimmer („Göttingische gelehrte Anzeigen" 1890, Nrr. 12 und 20, und „Zeitschrift f. französ. Sprache u. Lit.", Bd. 12 u. 13, Oppeln 1890/91) und W. Förster (Einleitungen zu „Christian v. Troyes", 1884 ff.) mit stärkern und sachlichern Gründen für die Bretagne entschieden. —

Über König Aelfred bemerkt Buckle (*History of Civilization* II, S. 249) sehr hübsch, daß die Engländer, die fast keinem ihrer Könige (vergl. u. a. auch Mrs. Arthur Bell, Lives and legends of the english bishops and kings,

mediæval monks, and other later saints, London, 1903) einen schmeichelhaften Beinamen gegeben haben, ihn wohl nur deshalb „den Großen“ nannten, weil sie so wenig von ihm wüßten, und auf ihn, wie bei den Spartanern auf Lykurg (S. 57), die Urheberschaft mehrerer Einrichtungen übertragen worden sei, die es schon vor ihm gegeben hätte.

In das Jahr 1057 wird die Erzählung von der Lady Godiva verlegt, die auch in Deutschland den Lesern Tennysons durch dessen den Namen der Lady tragendes Gedicht (1842; Übersetzung von Ferd. Freiligrath in Scherrs „Weltliteratur“ [9] III, 108) bekannt ist. Sie soll ihren Gemahl Leofric, Grafen von Chester, um Erlaß einiger seine Untertanen sehr bedrückenden Steuern gebeten und er darauf, um ihre Bitte abzuschlagen, deren Erfüllung an die Bedingung geknüpft haben, daß sie nackend durch Coventry reite, dessen Kloster Godiva gegründet hatte. Die Gräfin aber, heißt es weiter, habe die Bedingung angenommen, die Bewohner bedeuten lassen, alle Türen und Fenster zu schließen, sich dann in ihr schönes, langes, blondes Haar gehüllt und sei so durch die Stadt geritten. Nur ein junger Bursche, namens Tom, hätte über den Zaun geguckt und wäre deshalb erblindet (*peeping Tom*); doch dürfte dieser Zug der Sage, die im 13. Jahrhundert auftaucht, erst später hinzugekommen sein. Entstanden ist sie wohl aus einem alten Rechtsbrauch. Im Antwerpner Museum hängt ein Bild, das jenen Vorgang darstellt; dadurch soll Jos. Lauff zu seiner „Regina Coeli“, Maur. Maeterlinck zu seiner „Monna Vanna“ begeistert worden sein (vergl. Das literarische Echo V, Nr. 19, Sp. 1371; VI, Nr. 16, Sp. 1159, und Nr. 17, Sp. 1222; ferner Helene Richter, „Das Urbild der Monna Vanna“: Neue Freie Presse Nr. 14247, Mai 1904). Es gibt auch eine ganz ähnliche indische Sage (*Le tour du Monde*, an XXI, S. 342); hier braucht sich jedoch die „Prinzessin“ nicht in ihre Haare zu hüllen, indem dichte Bäume längs des Wegs in wundersamer Weise emporwachsen und sie den Augen der Neugierigen entziehen (Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 103 f.).

König Heinrich II. (Plantagenet; 1154—1189) hatte eine Geliebte, Lady Joan Clifford, bekannt unter dem Namen

„Fair Rosamund", die von ganz überschwänglicher Schönheit gewesen sein soll. Die Erzählung, die eifersüchtige Königin Eleonore von Poitou habe sie in dem Versteck *„Rosamond's bower"*, worin der König sie verborgen hatte, mit Hilfe eines seidenen Fadens gefunden und dann gezwungen, Gift zu nehmen, stammt wohl nur aus einer Ballade. Die Grabschrift

Hac jacet in tumba Rosa mundi, non Rosa munda,
Non redolet, sed olet, quae redolere solet,

galt ursprünglich einer andern „Rose der Welt": Rosamunde, Königin der Langobarden, die 573, durch ihren zweiten Gatten (Buhlen) Helmigis vergiftet, starb und die Heldin von Vitt. Alfieris Tragödie „Rosmunda" (1779) geworden ist.

Zu den wortauslegenden Treppenwitzen der Weltgeschichte gehört auch eine Anekdote über König Richard Löwenherz (1189—99). Er wurde der „Löwe" zubenannt, weil er nie eine Beleidigung verzieh; daher sagte man, daß er ein „Löwenherz" besäße, woraus dann die Geschichte entstanden ist, daß er ganz allein einen Löwen erschlagen hätte. Auf seiner Rückreise von Palästina nach England wurde der König unweit Wien an einem kostbaren Ring erkannt, durch den von ihm schwer beleidigten Herzog Leopold von Österreich auf der Feste Dürrenstein gefangen genommen (Dez. 1192) und an den deutschen Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, der ihn nach einer dreizehnmonatigen Haft auf der Burg Trifels nur gegen Lehnshuldigung und schweres Lösegeld freiließ. Der König war aber ein Lieblingsheld der romantischen Poesie, die seine Gefangenschaft mit der Erzählung vom Sänger Blondel ausgeschmückt hat, einer Sage, die, durch Fr. L'héritiers Roman „La tour ténébreuse" (1705) bekannter geworden, in unzähligen Liedern, Bildern und durch A. Grétrys Oper „Richard Coeur-de-Lion" (1784) verherrlicht worden ist.

Ein rührendes Seitenstück zum Hunde des Aubry (S. 320) ist das, wonach ein Vater, der sein Kind nicht in der Wiege, seinen Hund dagegen mit blutiger Schnauze davor findet, den Hund tötet und zu spät entdeckt, daß der Hund nicht das Kind umgebracht hatte, sondern vielmehr die Schlange (oder den Wolf), die das Kind fressen wollte. Es wird erzählt von einem Fürsten Llewellyn (um 1205) und seinem Hunde

Gellert oder Bilhart (vergl. Sabine Baring-Gould, „*Curious Myths of the Middle Ages*“, 1867, 2 Bde.); das Grab des treuen Hundes wird noch im nördlichen Wales in Carnarvonshire gezeigt. Es ist die erste Geschichte in der ältesten lateinischen Prosaübersetzung der „Sieben weisen Meister“, die den Titel führt: „Dolopathos; sive de Rege et Septem sapientibus“ (herausgegeben von Österley, Straßburg 1873), geschrieben von einem Mönche Johannes von der Abtei Alta silva etwa 1184, welche fast ein Jahrhundert früher in „Syntipas“ (herausgegeben von J. Fr. de Boissonade, Paris 1828), einer griechischen Übersetzung des Buches des Sindbad, des östlichen Vorbildes der Sieben weisen Meister, existiert hatte und wahrscheinlich noch älter ist. (Clouston, Popular tales and fictions, II, S. 166—186.)

Am 15. Juni 1215 hat König Johann ohne Land auf der Wiese von Runnemede (zwischen Windsor und Staines) die Magna Charta unterzeichnet, dieses „Bollwerk der englischen Freiheit“. Er hat die Urkunde aber gar nicht unterzeichnet; sie wurde vielmehr nur mit dem großen Staatssiegel versehen und vom König auf einer kleinen Insel in der Themse unweit Aukerwyke in Buckinghamshire, die noch heute „Magna-Charta-Insel“ heißt, den Baronen überreicht. Unverletzbares Staatsgrundgesetz wurde die Magna Charta aber erst 1297 durch Eduard I. Die berühmteste Stelle ist Artikel 29:

„Nullus liber homo capiatur vel imprisonetur aut dissisatur de libero tenemento suo vel libertatibus vel liberis consuetudinibus suis aut utlagetur aut exsulet aut aliquo modo destruatur nec super eum ibimus nec super eum mittemus nisi per legale judicium aut legem terrae; nulli vendemus nulli negabimus aut differemus rectum vel justitiam.“

„Kein freier Mann soll ergriffen oder gefangen gesetzt*), seines Landbesitzes, seiner Freiheiten und Gewohnheiten beraubt, geächtet, verbannt oder sonst wie vernichtet werden; noch wollen wir über ihn urteilen oder verurteilen, es sei denn durch gesetzliches Urteil oder durch das Gesetz des Landes; niemand wollen wir Recht und Gerechtigkeit verkaufen, verweigern oder verzögern.“

Das klingt nicht übel. Wenn man aber genauer zusieht, so gewährleistete die Magna Charta keinen Schutz des Volks

*) Über den berühmten Rechtsspruch „My house is my castle“ vergl. am besten Büchmann[24], S. 314.

und keine Volksfreiheiten, sondern nur den Schutz der größern Barone vor den habgierigen königlichen Sheriffs und den der kleinern Barone vor den habgierigen Großen (vergl. Will. Sharp Mc Kechnie, Magna Charta, a commentary on the great charter of King John, Glasgow 1905, und Hantos, The magna carta of the English and of the Hungarian constitution, London 1905).

Wenn also Schiller in seinem Gedichte „Die unüberwindliche Flotte“ (vergl. S. 383), die Britannia anredend, diese Magna Charta anführt als

> „das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
> zu Fürsten deine Bürger macht“,

so kann man daraus nichts anderes schließen, als daß er das „große Blatt“ nie gelesen hat.

Im 14. Jahrhundert lebte Whittington (S. 221), der dreimal Lord-Mayor von London wurde, nachdem er durch eine Katze großen Reichtum erlangt hatte. Daß er als Junge schlecht behandelt worden ist, wie es gewöhnlich erzählt wird, erscheint unmöglich, da er der Sohn des Worshipful Sir William Whittington war. Die Erzählung, daß jemand durch eine Katze sich Reichtümer erwirbt, war in Europa schon im 13. Jahrhundert verbreitet und findet sich u. a. in Italien, Rußland, Norwegen und auch in Persien, 60 Jahre vor Whittingtons Geburt. Auf diesen kann die Geschichte erst übertragen worden sein, als man seiner Herkunft vergessen hatte. (Clouston, *Popular tales and fictions, their migrations and transformations*; London 1887, II, S. 65—78.)

Als die schöne Gräfin von Salisbury im Tanz ihr Strumpfband verlor, soll es ihr der König Eduard III. (1327—1377) wieder mit den Worten überreicht haben: „*Honi soit qui mal y pense*“. Dies, hört man oft, sei 1349 der Ursprung des Mottos des Hosenbandordens *(Order of the garter)* gewesen; es läßt sich jedoch nichts darüber nachweisen. Nach andern soll der König die Redensart zuerst in der Schlacht bei Crecy gebraucht haben, als er sein eignes Knieband zum Heereszeichen machte. Das Wort ist jedoch schon vorher in Frankreich sprichwörtlich gewesen. (Haydn, *Dictionary of Dates.*) In dieser selben Schlacht bei Crecy (26. August 1346) soll Eduard

der „Schwarze Prinz" (so schwerlich nach seiner schwarzen Rüstung genannt), dem gefallenen Könige Johann von Böhmen die drei Federn abgenommen haben, die noch heute einen Teil des Wappens des jeweiligen Prinzen (besser: Fürsten) von Wales bilden. Allein diese Erzählung ist ebensowenig glaubwürdig wie die über die Entstehung des deutschen Mottos des Prinzen von Wales „Ich dien", die zuerst auf dem Grabe des Schwarzen Prinzen in der Kathedrale zu Canterbury angebracht wurde, „weil selbst der Erbe der Krone, als Sohn, in nichts von einem Diener verschieden war". Nach Einigen soll der Prinz dieses Motto vom König Johann von Böhmen mit jenen drei Federn angenommen haben. Nach Wilh. Ihne soll Eduard I., der nach der Besiegung Llewellyns, des letzten Fürsten der Walliser, der neugewonnenen Provinz einen eingebornen Regenten versprochen hatte, sein Kind Eduard (II.; geb. 1284 zu Carnarvon in Nordwales*)) in seinen Armen haltend, die welschen (wallisischen) Worte gesagt haben „Eich Dyn" (= „Dies ist Euer Mann, Landsmann"), woraus das „Ich dien" entstanden sei (vergl. Haydn, *Dictionary of Dates*; Timbs, *Curiosities of History*, II, S. 195). — Glaublicher klingt die Notiz in „*A record of the black Prince*" von Henry Noel Humphreys, der das Testament des Prinzen enthält und die Behauptung „eines neueren Forschers" anführt, wonach die drei Federn aus der Familie der Mutter des Schwarzen Prinzen, der Königin Philippa, Gräfin von Hennegau (Hainault), stammen. Er beruft sich auf ein gleichzeitiges Verzeichnis von des Königs Haushalt zu Windsor, worin eine der Königin zugehörende „große Schüssel für die Almosen der Königin" beschrieben wird als „silbervergoldet und im Grund ein schwarzemailliertes Schild mit drei Straußenfedern". Auch die beiden deutschen Devisen, die schon erwähnte „Ich dien" und „Houmont" (hoher Mut) werden dann aus der Familie der Königin hergeleitet. So auch G. H. Townsends „Manual of dates" (London 1862), das nach einer Angabe von Sir H. N. Nicolas die Herkunft aus dem Hennegau spezialisiert: „possibly from

*) Die Mauertrümmer des Raums, wo einst der erste Prinz von Wales zur Welt gekommen sein soll, werden heute noch gezeigt.

the comté of Ostrevant, the apanage of the eldest sons of the counts of Hainault". — Ein anderes altes Inventarstück ist der Kristallbecher auf dem Schloß Eden Hall (Langwathby, Cumberland, NW.-England), dem stolzen Sitze von Sir Richard George Musgrave, berühmt durch L. Uhlands Ballade „Das Glück von Edenhall" und Longfellows Gedicht — er ist heute noch unzerbrochen und wird bei feierlichen Gelegenheiten kredenzt (E. Hausknecht in Herrigs ‚Archiv', 1897; vergl. ‚Daheim' Nr. 39 vom 26. Juni 1897 und ‚Illustrierte Welt' 1897, XXV, S. 612).

König Eduard IV. (1461—1483) hatte eine Geliebte, namens Jane Shore; sie soll später gebettelt haben und zu London in einem Graben *(ditch)* gestorben sein, wo sich jetzt die Straße *Shoreditch* befindet — eine Fabel der englischen *respectability* und der Etymologie zuliebe erfunden.

Die populäre Figur König Richards III., des letzten Plantagenets, stammt fast allein aus Shakespeare, der aus Sir Thomas Mores Schriften seine Schauergeschichten schöpfte. Auch die Angaben D. Humes lassen sich auf denselben, von Richards erfolgreichem Gegner, König Heinrich VII., bestellten Geschichtschreiber zurückführen. More kam durch sein Werk dem Dramatiker ebenso halbwegs entgegen, wie Tschudi dem Dichter des Wilhelm Tell (S. 194). Richard soll buckelig gewesen sein und einen verdorrten Arm gehabt haben. Nun sagt aber John Rous, dessen lateinische „Geschichte der Könige Englands" Heinrich VII. gewidmet und der ein bitterer Feind des Hauses York war, nur, daß Richard ein Mann von kleiner Figur, mit kurzem Gesicht und ungleichen Schultern gewesen ist. Nach anderen soll der König nur etwas klein, sonst aber wohlgebildet gewesen sein. Wie die persönliche Erscheinung ist auch der Charakter Richards verzerrt worden. Man ging damals mit den Menschenleben nicht so empfindsam um wie heutzutage; aber die Mordgeschichten, die von dem König erzählt werden, scheinen doch sehr übertrieben zu sein. Er soll seinen Bruder George, Herzog von Clarence, 1478 in einem Faß Malvasier-Wein haben ertränken lassen. (Auch Shakespeare spielt darauf an: Akt I, Szene IV, Erster Mörder: *I'll chop thee in the malmsey butt in the next room.)* Man hat diese denn doch

zu unglaubliche Geschichte so erklären wollen, daß der Herzog erst im Tower ermordet und dann in einem Faß, das früher Malvasier enthalten habe, in die vorbeifließende Themse geworfen worden sei. Fest steht jedoch nur, daß er heimlich im Tower umgebracht worden ist und daß er bei Lebzeiten den Malvasier sehr geliebt hat. Daraus ist wohl die Anekdote entstanden. Vergl. Timbs I, S. 221 f. Es ist sogar durch Horace Walpole (*Historic doubts on the life and reign of king Richard III.*; 1769) bezweifelt worden, daß Richard die Söhne Eduards habe ermorden lassen. Nach Francis Bacon endlich soll er ein weiser Gesetzgeber und auf das Wohl des Volkes bedacht gewesen sein (Timbs I, S. 232).

König Heinrich VIII. (1509—1547), eine unserm heutigen Geschmack abholde Persönlichkeit, hat wohl das Urbild abgegeben zum Ritter Blaubart; das Märchen wurde zum erstenmal von Charles Perrault 1697 erzählt in seinen *Contes de la mère l'Oye**). Von Anekdoten aus seiner Zeit erwähnen wir die, daß sein allmächtiger Günstling, der Kardinal Thomas Wolsey, ihm den Hampton-Court-Palast geschenkt haben soll, „das prächtigste Geschenk, welches je ein Untertan seinem Herrscher gemacht". Sie wird widerlegt durch Ernest Law, *The history of Hampton Court Palace in Tudor times* (London 1885): der Palast ist mit dem sonstigen Besitze des Kardinals bei seinem Sturze (Okt. 1529; vergl. Wilh. Busch im „Histor. Taschenbuche" von 1890) einfacherweise von der Krone eingezogen worden (*escheated to the crown*).

Das in Frankreich viel gesungene Abschiedslied der Maria Stuart, das sie gedichtet haben soll, als sie vom Bord des Schiffes aus das ihr lieb gewordene Land verschwinden sah:

---

*) Doch hat dies Märchen vielleicht eine andere Grundlage. Gilles de Laval Baron von Retz (geb. 1404), Marschall von Frankreich, hatte, der Alchimie ergeben (sein „Goldmacher" war der Italiener Franc. Prelati), um sein durch Verschwendung zerrüttetes Vermögen wiederherzustellen, angeblich 200 Knaben und Mädchen teils seinem Gelüste, teils seinem Aberglauben geopfert. Ihm wurde der Prozeß gemacht (Mſ. im Archive der Präfektur zu Nantes) und am 25. Okt. 1440 die Strafe der Erdrosselung und des Feuertodes an ihm vollzogen. Vergl. Abbé Bossard, **Gilles de Rais, maréchal de France, dit Barbebleue** (Paris 1886).

Adieu, plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie! usw.

stammt von einem Journalisten Querlon und ist zuerst 1765 gedruckt worden. Sie hat zwar wirklich vom Schiffe wiederholt *„Adieu, France“* gerufen, selbst jedoch immer nur schlechte Verse gemacht (Fournier, S. 281 f.).

Wer Kunstausstellungen besucht, muß häufig den Schmerz erleben, zu sehen, wie der jugendlich schöne Sänger David Riccio vor den Augen der Königin Maria Stuart durch Abgesandte ihres eifersüchtigen Gatten Heinrich Darnley in ihrem Schlafzimmer zu Holyrood Palace umgebracht wird, oft sogar zweimal in einer Ausstellung. Riccio war jedoch, als diese Begebenheit stattfand (9. März 1566), über 30 Jahre alt und hatte nichts Anziehendes, indem er bucklig war; er war nicht der Liebhaber der Königin, sondern der bezahlte Agent des Papstes; seine Ermordung erfolgte nicht aus Eifersucht, sondern aus politischen Motiven. Daß James Bothwell, der dritte Gemahl Mariens, später Seeräuber geworden sei, ist auch eine Fabel; auf der Flucht vor dem schottischen Adel (von Dunbar nach den Orkney- und Shetland-Inseln) ist er von dort sehr wider Willen nach Norwegen verschlagen und zu Malmö, dann in Dragsholm gefangen gehalten worden.

Zum 6. Auftritte des 5. Aktes seiner ‚Maria Stuart‘ hat Schiller eine Regiebestimmung gegeben, wie die schottische Königin, bevor sie das Schafott besteigt, auszusehen hat: „Sie ist weiß und festlich gekleidet, am Halse trägt sie an einer Kette von kleinen Kugeln ein Agnus Dei, ein Rosenkranz hängt am Gürtel herab, sie hat ein Kruzifix in der Hand und ein Diadem in den Haaren, ihr großer schwarzer Schleier ist zurückgeschlagen“. — Jetzt kennen wir in den Aufzeichnungen des Oxforder Bibliothekars Hearne aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen Eintrag: „Die Königin von Schottland war ein sehr großes Frauenzimmer und stark, und hinkte, als sie vor den Gerichtspersonen in Fotheringa erschien. Siehe den Bericht eines Augenzeugen in dem Manuskript der Bodleiana“. Dieser Bericht ist jedenfalls in dem 1901 erschienenen Buche von Cowan über „Mary, Queen of Scots“ verwertet, das der

äußeren Erscheinung der Königin ein großes Kapitel gewidmet hat. Uns, die wir Maria Stuart nur mit den Augen Schillers zu sehen pflegen, darf die Schilderung des Augenzeugen, der von dem Oxforder Bibliothekar ein höherer Wert zugesprochen wird als selbst der gleichzeitigen an Lord Burleigh gesandten, auch interessieren. Hearne gibt die Beschreibung der Person und der Toilette der Maria Stuart, wie sie am 8. Februar 1586 das Schafott betrat, aus dem umfangreichen Aktenstück, das über den ganzen Prozeß, die Hinrichtung, das Benehmen der Maria berichtet. „Erstens war sie von hoher Statur, stark gebaut mit gerundeten Schultern; ihr Gesicht voll und fett mit Doppelkinn und haselnußförmigen Augen; ihr falsches Haar kastanienbraun. Auf dem Kopfe trug sie einen Aufbau mit geklöppelten Spitzen, eine Ambrakugelkette und ein Agnus Dei um den Hals, ein Goldkruzifix (angehängt). In der Hand hielt sie einen Gekreuzigten aus Knochen auf hölzernem Kreuz, an ihrem Gürtel hingen ein Paar Rosenkränze mit einer Medaille; eine Spitzenkrause auf Draht aufgezogen reichte bis ans Haarnetz; sie war in einen schwarzen Seidenmieder, gepreßt, mit Hängeärmeln bis zum Boden, das mit Eicheln, Jetknöpfen und Perlenbesatz verziert war, während die kurzen Seidenärmel mit Purpursammet aufgepufft waren. Unter dem figurengeschmückten, schwarzseidenen Gürtel begann der Rock in roter Seide und schloß mit karmesinroter Borde. Sie trug eine Unterweste von weißem Barchent, die auch oben so abschloß. Die Strümpfe waren lichtblau, mit Silberzwickeln und weiß unterlegt. Ihre doppelgesohlten Schuhe waren aus spanischem Leder von schwarzer Farbe." — Die Kostümkundigen mögen sich daraus ein richtiges Bild von der Toilette der Maria Stuart machen können; Schiller hat die „religiösen Beigaben" richtig angegeben, das Kleid der Unschuld aber erfunden. So zu lesen in der ‚Vossischen Zeitung' 1902, Nr. 472. Vergl. auch ‚Grenzboten' 1903, II, S. 464—473 und 528—537, wo Fehler bei Leipziger Aufführungen des Schillerschen Trauerspiels ebenso wissenschaftlich wie vergnüglich besprochen werden.

Die Erzählung, die Königin Elisabeth sei auf den Grafen Robert Essex aufmerksam geworden, weil er, als sie über

eine schmutzige Straße schreiten wollte, seinen Mantel vor ihr ausbreitete, ist schlecht beglaubigt; bekannt ist die Anekdote erst geworden durch Walter Scott (Kenilworth, Kap. XV). Ganz erfunden aber ist die Geschichte von dem Ringe, den die Königin dem Grafen in süßer Stunde geschenkt habe mit dem Versprechen, daß, wenn er ihn je ihr senden werde, sie sich alter Freundschaft wieder erinnern werde. Später (1600) in Ungnade gefallen und wegen Aufstands (1601) verurteilt, bittet er die Gräfin Nottingham, den Ring der Königin zuzustellen. Die Gräfin wird von ihrem Gemahl beredet, den Ring nicht abzuliefern; die Königin, durch Essex' scheinbaren Stolz beleidigt, unterschreibt sein Todesurteil, und der Graf wird am 25. Februar hingerichtet. Natürlich bekommt die Gräfin Nottingham auf dem Sterbebette dieserhalb Gewissensbisse und läßt die Königin zu sich bitten. Diese schüttelt, nachdem sie der Gräfin Geständnisse gehört, mit der ihr eigenen Energie die Sterbende in ihrem Bette noch tüchtig durch mit den Worten: „Mag Gott Euch verzeihen — ich kann es nicht" und bleibt lange untröstlich. So ist die Novelle. Daß die Königin dem Grafen Essex einen Ring geschenkt hat, ist wohl richtig; es gibt sogar noch drei Ringe, die als das bewußte Exemplar gelten sollen. Aber die erste Erwähnung der rührenden Geschichte findet sich erst fünfundfünfzig Jahre nach dem Tode der Königin. Sie ist voller Unwahrscheinlichkeiten. So blieb Lord Nottingham, der doch eigentlich der Hauptschuldige war, nach wie vor in ihrer Gunst. Diese und noch andere Bedenklichkeiten bei Timbs, *Curiosities of History* (I, S. 228).

Den Sir Walter Raleigh soll die Königin einmal gefragt haben, ob er Rauch wiegen könne. Er hatte den Tabak, den er rauchte, vorher gewogen, wog nachher die Asche und gab den Unterschied richtig als das Gewicht des Rauches an — dieselbe Geschichte steht schon, nur daß Holz statt des Tabaks erwähnt wird, bei Lukian im Leben des Demonax. (Clouston, *Popular tales and fictions, their migrations and transformations*, London 1887, S. 59.)

Wir haben hier noch einer andern Ungenauigkeit in Schillers „Unüberwindlicher Flotte" (S. 377) zu erwähnen; ein Ausdruck übrigens, der den Zeitgenossen unbekannt war.

Addison berichtet im „*Spectator*“ 1712, Nr. 293, die Königin Elisabeth habe nach Besiegung der Armada eine Denkmünze prägen lassen mit der Inschrift „Afflavit deus et dissipantur“. Schiller bringt nach Mercier (*Portrait de Philippe second*, Amst. 1785, S. IX) in der Anmerkung zu seinem Gedicht „Die unüberwindliche Flotte“ [1786] denselben Irrtum, mit der nur durch ihn landläufig gewordenen Änderung der Devise: „Afflavit deus et dissipati sunt“.

Dagegen haben wirklich die Holländer in Middelburg eine Denkmünze mit der Umschrift „Flavit Jehovah et dissipati sunt“ nach 2. Mosis 15,10 (Büchmann [24], S. 10) schlagen lassen. Auch ist in Wirklichkeit die spanische Flotte weniger von wiederholten Stürmen, als vielmehr von der überlegen geleiteten und gut geschulten englischen Flotte in neuntägigem, ununterbrochenem Kampf im Kanal völlig besiegt worden (vergl. John Knox Laughton, *State papers relating to the defeat of the Spanish Armada, anno 1588; printed for the Navy Records Society, London* 1894).

Auf ihrem Sterbebette soll die Königin (gest. 3. April 1603) auf die Frage, wer ihr Nachfolger sein solle, geantwortet haben: „*Who shall succeed me but a king?* Wahrscheinlich aber hat sie nur genickt, als man den Namen des Königs Jakob VI. von Schottland erwähnte, der so wie so der gesetzliche Nachfolger war.

William Shakespeare (1564—1616) soll als Junge seinem Vater beim Schlachten geholfen haben; aber wenn er ein Kalb schlachtete (so erzählt Aubrey, der verschiedene Anekdoten über den Dichter fünfzig Jahre nach dessen Tode sammelte), „*he would do it in a high style and make a speech*“. Doch war John Shakespeare nach einer Urkunde von 1556 Handschuhmacher und nach einer andern (von 1579) Besitzer eines zinsfreien Gutes. Außerdem: wer wird wohl damals auf die Art und Weise, wie der Junge ein Kalb schlachtete, geachtet haben? Mehr ist auf die Nachricht zu geben, Shakespeare sei in Stratford Wilddieb gewesen und deswegen vom Friedensrichter Sir Thomas Lucy eingesperrt und auf dessen Befehl ausgepeitscht worden. Der Dichter soll sich durch ein Spottgedicht gerächt haben, das er an den Park des Sir Thomas angeheftet. Dieses Spottgedicht war verloren gegangen. Später fand sich eine Strophe (bei Oldys) — und

im folgenden Jahrhundert taucht die ganze Ballade wieder auf. Dieser erste dichterische Versuch Shakespeares steht noch in seinen Werken. Wegen der Verfolgungen des Sir Thomas Lucy soll Shakespeare nach London entflohen sein und dort, wie es zuerst bei Samuel Johnson *(The lives of the most eminent English poets, 1779—1781)* gedruckt steht, seinen Lebensunterhalt dadurch gewonnen haben, daß er die Pferde der vornehmeren Theaterbesucher während der Vorstellung beaufsichtigte und zu diesem Zweck, als er beliebt geworden, sogar Knaben zur Hilfe annahm *(Shakespeare's boys)*. Aus dem Tagebuche Manninghams, eines Advokaten, stammt die Don-Juan-Anekdote: Shakespeare hätte eine Dame belauscht, wie sie mit dem Schauspieler Rich. Burbage, der Richard III. zu spielen hatte, ein Stelldichein verabredet, sei vor ihm selbst hingegangen, auch angenommen worden und hätte dem Schauspieler, als er sich später melden ließ, sagen lassen: „„William der Eroberer" kommt vor „Richard III."" Auch diese Anekdote ist schlecht beglaubigt. Desgleichen das an sich ganz niedliche Seitenstück, Shakespeare wäre oft bei seinen Reisen nach Stratford am Avon im Wirtshaus zur Krone eingekehrt und hätte dort bei der schönen Wirtin sehr in Gunst gestanden, sei auch Pate *(god-father)* des Sohnes, des späteren Dichters Sir William Davenant, gewesen. Als nun einmal der Knabe dem Gaste entgegengelaufen sei, habe er auf die Frage, wohin er eile, erwidert: *to see his god-father Shakespeare*, worauf der Fragende gewarnt habe, „den Namen Gottes nicht unnützlich zu brauchen".

Über Shakespeare ist ferner ein Bericht verbreitet, daß er mit seiner Frau Anna Hathaway in Unfrieden gelebt, sowie daß er sich in seinem Stand als Schauspieler nicht glücklich gefühlt habe: dieses habe man aus seinen Sonetten 29 und 111 schließen wollen; es ist aber wahrscheinlicher, daß diese Sonetten andern Persönlichkeiten in den Mund gelegt sind und nicht des Dichters Gefühle in Beziehung auf sich selbst ausdrücken. Was den Unfrieden mit seiner Frau betrifft, so führt man an, daß er ihrer in seinem Testamente nur kurz gedenkt und ihr sein zweitbestes Bett vermachte. Beides ist jedoch nicht so schlimm, wie es zuerst erscheint. Für die

Witwe war ohnehin gesorgt, da sie nach englischem Gesetz Ansprüche auf ein Drittel aller Erträgnisse des Besitzes an Land und Pächtereien hatte; zweitens war das erstbeste Bett das Gastbett, das bei dem Majorate verblieb, welches Shakespeare für seine am 26. Mai 1583 geborene Tochter Susanna und einen etwaigen Enkel als Fortführer der Familienüberlieferung gestiftet hatte. (Vergl. Fritz Krauß, Shakespeares Selbstbekenntnisse nach zum Teil noch unbenutzten Quellen Weimar 1882.)

Unzuverlässig sind weitere Anekdoten über Shakespeare; z. B. daß die Königin Elisabeth wie damals üblich auf der Bühne seitwärts sitzend, ihr Taschentuch verloren und Shakespeare, der gerade einen König spielte — aus seiner Rolle fallend und doch auch darin verbleibend — einem Trabanten zugerufen:

First pick up our sister's handkerchief!

— ebenso, daß Elisabeth, vom Ritter Falstaff (den R. Frhr. v. Seydlitz in Nr. 14 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 18. Jan. 1905 geistreich „gerettet" hat) in den Königsdramen „Heinrich IV." (Teil I und II) ganz entzückt, den Wunsch ausgesprochen habe, ihn einmal verliebt zu sehen, worauf Shakespeare innerhalb zweier Wochen die „Lustigen Weiber von Windsor" (1600) geschrieben habe. Diese Anekdote erscheint zuerst 1702 in dem *Comicale Gallant* von John Dennis (vergl. Rich. Wülkers „Geschichte der englischen Literatur", Leipzig 1896, S. 272). Der eigenhändige Brief König Jakobs I. an Shakespeare ist gewiß apokryph, existiert auch nicht mehr und niemand weiß, was darin gestanden habe; Sir William Davenant (S. 385) soll ihn einmal dem Herzog von Buckingham gezeigt haben. Unhistorisch sind gleichfalls des Dichters Beziehungen zum Grafen Southampton, wie sie auch Wilhelm Jordan schildert im Vorwort zu seiner Übersetzung der Sonette (Shakespeares Gedichte, Berlin 1861).

Den letzten Klatsch, daß Shakespeare an den Folgen seiner Unmäßigkeit bei einem Trinkgelage gestorben sei, zu erwähnen ist eigentlich nicht der Mühe wert. (Mylius, Der Mythus von William Shakespeare; Bonn 1851.)

Die in neuerer Zeit wiederholt aufgetauchte Ansicht, daß die unter Shakespeares Namen gehenden Dramen gar nicht von ihm herrühren, ist mit einem nervösen, mitunter in der Hitze sich selbst widersprechenden Eifer verfochten worden von Appleton Morgan in seinem *Shakespearean Myth; William Shakespeare and circumstantial evidence* (Cincinnati 1881). Schon Februar 1852 war in *Gentleman's Magazine* ein Aufsatz von Spedding: *Who wrote Shakespeare's Henry VIII.?* erschienen, worin behauptet wurde, das Stück hätte zwei Verfasser; im August selben Jahres ein anonymer Artikel in Chambers „*Edinburgh Journal*", der die Hypothese aufstellte, daß Shakespeare sich einen Dichter gehalten hätte. Im Januar 1856 veröffentlichte Miß Delia Bacon (geb. 1811), eine Amerikanerin, in „*Putnam's Magazine*" in einem Aufsatz: *William Shakespeare and his plays* die Ansicht, daß ihr Namensvetter Lord Bacon (von Verulam) der eigentliche Verfasser der Shakespeareschen Dramen wäre. Aber die Amerikaner verspotteten sie; sie reiste nach England, fand aber auch da so heftigen Widerspruch, daß sie mit gebrochenem Herzen nach ihrer Heimat zurückkehrte. Schon im September 1856 erschien William Henry Smith (London) mit seinem Brief an Lord Ellesmere: „*Was Lord Bacon the author of Shakespeare's plays?*" später erweitert zu einem Buche „*Bacon and Shakespeare: An Inquiry touching Players, Playhouses and Playwriters in the days of Elizabeth*" (London 1857), worin die „Bacon'sche Theorie" nicht ungeschickt verteidigt wurde. Im selben Jahre erschien dann noch Delia Bacons Buch: *The philosophy of Shakespeare's plays unfolded* (London und Boston). Kurz darauf ist die Verfasserin gestorben. In ihre Fußstapfen ist seit 1894 („Das Shakespeare-Geheimnis") mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit der am 14. April 1851 in Leipzig geborene Schriftsteller Edwin Bormann getreten, der sich sonst auf dem ungleich dankbareren Felde der sächsischen (Pseudo-) Dialektdichtung einen Namen gemacht hat; die Zahl seiner die Verfasserschaft Bacons verfechtenden Schriften ist Legion. Neuerdings (1906) behauptet Peter Alvor in seinem „Neuen Shakespeare-Evangelium", daß die Dramen Shakespeares von den Grafen Southampton und Rutland (die

Tragödien von Southampton und die Komödien von Rutland) geschrieben seien! Demgegenüber bietet außer der von der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft unterm 23. April 1903 preisgekrönten Abhandlung von Heinr. Anders (aus der Kapkolonie) über „Shakespeare's Belesenheit" (Berlin, Gg. Reimer, 1904) namentlich Rich. Wülker (Berichte über die Verhandlungen der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Philos.-histor. Classe 1889, IV, Leipzig 1890, S. 217—300) die schlagendste Abfertigung der Bacon-Theorie, die er als Phantastereien kennzeichnet. Auch Ernst Sieper hat — nach einem Bericht in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 41 vom 19. Febr. 1904 (S. 325) — in einem Vortrage vor dem Münchner Volksbildungsverein am 9. Febr. 1904 die Shakespeare-Bacon-Frage vom nüchternen Standpunkte der Wissenschaft aus beantwortet.

Der Erfinder des Strumpfwirkerstuhles ist der Engländer William Lee (1564—1610), geboren zu Woodborough bei Nottingham. Er lernte als junger Mann ein Mädchen kennen, das namentlich auch eine fleißige Strickerin war.

„So wenig er nun Ursache hatte, gerade hierüber unzufrieden zu sein, so empfand es der verliebte junge Mann doch oft sehr schmerzlich, daß seine Geliebte aus allzugroßer Aufmerksamkeit auf ihr Strickzeug gar manches Schmeichelwort von ihm überhörte und häufig ihm ihre Aufmerksamkeit nicht so ausschließlich zu schenken schien, wie er es von Herzen wünschte. Darum ruhte er nicht eher, bis er sich eine Maschine ausgedacht hatte, deren Leistungen ganz an die Stelle der Handstrickerei zu treten vermochten, und so ist denn der Strumpfwirkerstuhl noch heute ein redendes Denkmal für die Wahrheit des Sprichwortes, daß Liebe erfinderisch macht." (A. Berghaus in den Blättern für Handel, Gewerbe und soziales Leben, Beilage zur Magdeburgischen Zeitung vom 1. Juni 1885.)

Diese gar nicht üble Sage ist entstanden aus dem Wappen der Londoner Strumpfwirkergilde, das den Lee darstellt, wie er eine neben ihm stehende Strickerin auf den gleichfalls abgebildeten Strumpfwirkerstuhl aufmerksam macht. Noch heute müssen in den Bildern zu Reklame-Anzeigen immer zwei Personen erscheinen: eine, die zeigt, und eine, die bewundert.

Auch von den über Oliver Cromwell (1599—1658) erzählten Anekdoten erscheinen einige verdächtig. So soll er nebst John Hampden (1594—1643) im Begriff gewesen

sein nach Amerika auszuwandern, sei aber durch einen Befehl Karls I. gegen alle Auswanderung zurückgehalten worden. Diese herodotische Schicksals-Anekdote ist wohl daher entstanden, daß Cromwell 1641 gegen Falkland erklärte: hätte das Unterhaus nicht die *remonstrance* über den Zustand des Reiches angenommen, so wäre er entschlossen gewesen, auszuwandern.

Ein Kristallisationspunkt für historische Mythenbildung ist dann die Hinrichtung König Karls I. (30. Jan. 1649). Er sagte zum Bischof Juxon, wahrscheinlich mit Beziehung auf eine frühere Unterredung oder Botschaft: *remember!* Man erzählt jedoch, es habe sich lange keiner finden wollen, der das Todesurteil am Könige vollziehen wollte. Zuletzt wäre ein Mann dazu bereit gewesen, dessen Braut der König einst verführt hätte: dieser Mann habe eine Larve vorgehabt, diese aber vor dem Augenblick der Hinrichtung aufgehoben und, den König anschauend, geflüstert: *remember!* Nach der Wiedereinsetzung der Stuarts (1660) sei dann die Familie des Henkers nach Ostpreußen ausgewandert. Die Geschichte entstammt wahrscheinlich einer Novelle. — Wenige Tage nach der Hinrichtung des Königs erschien eine Denkschrift unter dem Titel εἰκὼν βασιλικὴ (Königsbild oder Konterfey Seiner geheiligten Majestät in ihrer Einsamkeit und ihrem Leiden), die der König während seiner Gefangenschaft verfaßt haben sollte; „sie wurde von der Masse des Publikums in gutem Glauben und mit Begeisterung aufgenommen, mit der Zeit in 47 Auflagen gedruckt und hat hauptsächlich dazu beigetragen, dem hingerichteten König bei dem englischen Volke den Ehrentitel des Märtyrers zu verschaffen". Schon 1649 jedoch, also noch im selben Jahre, schrieb Milton im Auftrage des Parlaments die Widerlegung „(E)iconoklastes", worin er den Beweis führte, daß das Buch nicht von Karl I., sondern von einem Dr. Gauden herrührte, der übrigens nach der Restauration der Stuarts zur Belohnung des Bischofssitz von Exeter erhielt. (Vergl. D. Fr. Strauß, Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet, 2. Aufl. 1864, S. 43.)

Über John Milton (1608—74) gibt es zwei sehr hübsche Anekdoten; beide sind dankbar, die eine für den Novellisten, die andere für den Maler. Milton war von großer körper-

licher Schönheit; seine Kameraden nannten ihn neckend „the lady of Christchurch“. Er soll als Jüngling einmal unter einem Baume eingeschlafen sein, in der Nähe von Cambridge, wo ihn dann zwei vorbeifahrende fremde Damen bemerkten. Sie stiegen aus ihrem Wagen, und, nachdem sie ihn eine Weile bewundert hatten, schrieb die jüngere, die, wie er, sehr schön war, folgende Zeilen von Batt. Guarini auf ein Papier das sie mit zitternder Hand in die seine legte:

Occhie, stelle mortali,
Ministri di miei mali,
Se chiusi m'uccidete —
Aperti, che farete?

zu Deutsch etwa:

Ihr Augen mit tötenden Strahlen,
Ihr Urheber meiner Qualen —
Wenn, geschlossen, ihr tötend mich deuchtet,
Wie ist's, wenn geöffnet ihr leuchtet?

Die Damen müssen jedoch bei diesem kleinen Scherze beobachtet worden sein, da man sonst nicht absehen kann, wie Milton alle diese Einzelheiten hätte erfahren können. Denn davon unterrichtet, machte er sich auf und reiste nach Italien, die schöne Unbekannte zu suchen; dieser seiner Leidenschaft für eine Dame, die er nie gesehen, sollen wir einige der schönsten Stellen des „Verlorenen Paradieses“ verdanken. Es gibt auch einen Roman, der diese hübsche Anekdote verarbeitet. Das Ganze ist jedoch die Erfindung von George Steevens, der literarische Fälschungen geschickt als Sport betrieb und deshalb von Will. Gifford „Puck, der Kommentator“ genannt wurde. Überdies ist die Erzählung einer älteren Anekdote nachgebildet (Disraeli, *Curiosities of Literature*, S. 487.)

„Mitunter“ — bemerkt Alfred Stern in seinem Buch über Milton und seine Zeit (Leipzig 1877/78) — „sieht man Bilder, welche den blinden Dichter darstellen, wie er in theatralischer Haltung den verzückt aufhorchenden Töchtern die Aussprüche seiner Muse in die Feder diktiert.“ [1877/8 machte ein derartiges von Michael Munkacsy in Paris Aufsehen.] „Der Phantasie des Künstlers mag eine derartige fromme Täuschung gestattet werden. In Wahrheit ließ sich von kindlichem Gefühl dieser Töchter kaum reden .... Die beiden jüngeren waren des Nachschreibens und Vorlesens in Sprachen, die sie nicht verstanden, längst überdrüssig geworden. Sie konnten den Ärger wegen dieser Art von Beschäftigung nicht immer verbergen,

und er brach je mehr und mehr in Ausdrücken des Unwillens hervor [im Testamente nennt sie M. „undutiful"]. Zuletzt wurden sie sämtlich, die älteste mit eingeschlossen, aus dem Hause getan."

Zweifelhaft ist auch die Anekdote, daß Isaak Newton (geb. 5. Jan. 1643, gest. 31. März 1727) auf die Entdeckung des Gravitationsgesetzes gebracht wurde durch einen Apfel, den er 1666, vor der Pest aus London geflohen, in einem Garten seines Heimatsdorfes Woolsthorpe (Lincolnshire) zur Erde fallen sah. Die Zeitgenossen wissen nichts von der Geschichte (Brewster: *Life of Newton*, London 1832, I, S. 344). Sie ist aber sehr dankbar und deshalb von Leonh. Euler in seinen „Briefen an eine deutsche Prinzessin" (St. Petersburg 1768—72, 3 Bde.) und von Littrow in seinen „Wundern des Himmels" so recht ausgemalt worden. Eine der Quellen dieser Apfel-Anekdote ist Robert Greene, der um 1727 allerhand wunderliche Werke über die Quadratur des Kreises und dergleichen veröffentlichte; seine Autorität hinwiederum ist der Klatsch von Martin Folkes, der ihn wahrscheinlich von Newtons Nichte, Frau Conduitt, hat, die auch Voltaire als seine Autorität angibt. Die Anekdote fand sich auch in einer Notizensammlung Conduitts, die für Bernard le Boyer de Fontenelle (1657—1757) bestimmt war; da aber Fontenelle so gern er auch Anekdoten auftischt, in seinem *Eloge* Newtons sie nicht erwähnt, kann man annehmen, daß sie in der ihm zugesandten Abschrift ausgelassen war. Isaac Disraeli (*Curiosities of literature*, 1867, S. 32) hat eine verbesserte Auflage der Geschichte. Danach wäre dem Newton der Apfel so stark auf den Kopf gefallen, daß er von der Wirkung überrascht worden sei. Dies hätte ihn auf die immer schneller werdende Bewegung fallender Körper gebracht, d. h. also auf die Gesetze des Falles, die jedoch durch G. Galilei schon 1589 erkannt worden waren, und in weiterer Folge auf die Entdeckung der Schwerkraft.

„Ich kann mir nicht denken, wo Disraeli den Schlag auf den Kopf her hat, ich meine für Newton her hat. Die Geschichte ist gar nicht so übel, auch möglich; ihr einziger Fehler ist, daß verschiedene Schriften, die Newton als sehr gelehrter Mathematiker gewiß gekannt hat, ihm mehr Anregung zur Entdeckung des Gravitationsgesetzes gegeben haben müssen, als ein ganzer Sack Äpfel und wenn sie ihm alle zugleich an den Kopf geflogen

wären. Pemberton, der mit Newton selbst verkehrte, sagt nur, daß der Gedanke, der Mond werde von der Erde mit derselben Kraft festgehalten, mit der sie den Apfel an sich zieht, ihm in einem Garten gekommen sei. Man hat dann einen Baum in Woolsthorpe besonders ausgesucht, welcher der bewußte gewesen sein soll; 1820 ist er abgestorben. Keplers Vermutung einer Anziehung im umgekehrten Verhältnis der Entfernung und Bouillauds einer solchen im umgekehrten Quadrat der Entfernung sind Dinge, die Newton wahrscheinlich besser kannte, als seine heutigen Leser." De Morgan, A budget of paradoxes (London 1872). (Joh. Kepler, Astronomia nova seu de motu stellae Martis, 1609, herausgegeben von Frisch, Frankfurt 1860, Kap. 33 u. 34; Bouillaud, Astronomia philolaica, Paris 1645, Kap. 12.)

Eine Bekanntschaft Newtons mit Bouillauds Werken darf man um so zuversichtlicher annehmen, als damals noch alle Gelehrten lateinisch schrieben. Die Hauptsache in den soeben angeführten Worten ist diese, daß Newton auf den Gedanken der allgemeinen Anziehung und ihrer Abnahme im Quadrat der Entfernung gar nicht gebracht zu werden brauchte: der Gedanke war schon da. Newtons Verdienst ist vielmehr, die Richtigkeit jenes Gedankens bewiesen zu haben, und dies gelang ihm durchaus nicht gleich nach jenem Spaziergang im Garten. Das Gesetz folgt übrigens schon aus einer Gegenüberstellung der damals bereits bekannten Gesetze der Kreisbewegung mit dem dritten Keplerschen Gesetz (die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten sich wie die Kuben der großen Achsen ihrer Bahnen). Newton selbst aber nimmt die Folgerung dieses Schlusses gar nicht für sich in Anspruch, sondern gibt Chr. Huygens die Ehre. (Vergl. außer Bd. X der „Oeuvres complètes de Christiaan Huygens" namentlich Rudolf Wolf: Geschichte der Astronomie, München 1872, S. 447, wo jedoch Pembertons Bericht unrichtig angegeben wird.)

Über den Augenblick, da Newton sich von der Wahrheit des Gesetzes der Schwere überzeugte, nämlich, daß die Anziehung im Quadrat der Entfernung abnimmt, findet man folgende Lesart: Newton berechnete, wie viel der Mond durch die Anziehung der Erde in einer Sekunde aus der geraden Linie abgelenkt wird, und ob diese Ablenkung zu der Fallhöhe der Körper auf der Erdoberfläche in dem entsprechenden Verhältnisse stehe. Um dies berechnen zu können, bedurfte Newton

der Kenntnis der Größe des Erdumfanges oder — diesen, was nicht ganz genau ist, als Kreis vorausgesetzt — der Länge eines Grades auf der Erdoberfläche. Diese nahm er der Ansicht seiner Zeit gemäß — also falsch — zu 60 englischen Meilen an.

„Statt aber die Schuld dieser Verschiedenheit auf die Angaben, deren er sich bediente, zu wälzen, war der große Mann bescheiden genug (?), seiner Vermutung zu mißtrauen, und legte die ganze Untersuchung beiseite. Wer weiß, wie lange die Sternkunde sich nicht über die Stufe erhoben hätte, auf welche sie Kepler brachte, wäre nicht Newton nach langem Zwischenraum durch einen glücklichen Zufall veranlaßt worden, seinen früheren Gedankengang wieder aufzunehmen." (Stern, Himmelskunde; 2. Auflage, Stuttgart 1854, S. 141 f.)

Über diesen „glücklichen Zufall" wollen wir einen Landsmann Newtons hören, den Dr. Robinson (Mechanical philosophy, I, 1804, S. 288, und II, 1822, S. 194). Dieser erzählt uns, daß Newton, nachdem er Mitglied der „Königlichen Gesellschaft" geworden war,

„daselbst von einer genauen Gradmessung durch Picard Kenntnis erhielt, deren Ergebnis von den Ziffern, die er seinen Berechnungen von 1666 zugrunde gelegt hatte, beträchtlich abwich; er ging nach Hause, suchte seine alten Papiere vor und nahm seine Berechnungen wieder auf. Wie er damit gegen den Schluß kam, wurde er so erregt, daß er einen Freund ersuchen mußte, sie zu beendigen. Es stellte sich heraus, daß seine Vermutung mit den Erscheinungen auf das Genaueste übereinstimmte."

So erzählt auch J. B. Biot (Leben Newtons in der *Biographie universelle, XXXI*, S. 154) und gibt das Datum „Juni 1682". Am 7. Juni 1682 wurde Picards Ergebnis in der „Königlichen Gesellschaft" besprochen — aber auch noch an manchen andern Tagen. Der Artikel Biots jedoch wurde von der *Society for promoting useful knowledge* ins Englische übersetzt und dabei die Vermutung Biots irrtümlich in eine Gewißheit verwandelt; von da aus wurde die Erzählung volkstümlich. (Vergl. Rigaud, *Historical essay on the first publication of Sir Isaac Newton's Principia*; Oxford 1838.)

Newtons Hündchen Diamond soll durch das Umwerfen einer brennenden Kerze eine Handschrift zerstört haben (S. 274), die die Ergebnisse langjähriger optischer Untersuchungen enthielt. Der große Naturforscher aber soll nur sanft gesagt haben: O Diamond Diamond, du weißt nicht,

was du mir für Schaden angerichtet hast.“ Brewster leugnet jedoch die Wahrheit dieser rührenden Geschichte, weil Newton niemals mit Hunden oder Katzen zu tun gehabt hat. Wo steht diese Anekdote zuerst?

Auch über die Inschrift auf dem Denkmale Newtons in der Westminster-Abtei in London ist in Deutschland gefabelt worden, wie sich jeder überzeugen kann, der die berühmte Kirche besucht. In Lübsens „Ausführlichem Lehrbuch der Analysis“ (Leipzig 1873, S. 23) z. B. wird erzählt, der binomische Lehrsatz sei auf dem Denkmal eingegraben. Das ist unrichtig. Auch die Inschrift:

Nature and nature's laws lay hid in night;
God said: let Newton be — and all was light

(von Alex. Pope) steht nicht auf seinem Grabe, sondern auf einer Marmortafel in seinem Geburtshause zu Woolsthorpe. Die wirkliche Inschrift zählt vielmehr in lateinischer Sprache Newtons Entdeckungen auf, ohne den binomischen Lehrsatz besonders zu erwähnen, und schließt mit den Worten: „Sibi congratulentur mortales tale tantumque extitisse humani generis decus“ — die Sterblichen mögen sich Glück wünschen, daß eine solche und so große Zierde des Menschengeschlechts gelebt hat.

Durch Eug. Scribe's Lustspiel „*Le verre d'eau*“ oder „*Les effects et les causes*“ (zuerst aufgeführt 17. Nov. 1840) ist eine Anekdote verbreitet worden, daß die Ungnade, worein die Herzogin Sara Marlborough bei der Königin Anna fiel, schließlich dadurch herbeigeführt worden sei, daß die Herzogin ein Glas Wasser, daß sie der Königin überreichte, auf deren Robe verschüttete. Das ist eine Erfindung. Die Königin Anna trank zwar viel — doch nie Wasser, so daß sie sich den Spottnamen *Brandy Nan* (Schnaps-Ännchen; vergl. die „*Queen brandy-bottle*“ in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts) zugezogen hatte. Der Anlaß (nicht der Ursprung) der Anekdote ist zu suchen bei Voltaire, *Siècle de Louis XIV* (I, S. 371, ed. 1752). Überhaupt sind die Charaktere des berühmten Scribeschen Stückes wohl alle verzeichnet. — Die Herzogin von Marlborough war keineswegs weder als Mädchen noch als Frau eine Kokette, die sich

mit dem ersten besten hübschen Kerl einließ, der ihr über den Weg gelaufen kam. Ebenso ist nur eine Karikatur des Herzogs John Churchill Marlborough, was uns Th. B. Macaulay liefert. Macaulay schreibt nicht wie ein Historiker, sondern wie ein gewissenloser Advokat; grade wie Thiers nimmt er auf, was ihm paßt, und läßt liegen, was ihm nicht paßt, ohne viel zu wägen und zu grübeln. Sein Aufsatz über Friedrich II. ist aus Schandschriften zusammengestoppelt, die der große König so gründlich verachtete, daß er sie nicht einmal konfiszieren ließ (vergl. dagegen die geistvollen 6 Bände *„History of Friedrich II“*, die 1858—65 sein großer Landsmann Th. Carlyle hat erscheinen lassen!). Auf den armen Marlborough aber scheint Macaulay ein Pique gehabt zu haben. Marlborough heiratete im Alter von achtundzwanzig Jahren ein ganz armes Mädchen — Macaulay erzählt uns, der Herzog wäre so geizig gewesen, daß er zwar seine Repräsentationsgelder bezogen, aber nie einen Offizier zu Tische gebeten, daß er die Löhnung für unterschiedliche Soldaten weiter bezogen habe (vergl. Wallenstein, S. 235), obwohl diese längst gefallen waren, zum Teil vor seinen eigenen Augen bei Sedgemoor (6. Juli 1685). Seine Quelle für diese häßlichen Anklagen ist ein 1690 heimlich gedrucktes jakobitisches Pamphlet. Die Angabe jedoch, daß die fälschlicherweise weiter als lebend aufgeführten Soldaten vor Marlboroughs Augen gefallen wären, ist eins der „Lichter“, die Macaulay „aus eigenen Mitteln“ seiner „Geschichte“ aufgesetzt hat. Vergl. Paget, *Paradoxes and puzzles* (London 1874, besonders S. 14).

Im Jahre 1712 erschien zu London eine Schrift, in vier Teilen und einem Appendix, die in satirischer Form die politischen Ereignisse der letzten Jahre und die noch schwebenden Fragen behandelte. Der erste Teil führte (in deutscher Übersetzung) den Titel: Ein Prozeß ist ein bodenloser Abgrund, erläutert durch das Beispiel des Lord Strutt, John Bull, Nicholas Frog und Lewis Baboon, welche alles, was sie hatten, in einem Rechtsstreit daran gaben. In den Titeln der folgenden Teile tritt John Bull noch stärker als die Hauptperson hervor. Die vier Teile sind dann wiederholt gedruckt worden und pflegten endlich als eine zusammenhängende Schrift unter dem Titel *„The*

History of John Bull" zu erscheinen. Dem Schotten John Arbuthnot gebührt der Ruhm, die volkstümliche Verkörperung des nationalen Empfindens der Engländer mit der Gestalt John Bulls in die Welt gesetzt zu haben. Aber wer ist eigentlich John Bull? Woher stammt sein Name? Diese Fragen beantwortet in der Historischen Zeitschrift (Jahrg. 1908) Wolfgang Michael mit ausführlicher Begründung dahin, daß unter John Bull der glänzende Staatsmann aus der Zeit der Königin Anna, Henry Saint John Viscount Bolingbroke, zu denken sei. Die History of John Bull ist eine Verteidigung der Politik Bolingbrokes.

Tommy Atkins ist, wie seit dem Burenkriege (1899 bis 1902) auch die festländischen Zeitungsleser erfahren haben, die typische Bezeichnung, ein gemütlicher Kosename für den britischen Musketier. Wie aber John Bulls Kriegsknechte zu diesem Namen gekommen sind, darüber haben die Gelehrten viel hin und her gestritten. Keinesfalls ist die Annahme haltbar, daß der Name Thomas Atkins der häufigste oder auch nur einer der häufigsten Namen in den Stammrollen englischer Regimenter wäre, etwa dem Friedrich Wilhelm Schultze oder Heinrich Schmidt in deutschen Truppenteilen entspräche; wenn der typische Name der am häufigsten wiederkehrende sein sollte, so müßte er sicher George Smith lauten. Der englische Schriftsteller und Feldgeistliche E. J. Hardy leitet den Ursprung des Namens in seiner gegenwärtigen Bedeutung aus einem kleinen alten Soldatentaschenbuch ab, das als The Soldier's Small Book bekannt ist. Darin fand sich zur Erläuterung über die Lieferung von gewissen Montierungsstücken, die der engliche Soldat ganz oder teilweise selbst zu bezahlen hatte, eine Abrechnungsschablone zwischen der Militärverwaltung und dem Musketier Thomas Atkins. Der Name wäre auf diese Weise dann mit dem sonstigen Inhalte des kleinen Buches dem Soldaten so geläufig geworden, daß er als typische Bezeichnung Geltung erlangt habe. Andere neigen indes zu der Ansicht hin, daß der Name früher bereits in den Heereskreisen einen sehr vertrauten Klang besessen und wohl deshalb in dem kleinen Büchlein Platz gefunden habe. Nach dieser Darstellung stießen beim Ausbruch des großen indischen Aufstandes im Jahre 1857 die in Lakhnau nach dem

Amtsgebäude des britischen Residenten fliehenden Europäer unterwegs auf einen Wachtposten des 32. Infanterie-Regiments (Herzog v. Cornwall). Sie berichteten ihm in fliegender Eile von der Meuterei der eingeborenen Truppen und redeten ihm zu, sich mit ihnen auf das Residenzgebäude zurückzuziehen. Der Mann weigerte sich indes unbedingt, seinen Posten zu verlassen, und wurde kurz darauf, wo er stand, von den Meuterern niedergemetzelt. Der Soldat hieß Thomas Atkins. Sein Name und sein Heldenmut wurden von dem kleinen Häuflein Briten, das nach langer heldenmütiger Verteidigung des Residenzgebäudes schließlich entsetzt wurde, nicht vergessen; und wenn im späteren Laufe des Aufstandes hier oder dort ein Soldat kühnen Mut und Todesverachtung bewiesen hatte, pflegte man von ihm als einem richtigen „Tommy Atkins" zu reden. Möglich, daß der auf diese Weise in den allgemeinen Sprachgebrauch gelangte Name infolgedessen auch von dem Verfasser des kleinen Soldatentaschenbuches nutzbar gemacht wurde. (Kölnische Zeitung vom 31. Oktober 1905.)

Dem Minister Robert Walpole (gest. 1746) hat man ein Wort zugeschoben, das er so nie gesagt hat: „Jeder Mensch hat seinen Preis". In Coxes *Memoirs of Walpole* (IV, S. 369) heißt es: „Schönrednerei verachtete er. Ihrem eigenen Interesse oder dem ihrer Verwandten schrieb er die Beteuerungen eines erheuchelten Patriotismusses jener Männer zu, von denen er sagte: ‚Alle diese Leute haben ihren Preis'". (Friswell, *Familiar quotations*, S. 149).

James Cook, der berühmte Seefahrer, ist am 14. Febr. 1779 auf Hawaii von Eingeborenen erschlagen worden, angeblich wegen eines Verstoßes gegen die „Tabu"-Gesetze. So ist noch immer in unsern Geographiebüchern zu lesen (vergl. Sigmund Günther, Geschichte der Erdkunde. Wien, 1901, S. 171. — E. v. Seydlitz, Handbuch der Geographie. Jubiläums-Ausgabe. Breslau 1908, S. 2). Einen Verstoß gegen die „Tabu"-Gesetze hat sich Cook aber nicht zu schulden kommen lassen (vergl. *Dictionary of National Biography*. Bd. 12. London 1887, S. 69): er ist im Streit um ein Boot getötet worden. Die richtige Darstellung steht in der 6. Auflage des Großen Meyer'schen Konversationslexikons (Bd. 4

Leipzig 1903, S. 272), ja schon in der 14. Auflage des Brockhaus (Bd. 4. Leipzig 1892, S. 495).

Im Jahre 1798 erschien die erste Auflage des *„Essay on population“* des Reverend Thomas Robert Malthus (1766—1826), eines Werkes, das noch zu des Verfassers Lebzeiten fünf weitere Ausgaben erfuhr (1803, 1806, 1807, 1817 und 1826). Es war die natürliche Reaktion gegen die verschwommenen Lehren der französischen Revolution von der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ (S. 336) und beleuchtete die bittere Wahrheit, daß zur Herbeiführung eines — wie wir heute sagen — „menschenwürdigen Daseins“ der Menschen die Staatsverfassung ziemlich gleichgültig ist, vielmehr alles darauf ankommt, ob die Menschheit ihrer zu starken Vermehrung Zügel anlegen will oder nicht. Im kleinen Maßstabe wäre diese Wahrheit leicht einzusehen. Nicht nur John Bruckner *(Théorie du système animal*; Leyden 1767) und vor ihm Robert Wallace (*Various prospects of mankind, nature and providence*; 1761) hatten sie erkannt, ferner laut dem Vorwort zur zweiten Auflage des Essays noch Montesquieu, Franklin, Sir James Steuart, Arthur Young und Townsend, sondern schon bei Platon und bei Aristoteles ist die Tatsache so anerkannt, daß sie sehr eingreifende Mittel dagegen vorschlagen; ja, die ganze Kolonisationspolitik der Hellenen, solange sie unter Leitung des delphischen Apollon stand, beruht darauf. Aber Malthus hat sie wohl zuerst mit der erforderlichen Gründlichkeit in allen ihren Verzweigungen beleuchtet und erörtert. Die schlimmsten Feinde der menschlichen Gesellschaft sind die, welche allzu zahlreiche Nachkommenschaft in die Welt setzen, also in England der hohe Adel, die protestantischen Geistlichen und die Lehrer; Proletarier kommt her von proles (Sprößling). Die Malthusschen Lehren waren und sind noch vielen so unwillkommen, daß man zu allen möglichen Mitteln gegriffen hat, um ihren Urheber lächerlich zu machen. Malthus heiratete am 13. März 1804; er hat nur drei Kinder gehabt.

Horatio Nelson soll vor der Schlacht bei Trafalgar (21. Oktober 1805), in der er fiel, seine Gala-Uniform und sämtliche glänzenden Orden angelegt haben, so daß er die Aufmerksamkeit des Feindes erregte; sein Freund und geistlicher

Beistand Dr. Scott, in dessen Armen er starb, erzählt jedoch, daß er nur seine gewöhnliche Uniform angehabt hätte, auf der vier Sterne in der Form eines Diamanten eingestickt waren. Die Tendenz der Anekdote ist, seinen Tod mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen.

Einer freundlichen Mitteilung des Oberbibliothekars des Reichs-Marine-Amts, des Kapitäns zur See z. D. Meuß, verdanke ich den Hinweis auf einen Aufsatz in der Marine-Rundschau XIX, 7 (Juli 1908; S. 909—912), der Nelsons berühmtes Signal in der Schlacht von Trafalgar: *„England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht tue"* (England expects that every man will do his duty), behandelt. Danach stellt sich heraus, daß die seit 1885 grassierende Meinung, die Nelsonschen Flaggensignale seien nach dem ‚Popham Code' von 1803 anders als üblich zu lesen, insofern auf einem Irrtume beruhte, als *Nelson selbst* durch einen Befehl vom 16. Jan. 1804 die beiden Signalbücher der Flotte von 1799 und von 1803 durch ein Deckblatt *berichtigt* hatte, was dem Urheber der Änderung von 1885, *McHardy, entgangen* war. Seit 1908 aber wird am Jahrestage der Schlacht das Signal wieder richtig wie vor 1885 nach der Flaggenbedeutung von 1804 wiedergegeben. Auch die Nachrichten vom Schlachttage bestätigen es aufs sicherste, daß die traditionelle Übersetzung die richtige war und ist. Als Southey sein „Leben Nelsons" schrieb, schilderte er nach dem gewissenhaften Bericht eines „Gentleman", welche Flut von Begeisterung der am Signalmaste wehende Befehl des Admirals für die Schlacht in der ganzen Flotte weckte: alle Herzen schlugen höher; Zurufe, mahnend zu *„Lorbeer und Löwenmut"* hallten von Schiff zu Schiff. Der Admiral sah mit Stolz und Freude die Wirkung seines Tagesbefehls und sagte zu seiner Umgebung: „Jetzt kann ich nichts mehr tun. Wir müssen dem großen Herrn über jegliches Geschick und der Gerechtigkeit unserer Sache vertrauen. Ich danke Gott für diese große Gunst, daß er mich *meine Pflicht tun* läßt (I thank God for this great opportunity of doing my duty)." Als er dann schwer verwundet die letzten Anordnungen für die Flotte, seine angebetete Emma Hamilton und ihre Tochter Horatia, sein Begräbnis

und sein Vaterland gab, schied er mit den Worten aus dem Leben, die wieder bedeutungsvoll an seine Losung zur Schlacht ausklingen: „Gott sei Dank! Ich habe meine Pflicht getan“ (Thank God, I have done my duty)!

Nur die Übersetzung ins Deutsche bedarf einer kleinen Erläuterung, damit der Ausdruck in allen seinen Schattierungen vollständig werde. Wer in ein Londoner Polizeibureau mit der Frage nach dem diensttuenden Beamten eintritt, wird regelmäßig sagen: „Who is on duty?“ oder „Who does his duty?“ Ähnlich fragte mehr als 250 Jahre früher Cromwell (in seinen Reden und Briefen) mitunter, wenn er sich über die Besetzung dieses oder jenes Kommandos oder einer Offiziersstelle unterrichtete: „Who does this duty?“ Man trifft also den Sinn von Nelsons Signal besser, wenn man statt der landläufigen Übersetzung die schlichten Worte wählt: „England erwartet, daß jedermann seinen Dienst tue.“ Der Tagesbefehl gewinnt nur, wenn man ihn so versteht: er erinnert an antike Einfachheit und Größe und muß auf die Nachwelt, nicht nur auf die miterlebenden Zeitgenossen viel eindrucksvoller wirken als das Signal Admiral Togos vor der Schlacht bei Tsushima am 27. Mai 1905: „Erhebung oder Niedergang des Reiches hängt an dem Ausgange der heutigen Schlacht. Jeder tue sein Äußerstes!“

Von William Pitt dem Jüngeren wird erzählt, daß er auf dem Totenbette, auf das ihn die Aufregung und Sorge um England nach dem Falle Ulms und der Schlacht von Austerlitz (1805; vergl. M. Macdonagh, Parliament, its romance, its comedy, its pathos, London 1903, S. 108) am 23. Jan. 1806 gebracht hatten, die Worte: „O mein Vaterland! wie verlasse ich mein Vaterland!“ ausgerufen habe. Lord Rosebery erwähnt aber in einer Fußnote zu seinem „Pitt“ (London 1891, S. 258), wie Lord Beaconsfield die ultima verba Pitts nach verbürgten Quellen wiedergegeben hat. Ein alter Kellner im House of Commons wurde während der Nacht vom 22.—23. Jan. 1806 aus seinem Schlummer geweckt und erhielt den Auftrag, eine Kalb- oder Wildschweinpastete nach Putney zu bringen, wo Pitt schwer krank lag. Dieser würdige und glaubhafte Diener hat erzählt, die letzten Worte

des großen Staatsmanns seien gewesen: „Ich denke, ich könnte doch eine von Bellamys Pasteten essen!“ —

Bekannt ist das schöne Gedicht von Charles Wolfe „*The burial of Sir John Moore*“ (tödlich verwundet bei La Coruña, 16. Januar 1809). Das Begräbnis war aber durchaus nicht so romantisch, wie es der Dichter beschreibt. Er sagt:

We buried him darkly by dead of night —

es war 8 Uhr morgens und schon heller Tag;

the sods with our bayonets turning

ist Unsinn, da in einer Festung Spaten usw. zur Hand gewesen sein müssen;

by the struggling moonbeam's misty light:

sehr hübsch — einen Tag nach dem Neumond, so daß der Mond unmöglich mitten in der Nacht oder gar morgens am Himmel stehen konnte;

few and short were the prayers we said:

die sämtlichen englischen Begräbnisgebete wurden gelesen, und die sind, wie die meisten englischen Gebete, von bedenklicher Länge;

but half our heavy task was done,
when the clock told the hour of retiring —

das Grab wurde völlig hergestellt. Überhaupt hätte man die Leiche ganz gut nach England schaffen können; der General hatte aber immer gewünscht, auf dem Schlachtfelde beerdigt zu werden. Vergl. James Moores Geschichte dieses Feldzuges. Erklärt werden alle diese Ungenauigkeiten durch eine Mitteilung in der *Edinburgh Annual Review* 1808 (S. 458): Wolfe habe zuerst nur die erste und letzte Strophe gedichtet und später erst die sechs anderen zwischengeschoben. Vergl. auch A. Hilberg: „Schicksal eines Gedichts“ in der Wiener Internationalen Revue, Oktober 1866.

Daß sich an George Noel Gordon Lord Byron viele Anekdoten und falsche Auffassungen angesetzt haben, kann nicht überraschen. Seine beste Lebensbeschreibung ist die von Karl Elze (1870); dazu ist zu vergleichen: Jeaffresons „*Real Lord Byron; new views of the poet's life*“ (London 1883). Namentlich muß man nicht Gedichte und Stellen, die sich auf

seine Person zu beziehen scheinen, als zuverlässige Quellen ansehen. Daß er auf Newstead Abbey mit seinen Genossen aus Totenschädeln getrunken, dürfte eine Fabel sein, veranlaßt durch sein Gedicht „*Lines upon a cup formed from a skull*". Daß er das Vorkommnis selbst andeutet, beweist gar nichts, indem er jene krankhafte Eitelkeit besaß, die sich lieber beleidigen als übersehen läßt und um jeden Preis in der Leute Mund bleiben will. Die meisten Skandalgeschichten über ihn sind seine eigene Erfindung. Sein Biograph Lord John Russell bemerkt über ihn, daß er mit Lastern geprahlt, die er nicht besessen hat; und der Herzog Achille von Broglie (gest. 1870), der ihn in Coppet am Genfer See bei seiner Schwiegermutter, Frau von Staël, kennen lernte, nannte ihn in seinen „Erinnerungen" — nach dem Regenten Philipp (II.) von Orléans (gest. 1723) — *fanfaron de vice* (Prahler in Lastern). — Das hübsche Gedicht

Maid of Athens, ere we part,
Give, oh give me back my heart .

bezieht sich wahrscheinlich auf keine wirkliche Person, obwohl um 1876 für die Tochter einer solchen gesammelt wurde.

Was Byrons Verhältnis zu seiner Frau betrifft, so ist zu bemerken, daß er in seiner Verbindung mit ihr keine Geldheirat suchte oder fand. Das Besitztum ihres Vaters war Majorat und konnte auf sie niemals übergehen. Allerdings besaß sie ein Vermögen von 200 000 M. Allein dies war erstens nicht bedeutend für die soziale Stellung Beider, und dann behielt sie alles unter Verwaltung von Kuratoren, so daß Byron es nicht durchbringen konnte; dies sollte um so weniger behauptet werden, als er seiner Frau aus seinem Vermögen 1 200 000 M. verschrieb, die sie nebst jenen 200 000 M. behielt, nachdem sie sich von ihm getrennt hatte. Byron unterhandelte zur Zeit seiner Heirat gerade wegen des Verkaufs seiner Besitzung Newstead zu einem Preise, der ihm nach Bezahlung aller seiner Schulden noch ein Einkommen von 100 000 M. gelassen haben würde. Ein anderer Klatsch ist der, daß, als er mit seiner jungen Frau nach der Trauung seine Hochzeitsreise antreten wollte, eine Kammerzofe zwischen beide in den Wagen geschoben wurde. Dieser Klatsch stammt

aber von ihm selbst; er hatte den Unsinn dem Verfasser der *„Conversations with Lord Byron“*, Medwin, in Pisa erzählt. Byrons bester Freund, Hobhouse, der die junge Frau selbst bis zum Wagen geleitet, hat entschieden bestritten, daß irgendein so albernes Verfahren beliebt worden wäre. Das junge Paar hat auch nicht verschwenderisch gelebt; schon wegen des eingetretenen Todes eines nahen Verwandten der jungen Frau war ein Hineinstürzen in den Strudel der großen Gesellschaft zunächst ausgeschlossen. Wenn Gerichtsvollzieher das Haus in Piccadilly unsicher machten, so rührte das von älteren Schulden her und fand statt, weil Newstead noch nicht verkauft war. — Vergl. auch oben, S. 9.

Das schöne Gedicht: „Der Traum“ ist nicht als reine Geschichte zu nehmen; Byron selbst sagte darüber: Es ist etwas Wahrheit betreffs der Einzelheiten in dem „Traum“ und in einigen meiner kürzeren Gedichte. Auch das nicht minder ergreifende Gedicht:

Fare thee well and if for ever
Still for ever, fare thee well —

schildert die Lage, die es schildern soll, ganz falsch. Lady Byron hatte durchaus nicht die Hauptschuld an der Trennung der beiden Gatten, sondern Byron selbst gewiß die größere. „Er war lahm wie alle großen Engel, die gefallen“. Die beiden Menschen paßten nicht zueinander, und vielleicht machte gerade die sofortige Veröffentlichung des *Fare thee well* jede spätere Versöhnung unmöglich. Byrons Diener, Fletcher, hat über Lady Byron später gesagt: *All women could manage my Lord but my Lady;* das ist aber einfach nicht wahr: er hat bei keiner lange ausgehalten. Bei seiner Frau mag ihn noch deren *respectability*, Langweiligkeit und Frostigkeit, besonders abgestoßen haben.

Häufig erzählt wird die Verbrennung der Leiche Percy Bysshe Shelley's durch Byron (18. August 1822), die Alfred Meißner in einem schönen Gedichte beschrieben hat. Shelley war bei einer Bootfahrt im Busen von Spezia am 8. Juli 1822 ertrunken; nach toskanischem Gesetze mußte der Leichnam, den man erst vierzehn Tage später fand, wie alles angeschwemmte Gut verbrannt werden. Diese Verbrennung

war aber ganz und gar nicht poetisch. Byron hatte sie zusammen mit seinen Freunden Hunt und Trelawney vorgenommen. Nur des letzteren Nerven waren jedoch schließlich stark genug dazu. Byron und Hunt, weit davon entfernt, tätigen Anteil zu nehmen, blieben im Wagen sitzen und mußten sich abwenden. Als sie später durch den Wald nach Pisa zurückfuhren, brachen sie in eine krampfhafte Lustigkeit aus, sangen und jauchzten, bloß um ihr Grauen zu vertreiben. Man hat sogar behauptet, sie wären betrunken gewesen!

Nach Griechenland, wo er 19. April 1824 in Missolunghi am Fieber starb, ist er nicht aus bloßer Liebe zur Freiheit oder zu den Griechen, von denen er nicht viel hielt, sondern mit dem Gedanken gegangen, daß sie ihm die Königswürde anbieten würden und er so sein Krönchen (Coronet) in eine Krone verwandeln könnte.

Die Italiener

Unrichtig ist es zunächst, daß Johann von Procida der leitende Kopf bei der Sizilianischen Vesper gewesen sei; vergleiche hierüber: *La guerra del vespro siciliano* von Michele Amari (*2da edizione;* Paris 1843) und dazu den Jubiläumsaufsatz desselben Gelehrten zur Sechshundertjahrfeier der Erhebung: „Sull' ordinamento della repubblica siciliana del 1282" (Arch. stor. sicil., NS., fasc. straordinario zum 30. März, Palermo 1882).

Über die Sage, die der Schillerschen Ballade vom Taucher zugrunde liegt, sind 1885 zu Neapel *„La leggenda di Niccolò Pesce"* von Benedetto Croce (Auszug in der „Vossischen Zeitung", Sonntagsbeilage vom 23. Mai 1886) und ebenfalls 1885 ein vollständigerer Aufsatz von Hermann Ullrich: „Die Tauchersage in ihrer literarischen und volkstümlichen Entwicklung" (Schnorrs „Archiv für Literaturgeschichte" XIV, S. 69—102) erschienen. Die vollständigste Behandlung hat kürzlich die Taucherlegende erfahren durch den berühmten Folkloristen Giuſ. Pitrè im 22. Bde. seiner Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane (Torino 1904), worin er auf S. 1—173 „la leggenda di Cola Pesce" gründlichst nach allen Richtungen vorgenommen hat. Die Sage wird noch immer lebendig erhalten durch ein von Croce abgebildetes Bas-relief, das in einer kleinen Gasse des Hafenviertels von Neapel, Mezzocannone, in einem alten Hause eingemauert ist, einen wolligbehaarten Menschen mit einem gezückten Dolch in der Hand darstellend. Man nennt es den Niccolò Pesce (*pesce* = Fisch); die Sage ist jedoch erst zwischen 1742 — da man es noch „Orion" nannte — und 1788 daran haften geblieben. Der Fischmensch wird zuerst erwähnt von Walther Map(es) um 1200 in seinen „Nugae curialium" (IV, 13; herausgegeben 1850 durch Th. Wright), wo er Nicolaus Pipè heißt:

„er kommt um, als er auf Befehl des Königs, der den merkwürdigen Menschen zu sehen verlangt, vor diesen gebracht wird, da er infolge des steten Aufenthaltes im feuchten Elemente den längeren Aufenthalt außerhalb desselben nicht ertragen kann." (Ullrich a. a. O., S. 5.)

Dann von Gervasius von Tilbury, der den Nicolaus in seinen 1210 für Kaiser Otto IV. verfaßten Otia imperialia (vollständig zuerst herausgegeben von Leibniz in den Scriptores rerum Brunsvicensium I, S. 881 ff., in einer Auswahl herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Liebrecht Hann. 1856) einen aus Apulien gebürtigen „Nicolaus Papa" nennt, von seinem Tod aber nichts berichtet. Jener verlegt die Erzählung in die Zeit eines der beiden Könige Wilhelm, dieser in die Zeit des Königs Roger von Sizilien, Anfang des 12. Jahrhunderts. Aber schon Fra Salimbene (1225—1290) verlegt sie in seiner 1857 zuerst gedruckten Chronik (Monumenta historica ad provincias Parmens. et Placentin. pertinentia, III.; Parma) in die Zeit Kaiser Friedrichs II. (1212—1250). Dieser hätte einen Nicola öfters auf den Grund des Meeres geschickt.

„Einmal habe er auch, um zu erfahren, ob er wirklich bis zum Grunde des Meeres hinabkomme, einen goldenen Becher da, wo das Meer am tiefsten schien, hinabgeworfen. Diesen habe Nicola wieder heraufgeholt. Als der Kaiser ihn aber noch einmal habe hinabschicken wollen, da habe er gesagt: Schicke mich nicht mehr hinab, denn ich komme dann nicht mehr zurück. Dennoch habe der Kaiser darauf bestanden, und Nicola sei in der Tiefe verschwunden geblieben."

Bei Fra Pipino aus Bologne (Franciscus Pipinus Bononiensis), der um 1320 lebte, finden wir in seiner von Muratori herausgegebenen Chronik (Band IX der „Rerum italicarum scriptores") ein Kapitel „De Nicolao Pisce". Da ist die Erzählung schon sagenhafter.

„In dieser Zeit [1239] wurde im Königreich Sizilien Nicolaus Piscis geboren. Derselbe liebte es, fortwährend im Wasser zu sein. Deshalb sprach seine Mutter im Zorn die Verwünschung über seinem Haupte aus, daß er stets im Wasser und niemals außerhalb leben solle. Von da an lebte er denn auch wirklich wie ein Fisch stets im Wasser, und zuletzt konnte er gar nicht lange Zeit mehr außerhalb bleiben. Er erschien häufig den Schiffern auf dem Meere und unterhielt sich mit ihnen von den Geheimnissen der Meerestiefen. Der Kaiser Friedrich, der sich mit ihm unterhielt, warf einmal einen silbernen Becher ins Meer, den Nicolaus heraufholen sollte. Dieser

erwiderte jedoch: Wenn ich dort hinabsteige, kehre ich nicht mehr zurück. Dennoch versprach er, den Versuch machen zu wollen. Er sprang ins Wasser und kehrte niemals zurück."

Nach Ullrich wird er auch erwähnt in der Scala Celi (Ulm 1480) des dem angehenden 14. Jahrhundert angehörenden Dominikaners (Johannes Junior). Die Geschichte ist dort schon moralischen Zwecken dienstbar gemacht; auch lesen wir bei ihm zum erstenmal von einem Seckel Goldes, den der Tauchende heraufholen soll. — Raphael Maphaeus von Volterra (gest. 1521) erwähnt in den Commentarii urbani (Paris 1511) auch den Nicolaus („quidam Calapiscis cognominatus"), weiß aber nichts von einer ihm verheißenen Belohnung oder von seinem Tode. — Sodann folgen Joh. Jovianus Pontanus (1426—1503), Philosoph, Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Sekretär Alfonsos II. von Neapel (die Stellen mitgeteilt bei Ullrich a. a. O., S. 72) und Alexander ab Alexandro (1461 bis 1523), um andre zu übergehen. Nach Benito Jeronimo Feyjoo *(Teatro critico universal;* Madrid 1743, IV, 8) holt der Taucher zuerst einen goldnen Becher herauf, kommt aber um, als er nochmals nach einer goldgefüllten Börse ins Meer springt. So recht bekannt aber wurde die Erzählung erst durch den Jesuiten Athanasius Kircher (1601—1680), der sie im Mundus subterraneus (Amsterdam 1664 und 1678) angeblich aus den Acta regia anführt, eine Angabe, die doch wohl irrtümlich ist. Kircher, aus dem Schiller am meisten geschöpft haben dürfte, berichtet:

„Zu der Zeit des Kaisers Friedrich II. lebte ein sehr berühmter Taucher, der wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit im Schwimmen *Pesce cola* d. h. *Niccolò Pesce*, der Fisch-Niklas genannt wurde.... Zwischen Kalabrien und Sizilien hin und her schwimmend, tat er Dienste als Briefträger, selbst bis nach dem nördlich von Sizilien gelegenen Liparischen Inseln vordringend. ..... Die Leute sagten, daß er fast eine Amphibie geworden sei, denn zwischen den Fingern wäre ihm eine Schwimmhaut gewachsen, und seine Lungen hätten sich derart erweitert, daß sie für den ganzen Tag hätten genug Luft aufnehmen können. Als Friedrich nach Messina kam, wollte er ihn sehen und ließ ihn das Experiment mit dem goldenen Becher machen. Ungefähr dreiviertel Stunden (tres horae quadrantes) blieb der Taucher unter dem Wasser und kam dann mit dem Becher in der Hand wieder herauf. Der Taucher sagte dann zu dem König, daß, wenn er gleich von vornherein gewußt hätte, was er da unten alles zu sehen bekommen würde, er selbst um die Hälfte seines Reiches nicht hinab

gestiegen sein würde; denn da unten gebe es fast undurchdringliche Dinge, wie der Anprall der Strömung, die mit Heftigkeit aus den tiefen Strudeln des Meeres aufsteige, dann die große Menge von Klippen und endlich die große Menge von gewaltigen, menschengroßen Polypen, die an die Klippen sich anklammernd, mit ihren langen Fangarmen Schrecken einflößen und einen zu erfassen suchen. Auf die Frage, wie er den Becher gefunden hätte, antwortete er, daß er durch die Strömung zwischen die Klippen gefallen sei. Ein ihm zugemutetes abermaliges Untertauchen lehnte er entschieden ab. Als der Kaiser jedoch einen Sack mit Münzen ins Meer warf, sprang er aus Habgier dennoch ins Meer; aber er erschien nicht wieder." —

Kaiser Heinrich VI. hatte, so wird erzählt, um die Kaiserkrönung zu erlangen, auf seinem ersten Römerzuge (1191) das seinem Hause treu ergebene Tusculum der Rache der Römer preisgegeben, die dann nach dem Abzug der Deutschen über die wehrlose Stadt herfielen, die Einwohner verstümmelten, töteten und die Häuser niederbrannten. Ein geringer Überrest der Tusculaner soll sich Laubhütten erbaut haben, und daraus (Zweige = frasche) wäre dann eine neue Stadt Frascati entstanden. Diese Geschichte kann nur teilweise wahr sein: Frascati bestand schon im achten Jahrhundert (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter IV, S. 586); wenigstens hat es damals am Gehänge des mit Buschwerk besetzten Berges die Kirche S. Maria de Frascata gegeben. —

Von Dante Alighieri (1265—1321) erzählt Schopenhauer (Über den Willen in der Natur; 3. Aufl., S. 5) folgende hübsche Anekdote:

„Als Dante, im Karneval, sich ins Maskengewühl verloren hatte und der Herzog von Medici ihn aufzusuchen befahl, zweifelten die damit Beauftragten an der Möglichkeit, ihn, der auch maskiert war, herauszufinden, weshalb der Herzog ihnen eine Frage aufgab, die sie jeder dem Dante irgend ähnlich sehenden Maske zurufen sollten. Die Frage war: „Wer erkennt das Gute?" Nachdem sie auf selbige viele albernen Antworten erhalten hatten, gab endlich eine Maske diese: „Wer das Schlechte erkennt." Daran erkannten sie den Dante."

Gern möchten wir dies Geschichtchen retten; aber Schopenhauer selbst führt in einer Anmerkung als Quelle an: *„Baltazar Gracian" (el Criticon* III, 9; übrigens für Friedr. Nietzsche eine — von ihm nie zitierte! — Fundgrube für sprachliche „Neuschöpfungen"), der den Zeitverstoß vertreten mag.

Die Behauptung Grillparzers („Studien zur italien. Literatur"), Dantes Beatrice sei im neunten Lebensjahre gestorben, wird durch Dante selbst widerlegt, der in seiner „*Vita nova*" (§ XXX; Ausgabe von Fraticelli: Flor. 1882, S. 99) angibt, „donna" Beatrice sei am 9. Juni 1290 im Alter von 24 Jahren und 3 Monaten gestorben. Daran ist auch dann nicht zu zweifeln, wenn man diese Beatrice nicht mit Boccaccios „B. Portinari" zu identifizieren geneigt ist, die sich vielleicht 4 Jahre vor ihrem Tode mit Simeone de' Bardi vermählt hat (vergl. Lubin, *Comedia di D. Alighieri;* Padua 1881, S. 26). —

Auf das Jahr 1302 oder 1303 verlegen die Italiener die Erfindung des Kompasses (vergl. Feldhaus, Ruhmesblätter der Technik, Leipzig 1910, S. 431—439) durch Flavio Gioja aus Positano bei Amalfi. Die Angabe ist aber mehr als zweifelhaft. Amalfi war unbedeutend, seitdem es 1135 und 1137 von den Pisanern ausgeplündert worden war (vergl. Helmolts Abhandlung „Amalfi" in dem Sammelwerke „Zu Friedr. Ratzels Gedächtnis"; Leipz. 1904, S. 182 f. und 187 f.), während anderseits der Kompaß mindestens schon 1100 in Europa bekannt war (über die Verwendung der magnetischen Deklination im frühen Mittelalter in Europa vergl. S. 426 und Feldhaus, Ruhmesblätter der Technik, S. 432). Die Chinesen haben — nach Fr. Hirths „*Ancient history of China*" (New York 1908) — die Magnetnadel schon früh für geomantische Zwecke benutzt; aber erst Araber in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts haben den Gebrauch dieser „Südzeiger" auf die Ozeanschiffahrt angewandt und gegen 1100 als Erfindung des Kompasses u. a. nach China zurückgebracht. Nach Pater T. Bertelli (*Rivista geogr. ital.*, 1902) sei dieser orientalische Kompaß durch Amalfitaner verbessert und so an der afrikanischen Küste und dann in den nordeuropäischen Meeresteilen bis ins 17. Jahrh. gebraucht worden. Die letzte Verbesserung: eine Kompaßscheibe, die sich mit der Nadel bewegt, sei Ende des 13. Jahrh. eingeführt worden. Dagegen haben Abbé Abondio Collina und Oberst Antonio Botto das Wesentliche der Erfindung für Amalfi zu retten versucht. Vergl. Beilagen zur Allgem. Zeitung Nr. 24 vom 30. Jan. 1903, S. 192, und

Nr. 224 vom 25. Dez. 1907, S. 416. Das italienische Wort *bussola* und das französische *boussole* stammen von dem vlämischen *boxel* = Kästchen (vergl. Lindsays *History of merchant shipping and ancient commerce* I, S. 233). Poggendorff (Geschichte der Physik) bemerkt, daß Gioja besonders durch Anton von Bologna (14. Jahrh.) als Erfinder bezeichnet werde. Zur näheren Begründung führt man an: 1. die dem französischen Wappen entnommene Lilie, mit der noch jetzt in der Regel der Nordpol der Kompaßnadel bei Schiffern bezeichnet ist, die Gioja zu Ehren des damals in Neapel regierenden französischen Hauses Anjou gewählt haben soll; 2. daß ihm in Neapel ein Denkmal gesetzt worden sei, ihn als den Erfinder bezeichnend, und 3. daß die Stadt Amalfi eine Kompaßnadel in ihrem Wappen führe (tatsächlich unrichtig). Auch die Ansprüche der Normannen auf Erfindung des Kompasses sind nach Poggendorff hinfällig. Erwähnt wird der Kompaß nach ihm zuerst in einem satirischen Gedicht von Guyot de Provins: *La Bible* (verfaßt um 1190), doch durchaus nicht als eine neue Erfindung. Um 1250 braucht der französische Dichter Gauthier d'Espinois die Magnetnadel schon zu Gleichnissen. —

Auch mit Franc. Petrarca (1304—1374) und seiner Laura steht es etwas schwierig. Man sagt, die Beschreibung ihrer ersten Begegnung in der Kirche Sainte-Claire zu Avignon an einem Karfreitag 6. April 1327 sei eine Fälschung. Denn der 6. April 1327 falle auf einen Montag. Der Karfreitag scheine ein Schnitzer des Fälschers zu sein, der wohl durch das zweite Sonett verführt worden sei, wo gedruckt steht:

Era il giorno che al sol si scoloraro
Per la pietà del suo fattore i rai.

(Es war an dem Tage, als die Strahlen der Sonne verdunkelt wurden aus Mitleid mit ihrem Schöpfer.) Der Fälscher habe vermutet, dies bezöge sich auf den Karfreitag und die Finsternis bei der Kreuzigung. Deshalb kam man auf den Ausweg, den Wortlaut der in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrten Handschrift vorzuziehn:

Era il giorno ch' al sol di color raro
Parve la pietà da suo fattore, ai rai,

Quand io fu preso; e non mi guardai
Che ben vostri occhi dentro mi legaro.

(Es war an dem Tage, als ich ein Gefangener ward, als Andacht gegen den Schöpfer in den Strahlen einer glänzenden Sonne erschien, und ich bedachte nicht, daß es Eure Augen waren, die mich fesselten.) Diese Handschrift hatte Abbé Costaing gefunden. Nach ihm trafen sich die Liebenden nicht zuerst in einer Kirche, sondern auf einer Wiese (91. Sonett); nicht Laura de Sade, die auch von der italienischen Kritik stark angezweifelt wird, sei — was schwerlich zu belegen ist — Petrarcas Laura, sondern Laura de Baux, die jung und unvermählt in der Nähe von Vaucluse gestorben ist. Hätte der Abbé recht, so würde Petrarcas Name befreit von der Manchen vielleicht lächerlich erscheinenden jahrelangen Liebe zu einer verheirateten Frau (vergl. jedoch Maupassant's „*Fort comme la mort*", 1889). Aber da weder jener „verbesserte" italienische Text noch die deutsche Übersetzung davon einen verständlichen Sinn geben, so ist vielmehr mit E. Camerini („*Fr. Petrarca, Rime*"; Mail. 1885, S. 35) und A. Bartoli („*Storia della letteratura italiana*", Bd. 7; Flor. 1884, S. 263) an der alten Lesart festzuhalten. Petrarca hat nämlich mit jenen Versen die jährliche Wiederkehr des wahren Todestages Christi gemeint: wendet man unser (seit 325 geübtes) System der Berechnung des Osterfeiertags rückwärts an und gewinnt dadurch den Ansatz, daß das erste Osterfest der Christen auf den 8. April des Jahres 34 gefallen sei, so erhält man den 6. April als ersten Karfreitag. Dies feste Datum also hat dem Petrarca vorgeschwebt. Andere gehen noch weiter und bestreiten Lauras Existenz überhaupt, indem sie meinen, die Gefeierte wäre nur eine Phantasiegestalt, die möglicherweise ihren Namen und ein paar Züge irgend einem realen Wesen entlehnt habe, so wie Goethes Gretchen im Faust seiner ersten Jugendliebe oder wie Byrons *Maid of Athens* (s. S. 402). (Disraeli, *Curiosities of Literature*, London 1867, S. 491; Delepierre, *Historical Difficulties*, London 1868, S. 93.) —

Daß der Dominikaner Girol. Savonarola (verbrannt 23. Mai 1498) das Opfer eines politischen Umtriebs der ihm feindlich gesinnten Franziskaner geworden ist, die die Feuerprobe

absichtlich nicht zu stande kommen ließen und dadurch des großen Bußpredigers Ansehen untergruben, hat Jos. Schnitzer in einer quellenkritischen Untersuchung „Savonarola und die Feuerprobe" in zwei Folgen (Münch. 1902 u. 1904) einwandfrei nachgewiesen. Derselbe Forscher hat in dem Aufsatz „Mailändische Gesandtschaftsberichte über die letzte Krankheit Lorenzos de' Medici" (Römische Quartalschr., 1902, S. 152 ff.) ebenfalls eindeutig klargelegt, daß von einer strengen Härte des Frate gegenüber dem sterbenden Lorenzo (Verweigerung der Absolution usw.) keine Rede mehr sein darf. Danach ist u. a. auch die Schilderung, die Isolde Kurz in der ‚Stadt des Lebens' (1902) von den Vorgängen am Sterbelager Lorenzos il Magnifico (gest. 9. April 1492) gegeben hat, zu berichtigen. —

Da die neuesten Auflagen des „Büchmann" (vergl. noch die 12. Aufl., S. 189) über den römischen Pasquino, angeblich einen witzigen Schulmeister in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dessen Namen man auf ein unverstandenes antikes Statuenfragment (Menelaos mit dem toten Patroklos) vor dem Palazzo Orsini übertrug und zu einer lustigen Huldigung alljährlich am 25. April benutzte, nichts mehr bringen, sei hierfür auf Otto Clemens „Beiträge zur Reformationsgeschichte" I (Berlin 1900), S. 1 ff. ausdrücklich hingewiesen; er stützt sich hierbei auf D. Gnolis „Storia di Pasquino" (in der Nuova Antologia, 3. Reihe, Bd. 25). Hat Pasquino wirklich existiert? In den „Facetien" Poggio Bracciolonis (gest. 1459) wird unter „Castigata vanitas" ein redseliger, witziger Mann (vir dicax ac jocosus), Pasquinus aus Siena, erwähnt. Auch wird der römische Pasquino als Schuster, Schneider, Barbier usw. angesprochen. —

Fragt man nach der Entstehung des Aberglaubens, daß das Umwerfen des Salzes bei Tisch Unglück bedeute, so hört man häufig, er rühre davon her, daß auf Leonardos da Vinci (gest. 1519) „Abendmahl" (vollendet vor 1499) Judas das Salzfaß umstößt. Der Aberglaube ist aber viel älter, und der geniale Maler — der nach Gust. Klein (Münchner Medizin. Wochenschrift, 1904; auf Grund der Zweifel von Dr. Jackschath) wahrscheinlich als Begründer der Anatomie

zu preisen ist, während Andr. Vesalius aus Brüssel (1514—64) dann nur ein elender Plagiator wäre — hat ihn schon absichtlich benutzt.

Über Raffael Santis Leben (1483—1520) wissen wir wenig. Was Giorgio Vasari (1568), Pungileoni und nach ihnen Joh. Dav. Passavant (1839) über ihn berichten, erweist sich bei sorgfältiger Prüfung als nicht stichhaltig. Daß der Vater (vergl. A. Schmarsow, Giov. Santi; Berlin 1887) ihn und die Mutter in Madonnenbildern dargestellt, daß er als Kind bei seinem Vater habe Majolikagefäße bemalen müssen, daß er in so vielen Gemälden sein eigenes Bildnis angebracht, — alles dies sind Erfindungen. Sein erster Empfang beim Papste wird dramatisch hergerichtet; J. H. W. Tischbein (gest. 1829; Aus meinem Leben I, Braunschw. 1861, S. 186) erzählt:

„Als Bramante seinen Neffen dem Papste vorstellte, kniete Raphael nieder, die Haare hingen ihm um sein schönes Gesicht bis auf die Schultern. Der Papst hob ihn auf, indem er sagte: „„das ist ein reiner, unschuldiger Engel, ich will ihm einen Lehrer in dem Kardinal Bembo geben, und er muß diese Wände mit Geschichtsbildern bemalen."" Neben seinem Oheim Bramante zu Tränen gerührt in tiefster Demut knieend, empfing Raphael den Segen des heiligen Vaters, und wie von einem höheren Gefühle beseelt, stand er auf, vor Freude und Zufriedenheit strahlend."

Sehr ergreifend! Nur war Raffael gar nicht Bramantes Neffe, P. Bembo damals weder Kardinal noch in Rom, und Raffael stand, als er die *Stanza della Segnatura* vollendet hatte, in seinem 29. Jahre.

„Diese Legenden mögen manchem armen Jungen das Leben ruiniert haben, der mit blonden Locken, viel Begeisterung, wenig Talent und geringer Arbeitskraft sich nach Rom auf den Weg machte." (H. Grimm, Das Leben Raphaels, S. 105 f.)

Über das eine Gemälde in der Stanza, die „Schule von Athen", streitet man, was es eigentlich vorstellen solle: Vasari nennt es noch die Schule der Philosophen; nach andern stellt es Paulus oder sogar Paulus und Petrus (!) zu Athen dar.

„Wenn trotzdem heute die Namengebung Passavants in Biographien Raphaels sowie in Reisehandbüchern und ähnlichen Schriften reproduziert wird, als sei niemals an ihr gezweifelt worden, so rührt dies daher, daß dem großen Publikum bestimmte Namen immer erwünscht sind [vergl. S. 17], und daß die wenigsten von denen, welche diese Arbeiten

abzufassen hatten, imstande waren, sich über die Frage ein eigenes Urteil zu bilden.“ (Grimm, a. a. O., S. 203.)

Ein Kopf des Bildes soll wieder Raffaels Bildnis sein; aber gerade an diesem Kopf

„ist soviel herumgedoktert worden, bis etwas ganz Neues daraus ward: niemand weiß, wie oft hier fremde Hände tätig waren: man scheint das Gesicht, wie Luthers Dintenklex, unaufhörlich aufgefrischt zu haben ... In der Farbe wirkt er so neu, daß er mit dem übrigen Gemälde verglichen gleichsam herausfällt.“ (Grimm, S. 273 f.)

Betreffs der Geliebten Raffaels, der „Fornarina“, ist sogar schon Passavant zweifelhaft gesinnt.

„Man hat ihr den Namen Fornarina gegeben, und dürfen wir dem Masserini Glauben beimessen, so wäre sie die Tochter eines Sodabrenners gewesen, welcher über dem Tiberfluß bei S. Cecilia wohnte. Noch zeigt man ein Häuschen mit einer schönen altertümlichen Fenstereinfassung von gebrannter Erde in der Straße S. Dorotea Nr. 20 als ihr Geburtshaus. Dazu soll ehedem ein kleiner Garten gehört haben, in den man über eine niedere Mauer hineinsehen konnte, und in welchem das liebliche Mädchen oft verweilt habe. Ihre Schönheit sei daher bald ins Gerede gekommen. .... Auch Raphael, den begeisterten Verehrer des Schönen, habe ihr Ruf hingelockt, und da er das Mädchen belauscht habe, wie sie an einem im Garten springenden Wasser die Füße gebadet, sei er von so heftiger Liebe ergriffen worden, daß er nicht eher Ruhe erlangt, bis er sie die Seine habe nennen dürfen.... — So schön nun auch diese Erzählung lauten mag, die selbst durch ein Bildchen*) unterstützt wurde, welches dem Sebastiano del Piombo (1485—1547) zugeschrieben wird, und worin Raphael dargestellt ist, wie er mit seiner Geliebten am springenden Wasser im Garten sitzt, so haben doch neuere Forschungen dargetan, daß diese Sage als eine reine Erfindung anzusehen ist, daß selbst der Name Fornarina nicht weiter hinaufreicht als in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Wir müssen uns daher mit der Angabe des Vasari begnügen, welcher mit schlichten Worten berichtet, Raphael habe ein Mädchen geliebt, welches bei ihm gewohnt, und dem er bis zum Ende seines Lebens zugetan war.“ —

In kaum einer seiner Biographien zeigt sich Vasari so oberflächlich unterrichtet, so ins Blaue urteilend und von Hörensagen erfüllt, wie in der des Antonio Allegri da

*) Als Gegenstück zu diesem Bilde der Fornarina führen wir das Bildnis an, das die Gräfin Sophia Potocka vorstellen soll, während es in Wirklichkeit ein Mädchen ist, das Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrichs des Großen, durch den Maler Tonci in Rom darstellen ließ (Vossische Zeitung, Januar 1885). Doch äußert F. Sauerhering, Bildnisse von Meisterhand (= Vademecum III, Stuttgart 1904, S. 140) keinen Zweifel.

Correggio (1494—1534). Es ist nicht nachweisbar, daß er 1517 oder 1518 vor Raffaels „heiliger Cäcilie“, damals in Bologna aufgestellt, tief ergriffen ausgerufen habe „*Anch'io sono pittore*“ (vergl. Büchmann[24], S. 474); allein er hätte mit Hinsicht auf die Eigenartigkeit seiner Kunst den Ausruf sich wohl gestatten dürfen. Ebenso ist seine Armut übertrieben worden, vielleicht in Berücksichtigung dessen, daß er für das weltberühmte Bild „Die Nacht“ (jetzt in der Dresdener Galerie) nur etwa 420 Mark heutiges Geldes erhalten hat. Schließlich soll er dann an sechzig Scudi, die er zu Parma in Kupfermünzen ausgezahlt erhalten hatte, sich auf dem Heimwege fast zu Tode geschleppt, zu kaltes Wasser getrunken haben und daran gestorben sein!

„Diese Geschichte, welche zu so vielen sentimentalen Seufzern Anlaß gegeben, hat nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit für sich; wir sehen, daß Antonio Allegri sich in seinen letzten Lebensjahren in mäßigem Wohlstand befand und, wenn er anders einen Sack mit Kupfermünzen empfing, wenigstens kaum nötig gehabt haben würde, denselben selbst zu schleppen.“ (Stern und Oppermann, Leben der Maler, Leipzig 1862.)

Die Berichte von der grausamen Behandlung Torquato Tassos (gest. 25. April 1595) sind unhistorisch.

„An jene Erzählung von einem Verhältnis des Dichters zu der Prinzessin Leonore von Ferrara, die zuerst ein gewisser Brusoni, ein anerkannt fabelhafter Autor in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in Umlauf brachte, ist nun zuvörderst gar nicht zu glauben.“ (Leop. v. Ranke, Abhandlungen und Versuche, neue Sammlung; Leipzig, 1888, S. 233.)

Tasso litt wirklich an religiösem und Verfolgungs-Wahn und wurde deshalb im Juni 1577 eingesperrt; aber mit allen möglichen Rücksichten und in schöne, große Zimmer. Das übrige, Rührende ist erfunden. Man zeigt in Ferrara jedoch noch einen Kohlenkeller im Hospital der heiligen Anna als sein Gefängnis (1579), dessen Tür sogar die Inschrift trägt: „*prigione di Tasso*“, von wo er seine Eleonore in ihrem Turm soll haben sehen können — dazu hätte er freilich durch Mauern hindurch sehen müssen. Byron soll sich in das Gefängnis haben einschließen lassen und zwei Stunden darin mit großen Schritten auf und abgegangen sein, was etwas unwahrscheinlich ist, da der Keller überhaupt nur etwa drei Schritte lang ist. Ferner ist ganz unmöglich, daß Tasso darin

sieben Jahre (Tasso verließ das Hospital am 12. Juli 1586) eingesperrt gewesen ist, „da der Aufenthalt einen robusten Arbeiter in zwei Monaten töten würde"; auch hätte er dort keine Besuche empfangen können, wie der Herzog Alfonso II. es gestattete (vergl. B. Wiese und E. Pèrcopo, Geschichte der italien. Literatur; Leipzig 1899, S. 290 und 293 f.). Eine gründliche Untersuchung darüber, was in der Goetheschen Dichtung historisch ist und was nicht, finden wir bei Kuno Fischer: „Goethes Tasso" (Heidelberg 1890).

Ähnlich ist es mit Galileo Galilei (gest. 1642): er ist nicht gefoltert worden und hat nur eine kurze Gefangenschaft durchgemacht. Er hat auch nicht nach der Abschwörung seiner „Irrlehren" mit dem Fuße stampfend gesagt: „*Eppur si muove*". Zum erstenmal erscheint diese viel besungene Redensart — deren Ursprung in folgender Stelle aus einem Briefe Castellis zu finden ist: „Die Autorität der Kirche geht nicht so weit, daß sie der Erde gebieten könnte, stille zu stehen" (vergl. Al. Riehl: Galileo Galilei, in der Internationalen Wochenschrift III, 23 vom 5. Juni 1909, S. 712) — im „*Dictionnaire historique*" (Caen 1789), aber mit der Einschränkung „*on prétend que etc.*". Auch verdient es erwähnt zu werden, daß die eigentlich ausschlaggebenden Beweise für die Wahrheit der Kopernikanischen Weltanschauung, wie sie Kepler lieferte, dem Galilei unbekannt geblieben waren (vergl. oben, S. 226 f.).

„Die besonders seit Ausbruch des bismarckischen Kulturkampfes üppig ins Kraut geschossene Galilei-Literatur kann in mehreren ihrer Erzeugnisse vom Vorwurfe einseitiger Voreingenommenheit entweder gegen oder für die Kurie schwerlich freigesprochen werden. Vergl. einerseits Ghérardi, *Il processo di Galilei riveduto* (*Rivista Europ.*, 1870); E. Wohlwill, Der Inquisitionsprozeß des G. Galilei, Berlin 1870, sowie desselben Broschüre: „Ist Galilei gefoltert worden?" (Leipzig 1877); Mor. Cantor, Die Aktenfälschung im Prozeß gegen Galilei (Gegenwart 1877, Nr. 44 f.); Scartazzini in der *Rivista Europea* (Dez. 1877) — sowie im Gegensatze dazu die katholischen Rechtfertigungsversuche von l'Epinois (1867), Pieratisi (1875), Bosen, Scheeben, Grisar usw. Vorsichtig vermittelnd und daher vorzugsweise zuverlässig schon H. Martin, *Galilée* usw. Paris 1868; sodann Dom Berti, *Copernico e le vicende del Sistema Copernicano in Italia nella secunda metà del secolo XVI e nella prima del sec. XVII* (*Roma 1875*), sowie *Il processo originale di G. G.* (*Roma 1876*); K. v. Gebler, Galilei

und die römische Kurie (2 Bände, Stuttgart 1876 f.; der erste, historisch darstellende Teil noch etwas kulturkämpferisch angeweht, der zweite: „Die Akten des Prozesses von der Vatik. Handschrift" mehr vermittelnd). Vergl. auch die aus v. Geblers Nachlaß herausgegebenen „Nachklänge; Ausgewählte Schriften" (Breslau und Leipzig 1880), worin S. 147 ff. jene Folterungshypothese bestimmt widerlegt wird. — P. Schanz, Galilei und sein Prozeß (1878); F. H. Reusch, Der Prozeß Galileis und die Jesuiten (Bonn 1879). — Das letzte Werk in jeder Hinsicht die beste und lehrreichste Darstellung des Prozesses." (Zoeckler, Gottes Zeugen im Reich der Natur, Gütersloh 1881, I, S. 361.)

In Possagno (Treviso), Antonio Canovas Geburtsort, erzählt man, er hätte als Kind eine Herde Schafe aus nassem Chausseestaub geformt, und ein vorbeifahrender Engländer hätte ihm dafür eine Handvoll Goldmünzen zugeworfen. Die Geschichte ist erlogen, schon weil die Engländer niemals so mit Geld um sich werfen. Ob der Löwe von Butter, den Canova als Küchenjunge geformt habe, besser beglaubigt ist?

A. Lumbroso, der sich außer seiner Zeitschrift „La Rivista di Roma" namentlich mit Studien über Napoleon I. beschäftigt, hat sich seit einiger Zeit auf die Ehrenrettung des Admirals Carlo Grafen Pellion di Persano, der die Niederlage von Lissa (20. Juli 1866) verschuldet haben soll, geworfen, da er durch Zufall in den Besitz neuer Urkunden kam. 1904 veröffentlichte er die Akten des Prozesses vor dem Kriegsgericht gegen Persano, hatte aber das Unglück, daß alle offiziellen Kreise und der größte Teil der Presse sein Buch tot schwiegen, weil sie daran festhalten wollten, daß Persano der Sündenbock für die Niederlage von Lissa bleibe. Der Chauvinismus findet sich eben mit dem „Verrat" eines Einzelnen eher ab als mit der für sein Land beschämenden Wahrheit. Lumbrosos neuestes Buch „La battaglia di Lissa nella storia e nella leggenda" (Rom 1910) bietet dem Historiker und dem Politiker eine reiche Fundgrube; denn es beweist klipp und klar, daß nicht Persano das Unglück von Lissa verschuldet hat, sondern der bürgerliche Marineminister Agostino Depretis. Als Persano das Oberkommando übernahm, fand er Zwiste unter seinen Unterführern und mußte feststellen, daß die Flotte für einen Krieg unvorbereitet war, zumal da die Ausbildung der Artillerie fehlte. Außerdem befanden sich die besten Schiffe im Auslande.

Persano verlangte drei Monate Frist, um diese abzuwarten und unterdessen seine Flotte instand zu setzen. Depretis aber befahl am 20. Juni die Abfahrt der Flotte nach Ancona, ja er fuhr selbst dahin und redete mit allen Admiralen einzeln, ohne einen Kriegsrat abzuhalten. Entgegen der Legende benahm sich Persano während der Schlacht wie ein Held, wurde aber von seinen Unterführern, die sich auf die Rolle der Zuschauer beschränkten, schmählich im Stich gelassen. Noch auffallender ist, daß Persano nach der Schlacht den Sieger Tegetthoff nicht im Hafen von Lissa blockierte, was leicht gewesen wäre, sondern nach Ancona zurückdampfte. Besteht doch bei manchen Historikern der Verdacht, daß 1866 von seiten Italiens nur ein Scheinkrieg geführt worden sei, da Österreich schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten die Abtretung Venetiens bewilligt haben soll gegen die Bedingung, daß in den folgenden Kämpfen die Waffenehre Österreichs gewahrt bleibe. Lumbrosos Buch verstärkt diesen Verdacht. Vielleicht bringt die von Lumbroso zu erwartende Veröffentlichung des Briefwechsels Persanos nach der Schlacht von Lissa neues Licht in dieses merkwürdige Dunkel.

Wunderlich berührt es uns, wenn wir die Mythenbildung an einem Ereignis beobachten, das uns der Zeit nach noch so nahe steht, wie der Verlust der Fahne des 2. Bataillons des 8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 bei Dijon am 23. Januar 1871. Es hieß gleich damals, die Fahne wäre unter Leichenhügeln gefunden worden, und der Sohn Giuſ. Garibaldis, Ricciotti, hätte sie deshalb, als nicht im Kampfe erobert, den deutschen Truppen zurückgeschickt; aber schon dieser letzte ritterliche Zug war unhistorisch. Genaue Auskunft über den Hergang der Sache findet man bei Baudach: „Das 8. Pommersche Infanterie-Regiment Nr. 61 seit seiner Errichtung bis Ende 1873, aus den Akten zusammengestellt“ (Berlin 1878). Der größte Teil der Fahne soll nach Algier gekommen sein; wiedergefunden wurde die Quaste der Banderole, was auch in der Kabinettsorder Kaiser Wilhelms I. vom 9. August 1871 bei der Verleihung einer neuen Fahne an das Regiment erwähnt wird, unter Anerkennung der Tatsache, daß die verlorene Fahne „weder durch einen siegreichen Feind

erobert noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden". Trotzdem gestattete sich die freie Erfindung der zu Rom und Mailand erscheinenden Zeitung: *„L'illustrazione italiana"*, in Nr. 24 vom 11. Juni 1882 zu einem Nachruf an Garibaldi (gest. 2. Juni 1882) eine Abbildung zu bringen mit der Unterschrift: *„La campagna di Francia (1870): Ricciotti presenta al padre la bandiera tolta ai Prussiani (Disegno del signor Q. Cenni)"*. Das Bild ist gar nicht schlecht — nur daß das Dargestellte nie stattgefunden hat, ist der Fehler dabei. Auch erwähnt die maßvoll gehaltene Erläuterung ehrlicherweise nichts von dem unhistorischen Auftritt.

Die Spanier und die Portugiesen

Gehen wir zu den Spaniern über, so treffen wir bei einem Wendepunkt ihrer Geschichte ein entehrtes Weib, gerade wie Lucretia und Verginia bei den Römern (S. 122). Ranke sagt darüber (Weltgeschichte V, 1, S. 209 f.):

„Nach der arabischen Tradition, welche in die allgemeine Geschichte aufgenommen ist, hat Musa in Tanger seinen Freigelassenen Tarik zurückgelassen und ihn mit der Handhabung der höchsten Gewalt beauftragt. Dieser aber soll dann mit einem mißvergnügten westgotischen Großen, dem Grafen Julian, der in Ceuta befehligte, in eine Verbindung getreten sein, die zur Invasion in Spanien führte.

Die Erzählung ist vielfach in Abrede gestellt und sogar die Existenz des Grafen in Zweifel gezogen worden. Dagegen aber hat man, ich denke nicht mit Unrecht, angeführt, daß in den arabischen Geschlechtsregistern Nachkommen Julians vorkommen: denn nicht er selbst, noch sein Sohn, aber sein Enkel ist zum Islam übergegangen. Auf der einen Seite in verschwindenden, aber auf der andern in starken Zügen tritt er hervor; und ich finde keinen hinreichenden Grund, sein historisches Dasein schlechthin zu leugnen.

In dem Berichte des Ibn Abd-el-Hakem, eines Autors, der zwar erst im neunten Jahrhundert gelebt hat, aber doch der älteste Araber ist, der Nachricht von diesem Ereignisse gibt, findet sich eine Erzählung, in der Graf Julian, den er Bilian nennt, eine große Rolle spielt. Dieser zufolge hat der arabische Freigelassene in Tanger eine Verbindung mit dem spanischen Grafen, der in Ceuta seinen Sitz hat, gesucht. In kurzem aber ändert sich das Verhältnis. Graf Julian bot den Arabern an, sie nach Spanien hinüberzuführen. Dazu soll er dadurch bewogen worden sein, daß König Roderich seine Tochter entehrt habe. Julian würde also nicht daran gedacht haben, den Arabern das Reich zu überliefern, sondern sich an dem König zu rächen. Auf ein so unsicheres Verhältnis wollten jedoch die Araber nicht eingehn. — Die Erzählung ist, Julian habe die beiden Töchter, die ihm noch lebten, den Arabern als Unterpfand seiner Treue überliefert."

Die Spanier haben aus ihrem Ruy Diaz de Vivar, gen. Cid Campeador (gest. 1099) eine Figur gemacht, wie die Engländer aus König Arthur und andere Nationen aus Roland. „Die spärlichen historischen Daten über ihn ergeben nichts, als

daß er ein zwar tapferer Ritter und ausgezeichneter Heerführer gewesen ist, aber von sehr grausamem, treulosem, ja feilem Charakter, bald dieser, bald jener Partei und öfter den Sarazenen als den Christen dienend, jedoch mit einer Chimene verheiratet", ganz wie in der Sage. (Schopenhauers Parerga II, S. 414; verweist auf Reinhart Dozys *Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne,* Leiden 1849.) —

Oft wird auf die Huldigungsformel der aragonischen Stände angespielt, die sie zum Könige sagen läßt: *„Nosotros, que cada uno por si somos tanto como os, y que juntos podemos mas que os, os hacemos nuestro Rey, contanto que guardareis nuestros fueros; si no, no."* (Wir, die wir jeder Einzelne eben so viel gelten wie Ihr, und die wir zusammen mehr sind, als Ihr, machen Euch zu unserm Könige unter der Bedingung, daß Ihr unsere Freiheiten unverletzt erhaltet; wo nicht, nicht.) Die Quelle davon ist Antonio Perez (Obras y relaciones, Köln 1676, S. 143); doch ist die Zuverlässigkeit dieser Angabe mit guten Gründen bezweifelt worden.

Als 1487 der Portugiese Bartholomeu Dias das Kap der Guten Hoffnung umschifft hatte, soll er es nach João de Barros, der die ruhmreiche Entdeckungsgeschichte der Portugiesen verewigt hat, „Cabo tormentoso" (Sturmkap) genannt haben; sein König João II. aber habe es in „Cabo de bõa Esperança" umgetauft. E. G. Ravenstein (The voyages of Diego Cão and Bartholomeu Dias 1482—88: Geographical Journal, Bd. 16, Juli/Dez. 1900, S. 625ff.) tritt dem entgegen, indem er darauf hinweist, daß Duarte Pacheco, ein Zeitgenosse des Dias, ausdrücklich den gegenwärtigen Namen auf den Entdecker selbst zurückführe, und das werde von Kolumbus bestätigt, der beim Verlesen des Berichts vor dem Könige zugegen war.

Einer ganzen Druse von Treppenwitzen der Weltgeschichte begegnen wir bei dem Genuesen Christ. Kolumbus, der unter spanischer Flagge Amerika entdeckt hat. Die bekannte Geschichte vom „Ei des Kolumbus", obwohl häufig in „historischen" Gemälden dargestellt, stammt von einer volkstümlichen spanischen Redensart, die zuerst auf den Architekten

Fil. Brunellesco (gest. 1446) und von diesem durch Benzoni auf Kolumbus übertragen worden ist (vergl. Büchmann[24], S. 479).

Königin Isabella von Kastilien soll, um die Mittel zur Ausrüstung der ersten Expedition des Kolumbus flüssig machen zu können, ihre Juwelen verpfändet haben. Diese romantische Nachricht ist widerlegt worden durch Duro: *Las Joyas de Isabel la Católica, los Naves de Cortéz y el Salto de Alvarado* (Madrid 1882).

Aus Gonz. Hern. de Oviedos *Historia natural y general de las Indias occidentales* (1535 und 1783; II, 5) rührt die durch W. Robertsons Geschichte Amerikas (London 1777) bekannt gewordene, novellenartige Erzählung her von des Kolumbus Streit mit seiner Mannschaft, die ihm schließlich am 8. Oktober 1492 noch drei Tage zur Erreichung des gesuchten Landes bewilligt haben soll. Luise Brachmann (1777—1822) machte dann die Pointe noch spitzer:

„Doch bis nur ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl."

Spräche ein Schiffskapitän so zu seinen Matrosen, würden sie ihn wohl kaum verstehen; die ganze Geschichte ist eine Erfindung. Doch berichtet Kolumbus unterm 14. Febr. 1493, also auf dem Heimwege, daß er schon auf der Hinreise viel von seinen Leuten zu leiden gehabt habe. Vergl. Alex. v. Humboldt, „Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt" (übers. v. Ideler, Berlin 1835, I, S. 212, und II, 1836, S. 115).

Es ist überhaupt ein volkstümlicher Irrtum, daß Kolumbus ausgezogen sei mit der bewußten Absicht, eine neue Welt zu entdecken, was Schiller soweit zuspitzt, daß er dichtet:

„Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor".

Kolumbus wollte vielmehr die Ostküste von Asien erreichen, von der er fälschlicherweise annahm, daß sie nur 104 Grad von der Westküste Europas entfernt sei, während der Zwischenraum in Wirklichkeit 228 Grad beträgt. Aber selbst dieser Gedanke stammt nicht von ihm, sondern von den florentinischen Astronomen Paolo Toscanelli (gest. 1482), den Konr. Haebler

deshalb „den geistigen Urheber der Entdeckung Amerikas“ nennt (Helmolts „Weltgeschichte“, Bd. I, Leipz. 1899, S. 353; dort auch ein Bildnis Toscanellis). Über die in der sogen. *„Vida del almirante“* (Venedig 1751) benutzten, verstümmelten Briefe Toscanellis vergl. Henry Harrisse, *D. Fernando Colon, Historiador de su padre* (Sevilla 1871).

Der richtige Wortlaut des wichtigen Briefes von Toscanelli an den Kanonikus Ferd. Martinez zu Lissabon vom 25. Juni 1474, der nach mehreren Jahren in des Kolumbus Hände kam und ihn zur Fahrt bestimmte, steht bei Sophus Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (Berlin 1881, S. 228f.). Das Bewunderungswürdige bei Kolumbus („kein großer Geist“: Haebler a. a. O., S. 352) ist nicht ein neuer Gedanke, sondern seine Willenskraft.

Ganz anders freilich lauten die Ergebnisse der Forschungen Henry Vignauds, der, durch drei Jahrzehnte Sekretär der Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika zu Paris, seit zehn Jahren Studien über Kolumbus veröffentlicht hat, deren Schlüsse zwar vielfach bestritten werden, aber entschieden verdienen, auch hier erwähnt zu werden. Aus dem bald erscheinenden Schlußbande seines „Lebens von Kolumbus“ brachte die Frankf. Zeitung vom 24. Febr. 1911 folgenden Auszug:

1. Kolumbus hatte ursprünglich nicht die Absicht, nach Indien zu fahren; seine Expedition hatte nur den Zweck, neue Inseln und Länder zu entdecken.

2. Er hatte, wie er glaubte, sichere Indikationen der Existenz und der Lage solcher Inseln und Länder; Anweisungen, die ihm hauptsächlich von dem unbekannten Steuermann zugekommen sind, dem ein so großer Anteil bei seiner ersten Entdeckung zugeschrieben wird.

3. Die dem Toscanelli zugeschriebenen Dokumente, die, wenn wir auf ihnen fußen wollten, zeigen würden, daß die ursprüngliche Absicht des Kolumbus war, nach Indien zu gelangen, wurden allein zu dem Zwecke produziert, um glauben zu machen, daß er eine solche Absicht hatte. Sie können nicht authentisch sein.

Die Behauptung des Kolumbus, von seinen beiden ersten Biographen überliefert und von allen modernen Autoren

akzeptiert: daß er bei seiner westlichen Fahrt nach Indien gelangen wollte, ferner die, daß die katholischen Majestäten ihm diesen Befehl gegeben haben, und daß er ihn auch auszuführen unternommen hatte, sind durch kein Dokument und durch kein Zeugnis bekräftigt, die nicht von Kolumbus selber herrühren. Vielmehr zeigen Dokumente und Zeugnisse im Gegenteil:

a) daß keine Spur davon vorhanden ist, daß Kolumbus jemals davon sprach, daß er nach Indien wollte, weder gegenüber dem König von Portugal noch gegenüber Ferdinand und Isabella,

b) daß König Ferdinand und Königin Isabella ihn weder dazu beauftragten noch glaubten, daß er solches unternehmen würde,

c) daß er vielmehr die Absicht hatte, neue Inseln und Länder zu entdecken, von deren Existenz er gewisse Kenntnisse hatte,

d) daß die Kenntnisse, die ihm die Gewißheit gaben, daß er das entdecken würde, was er finden wollte, und die ihm die Behauptung erlaubten, daß er in 700 oder 750 Leguas Entfernung Land finden würde, von Zeugnissen herrührten über neue Inseln im Westen, die er sorgfältig gesammelt und insbesondere von einem Steuermann erfahren hatte, der infolge eines Zufalls auf einer dieser Inseln gelandet war,

e) daß bei Abgang der Expedition niemals von der Fahrt nach Ostindien die Rede war, vielmehr jeder glaubte, daß es auf die Entdeckung neuer Länder ausging,

f) daß erst nach der Erreichung der Antillen, die in viel weiterer Entfernung entdeckt wurden, als in der man Land zu finden hoffte, Kolumbus sich einbildete, daß er in Indien und in der Nähe von Cathay (Nordchina) sich befinde,

g) daß er erst bei seiner Rückkehr erklärte, daß er von Indien zurückkomme, von dem niemals in diesem Zusammenhang die Rede gewesen war und daß er dann erst theoretische Gründe für diese Illusion suchte, unter deren Herrschaft er drei weitere Reisen unternahm. Diese Illusion behielt er bis zu seinem Tode,

h) daß es erst nach seiner zweiten Reise, von der er mit der Überzeugung zurückkehrte, Cuba sei ein Vorsprung von

Asien, und bei seiner dritten Reise, in der er den Kontinent entdeckte, was ihn in seinen Illusionen nur noch bestärkte, geschah, daß erst dann Kolumbus seine Theorie von der Kleinheit des Globus und der Nähe der beiden Indien vervollständigte, eine Theorie, die er 1498 zuerst aufgestellt hatte,

i) daß Behaim, der die gleichen Ideen hatte, sie 1489 wahrscheinlich, sicherlich 1491/1492 und im Juli 1493 bekannt machte, als er Hieronymus Münzer zu seinem Berichte veranlaßte,

k) daß Behaim und Kolumbus die wesentlichen Elemente ihrer kosmographischen Theorie in der „Imago mundi" und „Historia rerum" sowie in der „Relation des Marco Polo" fanden, —

l) daß die Toscanelli-Dokumente mit der ursprünglichen Bildung solcher Ideen weder bei Kolumbus noch bei Behaim zu tun haben, die beide uns über die Quellen ihrer Ansichten genau unterrichten,

m) daß die dem Toscanelli zugeschriebenen Dokumente in der Mitte des 16. Jahrhunderts nur deswegen produziert worden sind, um die Version des Kolumbus, daß seine Expedition nach Indien ging, zu bekräftigen.

Das wahre Verdienst des Kolumbus, das ihn zu einem der Größten der Menschheit stempelt, ist das, daß er aus vagen, unsicheren und zum großen Teil irrtümlichen ihm gegebenen Indikationen den rechten Schluß zog, nämlich: daß da Land gefunden werden müsse, wo Amerika liegt. So sagt Vignaud.

Wie gewöhnlich wurde dem Entdecker mit Undank gelohnt, so daß er von seiner dritten Reise nach Amerika in Ketten zurückgebracht wurde. Daß er jedoch in solchen zu Granada vor Ferdinand und Isabella erschienen sei, ist eine „romantische Ausschmückung". Ebensowenig sind sie ihm ins Grab mitgegeben worden. Seinen Gebeinen ist es übrigens wie denen eines Heiligen gegangen: sie ruhen sowohl in der Kathedrale von La Havana, als auch in der von Santo Domingo. Kolumbus hatte gewünscht, in Santo Domingo auf Haïti beigesetzt zu werden. Dorthin wurden seine sterblichen Überreste auch 1537 gebracht und in dem Dome bestattet, in dem später sein Sohn

Diego, sein Bruder Bartolomeo und seine Enkel Don Luis und Cristobal ihre Ruhestätte fanden. Als 1795 Domingo an Frankreich abgetreten wurde, führte man die vermeintlichen Überreste des großen Entdeckers nach La Havana über und setzte sie am 19. Januar 1796 feierlich im dortigen Dome bei. Aber 1877 entdeckte man im Dom von Santo Domingo beim Öffnen einer neuen Grabkammer einen zweiten mit der Inschrift versehenen Bleisarg, den man für den richtigen Sarg des Kolumbus hielt, während Ruge u. a. einen Betrug vermuteten. Derzeit ist die Asche des Entdeckers in Spanien beigesetzt.

In einem Vortrage vor dem 14. Internat. Amerikanisten-Kongreß, am 19. Aug. 1904 in Stuttgart, hat Aug. Wolkenhauer die Frage: Ist die magnetische Deklination vor Kolumbus' erster Reise unbekannt gewesen? dahin beantwortet, daß sie zu Wasser und zu Lande bereits bekannt gewesen sei, ohne freilich dafür sichere Nachrichten beibringen zu können (Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft zu München, 1904; vergl. S. 409).

Es ist unrichtig, daß Amerigo Vespucci (1451 bis 1512), der im Mai 1498 mit Hojeda nach Amerika segelte, dem neuentdeckten Kontinent absichtlich durch schlaue Ränke den Namen Amerika verschafft hätte. Vielmehr entstand diese Benennung auf Vorschlag des deutschen Kartographen und Buchhändlers M. Walzemüller oder Waldseemüller (Ilacomilus; geb. 1480), der 1507 eine — bis vor kurzem verloren geglaubte — Karte „Universalis Cosmographia secundum Ptolemaei traditionem et Americi Vespucii Aliorumque lustrationes“ (vergl. das Prachtwerk „Die älteste Karte mit dem Namen Amerika aus dem Jahre 1507 und die Carta Marina aus dem Jahre 1516 des Martin Waldseemüller [Ilacomilus]“, herausgegeben von Prof. Jos. Fischer S. J. und Prof. Fr. R. v. Wieser; Innsbruck 1903) und außerdem aus der Feder des Kanonikus Jean Basia zu Saint-Dié in Lothringen die Reisen Vespucci's unter dem Titel Cosmographiae introductio etc. aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt herausgab; die entsprechende Stelle der Introductio ist im Facsimile nachgedruckt bei Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, S. 339. Die schnelle Verbreitung des Waldseemüllerschen Vorschlags wurde dadurch gefördert, daß schon

1510 Henricus Glareanus (geb. 1488, eigentl. „Loriti"; 1512 poeta laureatus) die Karte des Ilacomilus nachgezeichnet hat (handschriftlich in Bonn und in München). Ähnlich mag es mit der von Soulsby (*Geographical Journal*, Februar 1902) erwähnten Karte stehn, die ebenfalls bereits den Namen Amerika trägt; denn daß diese, wie Soulsby will, älter sei als die von 1507, hält v. Wieser nicht für sicher. In der venetianischen Ausgabe der berühmten Geographie des Ptolemaios (1520) wiederholt sich dann die Benennung, die ursprünglich nur auf das nördliche Südamerika gemünzt war, das man sich durch eine Meeresstraße von dem zu Asien gezogenen Nordamerika getrennt dachte.

Ein boshafter Treppenwitz der Weltgeschichte behauptet: Bartolomé Las Casas (1474—1566), habe, empört über die schändliche Behandlung der Ureinwohner Amerikas durch die Spanier, zu den Minenarbeiten Neger als von Natur stärker und kräftiger empfohlen und so den ersten Anstoß zu dem abscheulichen Negersklavenhandel gegeben. Es liegt aber bei dieser Angabe eine Übertreibung vor. Erstens hatten Portugiesen schon vor ihm Negersklaven ganz im Anfange des 16. Jahrhunderts benutzt. Im Jahre 1517 hat dann auch Las Casas die Neger für fähiger zu den Minenarbeiten erklärt als die Indianer, jedoch in der edelsten Absicht: um die Indianer, deren Freiheit er leidenschaftlich vertrat, vor der drohenden Versklavung zu schützen. Vergl. Humboldt, Kritische Untersuchungen usw. (deutsch, II, S. 115) und Haebler a. a. O., S. 400.

Der Eroberer von Mexiko, Ferdinand Cortez, soll am 26. Juli 1519 an der Küste Mexikos bei der Entdeckung einer Verschwörung unter seinen Begleitern die Häupter haben ermorden und, um jede Verbindung nach außen abzuschneiden, die Schiffe heimlich verbrennen lassen. Diese Erzählung ward widerlegt durch Duro: *Las Joyas de Isabel* usw. (vergl. S. 422; auch Ruge a. a. O., S. 369, und Haebler a. a. O. S. 371). Cortez hatte in Wirklichkeit die Schiffe für seeuntüchtig erklären und mit Zustimmung der ganzen Mannschaft auf den Strand laufen lassen, damit auch die Seeleute am Feldzuge teilnehmen könnten. Eine ähnliche Erzählung von

verbrannten Schiffen steht schon bei Plutarch, „Über die Tugenden der Frauen" unter „Trojanerinnen". — 1527 nach Spanien zurückgekehrt, soll Cortez lange keine Audienz haben erwirken können und sich deshalb einmal voll Ungeduld durch die Menge an den kaiserlichen Wagen herangedrängt haben. Als Karl V. hierauf gefragt: „Wer ist der Mann?", soll ihm Cortez zugerufen haben: „Einer, der Euch mehr Königreiche verschafft, als Ihr früher Städte hattet". So Voltaire (*Essai sur les Moeurs*, Kap. 147). W. H. Prescott (*History of the Conquest of Mexico*; Boston 1843, VII, 5) bemerkt jedoch, daß er für diese unwahrscheinliche Geschichte keine andere Belegstelle gefunden habe. Richtig ist, daß Cortez vom Hofe so kühl empfangen wurde, daß jener Gedanke wohl in ihm aufgestiegen sein könnte; daß er ihn aber so unhöflich ausgesprochen haben soll, gehört zur *mise-en-scène* des Treppenwitzes.

In populären Zeitschriften wird oft erzählt, der Spanier Blasco de Garay habe dem Kaiser Karl V. im Hafen von Barcelona am 17. Juni 1543 ein durch Dampf bewegtes, mit Korn beladenes Schiff von 200 Tons (= 4000 Zentnern), genannt Trinidad, gezeigt. Der Kaiser soll die Sache günstig aufgenommen und den Erfinder belohnt haben, jedoch durch wichtige Staatsangelegenheiten davon abgezogen worden sein. Aber die Angabe stammt erst aus einem Briefe von Thomas Gonzalez, Direktor der Archive von Simancas bei Valladolid, an M. F. de Navarrete dd. 27. August 1825 (veröffentlicht in Zachs Astronomischer Korrespondenz, 1826) und ist höchst unwahrscheinlich. Woodcroft und Gust. Bergenroth*) haben später beide die Archive in Simancas untersucht und verschiedene auf de Garay bezügliche oder von ihm herrührende Urkunden gefunden; aber in keiner davon ist von Dampfkraft die Rede. Einem dritten Nachforscher (MacGregor) waren am 23. Sept. 1857 zwei Briefe gezeigt worden, welche Schiffe erwähnten mit Schaufelrädern, die von Menschen bewegt

---

*) dem übrigens der Nachweis, Johanna die Wahnsinnige, die Mutter Karls V., sei gar nicht geisteskrank gewesen, sondern lediglich aus politischen Gründen in Haft gehalten worden, nicht geglückt ist.

wurden (vergl. Lindsays *History of Merchant Shipping*; London 1876, IV, S. 10ff.). Nach dem 1905 in Kassel aufgestellten Brunnen-Denkmale Hans Everdings hat Denis Papin das erste Dampfboot konstruiert, das im Sept. 1707 auf der Fulda bei Münden von neidischen Schiffern zerstört worden sein soll: Papin hat niemals ein Dampfschiff benutzt (vergl. Feldhaus in der Unterhaltungsbeilage der Tägl. Rundschau vom 3. September 1906 und „Ruhmesblätter der Technik" 1910, S. 404).

Als die „unüberwindliche Armada" geschlagen worden war (1588; vergl. oben, S. 384), soll der Admiral Alonso Perez de Guzman Herzog von Medina-Sidonia bei seiner Rückkehr nach Madrid dem Könige Philipp II. knieend einen Ring überreicht haben mit den Worten: „Majestät, das ist alles, was ich Ihnen bringe." Ist wohl unhistorisch. Etwa 60 Schiffe der Armada waren nach Spanien zurückgekommen. Daß er diese nicht bei sich haben konnte, ist selbstverständlich; aber ihr Vorhandensein macht die erwähnte Redensart zum Unsinn. Auch die Antwort des Königs: „Stehen Sie auf! Ich habe Sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt", erscheint verdächtig. Vergl. im übrigen die von der üblichen Verurteilung stark abweichende Charakteristik Philipps II. in Rud. Beers „Spanischer Literaturgeschichte" (Leipzig, Goeschen, 1903) und Camille Pitollets Aufsatz „Un grand méconnu" im „Siècle" vom 8. Jan. 1907.

Um die Macht des Inquisitionsgerichts in Spanien zu illustrieren, erzählt man, es hätte den König Philipp III. (1598—1621), weil er bei einem Auto de fé Mitleid zu Gunsten eines der Opfer gezeigt, zu einer Buße verurteilt: sich zur Ader zu lassen und das Blut ins Feuer zu gießen. Diese Erzählung ist unwahr. Philipp III. hat nie Mitleid bei einem Auto de fé gezeigt; war er doch von Kindheit an daran gewöhnt (vergl. S. 223). Sonst hätte die Inquisition das Stückchen wohl fertig bekommen; denn sie hat mehrmals Kerkermeister zur Geißel und zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurteilen lassen, weil sie Anwandlungen von Mitleid für die Gefangenen gezeigt hatten. Vergl. Juan Llorente, Geschichte der Inquisition (deutsch von Höck, Gmünd 1821/22); seine Angabe von 32000 Opfern

in Summa dürfte etwas übertrieben sein. An Protestanten sind in Spanien zwischen 1540 und 1599 etwa 220 verbrannt worden. Die Protokolle der frommen Brüderschaft des San Giovanni decollato zu Rom, die in Rom die Verurteilten zur Richtstätte zu begleiten pflegte, weisen „nur" ungefähr 100 innerhalb eines Jahrhunderts auf (vergl. Dom Orano, *Liberi pensatori bruciati in Roma dal XVI al XVIII secolo*, Rom 1904); darunter befinden sich z. B. Pietro Carnesecchi (1567), Gabriel Henriquez (1583), Jacopo Paleologo (1584) und namentlich Giordano Bruno (1600). Anderseits gibt der Jesuit Mariana allein für 14 Jahre inquisitorischer Tätigkeit Torquemadas 2000 lebendig Verbrannte an; und zweitens hat man für Llorentes Ziffer zu berücksichtigen, daß die Inquisition gleichzeitig auch in den spanischen Nebenländern gewütet hat. Übrigens muß man sich stets vor Augen halten, daß die katholische Kirche keins jener Opfer direkt auf dem Gewissen hat: sie sorgte nur liebevoll dafür, daß die geistlichen Urteile durch den weltlichen Arm ausgeführt wurden; vergl. Ernst Schäfers „Beiträge zur Geschichte des spanischen Protestantismus und der Inquisition im 16. Jahrhundert" (3 Bde., Gütersloh 1902).

Als am 21. Oktober 1639 der holländische Admiral Tromp die spanische Flotte bei Duins an der englischen Küste im eigentlichen Sinne des Wortes vollständig vernichtet hatte, wurde das heute noch in spanischen Schulbüchern zu findende Gerücht verbreitet, der Admiral Antonio de Oquendo habe mit 21 Schiffen einen glänzenden Sieg über 114 holländische Schiffe davongetragen und Admiral Tromp sei auf Befehl der Generalstaaten im Haag öffentlich enthauptet worden; ja, seine Vaterstadt San Sebastian hat ihrem berühmtesten Sohne, dem Admiral Oquendo, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Denkmal gesetzt, dessen Inschrift ihn als den „Unüberwindlichen" feiert.

Einen überaus folgenschweren Treppenwitz der Weltgeschichte stellt der Untergang des nordamerikanischen Schlachtschiffes „Maine" am Abend des 15. Februars 1898 vor La Havana deshalb dar, weil er, fälschlich auf eine spanische Untersee-Mine zurückgeführt, die mittelbare Veran-

lassung zur Kriegserklärung Spaniens an die Vereinigten Staaten ward; dabei sollte Spanien schließlich Cuba, Portorico und die Philippinen einbüßen. Unter dem Titel „Das Geheimnis von Havanna“ hat die „Kölnische Zeitung“ vom 21. Juni 1911 einen so fesselnden Bericht über das tragische Ereignis gebracht, daß wir nicht umhin können, daraus das Wesentliche hier wiederzugeben.

Geheimnisvoll wie der Untergang der Maine war schon ihr Erscheinen im Hafen von Havanna. Ein amerikanischer Berichterstatter, der die Nacht miterlebt hat, erzählte kürzlich (Mai 1911) in einer Wochenschrift, daß die Maine in jener gewitterschwülen Zeit, wo die Beziehungen zwischen Spanien und Amerika dem Abbruch nahe waren, durch ein falsch verstandenes Kabelgramm nach Kuba gesandt wurde. Danach hatte der Vertreter eines New Yorker Blattes in Havanna, John R. Caldwell, im Januar 1898 sich nach einem Revolver umsehen müssen, weil die Sicherheit der Ausländer, besonders der Amerikaner, nachgerade bedroht erschien. Der Revolver wurde durch einen Reisenden, dem er durch den Vertreter des Blattes in Tampa anvertraut worden war, eingeschmuggelt, leider ohne Patronen. Caldwell telegraphierte deshalb an sein Blatt: „Camera received, but no plates; send by next boat.“ In New York wurde das Telegramm infolge eines sonderbaren Lesefehlers als eine Chifferdepesche betrachtet und ihre Übersetzung mit dem Schlüssel besagte, daß ein Angriff auf das Leben des amerikanischen Generalkonsuls in Havanna, Generals Lee, gemacht worden sei. Das Blatt sandte diese Meldung sofort nach Washington, wo sie ankam, als das Kabelbureau in Havanna schon geschlossen hatte. Am nächsten Morgen (24. Januar) empfing Caldwell von seinem Blatte folgende Chifferdepesche: „Send story and pictures ordered on food-supplies; we want it for main sheet.“ Der Schlüssel ergab, daß ein amerikanisches Kriegsschiff auf dem Wege nach Havanna sei, und aus dem zweiten Satze ging hervor, daß es die „Maine“ war. Beim Frühstücke unterrichtete Caldwell den Generalkonsul von der Sendung der „Maine“; Lee verhielt sich aber höchst ungläubig und erwiderte, man würde ein Kriegsschiff nur dann schicken, wenn er ein solches verlange. Einige Minuten später erhielt er selbst eine Kabelmeldung, die ihn von dem Abgang der „Maine“ unterrichtete!

Diese beiden Angaben Caldwells waren den Nordamerikanern ebenso unbequem, wie ein im Juni 1911 in der „North American Review“ abgedrucktes Gutachten, das Konteradmiral a. D. G. W. Melville am 29. Januar 1902 in einem Briefe an den damaligen Sprecher des Repräsentantenhauses, Thomas Reed, niedergelegt hatte. Reed war einer der besonnenen Leute, die sich standhaft weigerten, den Kongreß auf den Präsidenten McKinley sozusagen loszulassen, um ihn zu dem bewaffneten Einschreiten auf Kuba zu zwingen, da er überzeugt war, daß die Berichte über die Zustände auf der Insel übertrieben seien und daß Spanien selbst alles versuchen werde, um etwaige Mißstände abzustellen. Als dann das Unglück mit dem

Kriegsschiff dazwischen kam, mußte er notgedrungen die Dinge laufen lassen, wie sie liefen; aber er widersetzte sich beharrlich der Annahme, daß Spanien die wahnwitzige Tat begangen haben könnte, die „Maine" in die Luft zu sprengen, und forderte im Namen der Gerechtigkeit eine Untersuchung der Ursachen des folgenschweren Unfalls. Zu diesem Behufe wandte er sich u. a. auch an den Admiral Melville, der damals Chefingenieur der Marine war, und bat ihn um die Äußerung seiner Ansicht über den Untergang des Schiffes. Melville antwortete in einem ausführlichen Briefe. Sein Schlußurteil faßte er, wie folgt, zusammen: „Je länger ich die Frage studiere und überlege, um so mehr bin ich überzeugt, daß die Zerstörung der Maine auf eine innere Explosion zurückzuführen ist."

Der Untersuchungsausschuß allerdings, der damals tätig gewesen war, hatte sich zu dem entgegengesetzten Urteil bestimmen lassen, daß nur eine äußere Veranlassung vorgelegen haben könne, daß die Maine zerstört wurde durch eine spanische Unterseemine. Dieses fachmännische Gutachten kam der ohnehin erhitzten öffentlichen Meinung sehr gelegen. Die Presse schürte den gefährlichen Brand in unverantwortlicher Weise, und die Regierung behandelte schließlich Spanien in einer Weise, daß dieses am 23. April den Krieg erklären mußte.

Seitdem waren dreizehn Jahre vergangen, und die Stimmung von damals hat sich bedeutend abgekühlt. Aber immer noch ragte der Mast des unglücklichen Schiffes wie ein rätselhaftes Fragezeichen und wie ein stummer Vorwurf aus den Hafengewässern des inzwischen unabhängig gewordenen Inselreichs. Wiederholt war dem Kongreß und der Regierung der Vereinigten Staaten nahe gelegt worden, das Wrack zu heben, nicht nur um das Verkehrshindernis zu beseitigen, sondern auch um die Wahrheit an den Tag zu bringen und den 63 Seesoldaten, die man dort begraben wähnt, einen würdigern Ruheplatz zu sichern. Aber Kongreß und Regierung blieben taub, bis endlich Präsident Roosevelt in einer Botschaft vom 27. Januar 1909 den Kongreß ermahnte, die nötigen Mittel zu bewilligen. Im Dezember 1909 brachte dann der Abgeordnete Loud von Michigan einen Gesetzentwurf ein, der ohne viel Widerstand angenommen und vom Präsidenten Taft am 9. Mai 1910 unterzeichnet wurde; er warf die Summe von 1200000 M. aus zu dem Zweck, die „Maine" zu heben.

Anfang Juli 1911 war die Untersuchung mit Erfolg zu Ende geführt. Die „Kölnische Zeitung" vom 8. Juli meldete folgendes: General Bixby, der Vorsteher des nordamerikanischen Genie-Korps, der damit beschäftigt war, das Kriegsschiff „Maine" zu heben, ist nach Washington zurückgekehrt und hat erklärt, daß die Maine infolge einer Explosion in den drei Munitionskammern untergegangen sei. Die Wirkungen der Explosion konnten nicht durch eine Explosion von der Außenseite, also, wie behauptet wurde, durch die Spanier hervorgerufen

werden. General Bixby sagt, daß ein Teil des Decks über den Munitionskammern nach außen geschleudert wurde, wo es umgedreht liegen blieb. Auch viele andere Umstände sprechen dafür, daß eine Explosion im Innern des Schiffes stattgefunden hat. Wodurch sie hervorgerufen wurde, wird wohl niemals bekannt werden. Damit ist ein gut Stück amerikanischer Dollarpolitik zutage gekommen, und aus dem Kriegsgeschrei des Jahres 1898: Remember the Maine! ist der Bußpsalm geworden, der nie vergessen werden sollte: Remember the Maine!

Die Schweden

Über König Gustav II. Adolf siehe S. 232. 237—242. Betreffs des Königs Karl XII. hat Christian Sarauw in seinem Werke „Die Feldzüge Karls XII." (Leipzig 1881) mehrere hübsche Pointen in das Reich der Fabel verwiesen. Bei der Landung der Schweden zu Humlebäk bei Kopenhagen (4. August 1700; die hübsche Wendung, daß damals „etwas faul im Staate Dänemarks" war [Shakespeare, Hamlet I, 4], läßt sich seit der überzeugenden Übersetzung Branscheids [Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins 1904, VI]: Etwas ist faul im Zustande des Dänenprinzen [Hamlet], leider nicht mehr benutzen) soll Karl zuerst aus dem Boot ins Wasser gesprungen und dann samt seiner Begleitung ans Land gegangen sein. Das sonst bei solchen Gelegenheiten übliche Stolpern mit dem Ausrufe: „Ich halte dich fest"*) fehlt diesmal. In dem ausführlichen Bericht des bei der Landung anwesenden schwedischen Generalquartiermeisters Stuart steht aber nur, daß der König die Leute anfeuerte und jeder Unordnung, die er sah, abzuhelfen wußte, daß er „stets unter den ersten sein wollte". Aus diesem Ausdruck mag wohl die Sage entstanden sein. In Wirklichkeit befand sich der König bei dem Truppenteile, der zuletzt landen sollte und auch wirklich zuletzt gelandet ist (Sarauw, S. 45).

---

*) Julius Caesar sagte, als er bei der Landung in Adrumetum strauchelte (Sueton Caesar, 59): Teneo te, Africa. Als Wilhelm der Eroberer am 28. Sept. 1066 bei Pevensey in England ans Ufer stieß und seine Hand sich dabei mit Erde füllte, bemerkte einer seiner Ritter zu ihm: Nun, Herr Herzog, Du hast den Boden Englands fest in Deiner Hand und wirst aus einem Herzog bald König werden, worüber der Herzog in lustiger Weise lachte (Holinsheds *Chronicles of England, Scotland and Ireland*, Neudruck London 1807, I, 760). Auch von Eduard III. von England wird ähnliches erzählt.

Voltaire in seinem *Charles douze* hat natürlich die romantische Lesart, eingeleitet durch eine bühnengerechte Unterhaltung zwischen Karl und dem französischen Gesandten.

L. Häusser bemerkt in seiner Geschichte der französischen Revolution (Berlin 1867, S. 34): „So lesen sich die Schlachten Karls XII. ausgezeichnet; aber es ist kein Wort wahr daran". Denn es ist z. B. nur eine gewissermaßen „dezimale" Sage, daß Karl bei Narwa mit 8000 Schweden 80 000 Russen schlug (Voltaire legt sogar dem Könige beide Zahlen vor der Schlacht in den Mund!). In Wahrheit waren es nur etwa 29 000 Russen, und diese waren ungeübt und schlecht verpflegt, während ihr Feldherr, der niederländische Herzog von Croy, erst am Tage vorher den Oberbefehl übernommen hatte; „russischerseits war von einem regelmäßigen Kampf keine Rede und von Führung keine Spur vorhanden". Auch blieb den Schweden in ihrer Stellung keine Wahl, als zu siegen oder unterzugehen (Sarauw, S. 50 u. 59).

Nachher wurde es ja von Jahr zu Jahr deutlicher, daß von einem Sinn und Plan in der Kriegführung Karls XII. keine Rede sein kann. Hatte er anfangs für die Verteidigung Schwedens gekämpft, so setzte er später den Krieg — fast darf man sagen: aus kindischem Trotze — fort, weil er ihm zum Sport geworden war. Gewiß ist Karl unerschrocken und soldatisch, persönlich anspruchslos, sittenrein und kirchlich fromm (ein strenger Lutheraner) gewesen; aber als Feldherr hat er sehr mäßige Fähigkeiten, als Staatsmann gar keine gezeigt: da war er lediglich despotischer Autokrat. Das geht aus den von Ernst Carlson gesammelten und 1893 herausgegebenen „Eigenhändigen Briefen König Karls XII." (deutsch von F. Mevius, Berlin 1894) zur Genüge hervor. Man wird ihm wohl am ehesten gerecht, wenn man ihn vom pathologischen Standpunkt aus beurteilt. Man machte ihn fälschlicherweise zum Weiberfeind, weil er es unter seiner Würde hielt, mit der ausrangierten Geliebten seines Gegners Friedrich August II. (I.) von Sachsen-Polen, der Gräfin Aurora von Königsmark (geb. 8. Mai 1662), über Staatsgeschäfte zu verhandeln — und zwar seltsamerweise über den ersten Vorschlag zu einer Teilung Polens, der demnach von einem polnischen König

ausgegangen wäre (falls nicht, wie Graf A. Lewenhaupt in der *„Svensk Historisk Tidskrift“* von 1898 behauptet hat, das ganze Zusammentreffen Auroras mit Karl zu den Legenden zu verweisen ist).

Schließlich wird über Karls XII. Tod (11. Dezember 1718) bei der Belagerung von Frederiksten in Norwegen eine ähnliche Geschichte gemunkelt, wie über Gustav II. Adolfs Tod bei Lützen (S. 240): sein französischer General-Adjutant Siquier, der allerdings zur Zeit in seiner Nähe gewesen war, soll der Mörder gewesen sein; in der Hitze des Fiebers hat er sich einige Tage nach dem Ereignis als solchen angegeben, ohne daß jemand Notiz davon genommen hätte. Im Theatrum Europaeum, Band XXI (1716—1718) wird das Gerücht nicht erwähnt, obwohl der Tod des Königs mit Beifügung einer Abbildung erzählt wird. Eine 1859 vorgenommene Untersuchung der Leiche hat die Grundlosigkeit der Verleumdung bestätigt. Sie ist aber lange geglaubt, auch noch von Lundblad in seiner 1835 erschienenen Biographie des Königs verteidigt worden (Sarauw, S. 380 f.). Voltaire erzählt, Siquier habe ihm gegenüber seine Schuld geleugnet und sei arm in Frankreich gestorben. Er berichtet ferner, daß der Ingenieur-Oberst Maigret beim Anblick der Leiche des Königs ausgerufen habe: *„Voilà la pièce finie, allons souper.“* Das klingt sehr unwahrscheinlich, auch wenn Maigret ein „wunderlicher und gleichgültiger“ Mensch gewesen ist. Aber der Tod eines Mannes, der soviel Aufsehen erregt hatte wie Karl XII., mußte eben etwas theatralisch herausgeputzt werden.

Die Polen, die Russen und die Osmanen

Der Kosakenhetman Iwan St. Mazeppa, dessen Unzuverlässigkeit ein Hauptgrund zu Karls XII. Mißerfolg bei dessen Vorgehen gegen Rußland war (er brachte im Okt. 1708 kaum 7000 Mann zusammen), soll 1663 als 23 jähriger Jüngling in Warschau von einem eifersüchtigen Gatten nackend auf ein Pferd gebunden und so in den Wald getrieben worden sein — wie die Ermordung Riccios (S. 381) ein unvermeidliches Kunstausstellungsbild. In Wirklichkeit ist das Pferd mit ihm nur einige hundert Schritte von dem Hause des beleidigten Gatten bis zu Mazeppas eigenem gelaufen (Fournier, S. 308). Victor Hugo singt jedoch darüber:

Enfin, après trois jours d'une course insensée,
Après avoir franchis fleuves à l'eau glacée,
Steppes, forêts, déserts,
Le cheval tombe aux cris de mille oiseaux de proie
Et son ongle de fer sur la pierre qu'il broie,
Eteint ses quatre éclairs. —

Als (im Winter!) 1700 der brandenburgische Gesandte, Baron von Printzen, dem Zaren Peter dem Großen seine Beglaubigung überreichen wollte, ließ ihn dieser, so wird erzählt, zu sich auf ein Schiff (Peters Schiffsbautätigkeit*) in Rußland begann erst 1704!) klettern und nahm dort die Urkunde in wenig steifer Weise in Empfang. Auch wurde der

*) Über Peters des Großen Lehr- und Wanderjahre sind gleichfalls viele Anekdoten im Schwunge. Eine der liebenswürdigsten behandelt seinen Aufenthalt in der niederländischen Stadt Saandam (nicht Saardam) am Y; die Hauptschuld an den hierauf sich beziehenden Geschichten trägt natürlich Alb. Lortzings reizende Spieloper ‚Zar und Zimmermann' (1838). Der ganze Aufenthalt in Saandam hat bloß sieben Tage, vom 17. bis 25. August 1697, betragen; trotzdem war er, weil sich ‚Peter Michailow, der Zimmerbaas'

Gesandte in die Hauptstadt zu einem Schmause eingeladen, bei dem der Zar zwanzig Strelitzen mit allerhöchst eigener Hand geköpft haben soll, zwischenhinein immer einen Schnaps trinkend. Als Quelle wird König Friedrich II. angeführt; doch scheint die Angabe in dessen Werken nicht auffindbar zu sein: kein Wunder. Vergl. K. Waliszewski, Peter der Große (deutsch von Wilh. Bolin, Berlin 1899, I, S. 151).

Über den Brief Peters vom Pruth (Juli 1711) heißt es bei A. Brückner, „Der Zarewitsch Alexei" (Heidelberg 1880, S. 117):

„Unzähligemale ist die Geschichte erzählt worden, wie Peter am Pruth, von einer weitaus überlegenen Streitmacht belagert, sich verloren gegeben und an den Senat geschrieben habe: die Senatoren sollten, wenn sie von seinem Tode hören würden, unter ihnen selbst den Würdigsten [genauer: „einen Würdigern"] zum Nachfolger wählen. — Hätte Peter in der Tat so geschrieben, so würde daraus zu schließen sein, daß er schon damals Alexei als der Thronfolge durchaus unwürdig angesehen habe. Schwieg er in seinem an die oberste Regierungsbehörde gerichteten Abschiedsworte von seinem Sohne, stellte er sich, als gebe es im Jahre 1711 gar keinen legitimen Nachfolger, so ist damit Peters Stellung zu Alexei schon damals, also noch vor des Zarewitsch Verheiratung ausreichend charakterisiert, so kann Alexei schon 1711 als formell entthront bezeichnet werden. — Indessen ist die Geschichte von diesem angeblich heroischen Schreiben Peters an den Senat in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Gerade in derselben Zeit, als Peter den Feldzug an den Pruth unternahm, während dessen jene einer Ausschließung Alexeis vom Throne gleichkommende Äußerung getan worden sein sollte, zeigte die eifrig durch Peter betriebene Verhandlung in betreff der Verheiratung Alexeis mit einer deutschen Prinzessin, daß er nicht an eine formelle Ausschließung Alexeis vom Throne dachte. — Der erste, welcher die Wahrheit dieser Erzählung in Zweifel zog, war Ustrjalow (in dem von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Kalender auf das Jahr 1859). Neuerdings hat Witberg im III. Bande der Zeitschrift „Das alte und neue Rußland" (1875) alle Argumente gegen die Tatsächlichkeit dieser Erzählung mit kritischer Schärfe zusammengestellt und u. a. darauf hingewiesen, daß Alexei weder in Wien während seiner Flucht, noch bei dem

---

in seiner leidenschaftlich auffahrenden Art nicht zur neugierigen Gassenjugend zu stellen vermochte, unliebsam genug verlaufen. Bei aller Kürze hatte jedoch Peter Zeit gefunden, sich eine wohlgenährte Wirtshausmagd zuzulegen — „pour faire l'amour les jours de repos à l'exemple d'Hercule", wie ein Zeitgenosse an Leibniz schreibt; ein (20 Jahre später gemaltes) Bildnis des Vlaemen J. J. Horemans, das einen Schiffer in roter Jacke mit einer derben Schönen am Arme darstellt (Palais Montplaisir, Peterhof) soll jene „seligen" Tage verewigen.

Prozeß im Jahre 1718 auch nur mit einem Worte eines solchen sein Thronrecht beseitigenden Schreibens Peters aus dem Jahre 1711 erwähnt hat, sowie darauf, daß Peter doch unmöglich durch bloßes Stillschweigen in betreff Alexeis ohne formelle Entsagung des letzteren seinen Sohn zu beseitigen hoffen konnte."

Die Anekdote hat sich vielleicht aus den Schlußworten des (vom 22. Okt. 1715 vordatierten) Ultimatums entwickelt, das Peter am Begräbnistage seiner Schwiegertochter (8. Nov.) seinem Sohn überreichte (Brückner, S. 132): „Besser ein fremder Tüchtiger als ein eigener Unbrauchbarer". Vergl. auch Waliszewski, a. a. O. II, S. 51 f. In diesem zweibändigen Werke sind überhaupt noch viele andere Anekdoten über den großen Peter auf ihren wahren Grund oder Ungrund zurückgeführt.

Über die am 28. August 1694 geborene Gemahlin des Zarewitsch Alexei (geb. 19. Februar 1690), Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, wird eine romanhafte Geschichte erzählt. Nach ihrer am 25. Okt. 1711 zu Torgau erfolgten Vermählung reiste sie mit ihrem Gatten nach Rußland, der sie aber seit 1714 zu Gunsten einer finnischen Magd, namens Affrosinja (Euphrosyne) gänzlich vernachlässigte und sich arge Roheiten gegen sie zu schulden kommen ließ. Doch sind es arge Übertreibungen, wenn erzählt wird, der Zarewitsch habe seine Gemahlin vergiften wollen und sie sich nur durch Gegengift gerettet, sowie, er habe ihr einmal im letzten Monat ihrer Schwangerschaft einen so wütenden Fußtritt gegeben, daß sie ohnmächtig und im Blute schwimmend zu Boden gesunken sei. Der Zar sei verreist gewesen und der Zarewitsch unmittelbar darauf abgereist. In Gegenwart der Gräfin Aurora von Königsmark — es ist unwahrscheinlich, daß diese damals in Rußland gewesen — sei die Prinzessin von einem toten Kind entbunden worden. Die Gräfin habe die Prinzessin beredet, sich allen weiteren Leiden und Gefahren durch das abenteuerliche Mittel eines Scheintodes zu entziehen, und dem Zarewitsch geschrieben, sowohl Frau als auch Kind seien tot. Der Zarewitsch habe angeordnet, sie sofort und ohne Feierlichkeit zu beerdigen. Nachdem die Prinzessin sich erholt, hätte die Königsmark ihr Geld und einige Edelsteine verschafft, und sie

sei mit einem alten Bedienten, der für ihren Vater galt, nach Paris und von da weiter nach Louisiana gereist. Hier bemerkte sie ein Offizier, namens d'Auban, der in Rußland gewesen war, und näherte sich ihr, wohnte auch zuletzt mit dem angeblichen Vater zusammen. Als die Nachricht von Alexeis Tode (gest. 7. Juli 1718) zu ihnen gelangte, war d'Auban bereit, sie nach Rußland zurück zu geleiten; aber sie lehnte ab. Nach dem Tode des alten Bedienten heirateten sie sich und hatten eine Tochter, welche die Mutter selbst stillte und später Französisch und Deutsch lehrte. Zehn Jahre später begaben sie sich nach Paris, wo d'Auban mit Erfolg einen Arzt befragte; hier hätte der Marschall Moritz von Sachsen, der Sohn der Aurora von Königsmark, die Prinzessin mit ihrer Tochter auf einer Bank in den Tuilerien-Gärten sitzend getroffen, deutsch sprechen hören und die Prinzessin erkannt.

„Die früheste Spur dieser abenteuerlichen Erzählung findet sich in dem zu Amsterdam 1777 erschienenen Werke *„Nouveaux voyages dans l'Amérique septentrionale“* von Bossu. — Der Stoff war zu romantisch, als daß die Belletristik sich desselben nicht hätte bemächtigen sollen. — Im Jahre 1804 erschien Zschokkes Novelle „Die Prinzessin von Wolfenbüttel“, in welcher die Sage sehr geschickt ausgesponnen wird. In unzähligen Auflagen und in einer großen Anzahl von Übersetzungen (französisch, dänisch, spanisch, holländisch usw.) wurde dieser Stoff dem Publikum immer wieder dargeboten. Auch dramatisch ist derselbe verwertet worden; in dem *„Théâtre des Variétés“* zu Paris wurde am 16. August 1836 zum ersten Male ein Stück gegeben: *„Madame Péterhoff“*, *Vaudeville anecdote en un acte*, welches die Fabel von der rätselhaften Flucht der Prinzessin ins Ausland zum Gegenstande hat.“ (Alex. Brückner, a. a. O., S. 9.)

Die erste zuverlässige Schrift über die Prinzessin Charlotte war die von W. Guerrier anonym veröffentlichte: „Die Kronprinzessin Charlotte, nach ihren ungedruckten Berichten 1707—15“ (Bonn 1875).

Auch das Testament Peters des Großen ist eine Erfindung, doch nicht (wie — nach G. Berkholz, Das Testament Peters des Großen, eine Erfindung Napoleons I.; St. Petersburg 1877 — häufig angegeben wird) eine Napoleons I.*); denn es wird schon in Louis Dutens Memoiren, also zu

*) Waliszewski (a. a. O. II, S. 255) behauptet ausdrücklich, eine aus der Zeit des Krimkriegs stammende Abschrift jener ‚Urkunde‘ liege tatsächlich im französischen Staatsarchive.

Voltaires Zeit, und als Fälschung im Auftrage Katharinas II. hingestellt. Ferner wird es als „Projekt" erwähnt in einem Werke von M[onsieur] L[esur] *„De la politique et des progrès de la puissance russe, depuis son origine jusqu'au commencement du XIVe siècle* (Paris 1811, S. 176—179), jedoch nicht im Originaltext, sondern nur unter der Einführung *„on assure qu'il existe etc."* als *„Résumé"* in 14 Artikeln. Von diesen sind die 12 ersten eine gelungene Skizzierung der von Rußland 1725—1811 befolgten Politik, als bloße „vaticinia post eventum". Artikel 13 und 14 fordern dann die Eroberung ganz Europas, jedoch in Ausdrücken, wie sie Peter der Große schwerlich gebraucht hätte; z. B. wird von den „asiatischen Horden" gesprochen, wo das russische Heer gemeint ist. — Zum zweiten Male erscheint das Testament, hier wirklich als solches bezeichnet, 1836 in den von dem französischen Romantiker Fréd. Gaillardet, einem Mitarbeiter des ältern Dumas, gefälschten *„Mémoires"* des famosen *Chevalier d'Éon* (vergl. oben, S. 334). D'Eon war französischer Gesandtschaftssekretär in Petersburg zur Zeit der Kaiserin Elisabeth. Nach Gaillardet soll es ihm gelungen sein, eine genaue Abschrift des Testaments zu erhalten, die er 1757 dem König Ludwig XV. überreichte. Das Testament hat bei Gaillardet eine offizielle Form, eine Einleitung und dann dieselben 14 Artikel wie bei Lesur, „nur mit ein bißchen andern Worten" (Artikel 13 und 14 fast unverändert). — Dann fand das Testament Aufnahme in das Werk des Polen Leonard Chodzka *„La Pologne historique, littéraire, monumentale et illustrée"* (1839 ff.). Von da nahm es J. Corréard in die Randbemerkungen zu seiner 1854 veröffentlichten *„Carte des aggrandissements de la Russie depuis Pierre Ier jusqu'à nos jours"*. Peter hat — so viel steht also fest — weder von dem unter seinem Namen gehenden Text eine Zeile geschrieben noch überhaupt ein Testament hinterlassen (Waliszewski, a. a. O. II, S. 253—255).

In einer Audienz, die der englische Gesandte Fitzherbert am 2. November 1876 in Yalta bei Kaiser Alexander II. hatte, erklärte dieser, das Testament Peters des Großen und die weitausschauenden Pläne der Kaiserin Katharina II. wären „Illusionen und Phantome". Auf einer Reise der Kaiserin

Katharina II. durch die Krim (Januar — Juli 1787) sollen nämlich an allen Stationen ihres Weges — nach Andern: lediglich auf dem Südtore der durch Gregor A. Potemkin rasch aufgebauten Stadt Cherson (Mai 1787) — die Worte eingeschrieben gewesen sein: „Weg nach Byzanz", was noch jetzt oft als Motto des russischen Ehrgeizes erwähnt wird. Die Anekdote beruht aber auf einem Mißverständnis des britischen Gesandten (Fournier, S. 394).

Über die sprichwörtlich gewordenen „Potemkinschen Dörfer" auf dieser Reise hat P. Goldschmidt im April 1894 einen Vortrag in der „Berliner historischen Gesellschaft" gehalten (Vossische Zeitung vom 2. Mai 1894). Unter den Gästen der Kaiserin, die über die Reise berichtet haben, befanden sich u. a. der französische Gesandte Graf L. Ph. Ségur, Fürst K. J. Ligne und Prinz Karl von Nassau-Siegen; hinzu treten die seitdem durch A. Brückner veröffentlichten eigenen Briefe der Kaiserin.

„In allen diesen Briefen ist von gemalten Dörfern und sonstigen großartigen Täuschungen nicht die Rede; wohl aber erfuhr man schon während der Reise, daß solche Gerüchte in Petersburg erzählt wurden von Leuten, die, wie Ligne meint, sich darüber ärgerten, daß sie nicht mitgenommen waren. In die wissenschaftliche Welt ist dieser Klatsch eingeführt worden durch die von dem sächsischen Residenten Essen in Petersburg verfaßte Lebensbeschreibung Potemkins. Dieses Werk und die ebenso haltlosen Gesandtschaftsberichte Essens sind von vielen Schriftstellern als zuverlässige Quellen angesehen worden." —

Thaddäus Kosciuszko soll in der Schlacht bei Maciejowice am 10. Oktober 1794 verwundet vom Pferde sinkend die Worte ausgerufen haben: „Finis Poloniae!". Auch dies ist eine Erfindung (vergl. Büchmann[24], S. 510). — Ein Seitenstück dazu sind die „letzten Worte" des sich am 19. Okt. 1813 zu Leipzig in die Elster stürzenden Fürsten Jos. Ant. Poniatowski: *„Dieu m'a confié l'honneur des Polonais: je ne le remettrai qu'à Dieu"*. Der Gedanke ist etwas verworren, und der Gewährsmann derselbe Soldat, der den nie getanen Ausspruch des Generals Cambronne (S. 354) zweimal gehört haben will. —

„Man könne eher die Blätter im Wald als die Köpfe im feindlichen Heere zählen", so berichtete der von Osman Pascha zu einer Erkundung vorgeschickte türkische Offizier über

die russischen Streitkräfte — und doch verfügte General Hans v. Diebitsch beim Balkanübergang nur über 25000 Mann (v. Moltke, Geschichte des russisch-türkischen Feldzugs 1828/29).

Für die Donaufürstentümer war der Traum einer selbständigen Regelung ihrer innern Verfassungsverhältnisse (1848) nur von kurzer Dauer gewesen. Die Pforte dachte nicht daran, ihre Oberherrlichkeitsansprüche aufzugeben, und die vorläufige Regierung verfügte über eine viel zu geringe Macht, als daß sie an einen ernsten Widerstand hätte denken können. Sie hatte auch bereits ihre von der Bevölkerung empfangenen Vollmachten in die Hände einer fürstlichen Statthalterschaft niedergelegt, und der Aufstand war eigentlich schon beendigt, als Omer Pascha am 13./25. September an der Spitze von 8000 Mann vor Bukarest erschien, um unter Einsetzung eines neuen türkischen Zivilkommissars die Hauptstadt der Walachei bis zur Neuregelung der Regierungs- und Verfassungsverhältnisse des Fürstentums militärisch zu besetzen. Die aus 400 Infanteristen und 200 Feuerwehrleuten bestehende Garnison Bukarest hatte auch Befehl erhalten, den Türken bei Übergabe der Kaserne am Dealu Spirei Ehrenbezeugungen zu erweisen. Aber als die auf dem Marsch in die Kaserne befindliche, militärisch eingerichtete Bukarester Feuerwehrtruppe vorüberzog, wurde ein Mann von einem türkischen Offizier, dem er zufällig zu nahe getreten war, mit dem Säbel geschlagen. Ein hierauf aus der Reihe der Osmanen fallender Schuß, der einen Feuerwehrmann tot zu Boden streckte, gab das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff auf die Walachen, die sich anfänglich im Laufschritt in die Kaserne zu retten versuchten, dann aber, als die türkische Artillerie auf sie mit Kartätschen schoß, sich mit Todesverachtung auf ihre Angreifer stürzten uud die türkischen Kanoniere von den Geschützen vertrieben. Selbstverständlich konnte aber dieser Erfolg des kleinen Häufleins der türkischen Übermacht gegenüber, trotz der Unterstützung durch die Soldaten in der Kaserne und einen Teil der Bevölkerung, nicht von Dauer sein. Sie wurden nach verzweifelten Ringen zur Niederlegung der Waffen gezwungen, und Omer Pascha zog als Sieger in die Hauptstadt ein, nachdem seine Truppen noch während der Waffenstreckung einzelne ihrer verwundeten

Gegner barbarisch mißhandelt hatten. Die nationalpolitische Legende der Rumänen hat nun diesen blutigen Zusammenstoß zwischen einem kleinen Häuflein tapferer Männer und dem türkischen Erbfeinde mit den Kämpfen vor Plewna in Verbindung gebracht, durch deren glorreichen Erfolg Rumänien 1878 seine volle staatliche Unabhängigkeit errungen hat. Und in diesem Sinne hat auch Ministerpräsident Sturdza gesprochen, als er am 29. Sept. 1901 bei der Einweihung des Denkmals vor der alten Kaserne des Dealu Spirei, auf das Wiedererwachen des politischen Selbstgefühls der Rumänen im Jahre 1848 verweisend, betonte, daß aus dem Blute der todesmutigen Kämpfer vom 13./25. September 1848 die Helden von Griwiza und Smardan erstanden seien.

Bei Beginn des Krimkrieges (1853—56) wurde eine Anekdote breitgetreten, wonach der russische Gesandte Fürst Alex. Menschikow dem Großwezir einen Besuch im Überzieher gemacht hatte, gleichsam um ihn damit zu beleidigen. Nach M. J. Bogdanowitsch (*Wjestnik Jewropy,* 1873, I) ist die Wahrheit folgende: Menschikow war am 28. Februar 1853 zur See in Konstantinopel eingetroffen. Mit Umgehung Fuad Effendis, des Rußland feindlich gesinnten Ministers des Auswärtigen, bat er um eine private Zusammenkunft mit dem Großwezir Mehemed Ali Pascha, dem Schwager des Sultans. Wahrscheinlich lag ein (absichtliches?) Mißverständnis vor, als der Großwezir ihn dennoch offiziell empfing. Menschikow, dies nicht voraussehend, begab sich im Frack und Überzieher zu der Zusammenkunft. Den letzteren nahm er in einem langen ungeheizten Korridor nicht ab, indem er zunächst in ein Vorzimmer zu kommen dachte, wo er den Überzieher hätte ablegen können. Aber als sich am Ende des Korridors ein Vorhang von schwarzem Tuch öffnete, stand plötzlich der Wezir im Galaanzug vor ihm. Jetzt erst konnte Menschikow den Paletot abnehmen, warf ihn über den linken Arm, näherte sich dem Wezir und nahm auf dem angebotenen Sofa Platz, indem er den Überzieher neben sich legte. Die ganze Zusammenkunft dauerte nur eine Viertelstunde.

Auf der Weltausstellung zu Paris 1867 erregte ein Gemälde des polnischen Meisters Jan Matejko (1838—93)

durch seine dramatische Gruppierung wie durch die glänzende Ausführung gerechtes Aufsehen. Es stellte die bewegte Szene dar, wie den Landboten des polnischen Reichstages von 1773, die den Teilungsvertrag der drei Mächte von 1772 zu genehmigen bereit waren, der Landbote Rejtan auf der Schwelle des Sitzungssaales sich entgegenwirft, um sie am Verlassen des Saales zu verhindern. Einer ihrer Führer — Graf Felix Potocki — ist auf dem Gemälde mit der Hand in der Tasche zu sehen, aus der eben Goldstücke gefallen sind, ein Hinweis auf seine Käuflichkeit. Als nun das Bild in fremde Hände übergehen sollte (es bildet heute eine der Zierden der modernen Abteilung der Kais. Gemäldegalerie in Wien), wurde sofort die Anekdote verbreitet, ein Sprosse derselben Familie, welcher der erwähnte Führer angehörte, hätte dem Maler Mangel an patriotischem Gefühle vorgeworfen, daß er nämlich eine derartige Darstellung ins Ausland wandern ließe, worauf der Maler geantwortet hätte: hat das Ausland seinerzeit das Original erkaufen können, so ist es nur recht und billig, daß es heute auch dessen Kopie behalte. Auch diese Anekdote ist erfunden, allerdings gut erfunden. —

Vor einigen Jahren tauchte der an sich nicht üble Vorschlag auf, irgendwo — wenn ich nicht irre: in Paris — solle eine Zentralstelle für photographische Aufnahmen historisch bedeutsamer Ereignisse als eine einwandfreie Hilfsquelle für spätere Geschichtschreiber geschaffen werden. Daß man aber auch der Photographie oder, besser: ihren Kunsterzeugnissen gegenüber mißtrauisch sein möchte, lehrt folgende vergnügliche Plauderei in der Kölnischen Zeitung vom 21. März 1903. „Es wäre merkwürdig gewesen, wenn die illustrierten Wochenblätter die Unruhen in Mazedonien nicht auch durch Bilder erläutert und dazu einige Originalphotographien verwandt hätten. In frühern Zeiten mußte man besondere Zeichner an Ort und Stelle haben, um solche getreue Wiedergaben der Ereignisse mitteilen zu können; jetzt hilft der Kodak. Aber nicht alle Blätter sind in der Lage, einen Sonderphotographen in die interessanten Länder zu entsenden, und müssen sich nun helfen, so gut es geht. Früher wurde gelegentlich im Notfall irgend ein älteres Schlachtenbild genommen, die Uniformen

etwas geändert und die Darstellung war fertig. So entsinnen wir uns den Tod des Marschalls Concha, der 27. Juni 1874 bei Estella gegen die Carlisten fiel, in einem englischen Blatt dargestellt gesehen zu haben; es war aber nur eine geschwinde Änderung des Bildes in der Hiltlschen Geschichte des Krieges 1870/71, das den Tod des Generals v. Craushaar am 18. Aug. bei Saint-Privat darstellte. Ähnlich wurden im griechisch-türkischen Feldzug Zeichnungen aus den Jahren 1870/71 hervorgeholt: nur ersetzte man die deutsche Pickelhaube durch den Fes. Auch die Phantasie der armenischen und mazedonischen Berufsverschwörer reichte nicht immer aus, um die türkischen Grausamkeiten im neuen Gewande zu schildern. So wurden die Armenierinnen, die sich von hohen Felsen mit ihren Kindern in den Abgrund stürzten, um der Schande zu entgehen, von Augenzeugen dargestellt, die sich dazu Ary Scheffers Bild zum direkten Muster nahmen, welches die Suliotinnen beim Kampf gegen Ali Pascha von Janina in gleicher Lage zeigt. Neuerdings tauchen nun Abbildungen auf, die zweifellos nach Photographien gemacht sind, also dem Unkundigen als furchtbares Beweismaterial erscheinen. So spukt jetzt eine Photographie in den Wochenblättern, auf welcher ein türkischer Polizeikommissar und mehrere Gendarmen mit schußfertigem Gewehr einen Tisch umstehen, auf dem mehrere abgeschnittene Köpfe liegen. Natürlich sind es, wie im begleitenden Text hervorgehoben wird, Köpfe unglücklicher Christen, die den türkischen Mördern zum Opfer fielen. Wie in mazedonischen Reisebriefen der Kölnischen Zeitung im vorigen Sommer berichtet wurde, konnte, wer Lust hatte, schon damals in Monastir diese Photographie kaufen. Sie war auch 1902 schon einige Jahre alt, und die Köpfe gehörten einer Räuberbande, die endlich das gerechte Schicksal den Gendarmen in die Hände geliefert hatte. In dem osmanischen Reich liebt man es, die amtliche Tätigkeit durch die Photographie als wirksam zu beweisen. Nicht nur Gebäude oder Festlichkeiten werden festgehalten, sondern auch andere Dinge; denn die Photographie muß ja etwas Wirkliches wiedergeben. So rief der türkische Kriegsminister aus, als er ein Bild der Übungen der tripolitanischen Milizreiterei erhielt: „Also sie sind wirklich vorhanden; bisher

hatte ich es nicht geglaubt!" Ausrottung von Räuberbanden ist nun nicht nur ein verdienstliches Werk der Behörden, sondern auch ein schöner Vorwurf für ein Bild, und in den größern Städten Anatoliens kann man eine ganze Reihe von Photographien finden, welche erschossene Briganten, umgeben von Saptiehs, zeigen. Sie sind bestimmt, nach Konstantinopel geschickt zu werden, um als schlagender Beweis der Hingabe an den Dienst zu dienen. Durchreisende Fremde kaufen sich die Bilder als Andenken: so gelangen sie nach Europa, und in unruhigen Zeiten bieten sie den Wochenblättern eine wundervolle Vorlage, die nur noch der sensationellen Unterschrift bedarf, um urbi et orbi die türkischen Greuel vor Augen zu führen. Liegen sie nicht vor, so wird ein geschickter Zeichner an die Arbeit gesetzt". — Nach demselben Rezept arbeitete im Herbst 1910, als die jungtürkische Regierung die mazedonische Bandenbewegung energisch zu unterdrücken versuchte, weshalb sie von der damals antitürkisch gesinnten französischen Presse „unerhörter Grausamkeit" geziehen wurde, die Pariser Zeitschrift „Le monde illustré". In seiner Nr. vom 29. Oktober (2796) illustriert er einen gehässigen Artikel „Troubles dans les Balkans" unter anderm mit einem Bilde, bekannt „Une exécution en Albanie" — sieht man genauer hin, so handelt es sich um das Hängen eines verbrecherischen Soldaten unter'm alten Régime, also aus der Zeit vor 1908, beim weißen Turm in Saloniki!

Einen schlagenden Beleg für die Schnelligkeit, womit selbst in der angeblich so poesielosen Gegenwart die Legende arbeitet, hat jüngst M. Rudnikowski (im *„Moskowski Listok"* 1904, Nr. 133) geliefert. Während des japanischen Krieges ist am 13. April 1904 das russische Panzerschiff „Petropawlowsk" durch eine Mine untergegangen; dabei hat u. a. auch der tüchtige Vize-Admiral Stepan Ossipowitsch Makarow seinen Tod gefunden. Und im Mai schon erzählte ein russischer Pilger eine Schauermär (die er von einem Augenzeugen haben will), daß der Taucher, der das Wrack auf dem Meeresgrund untersuchen sollte, schreckensbleich heraufgekommen sei und drei Tage und drei Nächte geschwiegen habe. Dann aber habe er berichtet, daß auf dem zerstörten

Admiralsschiffe der heil. Sergius und der mit untergegangene Hieromonach (Erzpriester) Alexei einen allgemeinen Betgottesdienst mit wundersamen Gesang für den Zaren abgehalten hätten. Plötzlich seien alle Toten verschwunden gewesen, mit Ausnahme des Geistlichen, der ihm jenes 3 tägige Schweigen auferlegt habe. Man werde siegen, habe er ihm prophezeit; dann werde auch der „Petropawlowsk" wieder aufsteigen und Makarow die Flottenschau abhalten. Erst hierauf werde der Panzer ins Meer zurücksinken, auf immer! — Begreiflich, daß die Veröffentlichung dieser zugleich rührenden und erhebenden Erzählung von der russischen Zensur (unterm 28. Mai) erlaubt worden ist. (Dresdner Anzeiger vom 21. Juni 1904, S. 35). — Über russische Sagenbildung im allgemeinen findet man feine Bemerkungen in Leo Jordans Aufsatz ‚Zur Komposition des Belisar' (Beil. zur Allgem. Zeitung Nr. 113 vom 18. Mai 1904, S. 297).

Schluß

So haben wir denn gesehen, daß die hübschesten und bekanntesten Anekdoten der Geschichte meist entweder erfunden sind oder doch bei näherer Betrachtung den Zug verlieren, um derentwillen wir sie gern hatten.

Orte, wo etwas geschehen sein soll, gefallen — sonstiges gleichgesetzt — immer mehr als andere, wo nichts geschehen ist, weil wir ihnen in einer gesammelteren Stimmung gegenübertreten und das Erzählte die Einbildungskraft anregt.

Die Treppenwitze der Weltgeschichte haben einen ganz bestimmten Charakter: *„they o'erstep the modesty of nature"* (sie gehen über die Bescheidenheit der Natur hinaus); sie möchten immer alle Begebenheiten in die aristotelischen Einheiten zwängen, haschen wie die Worte nach dem Charakteristischen oder nach dem, was ihnen so scheint. Die Schnelligkeit, womit sie die Ereignisse im Gegensatz zur Wahrheit geschehen lassen, strebt nach dem Bühnenmäßigen und schließlich nach dem Zauberschlage des Märchens hin, während in Wirklichkeit Voltaires Wort gilt: *toutes les affaires sont longues.* Alles organische Werden, alles Embryonenhafte ist ihnen langweilig und verhaßt, ja unverständlich wie einem Kinde, das selbst noch keine Entwicklung mit Bewußtsein durchgemacht hat und darum den Begriff der Entwicklung nicht fassen kann, so wenig, wie ein gewöhnlicher Kopf den der Differentialrechnung. Daher des Kindes Vorliebe für Märchen und deren Knalleffekte, sowie für die Treppenwitze der Weltgeschichte.

„Diejenigen Erscheinungen, welche am leichtesten das Gefühl der Ehrfurcht erregen, werden immer die bühnenmäßigen sein — als solche, welche sich an die Sinne wenden, — welche beanspruchen, Verkörperungen der größten menschheitlichen Gedanken zu sein, welche in einigen Fällen wagen dürfen, selbst eines höheren als menschlichen Ursprungs sich zu rühmen. Dasjenige, was in seinen Ansprüchen geheimnisvoll, in

der Art seiner Tätigkeit undurchsichtig ist, — glänzend bei seiner Erscheinung, strahlend sichtbar für einen Augenblick und dann sich verhüllend, — dasjenige, was verborgen und doch sich offenbarend, oberflächlich und doch wieder tief, anscheinend greifbar und doch gerne mehr als greifbar in seinen Folgen, — dieses, wie sehr seine Formen sich auch ändern oder wie immer wir es bestimmen oder beschreiben mögen, ist es und ist es allein, was der Masse der Menschen heimisch vorkommt.“ (Bagehot, *The English constitution*, London 1872, S. 8.)

Was nun die „dekorativen Elemente“ der Geschichte, die Anekdoten, betrifft, so können wir mehrere Gruppen zusammenstellen, die zu genauer Prüfung auffordern. Danach sind verdächtig Erzählungen und Berichte, in denen die Zahl sieben eine Rolle spielt, Szenen, die gemalt, in Legenden und Volksliedern besungen oder auf die Bühne gebracht worden sind; die Anekdoten über die erste Betätigung junger Genies und die Worte Sterbender*) (diese immer, außer wenn sie besonders trivial sind). Ferner sind verdächtig alle in Schlachten gemachten Ausrufe, erfüllte Prophezeiungen, Erzählungen, in denen der Name des Helden oder des Schauplatzes irgendwie auffallend zur Tat oder zu den Ereignissen paßt, treffende Antworten, Aussprüche, in denen ein Gefühl oder ein Eindruck auffallend charakteristisch wiedergegeben wird: das wahre Gefühl ist plump, wie ein junger Hund. Anderseits haben Leute mit überraschender Treue den Eindruck von Szenerien geschildert, die sie doch nie gesehen hatten, wie Jean Paul im „Titan“ die borromäischen Inseln (nur soll ihm Herzogin Amalie von Weimar dabei hilfreich an die Hand gegangen sein), wie Schiller die Schweiz in seinem „Wilhelm Tell“, Sizilien in der „Braut von Messina“, der „Bürgschaft“ und im „Taucher“. Ferner Berichte, welche die Entstehung der

---

*) Bezeichnenderweise ist das natürlich haltlose Gerücht aufgetaucht, der letzte Präsident der Südafrikanischen Republik, Paulus („Ohm“) Krüger (gest. in der Nacht zum 14. Juli 1904 zu Clarens in der Schweiz), habe sich auf seinem Sterbebette von seiner Tochter, Frau Eloff, das Versprechen geben lassen, daß sein Leichnam in Pretoria bestattet werde, wozu nötigenfalls eine Bittschrift an König Eduard VII. gerichtet werden solle: die „einzige Gunst, die der Präsident je von Großbritannien verlangt habe“. Eine derartige Äußerung hat der Präsident nie getan; auch hat die Familie Eloff die angedeutete Erlaubnis von der britischen Regierung nicht zu erbitten brauchen. Vergl. den „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ vom 11. August 1904.

Wappen, Namen von Städten, Ländern und Familien erklären wollen; alles, was irgendwie typisch und allegorisch geworden ist, alles „Epochemachende“, schließlich alles besonders Rührende, Hinreißende, sehr Edle — es ist ganz gleich, von wem es erzählt wird: „vom Vornehmsten bis herab zum Künstler“. Ebenso, aber leider nicht mit derselben Wahrscheinlichkeit, alles besonders Scheußliche und Entsetzliche.

Wie wenig auf Stammbäume zu geben ist, geht daraus hervor, daß, als 1387 die Burg Lusignan erobert worden war und darauf Jean d'Arras (sowie später Thüring von Ringoltingen aus Bern, 1456) eine Geschichte der Melusine, der mythischen Stammutter der Lusignans, erscheinen ließ, worin sie überschwänglich verherrlicht war, — daß da die Familien Luxembourg, Rohan und Sassenage ihre Stammbäume fälschen ließen, nur um ihre Geschlechter auf das übernatürliche Wesen zurückführen zu können; der Helmschmuck der Lusignans war aber eine badende Frau. (Vergl. auch S. 189 die Familie Bentivoglio.) —

Die Ausrufe, die in Schlachten geschehen sein sollen, sind gerade so erst das Erzeugnis einer späteren Zeit (S. 354) wie das Denkmal, das zur Erinnerung an Ort und Stelle errichtet wird; ja es herrscht sogar eine gewisse Ähnlichkeit zwischen beiden, und das Wort ist mitunter aere perennius — haltbarer als das Erz.

Eine besonders verdächtige Spielart ist die der klugen Mütter bedeutender Männer: „in den biographischen Artikeln des Lexikographen Suidas sind die kontrollierbaren Mütter alle erlogen“. Ebenso verdächtig das hohe Alter, das viele Dichter und Schriftsteller erreicht haben sollen; „dies beruht auf der naiven Anschauung, Männer, die vor langer Zeit gelebt, sich als Greise vorzustellen“.

Eine besondere Gruppe unhistorischer Erzählungen sind ferner die Wander-Anekdoten, denen wir im Texte häufig begegnet sind.

„Gewissermaßen das gemeinsame Eigentum der Menschheit, scheinen sie einherzugehen mit Lücken für Name, Datum und Ort, um solche bei jeder sich bietenden Gelegenheit sich ausfüllen zu lassen . . . . . Hierher gehören jene Geschichten von verschmähten Weibern, welche dann die betreffenden

Männer fälschlich anklagen, von Königstöchtern, welche ihr Vaterland aus Liebe zu einem der feindlichen Krieger verraten und schließlich von diesem für ihren Verrat bestraft werden.“ (Edw. Aug. Freeman, *Historical essays;* London 1875, S. 5.)

Hinzuzufügen sind noch die Berichte über Schlachten, in denen ganze Heere umkommen mit Ausnahme eines einzigen Kämpfers, der dann die Schreckenskunde in die Heimat trägt, und selbst dieser wird manchmal umgebracht. Es paßt somit auf die Wanderanekdoten das bekannte Wort:

„Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort“

oder von Volk zu Volk, von Zeitalter zu Zeitalter, sich den veränderten Umständen anbequemend, und bleiben an ausgezeichneten Persönlichkeiten hangen, wie Wolken an hervorragenden Bergspitzen. Vergl. auch: „Zur Naturgeschichte der Gelehrten-Anekdote“ in W. Ahrens' vergnüglicher Sammlung von „Gelehrten-Anekdoten“ (Berlin, 1910/11, S. 1 ff.).

„Wer das Unglück hat, berühmt zu sein, muß sich gefallen lassen, daß Anekdoten von ihm zirkulieren wie schlechte Münzen.“ (Weber, Demokrit VII, S. 64.)

Hierher gehören z. B. die rührenden Berichte, die von berühmten Musikern erzählt werden, wie sie einen wenig begabten und deshalb heruntergekommenen Kollegen auf der Straße in bitterer Not finden, ihm seine Geige oder, was er gerade spielt, wegnehmen, dem Instrument nun mit ihrer Virtuosität bezaubernde Töne entlocken und schließlich bei den in solcher Weise Gebannten eine Kollekte halten. Zuerst erzählt wird diese Geschichte (nach Ernst Pasqué, in der Frankfurter Zeitung vom 10. Januar 1886) von dem Tenorsänger Jean Ellevian (1765—1842) dem sie 1802 in Paris in den *Champs Elysées* passiert sein soll; daneben auch von den 1770 gebornen Geiger Alex. Boucher, dem berühmten „Alexandre des violons“, der Napoleon I. so ähnlich gewesen sein soll. Die Szene wurde in Kupfer gestochen und noch im selben Jahre auf die Bühne gebracht; sie ist daher vielleicht schon viel älter.

Gleichfalls verdächtig sind die Künstleranekdoten.

„Überall begegnen uns dieselben märchenhaften Nachrichten über die erbärmlich niedrige Herkunft der größten Künstler, über die wunderbare Naturwahrheit ihrer Werke, wodurch sich Tiere und Menschen täuschen lassen, über

erstaunliche Leistungen in der Geschwindmalerei, über gräßliche Experimente mit lebenden Modellen, überall dieselben epigrammatisch zugespitzten Kunsturteile, dieselben Bonmots, dieselben Künstlernarrheiten wie in der antiken Kunst." Gust. Wustmann, Apelles' Leben und Werke (1870, S. 79).

Auch in der Neuzeit, die schon mehr mit historischem Lichte bestrahlt ist, gibt es noch viel zu viele „dunkeln Punkte", als daß nicht geschäftige Erfindung die Lücken im Leben der großen Meister angemessen auszufüllen beflissen wäre. Einen der nach meinem Gefühle gelungensten und reizendsten Scherze oder „Aufsitzer" hat sich kurz vor dem Rembrandtjubiläum der berühmte niederländische Kunsthistoriker C. Hofstede de Groot geleistet, indem er in kühner Weise — die ihm von den „aufgesessnen" Kollegen noch heute bitter nachgetragen wird — im Rahmen der von ihm selbst herausgegebnen „Quellenstudien zur Holländischen Kunstgeschichte" unter dem Pseudonym „M. C. Visser" die prachtvollsten urkundlichen Nachweise zu bisher schwer oder gar nicht lösbaren Problemen aus Rembrandts Erdenwallen Stück für Stück erdichtet oder komponiert hat („Die Urkunden über Rembrandt 1575—1721 neu herausgegeben und kommentiert von Dr. C. Hofstede de Groot. Erstes Supplement von M. C. Visser", Haag 1906). Dr. Hofstede, Dr. Martin, der Unterdirektor des Mauritshauses im Haag, und der Verleger Nijhoff hatten etwa zehn Wochen vor dem Jubiläum, als die Rembrandtliteratur den Büchermarkt überflutete, und als das Bedauern darüber ausgesprochen wurde, daß das Leben Rembrandts so manche empfindliche Lücke für seine Verehrer aufweise, in launiger Stunde verabredet, diesem „längst empfundenen Bedürfnis", wie es in Buchhändleranzeigen zu heißen pflegt, abzuhelfen und das, was man gerne wissen wollte, aber, da der Mund der Archive nun einmal geschlossen war, unmöglich erfahren konnte, auf dem Wege der Fabrikation zu schaffen. Ein Archivbeamter leistete Beihilfe und sorgte für die Schrift der Urkunden, und da selbstverständlich ein eigenhändiger Brief Rembrandts nicht fehlen durfte, schnitt man aus dem Faksimile eines echten Briefes Buchstabe für Buchstabe aus, klebte diese zu Worten zusammen, übergoß alles mit einer das vergilbte Aussehen der Urkunden nachahmenden Sauce und ließ das Ganze schließlich photographieren. Die Quittung Lastmans war einer ähnlichen, noch vorhandenen von Gerard Dou nachgebildet, während die in einem alten Buch angebrachte Korrektur, die von der Hand des Sekretärs der Stadt Leiden herrühren sollte und chronologisch von Bedeutung war, ebenfalls täuschend nachgemacht worden war. Hofstede de Groot hatte den Text der Schrift verfaßt, sämtliche Urkunden und auch das Inventar der Hinterlassenschaft Rembrandts mit dem übrigen Kommentar geliefert, hatte aber dabei, wie bei der ganzen Schrift, Wahres und Falsches so geschickt durcheinandergemengt, daß die Kritik sich schon anstrengen mußte, um den Betrug zu entlarven. Der Kritik war die Aufgabe insofern bedeutend erleichtert worden, als diese Fälschungen absichtlich Fehler einschwärzten, die schließlich doch auffallen mußten. So war der Besuch von Rubens im Haag auf den 9. August 1627 gesetzt, aber an diesem Tage befand er sich schon wieder in Antwerpen; die Reisebeschreibung von Mountague ist vom 1. April datiert, was den einen oder andern stutzig machen mußte.

Überdies war auf eine Seite verwiesen, deren Ziffer das Buch gar nicht erreicht hat, und was den eigenhändigen Brief Rembrandts betrifft, so war er aus verschiedenen Briefen holländischer Maler an Konstantin Huygens zusammengesetzt worden, behufs eines weitern Beleges auf ein Buch im Britischen Museum verwiesen wurde, das dort aber nicht zu finden ist. Jetzt hatte Dr. Hofstede de Groot, den man als das Schlachtopfer irgend eines schlauen Rembrandt-Esterházy bemitleidet hatte, die Lacher auf seiner Seite; denn als man das Adreßbuch der Residenz aufschlug, um Näheres über den Herausgeber des Ergänzungshefts zu ersehen, fand man nur einen einzigen Träger des Namens M. C. Visser, der war aber ehrsamer Bierwirt. (Vergl. die Kölnische Zeitung vom 24. Juli 1906.)

Wolfg. Mozart soll die Ouverture zum „Don Juan" in der Nacht vor der ersten Aufführung geschrieben haben, vom Punschtrinken müde und schläfrig. Das ist einfach ein Unsinn; denn wenn auch das Prager Orchester die Noten „naß auf die Pulte bekam", so mußten sie doch eben für die verschiedenen Mitwirkenden dazu geschrieben worden sein, und das Abschreiben erfordert Zeit.

Von Paul Konewka, dem berühmten Schattenrißzeichner (1840—71), behauptete ein Kunstkritiker, er hätte sein Meisterwerk „Die Illustrationen zu Shakespeares Johannisnachtstraum" in „zauberhafter Geschwindigkeit mit der Schere geschnitten". Konewkas Schwager jedoch, der Dichter Johannes Trojan, erzählt uns in seiner Lebensbeschreibung des Künstlers („Kleine Bilder", Minden 1886, S. 149):

„Wer sie wirklich ansieht, wird das nicht glauben, und in der Tat ist dem nicht so. Sie sind von dem Künstler gezeichnet und von ihm selbst auf Holz übertragen. . . . Sie sind dann vorzüglich geschnitten von einem Meister der Holzschneidekunst, A. Vogel. Ehe sie aber schnittreif waren, hat der Künstler Jahre des Strebens, des Lernens und des Versuchens an sie gewandt. Von seinen unzähligen Entwürfen zu den Figuren des „Johannisnachtstraums" hat Konewka etwa dreihundert aufgehoben, die jetzt vor mir liegen. Diese dreihundert Versuche bieten einen Beweis dafür, daß solche Sachen, die so leicht hingeworfen zu sein scheinen, doch nicht auf die Art entstehen, wie mancher, der mit seiner Arbeit bald fertig und zufrieden ist, es sich vorstellt."

Auch das Kunstwerk wird mit Entzücken empfangen, aber mit Schmerzen zur Welt gebracht, und verdächtig sind Erzählungen über die plötzliche Entstehung oder Veranlassung berühmt oder bekannt gewordener Gedichte, Melodien, Bilder, Statuen und sonstiger Kunstwerke,

kurz über alle Konzeptionen. Noch keine Konzeption ist jemals belauscht worden, und zwischen Konzeption und Geburt liegen viele Monde.

Michelangelo Buonarroti (1475—1564) soll einen Menschen gekreuzigt haben, um danach eine Kreuzigung Christi zu malen. In einer Seitennische der Marienkirche in Danzig hängt ein von Holz geschnitzter Christus am Kreuz; der unbekannte Hersteller soll seinen Schwiegersohn gekreuzigt haben, um danach das Gesicht darzustellen (!). Es gibt auch ein greuliches Gedicht von Adalb. Chamisso über ein entsprechendes Thema: „Das Kruzifix; eine Künstlerlegende". — Ein Seitenstück dazu sind die häufig vorkommenden Uhrmacher, denen nach Herstellung eines wunderbaren Kunstwerkes ihres Faches die Augen ausgestochen werden (Uhr zu Straßburg i. Elſ.). Dies wird auch von dem Nürnberger Hans Düringer erzählt, der 1464—70 die astronomische Uhr in der Oberpfarrkirche in Danzig anfertigte und dafür reichlich bezahlt wurde. Die Schandtat ist eine Erfindung (Löschin, Geschichte Danzigs; Danzig 1828, S. 159).

Die Treppenwitze der Weltgeschichte sind in der Tat wie dem Text zugefügte bunte Illustrationen: illustrieren ja die meisten Bilder der für jüngere Leute bestimmten Bücher fast einzig die Treppenwitze der Geschichte — eben deshalb sieht man nach ihnen gewöhnlich zuerst, eben deshalb prägen sie sich der Erinnerung leichter und fester ein als der Text selbst. Man darf aber fast von jedem solchen „historischen" Gruppenbilde behaupten: „so ist es jedenfalls nicht gewesen". Denn die Bewegung und das Werden kann man nicht darstellen weder in zwei noch in drei Dimensionen, sondern nur die Tendenz dazu; es würde es auch niemand aushalten, zuzusehen, wie eine Blume wächst, selbst wenn er die Zeit dazu hätte. In neuerer Zeit bringen die illustrierten Geschichtsbücher, gleichsam in Anerkennung dieser Erwägung, mit Vorliebe Abbildungen von alten Münzen, Urkunden und Gebäuden, meist unkoloriert. Denn die Farbe eines Dinges ist zwar das, was uns an ihm zuerst in die Augen fällt, und doch ist sie das Unwesentlichste daran. Das Kind aber, das immer nach den Bildern guckt, lernt schwer lesen. Es merkt sich gleichsam nur die Symbole

und spielt mit ihnen, ohne zu wissen, was sie bedeuten. So ist es auch ein Hauptmangel des parlamentarischen Systems, daß alle Kammern besser aufpassen bei persönlichen Zänkereien, bei „Zwischenfällen", als bei der langweiligen, aber wichtigen Besprechung der Zahlen des Voranschlags. Hiermit hängt zusammen, daß Reden, die sich gut anhören, sich meistens schlecht lesen, und umgekehrt, daß solche, die sich gut lesen, sich schlecht anhörten (vergl. Plutarch, Demosthenes 11). Jene vertragen keinen genauen Einblick; diese waren nicht koloriert genug, um den Hörer zu fesseln. Die eigentliche Ursache aber, warum gerade die Treppenwitze der Weltgeschichte sich vorzugsweise dem Gedächtnisse einprägen, ist eben dies, daß in ihnen gewöhnlich irgend eine Tendenz des Einzelnen, der Partei, der Sekte, der Nation, des Zeitalters sich ganz rein ausspricht. Deswegen gefallen sie immer wieder, und weil sie immer wieder gefallen, leben sie immer wieder auf und werden mit Ehrfurcht behandelt.

> „Was sich nie und nirgends hat begeben,
> Das allein veraltet nie!"
>
> Schiller: An die Freude (1802).

Kindliche Gemüter, die noch wenig schmerzliche Bekanntschaft mit den vielen harten Ecken der Außenwelt gemacht haben, erfinden solche Erzählungen und erfreuen sich ihrer, während in der Wirklichkeit der Tendenz ein solch freier Spielraum nie gewährt, sie vielmehr fortwährend zu Kompromissen gezwungen wird. Das Wesentlichste, das Verführerische, ja das Schlechte bei allem Theatralischen ist dieses Siegen ohne Kampf; eben darum muß man bei allem, was sich dem Gedächtnis aufdrängt, befürchten, es habe einen Haken. Das ist eben der zugespitzte Tendenzhaken, womit es haften will; denn wie ein mächtiger Strom sein Delta, so bildet eine mächtige Tendenz sich ihre Tendenz-Anekdote. Die Freude und das Entzücken, das wir manchmal bei ihrer Mitteilung empfinden, sind zu vergleichen mit dem Eindrucke, den ein künstlich angelegtes physikalisches oder chemisches Experiment auf uns macht, indem es uns das Wirken irgend einer Naturkraft in kleinem Maßstab und leicht übersehbar vor Augen rückt, getrennt von störenden Einflüssen, wie es in der Natur

selbst nie vorkommt. Dieses Entzücken gleicht ferner dem, das die Menschen beim Anhören schöner Mythen und tiefsinniger Legenden empfinden, wie wunderbar auch und daher unmöglich der Inhalt sein mag; denn selbst was sich solchergestalt nicht als Gleichnis gibt, ist doch meist nur Gleichnis. Die Geschichte will in diesen Tendenz-Anekdoten das aus sich herauskristallisieren, was die Natur den Naturwissenschaften durch Vorgänge bietet, welche die Engländer *glaring instances* (schreiende Beispiele) nennen: die instantiae ostensivae des Francis Bacon (Novum Organon, II, Art. 14, wo er jedoch vor ihnen warnt, weil sie dem Verständnis zu sehr entgegenkämen). Sie erinnern so an den bei einem Gastmahl auf der Bühne ein Trinklied vortragenden Sänger, der nicht zu seinen Tischgenossen singt, sondern sein leeres Glas erhebt, an die Lampen tritt und sich mit einer leicht nachzusummenden Melodie direkt an das Publikum wendet. So treten auch die Treppenwitze aus dem Rahmen der Weltgeschichte heraus und wenden sich demonstrativer Weise an die Nachwelt. Sie sind auch wie für uns zurechtgemacht und schmeicheln deshalb der menschlichen Eitelkeit; sie funkeln so stark, weil sie schon teilweise geschliffen sind; sie sind wesentlich durchsichtig, während das wirklich sich Ereignende oft undurchsichtig ist.

Wir glauben, verstehen die Wirklichkeit, während es nur ein ersonnenes Märchen ist, das wir begreifen. Aber gerade das Gemachte, Ersonnene unterscheidet die „Poesie" (im weitesten Sinne) von der Geschichte; das wirklich Geschehende, das man erfragen, erforschen kann (ἱστορεῖν = besehen, erkunden, erfahren, erzählen), ist nicht poetisch. Das Gedichtete ist auch meistenteils erdichtet. Daher bemerkt Schopenhauer mit Recht: „Ein Dichter ist man nicht ohne einen gewissen Hang zur Verstellung und Falschheit" (Nachlaß S. 295); Goethe — der ein Dichter war und bleibt, obwohl bei ihm die Summe unabhängiger oder geradezu willkürlicher Erfindungen viel kleiner ist, als man gewöhnlich denkt — sagte zu Eckermann (15. Oktober 1825) mit Beziehung auf die Bestreitung der Erzählungen von der Lucretia und dem Mucius Scaevola: „. . . wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug

sein, daran zu glauben": das ist zu viel verlangt. Ja, wenn es die Größe der Römer gewesen wäre, die diese Anekdoten erfunden hat; aber es war die liebe Eitelkeit und nichts weiter. Doch eben darum machen die Treppenwitze der Weltgeschichte, wenn sie gut sind, auf uns den Eindruck eines Kunstwerkes: sie befriedigen; selbst wenn sie schon an die Karikatur zu rühren scheinen, muten sie uns nett an, wie eine Photographie mit einer gewissen Selbstironisierung immer besser gefällt als eine ganz ernste. Dagegen kann die wirkliche, ernste Geschichte, die eine Wissenschaft, aber keine Kunst sein soll, nie befriedigen, weil das die Natur ihres Themas, des Menschen, nicht zuläßt und es der Wissenschaft überhaupt nicht möglich ist. Eben deshalb aber, weil die Treppenwitze immer schon eine Leidenschaft, eine Tendenz, eine Neigung so abgelöst, abgeklärt hinstellen und gewissermaßen destilliert vorzeigen, wie es in der Wirklichkeit nie vorkommt, üben sie auf den Künstler, sei er nun Maler, Bildhauer, Dichter, Rhetor oder Romanschreiber, eine so eigentümliche Anziehung aus, dessen Aufgabe ja ist, uns die Vorgänge des Lebens verständlich und leicht übersehbar — nicht auf dem mühsamen Wege der Wissenschaft, sondern gleichsam mit einem Male — zur Anschauung zu bringen. Die Hälfte der Arbeit ist ihm abgenommen. Selbst die Historiker haben sich oft und gerne von diesen „Tendenzanekdoten" berücken lassen; ja, sie haben sie vorzugsweise aufgesucht und gesammelt, wie (Pseudo-)Plutarch dies von sich selbst bemerkt, in der Widmung seiner „Sammlung der Aussprüche von Königen und Feldherren" an Kaiser Trajan und wie es unter den Neueren manche getan haben, ohne es anzuerkennen. Den Kindern und dem Volke gefällt immer das Sichtbarwerden und Sichgeltendmachen einer einzelnen Persönlichkeit, eines einzelnen Strebens; daher die unbegrenzte Volkstümlichkeit aller Freischarenführer, mögen ihre Pläne und Unternehmungen noch so aussichtslos sein; daher auch die vielen Erinnerungen in Rom an Nero und in Moskau an Iwan IV. den Schrecklichen; es waren Scheusale, aber folgerichtige Scheusale. Selbst der Roman gefällt den meisten Menschen besser als die Wirklichkeit, weil die Personen im Roman leichter durchschaubar sind; am auffallendsten ist dies bei Charles Dickens.

„Nur in einer idealen Geschichte kann ein einzelner Gegenstand an und für sich betrachtet werden, in abgeschlossener plastischer Gestaltung und in antiker Ruhe, wie der Bildhauer eine Götter- oder Heroengestalt frei und losgemeißelt hinstellt in den freien Raum. Die Gegenstände des Mittelalters zeigen uns dagegen überall das bewegtere Leben des Hautreliefs, in welchem sich die Gestalten mit dem Hintergrunde des Marmors verflößen [veraltetes Faktitiv von fließen: hier soviel wie ineinanderfließen, verschmelzen] und nur teilweise aus ihm herausarbeiten, ganz dem Charakter des wirklichen Lebens gemäß, wo der Mensch nur selten einige Glieder frei aus den ihn beengenden Fesseln der Verhältnisse herausstreckt." (K. F. Klöden, Ueber die Entstehung, das Alter und die früheste Geschichte der Städte Berlin und Cöln; Berlin 1839, Vorwort S. VII.)

Der Treppenwitz der Weltgeschichte hat auch einen sozialistischen Zug (vergl. S. 265): er gefällt sich in der Demütigung des Hohen und berichtet gern die niedrige Abstammung später höchst einflußreicher Personen, und wie ihre Geburt und Erhaltung einst an einem Haare gehangen habe — womit er dann zarter Weise andeutet, daß es schließlich wohl auch ohne sie gegangen wäre. Desgleichen faselt er gern, daß wichtige Entdeckungen und Erfindungen nicht dem Nachdenken der sich mit dem Gegenstand Beschäftigenden, sondern dem Zufall zu verdanken seien (vergl. S. 328 ff.).

Über die Erfindung des Glases z. B. bemerkt Antonius van der Linde (Gutenberg, Geschichte und Erdichtung; Stuttgart 1878):

„Es ist eine Lieblingsidee der Sage, den Zufall zum bloßen Impuls hochwichtiger Neuerungen zu machen, wie wir dies z. B. an den Histörchen gewahr werden, welche die Erfindung des Glases, des Schießpulvers, der Ölmalerei aus zufällig sich darstellenden Mischungen erklären wollen. In Syrien, sagen die alten Quellen, am Fuße des Carmel, wo der Fluß Belus in das Meer fällt, strandete ein Fahrzeug, an dessen Bord Salpeterhändler sich befanden. Um die Mahlzeit zu bereiten, legten sie unter ihre Töpfe Stücke Salpeters, da keine Steine zur Hand waren. Und als jene nun zu glühen anfingen und sich mit dem reinen Flußsande vermengten, da sei eine durchsichtige Masse weggeflossen, das Glas. Diese Geschichte, schon durch den angeblichen Mangel an Steinen in der unmittelbaren Nähe eines Gebirges sehr merkwürdig, berichtet der berühmte römische Enzyklopädist Plinius (Hist. nat. 36, 26). Den gewichtigsten Einwand gegen die Richtigkeit der Erzählung macht der Techniker; — denn es ist nicht möglich, daß ein so geringer Hitzegrad, wie ihn das Kochfeuer entwickelt, dazu ausreichen sollte, um jene beiden Stoffe, aus denen allerdings eine glasige Masse entstehen könnte, zu schmelzen und in flüssigen Zustand zu versetzen."

Daß auch sonst die Phöniker ihres früher fast dogmatisch behaupteten Entdeckerruhmes entkleidet sind, ist das Ergebnis der jüngsten Forschungen über die nur ein Jahrtausend ältere kretisch-minoïsche Kultur. Als frühestes datiertes Glas gilt ein Stück von 1830 vor Chr. (Amtliche Berichte aus den kgl. preuß. Museen XIX, 134.)

Oft wird das Leben berühmter Persönlichkeiten, besonders von Königen, deren Stellung allerdings einer solchen Darstellung am meisten entgegenkommt, so geschildert, als ob sie von Anfang an ein festes Programm für ihr Wirken gehabt, dieses sogleich klar erkannt, alles Ablenkende vermieden und nichts ihm Günstiges übersehen, alle Hindernisse sogleich überwunden und es schließlich in allen seinen Teilen durchgeführt hätten. Dies ist wohl immer falsch. Vergl. für diese Neigung des Treppenwitzes den Schwur des Knaben Hannibal (S. 131).

Eine zweite Eigenschaft beruht in einer Erscheinung, die man Pendantismus nennen möchte. Auch hierfür ein Beispiel:

„In der Erzählung [der Apostelgeschichte] findet sich vorerst die auffallende Übereinstimmung zwischen den Taten und Schicksalen des Petrus und der älteren Apostel auf der einen, des Paulus auf der andern Seite. Beide Teile werden sich nicht bloß im allgemeinen durch die Schilderung ihrer Wundertätigkeit gleichgestellt, sondern es gibt auch im besondern keine Art petrinischer Wunderwirkung im ersten Teil, welche nicht durch den zweiten dem Paulus gleichfalls zugesprochen würde." (Ed. Zeller, Die Apostelgeschichte kritisch untersucht, Stuttgart 1854, S. 320.) —

Gerade die gewaltigen Menschen lernt man nie aus. Die Formel, die sie auflöst, ist, wie die der verwickelten Gleichungen höheren Grades, noch nicht gefunden worden. Ähnlich verhält es sich mit der Natur eines ganzen Volkes.

„Kein Volk ist etwas abstrakt Definierbares; vielmehr sind alle Völker Wesen mit den verschiedensten Eigenschaften und den mannigfaltigsten Seiten; kein historisches Ereignis beleuchtet irgend ein Prinzip ausschließlich, jede Ursache ist durchflochten und umgeben mit hundert andern. Die beste Geschichte ist doch nur wie die Kunst des Rembrandt; sie wirft ein lebhaftes Licht auf gewisse ausgewählte Ursachen, auf solche, welche die besten und größten waren; — alles übrige läßt sie im Schatten und unerschaut." (W. Bagehot, *Physics and politics*; deutsch: „Der Ursprung der Nationen", 2. Aufl., Leipzig 1883.)

Diese ihre Manier aber wird die Geschichte aufgeben; sie wird sich vielmehr — und sie tut es schon — mehr und mehr zur Statistik neigen. Ja, es fragt sich, ob diese beiden Wissenschaften nach weiterem jahrhundertelangen Fortschritt nicht in einanderfließen werden, und ob nicht aus der Aufzählung der hübschen Pointen, die sich das Menschengeschlecht nachträglich zu seiner Geschichte ersonnen hat, eine selbständige Wissenschaft sich bilden wird. Mit der eigentlichen Geschichte haben diese nichts zu tun. Es machen daher manche Geschichtswerke, in denen der Verfasser fast auf jeder Seite genötigt ist, in einer Anmerkung gegen irgend eine dieser Fabeln zu protestieren, den Eindruck von jemand, der schreibt und sich dabei fortwährend die Fliegen abwehren muß. Wir nennen das Ungewöhnliche merkwürdig, während doch eigentlich dem Gewöhnlichen diese Bezeichnung zukommt. Aus der Statistik und der Geschichte würden, wenn wir dies festhielten, die einfachen Gesetze, die das Schicksal der Nationen und des Menschengeschlechts regieren, durch weiter und weiter fortschreitende Verallgemeinerungen hervorgehen, wie die Keplerschen Gesetze aus den fleißigen Beobachtungen Tychos und wie die Gesetze der Vererbung und Anpassung bei den Organismen aus den mühsamen Forschungen der modernen Naturforscher. Auf die charakteristischen Pointen aber, die immer in der Tangente abfliegen, legt man jetzt weniger Wert, ja ist ihnen feindlich gesinnt, weil man durchschaut zu haben scheint, daß alles Charakteristische zur Karikatur neigt (caricare beladen, überladen). Ja, die Treppenwitze der Geschichte sind Karikaturen, die man nur nicht gleich als solche erkennt.

So wird die Geschichte jetzt unter unseren Augen*) eine Wissenschaft, indem ihr die Statistik den Stoff zu liefern an-

---

*) Hier möchte ich ausnahmsweise feststellen, daß der Wortlaut durchaus von W. L. Hertslet selbst noch herrührt. Inzwischen sind bekanntlich Karl Lamprechts und Kurt Breysigs Schriften erschienen, worin das von jenem angeschnittne Problem gründlich behandelt und probiert worden ist — fürwahr eine glänzende posthume Rechtfertigung des mit klug beobachtenden Augen seine Umwelt musternden Bankherrn! Ich für meine Person denke allerdings über das Finden historischer „Gesetze" etwas skeptisch und halte es mit Rümelins „Beobachtungen".

fängt, und sie wird aufhören, ein fast auf das Leihbibliotheken-publikum berechnetes, chronologisch geordnetes, novellenartiges, biographisches Lexikon oder eine ausschließliche, trostlose Aufzeichnung von Kriegen zu sein. Dann wird der Vorwurf Schopenhauers, der Inhalt der Geschichte wären die europäischen Katzbalgereien (Jul. Frauenstädt, „Arthur Schopenhauer. Von ihm über ihn"; Berl. 1863, S. 301) nicht mehr zutreffen. Es ist ein Lieblingsgleichnis Bacons, daß die Zeit wie ein Strom das Leichte und Hohle uns zuführe, das Schwere und Feste aber untersinken lasse. Es ist dies im ganzen gewiß nicht richtig. Allein gerade hier hat der Ausspruch viel für sich.

Doch wie man Kindern die „Moral" nur am Ende von Fabeln, ganzen Völkern nur im Gefäße von Mythen oder Religionen beibringen kann, so wird wohl auch noch lange Zeit bei den „Gebildeten" die Geschichte hauptsächlich durch ihre Treppenwitze Eingang finden,

> um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
> den goldnen Duft der Morgenröte webend,

weil ihnen zu einem gründlicheren Studium etwas sehr Wesentliches fehlt — die Zeit.

Register

1. Besprochenes

2. Maler usw., deren Bilder erwähnt werden

(Vergl. S. 10. 450. 452 ff.)

3. Register zu den „historischen Worten“, zu den Liederanfängen usw.

Deutsch

Englisch

Französisch

Griechisch

Holländisch

Italienisch

Lateinisch

Spanisch

Druck von G. Kreysing in Leipzig.





